J. Annegarn's

allgemeine

Weltgeſchichte

für die

katholiſche Jugend und für Erwachſene.

Vierte Ausgabe, abermals bedeutend erweitert und verbeſſert

von

Heinrich Overhage,
Pfarr-Dechant zu Werne.

Achter Band:

Von der Befreiung Europa's bis auf unſere Tage.

Münſter, 1852.
Druck und Verlag der Theiſſingſchen Buchhandlung.

Vierter Zeitraum.

Von der Befreiung Europa's bis auf unsere Tage.

(1813—1852.)

---

§ 1.

Napoleon zieht nach Rußland.

(1812.)

Seit dem Frieden von Tilsit war der russische Kaiser Alexander lange ein treuer Freund des Kaisers Napoleon, und er sperrte auch alle russische Häfen den Engländern. Da der russische Handel nun ganz gelähmt wurde, so gab der Czar denselben wieder frei, auch mit England, und gerieth darüber alsbald mit Napoleon in Zwist. Dazu kam, daß Napoleon das Herzogthum Oldenburg mit Frankreich vereinigte. Der Herzog dieses Landes war aber ein naher Verwandter des russischen Kaiserhauses.

Da alle Unterhandlungen fruchtlos blieben, so rüsteten beide Staaten sich bereits im Jahre 1811 zu einem hartnäckigen Kriege. Rußland machte mit den Türken Frieden, und verbündete sich mit England, Schweden und der Regentschaft in Spanien; Frankreich brachte nur Dänemark auf seine Seite, und versuchte umsonst, den Frieden mit England zu schließen. Napoleon mochte auch glauben, keiner neuen Bundesgenossen zu bedürfen, denn seinen Adlern folgten Franzosen, Holländer, Schweizer, Deutsche aus den Staaten des Rheinbundes, Italiener, Spanier und Portu-

gießen; Preußen stellte 20,000 Mann Hülfstruppen, Oesterreich 30,000 Mann. Den 9. Mai 1812 reiſete Napoleon von St. Cloud zum Heere ab, und in der Mitte des Junius erreichte er Polen. Faſt eine halbe Million Krieger hatte er um ſich geſchaart, und den Polen verkündigte er die Herſtellung ihres ehemaligen Reiches. Dieſe unterjochten und freiheitliebenden Männer empfingen ihn mit hoher Begeiſterung, und ſtellten ſich unter ſeine Adler. Das franzöſiſche Heer mit dem Troß betrug jetzt faſt eine Million, aber Rußland erbebte nicht. Erſt den 22. Juni 1812 erließ Napoleon die förmliche Kriegserklärung gegen Rußland, und ſchon am folgenden Tage überſchritt er den Niemen, den ruſſiſchen Gränzfluß. Der Würfel war geworfen. Schön ſingt hierüber der Dichter:

An dem Tag der Sonnenwende,
Wo die Sonn' am höchſten ſteht,
Und von dannen ihrem Ende
Raſch entgegen niedergeht,
Trat, nicht achtend auf das Zeichen,
Das am Himmel vor ihm ſtand,
Mit dem Heer aus hundert Reichen
Jener an des Niemens Rand.

Der ruſſiſche Feldmarſchall Barclay de Tolly, dem der Kaiſer Alexander den Oberbefehl übergeben hatte, um ſelbſt im Innern ſeines Reiches größere Vertheidigungsmaßregeln anzuordnen, ließ die Franzoſen ruhig vorrücken. Nur Smolensk, eine durch geſchichtliche Erinnerungen merkwürdige Stadt, ward anfangs vertheidigt, aber obwohl wiederholte Stürme der Franzoſen glücklich abgeſchlagen wurden, ſo räumte Barclay de Tolly doch dieſen Ort, und übergab ihn brennend und als einen Trümmerhaufen dem Feinde. Nach mehren kleinern Gefechten, kam es erſt am 7. September bei Borodino an der Moskwa zu einer bedeutenden Schlacht, die 10,000 Menſchen von beiden Seiten zuſammen das Leben koſtete. Die Ruſſen führte nun der alte Kutuſow an, dieſer Waffengenoſſe Suwarows, ein ächter Moskovit, — Barclay de Tolly hatte ihm weichen müſſen, über deſſen Kriegesführung man klagte, wie einſt die Römer über Fabius den Zauderer. In ſoweit verloren die Ruſſen, daß ſie den Franzoſen das Schlacht-

feld überließen — aber sie flohen nicht, sondern zogen in guter Ordnung zurück, und hatten die Gegend weit und breit verwüstet, damit die Franzosen sich in dem Lande nicht lange halten könnten.

Dennoch drang der tollkühne Napoleon immer weiter vor. Sein Vortrab sah bald von einem Hügel herab, bei einem herrlichen Wetter, tausend vergoldete Thürme vor sich liegen, die in der Ferne goldenen Luftballons glichen. Ganz entzückt über den Anblick, vernahmen die Franzosen, daß dies Moskau sei, das Herz von Rußland, und nun scholl aus allen Kehlen der Jubelton: Moskau! Moskau!

Den 14. September rückten die ersten Franzosen in die Riesenstadt ein, Napoleon selbst folgte den 15. September gegen Mittag, aber sieh! keine Abgeordneten kamen ihm entgegen, keine gaffende Volksmenge war auf den Straßen, sondern alle Häuser fand man verschlossen, eine grauenvolle Grabesstille herrschte in der unabsehbaren Einöde. Die Offiziere pochten an die Paläste; ein Pförtner trat vor, und überreichte die Schlüssel zum ganzen Hause. Man öffnete einige Kirchen: die Altäre waren festlich aufgeziert, und Hunderte von Lampen flimmerten in jedem Tempel, bei welcher religiösen Pracht die Franzosen ein ganz eigenes Gefühl ergriff. Priester, Beamten fand man nirgends; bei näherer Untersuchung traf man in vielen Häusern noch Kinder, schwache Greise und loses Gesindel, zum Theil Verbrecher, welche der russische Stadtkommandant, Graf Rostopschin, bei seinem Abzuge aus den Kerkern entlassen hatte. Kurz, Napoleon hatte einen Einzug in Moskau, wie ehedem der Gallier Brennus in Rom, und der Kaiser der Franzosen war jetzt am Ziele seiner Laufbahn. Da er den Fuß in Moskau setzte, verließ ihn das Glück, und schlug für Europa die Stunde der Befreiung, in Moskau sollte der Unterdrücker Europa's gerichtet werden. Vergebens hatten bereits zu Smolenks im Kriegesrathe sich viele Stimmen gegen die Fortsetzung dieses unheilvollen Krieges erklärt; der bisherige Günstling des Glückes, der Stolze, der zu vergessen schien, daß auch über ihm ein Oberherr walte, war verblendet, und seinem eisernen Willen sollte sich alles beugen oder brechen.

§ 2.

Moskau brennt.

(15—20. Sept. 1812.)

Kaum hatte Napoleon von dem Kreml, der Burg der ruſſiſchen Czaren, Beſitz genommen, als in der Mitte der Stadt eine dichte Rauchwolke aufſtieg. Es war der brennende Bazar, den die Ruſſen wahrſcheinlich angeſteckt hatten, damit die koſtbaren Waaren, die dort aufgeſchichtet lagen, und bei der Flucht der Bürger nicht hatten weggebracht werden können, den Franzoſen nicht in die Hände fallen möchten. Napoleon befahl zu löſchen, aber ſeine Soldaten plünderten lieber mit dem ruſſiſchen Pöbel in die Wette. Als das Feuer auch die Vorräthe von Oel, Harz und Vitriol in den Kellern ergriff, da ſprühete der Bazar Flammenſtröme nach allen Seiten aus, und verwandelte Hunderte von verwegenen Plünderern in Aſche.

Am folgenden Tage ſtand auf einmal Moskau an 500 Ecken zugleich in Brand, die Franzoſen ſahen ſich rings von einem Feuermeere umgeben. Napoleon ließ die Brandſtifter aufgreifen, alle waren Ruſſen, zum Theil Verbrecher aus den Kerkern der Stadt. Sie wurden auf der Stelle niedergemacht; aber andere legten noch immer mehr Feuer an. Die Franzoſen wollten löſchen, aber alle Brandſpritzen waren aus der Stadt fortgeführt. Es iſt vielſeitig behauptet worden, der Stadtkommandant von Moskau, Graf Roſtopſchin, habe die Stadt ſelbſt anzünden laſſen; indeſſen hat derſelbe ſpäter öffentlich erklärt, er habe die Brandlegung nicht angeordnet. Das Feuer trieb die verſteckten Bewohner aus ihren flammenden Häuſern, aber 12,000 Kranke, die von ihren Betten nicht aufſtehen konnten, verbrannten lebendig in den Hoſpitälern. Auch die vergoldeten Thürme und Kuppeln der Kirchen, die geſtern noch herrlich in den Strahlen der Sonne glänzten, ſanken in Aſche, und das glühende Eiſenblech und flüſſige Blei, das ſonſt die Tempel deckte, fiel den plündernden Franzoſen auf die Köpfe. Am Abend hielt ſelbſt Napoleon im Kreml ſich nicht mehr für

ſicher: er zog ſich aus dem Feuermeere zurück, während oft auf den Straßen die Flammen über ſeinem Haupte zuſammenſchlugen. Nur mit genauer Noth entkam er unverletzt nach dem Luſtſchloſſe Petrowskoy vor der Stadt; ſeine Marſchälle und Generale folgten ihm dahin, auch der größte Theil des Heeres lagerte ſich um die brennende Stadt, und wohnte mehrere Tage in Lauben oder unter Bäumen. Der Regen goß vom Himmel, und die wenigſten Franzoſen hatten ein Obdach, den Brand löſchte der Regen aber nicht, der Sturm peitſchte vielmehr den Brand von Norden nach Süden durch die Stadt, und bald lagen drei Viertel von Moskau in Aſche. Da erlaubte Napoleon eine allgemeine Plünderung, eine Legion nach der andern ward in die Stadt gelaſſen, wo die breiteſten Straßen waren, und die Beute übertraf noch immer alle Erwartung. Die Generale griffen nach den edeln Metallen, und legten im Kreml ordentlich Schmelzöfen an, das Silber von Borden u. dgl. in Stangen zu gießen, wobei König Murat beſonders eifrig war. Viele Franzoſenhaufen hatten ihre Beute auf Wagen geladen, kamen ſie aber dem Thore näher, ſo fanden ſie den Ausgang durch Feuer geſperrt, denn eben an der Ringmauer wüthete der Brand am ſtärkſten. Sie kehrten um, und da ſie anderswo ſich einen Weg aus der Stadt ſuchten, verirrten ſie ſich, geriethen in noch größeres Feuer, und viele verbrannten lebendig bei ihrer Beute.

Als nach 5 Tagen der Brand aufhörte, kehrte Napoleon zu dem Aſchenhaufen zurück. Nur etwa der 10. Theil der Häuſer ſtand noch, der Kreml war noch wenig beſchädigt. Aber was ſollte die große Armee der Franzmänner nun eſſen? Womit ſollten ſie ihre Pferde füttern? In Moskau waren alle Vorräthe vernichtet. Man ſchickte alſo große Schaaren aus, die nahen Dörfer auszuplündern. Aber hier ſchwärmten Koſacken und reguläre Truppen, und ſtachen manchen Franzoſen nieder. Je weiter ſich die Plünderer von Moskau weg wagten, deſto weniger kamen von ihnen zurück.

Napoleon fürchtete vor dem nahen Winter. Deſto weniger dachte er an einen Zug gegen das nordiſche Petersburg,

und bot dem General Kutusow den Frieden an, ja er schrieb deshalb eigenhändig an den Kaiser Alexander. Beide ließen ihm ihre Verwunderung über den Antrag melden, da für die Russen der Krieg jetzt erst beginne. (Bis dahin hatte man ihn mit der Hoffnung auf Frieden arglistig hingehalten, damit die Kälte das schlecht gekleidete und des Nöthigsten entbehrende Heer auf dem Rückzuge vernichte.)

Dies geschah in den ersten Tagen des Octobers. Noch immer herrschte bei Moskau herrliches Sommerwetter, und die russischen Bauern, welche schon um Michaelis hier alle Jahre Schnee gewohnt waren, meinten am Ende selbst, die verhaßten Franzosen müßten wohl unter dem besondern Schutze des Himmels stehen. Aber der kluge Napoleon traute dem schönen Herbstwetter dieser Gegend nicht, und befahl, Moskau zu verlassen, unter dem Vorgeben, nach der Ukraine zu ziehen. Im Grunde wollte er nach Polen zurückkehren, jedoch auf einer andern Straße, als welche er gekommen war, denn dort hatte er selbst alles verwüstet. Den 19. October 1812 verließ er Moskau, welches er völlig einen Monat besessen hatte, und sein Nachtrab mußte noch den Kreml in die Luft sprengen, ein Theil davon blieb jedoch stehen.

§ 3.

Napoleon flieht aus Rußland.

(October—November 1812.)

Anfangs war der Rückzug der Franzosen noch ordentlich, und besonders Ney leitete ihn mit bewundernswerthem Talente. Erst kam die Reiterei mit dem Fußvolke und den Kanonen, dann die Wagen mit der ungeheuern Beute, welche einige Meilen Weges einnahmen, zuletzt die Munitionswagen. Aber noch jenseits Kaluga warf Kutusow die Flüchtlinge auf ihre alte Straße zurück, eine Wüste, welche sie sich früher selbst bereitet hatten. Bald hatten sie für die Pferde kein anderes Futter, als Stroh von den Dächern der Bauernhütten, die am Wege noch standen.

Viele Pferde fielen um, und wenn man einen Pulverwagen nicht mehr fortbringen konnte aus Mangel an Pferden, so sprengte man ihn in die Luft. Napoleon selbst war immer einen Tagesmarsch voraus, und ließ in der Verblendung alles zerstören, was seinen nachfolgenden Truppen zur Erquickung hätte dienen können. Bei Borodino fanden die Franzosen auf dem Felde 20,000 von Hunden und Raubvögeln benagte Gerippe ihrer ehemaligen Waffenbrüder wieder, die nach 2 Monaten noch nicht beerdigt waren. Ein Franzose, der beide Beine verloren hatte, lebte noch, kroch zwischen den Leichen umher, nährte sich von den Kräutern eines nahen Baches und von den Brodkrummen aus den Taschen der Gefallenen, und schlief des Nachts in dem Gerippe eines Pferdes, dessen faules Fleisch er als Pflaster auf seine Wunden legte. Ein menschenfreundlicher General, der den Armen sah, nahm ihn zu sich in seinen Wagen.

Noch immer war bei Tage herrliches Sommerwetter, und so trösteten sich die Franzosen noch fortwährend, obschon auch die Generale kein anderes Fleisch mehr genossen, als Pferdefleisch; nach 3 Tagen hoffte man Smolensk zu erreichen, welches nur noch 10 Meilen fern lag. Aber nun hüllte sich seit dem 8. November die Sonne in schwarze Wolken, Tag und Nacht fluthete der Schnee hernieder, der Wind heulte, die Kälte stieg bald zu 20 Grad. Jetzt fielen die Franzosen, nur noch in Lumpen gehüllt, zu Tausenden nieder, und wurden mit Schnee bedeckt; die vielen Leichen gaben der Schneefläche auf der Landstraße eine wellenförmige Gestalt wie auf einem Gottesacker. Schaaren von Hunden, die von Moskau mitkamen, lebten nur von gefallenen Menschen und Thieren, und heulten schon um die Lebenden her, als freuten sie sich auf deren baldigen Tod.

Zu Smolensk konnte man nicht alle Kranken unterbringen, man machte ihnen Feuer auf den Straßen an, oder legte sie auf Wagen, und am andern Morgen waren die meisten erfroren. Da kam auch Kutusow mit seinen durch Pelzmäntel gegen Sturm und Kälte geschützten und zudem an das Klima gewöhnten Truppen hinter ihnen an, schon beschoß er die Brücke von Smolensk, schon war

Platow mit seinen Kosacken in der Vorstadt, und vor ihnen, wie Napoleon erfuhr, rückten zwei russische Generale, Wittgenstein und Tschitschagow, von verschiedenen Seiten einander näher, um an der Beresçina sich zu begegnen, und den Franzosen den Ausgang aus Rußland völlig zu sperren. Da frommten alle Heldenthaten eines Eugen, Davouſt, Oudinot, Victor und Murat nicht, denn die Herren der Welt wurden jetzt von dem Herrn Himmels und der Erde bekriegt. Nun galt es eilen, um vor den Russen die Beresçina zu erreichen. Die Soldaten ließen die Kanonen stehen; warfen ihre Gewehre, Patrontaschen, Küraſſe, Kaskets weg, um desto besser laufen zu können, und der Weg von Smolensk bis an die Beresçina war mit Waffen aller Art und todten Pferden bedeckt; 40,000 Menschen erfroren oder verhungerten wieder auf diesem Zuge, und mit den Leichen ihrer Kameraden füllten die noch lebenden Flüchtlinge, wo es Noth that, die Gräben aus, um sich selbst die Straße ebener zu machen, und fuhren über sie her. Die Kranken blieben hülflos am Wege liegen; jeder suchte nur mitzunehmen, was er in Moskau sich zusammengeplündert hatte. Dabei wurde der flüchtige Haufe, der nur noch 25 Kanonen hatte, fast stündlich seitwärts und im Rücken von den Kosacken angegriffen, endlich schreckte schon der Name Kosack die einst so tapfen Franzosen. Ehe sie die Beresçina erreichten, hatten sie 40,000 Gefangene an die Kosacken verloren, obschon sie alle Dörfer hinter sich anzündeten, um den russischen Horden das Folgen unmöglich zu machen. So weit ging der Gräuel, daß die Franzosen in den Dörfern, die sie verließen, ihre eigenen Kranken mitverbrennt haben sollen, jedoch gewiß nicht aus Absicht, sondern aus Unwissenheit und Verwirrung.

Den 25. November war der Rest der Franzosen bei Borisow vereinigt, noch 70,000 Mann, meist Garnisonsoldaten, die den Zug nach Moskau nicht mitgemacht hatten. Die beiden russischen Generale waren jenseits der Beresçina schon vereinigt, aber Napoleon täuschte sie durch seine Bewegungen, daß sie nicht errieten, wo der Uebergang eigentlich geschehen sollte. Schnell wurden zwei Brücken gemacht, eine für die Fußgänger, eine für die Wagen;

ein dichter Wald jenseits vereitelte alle Hindernisse, welche die Russen legen konnten. Den 26. November begann der Uebergang, Nachmittags 2 Uhr, und als die Nacht eine brach, machten diejenigen, an welchen noch nicht die Reihwar, sich Feuer an, welches aber sehr schwer zu bewerkstelligen war; die daher glücklich ein Feuerchen besaßen, jagten jeden Kameraden, der sich ihm näherte, davon. Wie um ein Feuer, so sah man andere sich um ein Bund Stroh, um ein Stück Brod oder Pferdefleisch schlagen. Eben so heftig stritt man, wer zuerst über die Brücke kommen sollte. Als es Tag wurde, brach die Brücke, welche für Wagen bestimmt war, und nun wollte die Bagage und Artillerie den Fußgängern die andere Brücke streitig machen. In dem Kampfe verloren viele ihr Leben. Indessen näherten sich die Russen dem französischen Nachtrabe — schon pfiffen ihre Kugeln über den Köpfen der Tausende von Kriegern, Weibern, Kindern, Kranken, die noch nicht über den Fluß waren. Die Angst vor dem Tode löste nun alle Ordnung auf: alle drängten sich über die einzige Brücke, die Kranken und Schwachen wurden von den Gesunden verdrängt, und in den Fluß gestoßen, der nur halb zugefroren war; andere geriethen den übrigen unter die Füße, und wurden von ihnen zertreten. Einige Zertretene hatten noch Kraft genug, ihre Zertreter an den Beinen zu fassen, und zogen sie mit sich in den Tod. Verzweiflung bemächtigte sich aller; viele tausend Unglückliche, die nicht über die Brücke kommen konnten, sprangen auf eine Eisscholle, um auf derselben hinüberzuschwimmen, aber die meisten ertranken, da das Eis unter ihnen brach. Viele hundert Menschen wurden unter den Kanonen gerädert.

Endlich kamen die Russen dem französischen Nachtrabe so nahe, daß zu befürchten war, sie möchten mit den Franzosen zugleich über die Brücke dringen. Da befahl Napoleon, die Brücke in Brand zu stecken. Es geschah, und die Franzosen, welche nun noch hinüber drangen, wurden ein Raub der Flammen.

Von den 70,000 Franzosen erreichten nur etwa 30,000 das andere Ufer der Beresina; die andern fielen den rachsüchtigen Russen in die Hände, wurden gleich nackt ausge-

zogen, und starben nach einigen Stunden, 40,000 Menschen. Die aus Moskau geplünderten Kostbarkeiten gingen fast alle hier an der Bereſcina verloren, nur etwas Geld hatte noch mancher Franzoſe, der das jenſeitige Ufer erreichte, aber was half es ihm? Er konnte hier keine Lebensmittel für die größten Summen kaufen.

Noch ehe man Wilna erreichte, fuhr Napoleon voraus, und verließ ſeine armen Soldaten. Zu Warſchau kroch er den 10. December in einen Kutſchkaſten, der auf einer Schleppe von Fichtenbalken ruhete, und in dieſem ſogenannten Schlitten eilte er davon; den 18. December war er ſchon wieder in Paris.

Nun löſete ſich alle Ordnung bei den Flüchtlingen auf, Offiziere und Gemeine kümmerten ſich um einander nicht mehr, in Lumpen gehüllt zog jeder ſchweigend weiter, bis er niederſank. Ueber den Sterbenden fielen gleich die Lebenden her, entkleideten ihn ohne Schonung, obgleich er Mord rief, und zogen ſeine Lumpen über die ihrigen an. Des Nachts zündete man ganze Häuſer an, um ſich zu wärmen, und viele, die ſich nahe umherſetzten, konnten beim Zunehmen der Glut nicht wieder aufſtehen, und verbrannten. Andere, die durch die Kälte völlig wahnſinnig geworden waren, brateten die Leichen ihrer Kameraden, um ſie zu eſſen, oder benagten ihre eigenen Hände; wieder andere liefen lachend ins Feuer hinein, und verbrannten unter einem gräßlichen Geſchrei. Viele ſaßen auf einer Leiche, und ſtierten vor ſich hin, bis ſie ſelbſt Leichen wurden.

Die Schaaren der Unglücklichen verſtopften zu Wilna die Thore, und ſtarben beim Eintritt in die Stadt; die Nachkommenden mußten über Berge von Leichen in die Stadt ſteigen. Die ſich einquartieren konnten, betranken ſich nun in Branntwein, aber noch in der Nacht erſcholl das Schreckenswort: Koſacken! und was ſich noch bewegen konnte, lief zum entgegengeſetzten Thore hinaus, auch König Murat; die Berauſchten fielen den Koſacken gleich in die Hände, oder wurden auch wohl ſchlafend von den Juden Wilna's niedergemacht.

Auf dem fernern Zuge bis an den Niemen ging die

Kriegskasse mit 5 Millionen Franken verloren, und die meisten Krieger schliefen noch hier und dort auf dem Schnee ein, weil sie zu viel Branntwein getrunken hatten, und erwachten nicht wieder. Von den 500,000 Franzosen und ihren Verbündeten, die vor 6 Monaten über den Niemen gegangen waren, erblickten nur 20,000 Deutschland wieder, und zwar meist nur solche, die den Kreml nie gesehen hatten. Sie zerstreuten sich bis nach Westfalen, und ihre geschwollenen Beine, ihre weggefrornen Nasen und Ohren, so wie die verwittweten Frauen und verwaiseten Kinder der Gefallenen verkündeten den Völkern besser, als Napoleons Bulletins, was aus der großen Armee geworden sei. Der Gebieter der Welt mußte aber anerkennen, daß es einen allmächtigen König der Könige gebe, und Jeder konnte jetzt zur Einsicht gelangen, daß ein gerechter Richter und Herrscher im Himmel wohnt, der zur rechten Zeit spricht: „Bis hierhin, und nicht weiter!" So wurde denn auch allgemein der Ausgang des russischen Feldzuges als ein augenfälliges Gottesgericht angesehen.

Es stürmten Gottes Wetter
In eis'ger Winternacht,
Davon wie welke Blätter
Zerstäubt Frankreichs Macht.

§ 4.

Europa erwacht.

(1812—1813.)

Nach dem großen offenbaren Gottesgerichte auf den Eisfeldern Rußlands glaubten die Völker, sei der Zeitpunkt gekommen, das Joch der Franzosen abzuschütteln. Talleyrands Weissagung, daß der russische Feldzug der Anfang vom Ende sei, hatte sich bewährt. Aus den Flammen Moskaus stieg der Phönix der europäischen Freiheit hervor. Während die Friedensstörer in Osten Europa's von den Russen und dem sichtbaren Arme der göttlichen Fürsehung bedrängt wurden, lähmte der englische Held Wellington im Westen, in Spanien nämlich, ihre Macht, und trieb sie

faſt bis zu den Pyrenäen zurück. In Deutſchland hat Preußen den Ruhm, zuerſt der Sache der Freiheit beigetreten zu ſein. General York, der die preußiſchen Hülfstruppen der Franzoſen führte, ſchloß am 30. December 1812 mit dem ruſſiſchen General Wittgenſtein eine Uebereinkunft, öffnete den Ruſſen die Städte Preußens, und ging bald mit ſeinem ganzen Corps zu den Ruſſen über, freilich ohne Erlaubniß des Königs. Aber König Friedrich Wilhelm III., der Vater ſeiner Völker, der ſchon lange die Sclaverei Deutſchlands betrauerte, verließ den 22. Januar 1813 Potsdam, ging nach Breslau, und rief den 17. März ſeine Unterthanen zum Kampfe für die heilige Sache auf. So lauteten die begeiſterten Worte:

„An mein Volk! So wenig für mein treues Volk, als für Deutſche, bedarf es einer Rechenſchaft über die Urſachen des Krieges, welcher jetzt beginnt. Klar liegen ſie dem unverblendeten Europa vor Augen. Wir erlagen unter der Uebermacht Frankreichs. Der Friede, der die Hälfte meiner Unterthanen mir entriß, gab uns ſeine Segnungen nicht, denn er ſchlug uns tiefere Wunden, als ſelbſt der Krieg. Das Mark des Landes war ausgeſogen, die Hauptfeſtungen blieben vom Feinde beſetzt, der Ackerbau ward gelähmt, ſowie der ſonſt ſo hoch gebrachte Kunſtfleiß unſerer Städte. Die Freiheit des Handels ward gehemmt, und dadurch die Quelle des Erwerbes und des Wohlſtandes verſtopft. Das Land ward ein Raub der Verarmung. Durch die ſtrengſte Erfüllung eingegangener Verbindlichkeiten hoffte ich, meinem Volke Erleichterung zu bereiten, und den franzöſiſchen Kaiſer endlich zu überzeugen, daß es ſein eigener Vortheil ſei, Preußen ſeine Unabhängigkeit zu laſſen. Aber meine reinſten Abſichten wurden durch Uebermuth und Treuloſigkeit vereitelt, und nur zu deutlich ſehen wir, daß des Kaiſers Verträge, mehr noch wie ſeine Kriege, uns langſam verderben mußten. Jetzt iſt der Augenblick gekommen, wo alle Täuſchung über unſern Zuſtand aufhört. Brandenburger, Preußen, Schleſier, Pommern, Lithauer! Ihr wiſſet, was ihr ſeit 7 Jahren erduldet habet; ihr wißt es, was euer trauriges Loos iſt, wenn wir den beginnenden Kampf nicht ehrenvoll enden. Erinnert euch an die Vorzeit, an den

großen Churfürsten und den großen Friedrich. Bleibet eingedenk der Güter, die unter ihnen unsere Vorfahren blutig erkämpften: Gewissensfreiheit, Ehre, Unabhängigkeit, Handel, Kunstfleiß und Wissenschaft. Gedenket des großen Beispiels unserer mächtigen Verbündeten, der Russen; gedenket der Spanier und Portugiesen; selbst kleine Völker sind für gleiche Güter gegen mächtigere Feinde in den Kampf gezogen, und haben den Sieg errungen; — erinnert euch an die heldenmüthigen Schweizer und Niederländer. Große Opfer werden von allen Ständen gefordert werden; denn unser Beginnen ist groß, und nicht gering die Zahl und die Mittel unserer Feinde. Ihr werdet jene lieber bringen für das Vaterland, für einen angestammten König, als für einen fremden Herrscher, der, wie so viele Beispiele lehren, eure Söhne und eure letzten Kräfte Zwecken widmen würde, die euch ganz fremd sind. Vertrauen auf Gott, Ausdauer, Muth und der mächtige Beistand unserer Bundesgenossen werden unseren redlichen Anstrengungen siegreichen Lohn gewähren. Aber welche Opfer auch von Einzelnen gefordert werden mögen, sie wiegen die h. Güter nicht auf, für die wir sie hingeben, für die wir streiten und siegen müssen, wenn wir nicht aufhören wollen, Preußen und Deutsche zu sein. — Es ist der letzte, entscheidende Kampf, den wir bestehen, für unsere Existenz, unsere Unabhängigkeit, unsern Wohlstand. Keinen andern Ausweg gibt es, als einen ehrenvollen Frieden oder einen ruhmvollen Untergang. Auch diesem würdet ihr getrost entgegen gehen, um der Ehre willen, weil ehrlos der Preuße und Deutsche nicht zu leben vermag. Allein wir dürfen mit Zuversicht vertrauen, Gott und unser fester Wille werden unserer gerechten Sache den Sieg verleihen, und ihm einen sichern, glorreichen Frieden und die Wiederkehr einer glücklichen Zeit."

Diese Worte des Königs fanden Eingang und die Herzen seiner Völker kamen ihm entgegen. Der Landsturm und die Landwehr wurden schnell eingerichtet, die preußische zweifarbige Kokarde (Weiß und Schwarz) eingeführt, der Orden des eisernen Kreuzes gestiftet. Studenten und Professoren, Kaufleute und Handwerker, Bauern und Ritter eilten zu den Fahnen des Königs nach Schlesien, sogar zarte

Jungfrauen in Männertracht ließen sich unter die Krieger einreihen, den Feind Napoleon zu vernichten. Wer nicht selbst gehen konnte, gab Geld her; Damen opferten ihren Schmuck, Krieger zu bewaffnen; sogar Dienstboten brachten ihr Scherflein, und Dichter, wie Körner, sangen nicht nur Freiheitslieder, sondern wurden selbst Krieger, und starben für die Freiheit, die sie besungen hatten.

Friedrich Schlegel drückt schön die Gefühle aus, die damals manchen deutschen Jüngling beseelten:

„Es sei mein Herz und Blut geweiht,
Dich Vaterland zu retten.
Wohlan, es gilt; du seist befreit;
Wir sprengen deine Ketten!
Nicht fürder soll die arge That,
Des Fremdlings Uebermuth, Verrath
In deinem Schooß sich betten.

Wer hält, wenn frei das Herz noch schlägt,
Nicht fest an deinem Bilde!
Wie kraftvoll die Natur sich regt
Durch deine Waldgefilde,
So blüht der Fleiß, dem Neid zur Qual,
In deinen Städten sonder Zahl,
Und jeder Kunst Gebilde.

Der deutsche Stamm ist alt und stark,
Voll Hochgefühl und Glauben.
Die Treue ist der Ehre Mark,
Wankt nicht, wenn Stürme schnauben.
Es schafft ein ernster tiefer Sinn
Dem Herzen solchen Hochgewinn,
Den uns kein Feind mag rauben.

So spotte jeder der Gefahr,
Die Freiheit ruft uns allen.
So will's das Recht, und es bleibt wahr,
Wie auch die Loose fallen.
Ja, sinken wir der Uebermacht,
So wollen wir zur langen Nacht
Glorreich hinüber wallen."

Preußens König rief alle Deutschen auf, an dem schönen Kampfe Theil zu nehmen. Die Fürsten waren dazu freilich noch außer Stande, denn in ihren Ländern befanden sich noch viele französische Truppen; aber Unterthanen

aller deutschen Staaten stellten sich unter die preußischen Fahnen, Oesterreicher, Bayern, Sachsen, Würtemberger, Hessen, Badener. Aller Provinzialhaß war verschwunden, auch hatte die vieljährige Noth alle Herzen der Religion wieder geöffnet, der Unglaube des vorigen Zeitraums war getilgt. Der König von Preußen stiftete den Orden des eisernen Kreuzes, das Kreuz bezeichnete die Hüte und Fahnen der Streiter. Möchte solche Einigkeit und solches Hochgefühl stets bei dem edlen Volke der Deutschen herrschen, dann hätte es sich nie vor einem fremden Dränger zu fürchten!

Aber auch Napoleon war nicht unthätig. In aller Eile raffte er ein neues Heer zusammen; Zollbeamten, Studenten, Kaufmannsburschen, alles, was nur die Waffen führen konnte, doch auch Knaben wurden nach Deutschland geschickt, die Russen und Preußen zu zermalmen, welche schon in Sachsen standen.

Um die Herzen seiner katholischen Unterthanen zu gewinnen, hatte Napoleon schon im Juni 1812 den Papst nach Fontainebleau ins Schloß bringen lassen, wo er einer größern Freiheit zu genießen schien, und jetzt, den 25. Januar 1813, verständigten sich beide, daß Pius versprach, in 6 Monaten die von Napoleon ernannten Bischöfe zu bestätigen, oder der Erzbischof solle befugt sein, die Bestätigung zu ertheilen; doch solle dies Concordat nicht eher bekannt gemacht werden, bis der Papst die Beistimmung von den Cardinälen eingeholt hätte. Da Napoleon es jedoch gleich triumphirend bekannt machte, so nahm Pius es auf der Stelle zurück. Napoleon raſete, drang persönlich auf den Papst ein, schalt ihn einen starrköpfigen Pfaffen, und es ging die Rede, daß er ihn sogar mit eigener Hand geschlagen habe; allein dieses ist durchaus nicht erwiesen. Pius blieb bei seinem Worte, und hatte seitdem Tag und Nacht einen Gensd'armes an seiner Seite.

§ 5.

Anfang des Befreiungskrieges.

(April 1813.)

Napoleon hatte in dem Winter 1812—1813 über 500,000 Mann auszuheben befohlen, in der Eile aber konnten nur etwa 200,000 Mann mobil gemacht werden, und weil 80,000 Mann die Festungen decken mußten, so konnten nur etwa 120,000 Krieger im Felde auftreten. Diese lagerten sich in Sachsen, und lebten lustig auf Kosten der Bauern, denen sie alles bis auf das Salz wegnahmen. Tische und Stühle, Leitern und Treppen, Gebälk und Windmühlenflügel schleppten sie in ihr Lager, um Brennholz zu haben. Jedes Mittagessen erforderte 100 Ochsen; lebendige Schweine wurden von den Franzosen auf dem Rücken herbeigetragen, selbst Küchengeräthe, Kaffeemühlen u. s. w. waren herbeigeschleppt, und meilenweit hatte kein Haus mehr als die leeren Wände. Die Weiber waren entflohen, die Männer mußten den Franzosen Mägdedienste verrichten. Alle Trauerscenen in Rußland waren vergessen; im französischen Lager wurde Tag und Nacht gekocht und gebraten, gehobelt, geschmiedet, getanzt und musizirt, gegessen, getrunken und gespielt; bei Nacht gewährten die lustigen Wachtfeuer, bei Tage die Waffenübungen im heitern Frühlingswetter ein herrliche Schauspiel, doch ein Baum oder Gräschen war weit und breit nicht mehr zu sehen. Brachen die Franzosen zum Marsche auf, so hörte man sie singen:

Mangeons, buvons,
Pillons, brûlons,
Mettons le feu à toutes maisons!
Venons à cinquante, cinq cents!
Chiens, brigands, paysans,
Ouvrez donc la porte! panc!

Napoleon setzte seine Gemahlinn Marie Louise zur Regentinn ein, und reisete den 15. April von St. Cloud zur Armee ab; in 48 Stunden hatte er die 64 Meilen von Paris nach Mainz zurückgelegt, und war in kurzer Zeit bei

seinem Heere in der Gegend von Naumburg und Weißenfels. Die Verbündeten (Preußen und Russen) zählten etwa 80,000, Napoleon 120,000 Mann, dennoch wollten die Verbündeten hier das erste Mal vor ihm nicht fliehen. Bei Großgörschen (unweit Lützen), fiel den 2. Mai eine mörderische Schlacht vor; die Russen befehligte Wittgenstein, die Preußen Blücher, der Nestor, welcher nun wieder erstanden war*), York und Kleist. Die Verbündeten erstritten alle von den Franzosen besetzten Dörfer, zwischen Gartenhecken und in den Dorfstraßen kämpfte Mann gegen Mann, die Franzosen wichen überall, und in keiner Schlacht setzte sich Napoleon so sehr dem Feuer aus, als bei Großgörschen. Am Abend ließ er seine Garden vorrücken, und da auch noch sein Prinz Eugen (Vicekönig von Italien) zur Hülfe auf dem Schlachtfelde erschien, so richtete er ein so furchtbares Feuer auf die schon ermatteten Verbündeten, daß diese sich in guter Ordnung zurückzogen. Der Verlust an Todten war auf beiden Seiten fast gleich — 10,000 Mann — aber Napoleon büßte außer 10,000 Gefangenen noch 6 Kanonen ein, die Verbündeten keine einzige Kanone, keinen einzigen Gefangenen. Die deutschen Krieger hatten sich, von Ehrgefühl und Vaterlandsliebe getrieben, mit Heldenmuth dem Kugelregen ausgesetzt, sie hoben das tiefgesunkene Nationalgefühl wieder empor, und nöthigten dem Feinde Achtung ab, diesem zeigend, daß er jetzt mit andern Truppen, als jenen bei Jena, zu kämpfen habe. Bei Großgörschen fiel der Franzosenhasser und Held Scharnhorst, und von feindlicher Seite die nicht minder bedeutenden Bessières und Duroc, letzterer des Kaisers Liebling. Napoleon aber verkündigte seinen Sieg bei Lützen, und

*) „Scharnhorst, der erfahrenste und besonnenste im Rath, Blücher, der kühnste und entschlossenste in der That, standen nun an der Spitze des Heeres. Fast alle Generale waren gelehrter, als Blücher, darum fürchteten sie auch Napoleons Taktik, und verloren ihm gegenüber ihre Fassung. Blücher dagegen hatte gleichsam zu wenig studirt, um ihn zu fürchten, darum schlug er ihn, freilich hauptsächlich mit Hülfe des damaligen Volksgeistes, dessen ganzer Richtung er entsprach, in jedem Worte des Volkes Stimme verkündend, in jeder That vollbringend, woran das Volk schon selbst Hand gelegt hatte."

zog nach Dresden vor. Die Bauern der Gegend mußten die Todten auf der Wahlstatt einscharren, aber derselben waren so viele, daß manche Leichen nur dünn mit Erde bedeckt werden konnten, und da es in den folgenden Tagen stark regnete, so standen Hände und Füße der Todten aus dem Erdreich hervor, so daß den Wanderern in der Dämmerung sich das Haar empor sträubte. Alle benachbarten Ställe, Dörfer und Städte waren mit Verwundeten angefüllt; Lützen, Naumburg, Leipzig, Jena, Weimar u. a. konnten kaum alle Leidenden unterbringen. In einem Gebäude nicht weit vom Schlachtfelde war ordentlich eine Anstalt errichtet, die zerschossenen Glieder abzunehmen; in einem Zimmer wurden die verletzten Finger massenweise abgeschnitten, und die Unglücklichen schlugen an der Thür sich darum, wem die Finger zuerst abgenommen werden sollten. Mögen alle Friedensstörer und Freunde des Krieges sich solche Auftritte vorführen, um von ihren unmenschlichen Wünschen abzulassen, und die holde Ruhe lieb zu gewinnen!

Napoleon folgte den Verbündeten, die bei Bautzen in der Lausitz ein festes Lager bezogen hatten, und bot denselben den 21. Mai hier eine neue Schlacht an, da er ihnen an Mannschaft noch immer überlegen war. Hier verlor Napoleon 20,000 Mann an Todten, die Verbündeten nur 12,000 Mann, doch zogen sich die Verbündeten schon 3 Uhr Nachmittags weise zurück, um nicht alles aufs Spiel zu setzen, und Napoleon rühmte sich abermals als Sieger bei Bautzen. Doch nahm er den Waffenstillstand von 10 Wochen an, der vorgeschlagen wurde. Kaiser Franz von Oesterreich bot sich zum Friedensvermittler an, und die Stadt Prag wurde zu einem Congresse bestimmt. Frankreich sollte seine Gränzen bis an den Rhein behalten, aber Napoleon erklärte: „Nicht ein Dorf soll vom französischen Kaiserreiche mit allen seinen einverleibten Provinzen abgerissen werden.“ Der Waffenstillstand ward bis zum 10. August verlängert, und zu Prag erschien der russische Gesandte, Herr von Anstett, der preußische, Baron von Humbold, der österreichische, Graf Metternich, und der französische, Caulincourt, blieb erst lange aus, und als er endlich kam, hatte er keine gehörige Vollmacht von seinem Kaiser mitgebracht, warf

dem Herrn von Anstett vor, er sei ein geborner französischer Unterthan, der als Bevollmächtigter einer fremden Macht nicht auftreten könne, und Oesterreich wurde der Anmaßung beschuldigt, daß es die Miene eines Schiedsrichters annehme. So kam der letzte Tag, der 10. August, und als da Caulincourt noch mehr vortragen wollte, erklärten die andern Gesandten ihre Vollmachten für erloschen, und den 12. August kündigte Kaiser Franz von Oesterreich den Franzosen den Krieg an. Bayern trat durch den Vertrag zu Ried noch im August Oesterreich bei, und entsagte dem Rheinbund.

Durch den erfreulichen Beitritt Oesterreichs und Bayerns wurde das Heer der Verbündeten ungemein verstärkt. Schon früher hatte Schweden den Verbündeten sich zugesellt; der Kronprinz Carl Johann erschien mit 24,000 Mann auf deutschem Boden, und die Verbündeten vergrößerten sein Corps zu 150,000 Mann; es hieß die Nordarmee, und war bestimmt, Berlin zu decken. Die schlesische Armee, 92,000 Preußen und Russen, führte General Blücher, und die Hauptarmee in Böhmen, Oesterreicher, Russen und Preußen, über 200,000 Mann stark, befehligte der österreichische Fürst Schwarzenberg. Den 15. August hielten Alexander und Friedrich Wilhelm ihren Einzug in Prag, und wurden von Kaiser Franz herzlich bewillkommt. Und sieh! auch Moreau trat hier auf, als Adjutant Alexanders. Der Kronprinz von Schweden hatte ihn aus Amerika eingeladen, an dem Befreiungskriege Theil zu nehmen.

Nun drängen sich die Begebenheiten. Marschall Oudinot machte mit 80,000 Mann einen Abstecher, Berlin weg zu nehmen, und kam bis Großbeeren, 2 Meilen von der Hauptstadt. Hier aber trat ihm Bülow entgegen, jagte ihn Abends (23. August) aus Großbeeren, und so rasend war die Wuth gegen die Franzosen und Sachsen, daß die Preußen, da des starken Regens wegen ihre Gewehre nicht abbrennen wollten, die Feinde mit den Kolben ihrer Flinten niederschlugen.

In Schlesien stand Blücher noch ruhig an der Katzbach, ihm gegenüber Marschall Macdonald mit 80,000 Fran-

zosen, zwischen beiden Heeren befand sich nur der kleine Fluß, der vom Regen eben stark angeschwollen war. Macdonald setzte über, Blücher sah ruhig zu, bis die meisten der Feinde herüber waren; dann rief er seinen Kriegern zu: „Nun haben wir Franzosen genug herüber, nun frisch vorwärts, Kinder!“ Rasch wurden die Franzosen zurückgetrieben in die wüthende Katzbach, 18,000 Mann gefangen, 100 Kanonen erbeutet. Blücher hieß unter seinen Soldaten nun gewöhnlich der Marschall Vorwärts. Die Schlacht bei der Katzbach war den 26. August.

An demselben Tage kämpften die Verbündeten gegen Napoleon bei Dresden, und am folgenden Tage erneuerte sich das Treffen. Den 26. August griffen nämlich die Verbündeten Dresden an, und konnten es nicht erobern; den 27. August wurden sie von Napoleon in den Ebenen von Dresden während eines gräßlichen Regenwetters angegriffen und geschlagen. Die unglückliche Schlacht bei Dresden kostete den Verbündeten über 20,000 Mann an Todten und Gefangenen; sie zogen sich nach Böhmen zurück. Auch Moreau war verwundet, und gab 6 Tage später seinen Geist auf.

Der Verlust bei Dresden wurde schon in den ersten folgenden Tagen durch zwei Siege herrlich ersetzt. Die nach Böhmen sich zurückziehenden verbündeten Schaaren stießen auf den rohen französischen General Vandamme, der mit 30,000 Mann im Thale bei Kulm stand. Russen, Preußen und Oesterreicher schlossen ihn hier ein, nahmen ihn mit 10,000 Mann gefangen, und machten seine übrigen Leute theils nieder, theils zerstreuten sie dieselben. Und als den 6. September Marschall Ney hinzog, noch einen Versuch zu machen, ob er mit 80,000 Mann nicht Berlin nehmen könne, da begrüßten ihn bei Jüterbock und Dennewitz abermals Bülows begeisterte Schaaren; Ney verlor über 20,000 Mann und 80 Kanonen, und viele Franzosen geriethen hier in solchen Schrecken, daß sie alles wegwarfen, und sogar bis an den Rhein liefen.

Die folgenden Wochen vergingen unter unnützen Streifzügen, durch welche Napoleon seine Soldaten nur abmüdete. Die Kosacken streiften schon einmal bis Kassel, und ver-

scheuchten den König Hieronymus aus seiner Residenz. Endlich konnte Blücher nicht länger mehr harren: er ging den 3. October mit der schlesischen Armee über die Elbe; den 4. October überschritt auch die Nordarmee diesen Strom, und den 5. October kam Schwarzenberg über das Erzgebirge aus Böhmen mit der Hauptarmee. Alle drei Heere zogen gegen Leipzig; Napoleon mußte sich also auch wohl von Dresden dahin begeben. Er lagerte sich, etwa 200,000 Mann stark, in und um Leipzig, und die Verbündeten schlossen, 300,000 Mann, um ihn einen großen Halbkreis; südlich und östlich von Leipzig stand Schwarzenberg, nördlich Blücher, nordwestlich der Kronprinz von Schweden, der aber erst später anlangte. Diese Stellungen kündigten endlich eine entscheidende Schlacht an.

§ 6.

Völkerschlacht bei Leipzig.

(16 — 19. October 1813.)

Den 15. October, da alle Reihen der Verbündeten zur Schlacht gerüstet standen, erließ Fürst Schwarzenberg als Führer des Hauptheeres folgenden Aufruf:

„Die wichtige Epoche des heiligen Kampfes ist erschienen, wackere Krieger! Die entscheidende Stunde schlägt. Bereitet euch zum Streite! Das Band, welches mächtige Nationen zu einem großen Zwecke vereinigt, wird auf dem Schlachtfelde fester und enger geknüpft. Russen, Preußen, Oesterreicher, Ihr kämpfet für eine Sache, kämpfet für die Freiheit Europa's, für Eure Unabhängigkeit, für die Unsterblichkeit Eurer Namen. Alle für Einen, Jeder für Alle! Mit diesem erhabenen männlichen Rufe eröffnet den heiligen Kampf! Bleibet ihm treu in der entscheidenden Stunde, und der Sieg ist euer!"

Am folgenden Tage begann die Schlacht, oder vielmehr, es begannen die Schlachten, denn an drei Stellen um Leipzig wurde am 16. October gekämpft, bei Wachau durch Schwarzenberg, bei Möckern durch Blücher, bei Linde-

nau durch Giulay, und alle drei Gefechte waren von einander unabhängig. Bei Wachau begann die Schlacht gegen 7 Uhr Morgens, und ein dünner Nebel deckte die Landschaft. Hier saß Napoleon an einem Tische bei Landcharten, und ordnete das Treffen; das Wetter wurde heiter, aber Schrecken erfüllte die Herzen aller Bewohner Leipzigs und der Umgebung. Napoleon ließ an diesem Tage 1000 Kanonen Feuer sprühen, die Verbündeten hatten wohl 1200 Kanonen, und da um 9 Uhr Morgens alle diese Feuerschlünde dröhnten, da erbebte die Erde, und sogar in Leipzig sprangen die Fensterscheiben aus ihrer Einfassung. Napoleon gewann bei Wachau, und ließ bald nach Mittag alle Glocken in Leipzig zum Siege läuten, aber der Sieg dauerte nicht lange, die Oesterreicher und Russen unter Schwarzenberg nahmen ihre alte Stellung ein.

Die Oesterreicher und Russen begannen bei Lindenau erst um 11 Uhr Morgens den Kampf. Sie erfochten zwar keine Vortheile, doch hielten sie sich in ihrer Stellung, die Franzosen konnten ihnen nichts anhaben.

Blücher bei Möckern focht mit weit größerm Vortheil. Dreimal zurückgeworfen, warf er den Feind bis an die Thore Leipzigs zurück, und obschon er in den Gassen des Dorfs Hunderte seiner edelsten Krieger verlieren mußte, er behauptete sich doch, und die hartnäckigen Franzosen mußten weichen, ja sogar bis an die Thore von Leipzig sich zurückziehen.

Den 17. October war Waffenruhe, sich gegenseitig zu verstärken; bei den Verbündeten traf auch der Kronprinz von Schweden ein. Napoleon war schon so ungestimmt, daß er für ungehinderten Rückzug die Abtretung aller Weichsel- und Oderfestungen versprach, aber man hörte nicht mehr auf ihn.

Den 18. October Morgens 8 Uhr begann die Hauptschlacht. Napoleon hielt drei Dörfer, die in einem Halbzirkel um Leipzig liegen, Connewitz, Probstheida und Paunsdorf, mit furchtbaren Massen besetzt, jedes Haus war hier eine Bastion, aus jedem Fenster wurde geschossen. Connewitz und Paunsdorf, die beiden Flügel des Halbzirkels, fielen in die Hände der Verbündeten, bei Paunsdorf

ging die Mehrzahl der sächsischen Truppen mit klingendem Spiel zu den Siegern, ihren deutschen Brüdern, über, die Würtemberger unter Normann thaten dasselbe; Probstheida hielt Napoleon unerschütterlich fest, obgleich die Verbündeten es gänzlich niederschossen. Da wurde beschlossen, an diese Stelle keinen Menschen weiter zu wagen, indem auf allen andern Punkten der Feind geworfen war, und im Sturmschritt drangen die Preußen bis an die Thore Leipzigs. Die Engländer warfen zuletzt noch Brandraketen auf die Franzosen; mit entsetzlichem Gezische fuhren diese höllischen Geschosse unter die Feinde, und wie Fackeln brennend raseten die französischen Krieger in dem Felde umher.

Es wurde Nacht, Leipzig war noch nicht gewonnen, aber kaum trat die Finsterniß ein, so befahl Napoleon den Rückzug, das Ranstädter Thor stand noch offen. Auch wurde Probstheida von den Franzosen in der Nacht geräumt, am andern Morgen (19. October) befanden sich die Verbündeten an den Mauern Leipzigs, und begannen die Stadt zu beschießen. Bis 10 Uhr weilte Napoleon noch dort beim Könige von Sachsen; da kam der Kanonendonner ihm immer näher, und er eilte zum Ranstädter Thore. Hier stopften die Flüchtlinge den Ausgang, obgleich seine Begleiter aus vollem Halse riefen: Place á l'Empereur! Erst nach einer halben Stunde war er im Freien, und gleich hinter ihm flog die Elsterbrücke in die Luft. Wer nun noch in der Stadt war, fiel den von allen Seiten einrückenden Siegern in die Hände. Viele versuchten Nothbrücken aus alten Balken zu bauen, aber die Brücken brachen, Menschen und Wagen sanken in die Fluthen. Wer sich den Siegern nicht schnell ergab, ward von ihnen niedergehauen oder in die Gewässer getrieben.

Gegen Mittag hielten Friedrich Wilhelm und Alexander ihren Einzug in Leipzig, einige Stunden nachher Kaiser Franz. Der schwedische Kronprinz besuchte den König von Sachsen, aber die Monarchen wollten ihn nicht sehen, und schickten ihn als Gefangenen nach Berlin, doch wurde er glimpflich behandelt. Die große Schlacht hatte 40,000 Franzosen das Leben gekostet, 15,000 Gesunde und 25,000 Verwundete geriethen zu Leipzig in Kriegsgefangenschaft.

Bei Leipzig zeichneten sich als Feldherren besonders aus Fürst Karl von Schwarzenberg, kaiserlich österreichischer Feldmarschall durch seine unerschütterliche Ruhe, durch seinen scharfen Ueberblick des Ganzen, durch seine wohlangelegten Plane und die Handhabung der Ordnung bei so großen Massen, und Blücher, wie immer durch Muth und Tapferkeit. Auch Napoleon nebst seinen ausgezeichnetsten Feldherren Ney, Augereau, Murat, Macdonald und der Pole Poniatowsky, der noch während der Schlacht zum Marschall ernannt wurde und in den Wellen sein Grab fand, entfaltete, wie immer, sein hohes Kriegestalent. Napoleon eilte mit den Trümmern seines Heeres ohne Rast dem Rheine zu, aber bei Hanau stellte sich ihm der wackere bayrische General Wrede, dem auch ein österreichisches Corps untergeordnet war, zusammen mit 36,000 Mann, entgegen. Obwohl Napoleon noch ein Heer von 70,000 bei sich hatte, so mußte er sich doch den Rückzug durch ein blutiges Treffen, das für ihn mit bedeutenden Verlusten verbunden war, erkaufen. Dies Treffen bei Hanau fiel am 30. October vor, und am 2. November ging Napoleon mit den Trümmern seines Heeres über den Rhein. Die meisten dieser tapfern und unglücklichen Krieger trugen den Keim des Todes in sich, und noch vor dem Schlusse des Jahres erlag die Hälfte derselben in den vollen Lazarethen. Die Kühnheit, das mannhafte Betragen und die Tapferkeit, welche die Deutschen in allen diesen Schlachten, auch bei Hanau, zeigten, verdient rühmende Anerkennung. Der Verlust der Verbündeten betrug 40,000 Mann. Schreckliche Schlachten, wie sie zum Glücke der Menschheit nicht viele in der Geschichte vorkommen!

§ 7.

Die Verbündeten in Frankreich.

(1814.)

Nach der Leipziger Schlacht drangen die Verbündeten rasch vorwärts, obschon noch wichtige von Franzosen besetzte Festungen ihnen im Rücken blieben. Den 6. November

1813 erschienen die ersten Kosaken zu Münster, den 24. zu Amsterdam. General Bülow mit seinen tapfern Preußen kam nach, und vollendete die Säuberung Westfalens und Hollands. Wellington stieg mit seinen Engländern, Spaniern und Portugiesen über die Pyrenäen in Frankreich; und im Osten standen die Verbündeten im December 1813 längs dem ganzen Rheine von Holland bis zur Schweiz. Das Königreich Westfalen hatte nach der Flucht des Königs Hieronymus aus Kassel (am 26. October) sich aufgelöst. Deutschland war bis an den Rhein frei. Gleichwohl boten die Verbündeten am 1. December Napoleon den Frieden an, unter der Bedingung, daß Frankreich die Alpen, die Pyrenäen, das Meer und den Rhein zu Gränzen haben sollte; dagegen erklärten sie aber auch, nicht eher die Waffen niederlegen zu wollen, als bis die Ruhe der Nationen hinlänglich gesichert sei. Napoleon suchte seine bestimmte Erklärung hinauszuschieben, um die dadurch gewonnene Zeit zu neuen Rüstungen zu benutzen. Er stellte sich anfänglich, als seien ihm diese Vorschläge genehm, und er theilte die Grundlagen dem Senate und dem gesetzgebenden Körper mit. Der Senat erklärte sich ganz nach seinem Wunsche und Willen, „alle Regierungen hätten zuweilen ihre Macht mißbraucht; darum müßten sie auch alle vergeben; aber jetzt seien vor allem die größten Rüstungen nöthig und die engste Vereinigung um das Diadem, das der Glanz von fünfzig Siegen umstrahle. Des Kaisers Großmuth sei bewundernswerth, daß er sogar die Friedensvorschläge der Feinde angenommen, ohne Zweifel in der Ueberzeugung, daß die Macht sich selbst befestige, die es vermöge, sich selbst Schranken zu setzen.“ Nicht so angenehm schallten dem Stolzen die Worte des Lainé und Raynouard aus dem gesetzgebenden Körper: „Der Verbündeten Wille, Frankreich einen ehrenvollen Frieden zu geben, sei unläugbar; aber für die Völker, wie für die Einzelnen, bestehe die Ehre in der Achtung für fremde Rechte, wie in der Behauptung der eigenen. Seit 2 Jahren sei in Frankreich jährlich drei Mal Menschenernte gehalten worden, und kein Franzose, der nicht an seiner Habe und in seinem Hause grausen Verlust erlitten. Nicht die Verbündeten

allein strebten, Frankreichs unaufhörlicher Vergrößerung Gränzen zu setzen. Eine ganze aufgeschreckte Welt fordere, daß die gefräßige Feuersbrunst der Revolution endlich ein Mal gedämpft und die Thronen wieder befestigt würden." Da nannte der Entrüstete diese Männer Verräther und den gesetzgebenden Körper Meuterer. „Ich — so donnerte er vom Throne herab — stehe an der Spitze von Frankreich, weil die Verfassung mir so gefällt. Will Frankreich eine andere, so suche es sich auch einen andern Herrscher. Was ist dieser Thron? Ein Stück Holz mit Sammet überzogen. Ich bin der wahre Thron. Ich allein bin der Stellvertreter des Volkes. Frankreich braucht mich nöthiger, als ich Frankreich. — Ja, ich bin stolz, weil ich Muth habe. Ich bin stolz, weil ich Großes vollbracht habe. — Vor einem Jahre zog ganz Europa mit uns. Jetzt zieht ganz Europa gegen uns. — Die Lage ist groß und kritisch, aber größer soll sie nicht sein, als — Frankreich und Ich! — Wär' auch wirklich Unrecht auf meiner Seite, so dürft ihr mir darüber keine Vorwürfe machen. Läßt man seine schmutzige Wäsche waschen, ruft man etwa deshalb die Nachbarn herbei? Ihr wollt den Frieden? Nun gut! Binnen drei Monaten sollt ihr den Frieden haben, und Ich werde nicht mehr sein!" Er hatte wahr geredet. Der Stolz kam vor dem Fall und zum Fall. Eben am 1. Januar 1814, als der Gewaltige diese vermessenen Worte gesprochen, überschritten die Verbündeten den Rhein, um den Feind, der zu keinem Frieden willig schien, im eigenen Lande zu bekriegen, und als der letzte Tag der dreimonatlichen Frist, die der Stolze sich selbst gesetzt, verflossen war, hielten sie ihren Einzug in Paris, und der Weltherrscher mit allem seinem Glanze war nicht mehr.

Der Rheinübergang des Hauptheeres unter Schwarzenberg, dessen Stärke sich auf 220,000 Mann belief, erfolgte bei Basel, Laufenburg und Schaffhausen in der Nacht vom 20. zum 21. December. Blücher bewerkstelligte den seinigen in der Neujahrsnacht bei Mannheim, Caub und Coblenz mit 130,000 Mann. Am 2. Januar gingen die Russen unter Wittgenstein bei Rastatt ebenfalls über den Rhein. Um die vielen Festungen, welche die Nord-

und Ostgränze Frankreichs deckten, kümmerten die Verbündeten sich diesmal wenig. Bald nach dem Rheinübergange stand Schwarzenberg schon auf den Höhen von Longres, Blücher im Thale der Marne und Unterstützungstruppen rückten an der Saone vor.

Nach einigen minder wichtigen Gefechten, von denen das bei Bar sur Aube am 24. Januar, in welchem der Marschall Mortier von dem Kronprinzen von Würtemberg zurückgedrängt wurde, das bedeutendste ist, warf sich Napoleon mit seinem Heere auf die Schaaren Blüchers, wurde aber von demselben bei Brienne am 29. Januar und la Rothiere am 1. Februar besiegt. Jetzt trennte sich das Heer der Verbündeten gänzlich, um auf zwei verschiedenen Wegen nach Paris vorzudringen. Napoleon versuchte diese Trennung sich zu Nutze zu machen, um nach seinem Plane die Verbündeten einzeln schlagen zu können, und wirklich erlangte er bei Montmirail und bei Montereau einige Vortheile über Blücher. Die Friedensunterhandlungen, welche auf Napoleons Wunsch zu Chatillon eröffnet waren, zerschlugen sich, indem er, vom augenblicklichem Glücke verblendet, die Vorschläge, welche ihm den Besitz Frankreichs innerhalb der Gränzen von 1792 und die Kaiserwürde sicherten, verwarf, und übermüthig den Rhein und die Alpen als Gränzen und die Beibehaltung Italiens und Belgiens verlangte, obwohl beide Länder für ihn schon verloren waren.

Als sein Plan, die Verbündeten einzeln zu schlagen, im Ganzen mißlungen war, und nach den blutigen Gefechten bei Laon am 9. und 10. März, bei Soissons am 13. und bei Arcis sur Aube 20—22. März Paris in größere Gefahr kam, zog Napoleon gegen den Rhein, in der Hoffnung, daß die Verbündeten ihm folgen, und von Paris abstehen würden. Aber sie ließen ihn ziehen, beorderten nur 10,000 Mann zu seiner Beobachtung, und zogen ruhig gegen Paris. Da sprach Fürst Schwarzenberg zum Heere: „Ihr Sieger von Culm, von Leipzig, von Hanau, von Brienne! Ihr habt in einem Feldzuge das Joch der Herrschaft Frankreichs über das Ausland zertrümmert, ihr habt die Hälfte Frankreichs selber erobert,

dennoch will die französische Regierung nichts hören von Billigkeit und Mäßigung. Frankreich soll eine erobernde Macht bleiben, jeden Augenblick unsere Freiheit und unsere Ruhe bedrohend. Deshalb sind die Friedensunterhandlungen abgebrochen. — In euren Händen, ihr Krieger! ruht das Schicksal der Welt. Auf euch sind die Blicke des gesammten Europa gerichtet. Wenige Augenblicke noch, und seine gerechten Wünsche werden durch euch in Erfüllung gehen!" — Die deutschen Krieger täuschten ihres Führers Vertrauen nicht. Bei Fére Champenoix, Ferté sous Jouarre, Meaux wurden Marmont und Mortier, die Marschälle und Pactod's ganze Heersäule und die in Eile zusammengerafften Nationalgarden, mit einem Verlust von 10,000 Mann und 100 Kanonen nach Paris getrieben, und so dessen Fall entschieden. Es war am 29. März. Am Abende desselben Tages sahen die wackeren Krieger die stolze Stadt vor sich liegen, und dieser Anblick begeisterte die Truppen mit neuem Feuer. Paris! Paris! schrien die Hunderttausende. Die genannten Marschälle hatten die Höhen vor der Stadt besetzt, und den 30. März gab es noch ein hitziges Gefecht, aber die Marschälle wichen, und schlossen eine Capitulation ab, den 31. März um Mittag hielten die Monarchen ihren Einzug in Paris. Die Pariser äußerten stürmisch ihre Freude, küßten dem Kaiser Alexander Hände und Füße, aus allen Fenstern weheten weiße Tücher, und tausend Stimmen riefen: Nieder mit dem Tyrannen! Es leben die Bourbons! Noch an demselben Tage wurde die Säule Napoleons von den Bürgern niedergerissen, und überall sah man weiße Kokarden.

Die Verbündeten erklärten, sie kämen nicht als Eroberer, sondern als Bundesgenossen und Freunde der Franzosen, und hätten nur Krieg mit Napoleon. Der knechtische Senat, dessen sich Napoleon als einer Maschine bedient hatte, auf jede Handlung seiner Willkür ein gesetzliches Siegel zu drücken, wurde nun gegen seinen eigenen Werkmeister gerichtet. Talleyrand wußte den Senat bald dahin zu bringen, daß er am 2. April öffentlich verkündigte, „das Joch, unter welchem das Vaterland so lange geseufzt habe, sei zerbrochen, Napoleon sammt seiner Familie des Thrones

entsetzt, und das Volk und Heer des Eides der Treue gegen ihn entbunden, weil er die Verfassung auf mannigfache Weise verletzt, und Frankreich den Haß von Europa zugezogen habe u. dgl."

Napoleon hatte dieses Alles nicht erwartet und auf die erste sichere Nachricht, daß die Verbündeten nach Paris rückten, kehrte er mit seinem Heere um. Vier Stunden von Paris vernahm er den Abschluß der Capitulation, und zog nach Fontainebleau zurück. Als er hier die weiteren Vorfälle erfuhr, knirschte er vor Unwillen, und wollte feindlich auf die Hauptstadt losgehen; aber es entstand Zwiespalt in seinem eigenen Heere. Am 4. April erließ er in Form eines Tagebefehls eine Antwort auf die vom Senat über ihn ausgesprochene Entsetzung, worin er dieser Versammlung die Vorwürfe reichlich zurückgab, womit sie ihn in jener Urkunde überhäuft hatte; aber letztere wirkte darum nicht weniger. Jetzt wollte er zu Gunsten seines Sohnes abdanken; allein die Zeit, Verträge zu dictiren, war für ihn unwiederbringlich vorüber; man begehrte seine unbedingte Entsagung. Am 6. erklärte er sich hierzu bereit, und am 11. unterzeichnete er wirklich eine Urkunde, worin er auf die Krone von Frankreich und Italien für sich und seine Erben verzichtete „zum Wohle Frankreichs, dem er auch sein Leben opfern wolle."

Napoleon sandte seine Entsagungs-Urkunde nach Paris, und die Minister der verbündeten Mächte unterzeichneten daselbst einen Vertrag, der ihn und seiner Gemahlinn den Kaisertitel, seinen Angehörigen den Fürstentitel zusicherte, ihm die Herrschaft über die Insel Elba mit zwei Millionen Franken jährlich Einkünfte, seiner Gemahlinn und seinem Sohne das Herzogthum Parma, seiner Familie zwei und eine halbe Million Franken jährlich und alle ihre Güter, seiner geschiedenen Gemahlinn Josephine eine Million jährlicher Einkünfte und seinem Stiefsohn Eugen sogar ein noch unbestimmtes Fürstenthum außer Frankreich zusprach. Jetzt schwankte Napoleon noch, ob er sein Wort halten oder brechen sollte, und erst als Wellington in einer großen Schlacht, die er am 10. April bei Toulouse gegen

den Marschall Soult schlug, Sieger geblieben war, und auch im südlichen Frankreich der Ruf für die Bourbonen erscholl, hielt es der Schlaue für besser, eine gelegenere Zeit abzuwarten. Am 20. April nahm er von den Grenadieren seiner Garde, die er im Schloßhof von Fontainebleau aufstellen ließ, Abschied. Als die sonst todesmuthigen alten Krieger und Helden schluchzten, da schien auch er menschlich zu fühlen. Berthier, Ney und Oudinot und andere, die er hoch erhoben, wandten sich der aufgehenden Sonne zu, während Bertrand und Macdonald — zu ihrem Ruhme — der untergehenden noch ihre Verehrung zollten. Auf seiner Reise mußte er sich mehrmals verkleiden, um der Wuth des Pöbels zu entgehen, und nur unter dessen Verwünschungen konnte er sich am 28. einschiffen. Es war das nämliche Volk, das früher so begeistert: Vive l'empereur! gerufen, und das im nächsten Jahre wiederum mit demselben Worten sich heiser schrie. Grund genug für den tiefer blickenden Mann auf des Volkes Lob wie Tadel nicht zu vielen Werth zu legen, und nach dem Beifall seines Gewissens und des die Herzen durchschauenden höchsten Richters vor allen Dingen zu streben! Am 4. Mai stieg Napoleon zu Elba ans Land, wo er bald nicht bloß mit dem Titel und den Formen des Kaiserthums, sondern auch im Geiste desselben, nur nach verkleinertem Maßstab, zu herrschen begann. So endete die mächtige und glänzende Rolle, welche Napoleon schon seit dem Jahre 1798, besonders seit 1804 in steigender Größe gespielt hatte. In diesem Ausgange zeigt sich deutlich die rächende Vergeltung des höchsten Richters. Napoleon, früher gewohnt, Krieg zu erklären, Schlachten zu entscheiden und Siege zu erringen, Frieden vorzuschreiben, das Loos der Staaten durch einen Machtspruch zu entscheiden, bezwungene Fürsten zu empfangen und nach Wohlgefallen zu stürzen — und der das Alles mit empörender Willkür zu thun gewohnt war, — dieser Mann sah sich für politisch todt erklärt. Er, dem einst halb Europa nicht genügt hatte, mußte sich jetzt mit der kleinen Insel Elba begnügen. Zu Fontainebleau traf ihn das Gotteurtheil, dort also, wo er alles angewandt hatte, um das Oberhaupt der Kirche zu seinem Willen zu zwingen, dort

ging der Bann des schwachen Greises an dem Gewaltigsten der Sterblichen in Erfüllung. Napoleons Gemahlinn Marie Louise war Willens, mit ihrem Gemahl die Verbannung zu theilen; aber auf den Wunsch ihres Vaters begab sie sich mit ihrem Sohne nach Deutschland zurück.

Der älteste Bruder des unglücklichen Ludwig XVI., der seit 1807 in England gelebt hatte, bestieg nun unter dem Namen Ludwig XVIII. den Königsthron, und hielt an dem nämlichen Tage, wo Napoleon auf Elba landete, seinen feierlichen Einzug in Paris. Das erste Geschäft, was Ludwig XVIII. hier auszuführen hatte, war die Abschließung eines Friedens mit den verbündeten Mächten. Dieser Friede, der am 30. Mai unterzeichnet wurde, fiel äußerst milde für Frankreich aus; denn die Verbündeten stellten dieses Reich nach den Gränzen her, welche es am 1. Januar 1792 gehabt hatte. Außerdem ließ man bei Frankreich die päpstlichen Landschaften Avignon und Venaissin, die Grafschaft Mömpelgard, ferner einen Theil von Savoyen, sowie mehrere deutsche und niederländische kleinere Bezirke, so daß ihm eine Vergrößerung von 150 Geviertmeilen mit 600,000 Einwohnern blieb. Auch erhielt Frankreich seine Colonien, die es früher gehabt, zurück, mit Ausnahme von Isle de France und den Inseln Tabago und St. Lucian, welche an England abgetreten wurden. Es konnte alle geraubten Kunst- und Litteratur-Schätze behalten, brauchte keine Kriegssteuern und Lieferungen zu zahlen, und erhielt 150,000 Gefangene unentgeltlich zurück. In Deutschland war man über diese Bedingungen ungehalten. Gleich nach Abschluß des Friedens verließen die drei Monarchen Frankreich und die siegreichen Heere zogen auch bald nach ihrer Heimath.

Ludwig XVIII., ein kluger und wohlgesinnter, aber eben kein entschiedener Mann, suchte den damaligen Zeitgeist zu versöhnen, und die Gegner durch Zugeständnisse zu gewinnen. Er verkündigte eine allgemeine Vergessenheit des Vorgefallenen, bestätigte viele in der Revolution und Kaiserherrschaft getroffeneu Einrichtungen (z. B. die Eintheilung des Reiches, den neuen Adel), und gab den 4. Juni den Franzosen eine neue freisinnige Verfassung unter dem Namen der constitutionellen Charte, wie er vor seiner Ankunft

in Paris schon versprochen hatte. Der Inhalt derselben war folgender: Dem König bleibt allein die vollziehende Gewalt, der Befehl über die Land- und Seemacht, das Recht, Krieg zu erklären, Frieden und Verträge zu schließen. Er kann alle Verwaltungsbeamten und Richter ernennen, seine Minister werden verantwortlich. Die gesetzgebende Gewalt theilt der König mit zwei Kammern, indem er die Gesetze vorschlägt, diese darüber berathen und abstimmen, worauf nach Annahme die königliche Bestätigung erfolgt. Die Kammer der Pairs besteht aus erblich oder lebenslänglich ernannten Mitgliedern, die Kammer der Deputirten wird durch Wahlen in den Departementen, auf 5 Jahre gültig, gebildet. Die Kammern müssen alle Jahre berufen werden; wiewohl der König das Recht hat, die Deputirtenkammer sowohl zu verlegen als aufzulösen, so ist er doch gehalten, dieselbe oder eine neue Kammer im Verlauf von drei Monaten einzuberufen. Ludwig XVIII. strebte durch diese Constitution, wodurch er seiner rechtmäßigen königlichen Gewalt selbst Gränzen setzte, alle Besorgnisse niederzuschlagen, und die alte Zeit mit der neuen zu vereinigen; er machte der Revolution und deren Grundsätzen viele wichtige Zugeständnisse, indem er einen wesentlichen Theil der Regierungsgewalt auf die Kammern übertrug.

Auf Befehl des Königs wurde jetzt das Zimmer, welches sein unglücklicher Bruder während der Gefangenschaft im Tempel bewohnt hatte, in eine Kapelle umgeschaffen, und eine jährliche Trauerfeier auf den Tag seiner Hinrichtung (21. Januar) festgesetzt; bei dieser mußte das Testament des unglücklichen Königs von allen Kanzeln verlesen werden.

Den Papst hatte Napoleon schon anfangs März dieses Jahres von Fontainebleau nach dem südlichen Frankreich geschafft, und dann später nach Italien abreisen lassen. Englische und österreichische Ehrenwachen begleiteten den standhaften Dulder nach Rom, wo er am 24. Mai unter dem aufrichtigen Jujauchzen der Römer seinen Einzug hielt. Um die überall verbreiteten aufrührerischen Gesinnungen nach Möglichkeit zu unterdrücken, beeilte sich Pius VII. schon bald nach sei-

ner Wiederbesitznahme vom Kirchenstaate, die im Jahre 1773 von Clemens XIV. aufgehobene Gesellschaft Jesu, diese „gemeinschaftliche Vormauer aller Autoritäten" wie der große Geschichtschreiber, der Protestant Johannes v. Müller sie nennt, am 18. August 1814 wiederherzustellen. So wurde diesem Orden einige Genugthuung für das schreiende Unrecht, das ihm von den bourbonischen Regierungen widerfahren war, als deren Werkzeug sich der schwache Clemens XIV. hatte brauchen lassen. Pius VII. genoß die Freude, die Gesellschaft Jesu schon bald in den meisten Staaten Italiens und in Spanien, also von mehreren bourbonischen Fürsten, wieder eingeführt zu sehen. Die Regierungen hofften durch Aufnahme des Ordens in ihre Länder und durch Uebertragung des Jugend-Unterrichts an die Mitglieder desselben, ihre Völker wieder zur alten Frömmigkeit und zur Folgsamkeit gegen rechtmäßige Obern zurückführen. Freilich vermochte diese Maßregel nicht allein und nicht plötzlich Alles umzuschaffen; denn ein ganzes Geschlecht war unter den Stürmen des Krieges und der Revolution aufgewachsen. —

§ 8.

Der Wiener Congreß.

(1814—1815.)

In den letzten Tagen des Monats September 1814 kamen die Abgeordneten der europäischen Mächte in Wien zusammen, um die durch fünfundzwanzigjährige Unruhen des Krieges und der Umwälzung verwirrten Verhältnisse der Völker und Staaten wieder zu ordnen. Es war eine so glänzende Versammlung, wie sie selbst in den schönsten Zeiten des deutschen Kaiserreiches nicht gesehen worden war; denn außer den drei Monarchen von Oesterreich, Rußland und Preußen waren die Könige von Dänemark, Bayern und Würtenberg, der Großherzog von Baden nebst vielen andern Fürsten und Herren persöhnlich in Wien zugegen, um die Unterhandlungen zu erleichtern und zu beschleunigen, welche von den Ministern und Gesandten geleitet wurden.

Die Aufgabe des Congresses war eine äußerst schwierige; doch die größte Schwierigkeit machte die Entscheidung der polnisch-sächsischen Angelegenheiten. Rußland verlangte für seine Anstrengungen im letzten Kriege das ganze Herzogthum Warschau, und bot Preußen, dem schon vor dem Kriege von Rußland und während des Krieges von den übrigen verbündeten Mächten sein Länderbesitz von dem Jahre 1806 gewährleistet war, das ganze Königreich Sachsen, das man als ein erobertes Land ansah, weil dessen König Friedrich August, obwohl wiederholt dazu aufgefordert, sich nicht für die Verbündeten erklärt hatte. Der König von Sachsen sollte kleinere Gebiete am Rhein und in Westfalen als Entschädigung erhalten.

Gegen das Erstere erklärten sich Oesterreich, England und Frankreich am lebhaftesten; gegen das letztere der König von Sachsen selbst, ferner die Herzoge von Sachsen, so wie Bayern, Frankreich, England und Oesterreich. Die Unterhandlungen wurden so lebhaft und ernst, daß man schon einen feindlichen Bruch des Congresses befürchtete. Doch nun fing Rußland an, seine Forderungen herabzustimmen, wodurch auch Preußen sich nachgiebiger zeigte. So kam man am 9. Februar 1815 dahin überein, daß Rußland den größern Theil des Herzogthums Warschau unter den Namen eines „Königreichs Polen," Preußen das Uebrige als „Großherzogthum Posen" und etwa die Hälfte von Sachsen als „Herzogthum Sachsen" erhalten sollte. Der König von Sachsen beharrte bei seinem Widerspruch, und willigte erst später in Bestimmungen ein, die er nicht mehr zu ändern, noch zu verhindern vermochte, als von den fünf Großmächten beschlossen war, daß Preußen im Besitz von ganz Sachsen so lange bleiben sollte, bis dessen König sich entscheide.

Noch war man auf dem Congresse mit den sächsischen Angelegenheiten nicht zu Ende, als plötzlich am 5. März 1815 in Wien die Nachricht einlief, Napoleon habe die Insel Elba verlassen und sei in Frankreich gelandet. (Siehe den folgenden §.) Diese unerwartete Kunde vereinigte schnell die getrennten und unzufriedenen

Gemüther. Die Mächte sprachen die Acht über Napoleon am 13. März: „Bonaparte habe, indem er den Vertrag brach, der ihm Elba anwies, den einzigen Rechtstitel vernichtet, an welchen seine Existenz geknüpft war. Den französischen Boden mit gewaffneter Hand wieder betretend, um Unruhen und Zerüttung herbeizuführen, habe er sich selbst alles gesetzlichen Schutzes beraubt, und vor aller Welt beurkundet, daß mit ihm weder Waffenstillstand noch Friede bestehen könne." Doch begnügten sich die Mächte nicht mit Worten, sie schickten rasch ihre Heere gegen ihn. Indessen wurden auch die Verhandlungen auf dem Congresse eifrigst fortgesetzt, so daß am 8. Juni die deutsche Bundesacte, und am 9. Juli die allgemeine Congreßacte unterzeichnet werden konnte. Wir werden hierauf zurückkommen, und wenden uns jetzt zu den letzten Unternehmungen Napoleons und deren Ausgang.

§ 9.

Napoleon flieht von Elba.

(26. Februar 1815.)

Napoleon hatte sich auf Elba anfangs äußerlich ruhig verhalten, und schien nur mit der Einrichtung seines neuen Reiches beschäftigt zu sein; doch brachte er seine Soldaten schon bald von 400 auf 1100 Mann. Die Herrschaft über die kleine Insel von 7 Geviertmeilen mit etwa 13,000 Bewohnern konnte aber seinem Ehrgeize unmöglich lange genügen, und während der Drang sich wieder zu erheben, ihn verzehrte, ergingen geheime Einladungen dazu aus Frankreich und Italien, wo seine Anhänger aller Orten noch im Amte waren, an den Gedemüthigten. Hierzu kam der Umstand, daß die französische Regierung in Zahlung der großen, ihm ausgesetzten Jahrgelder sich nicht pünktlich zeigte. Als nun die Berichte seiner geheimen Agenten in Wien alle einstimmig dahin lauteten, daß die Mächte über die sächsisch-polnische Frage gänzlich zerfallen, und der Ausbruch

des Krieges unvermeidlich sei, schiffte er sich am 26. Februar 1815 mit zwölfhundert Getreuen auf sieben kleinen Fahrzeugen ein, entging mit gewohntem Glücke den englischen und französischen Schiffen, welche diese Gewässer bewachten, und landete am 1. März zu Cannes an der französischen Küste, wo er Aufnahme fand. Schon in den ersten Dörfern schrie ihm Alles entgegen: Vive l'Empereur! In gedruckten Zurufen, welche er vor sich her ausstreuen ließ, waren mit schlauer Kunst die Gefühle der verschiedenen Volksklassen angesprochen. Den Landleuten wurde verkündigt, „seine Rückkehr sichere die Erhaltung des Eigenthums, die Gleichheit der Bürger und die Rechte, die sie seit fünfundzwanzig Jahren genossen hätten, und die man ihnen jetzt habe rauben wollen." Den Soldaten wurde gesagt, was sie mit Entzücken vernahmen: „Die Armee sei nicht vom Feinde besiegt, sondern durch zwei Männer aus ihrer eigenen Mitte, Augereau und Marmont, verrathen worden. Er, ihr Kaiser, den die Wahl des Volkes zum Throne berufen, den sie auf ihren Schilden emporgehoben, sei nun wiedergekommen, um die Schmach Frankreichs zu tilgen; sie möchten sich Alle um ihn versammeln, die dreifarbige Kokarde wieder aufstecken, und die alten Adler abermals hervorholen." Die wohlhabenden und gebildeten Bürger hielten sich zwar ruhig, aber nichtsdestoweniger nahm Napoleons Anhang täglich zu. Von Cannes zog er nach Grenoble, und schon unterweges ging ein Oberst mit einem Linien-Regiment zu ihm über; ein Husaren-Regiment folgte. Napoleon hatte zu ihnen gesprochen: „Soldaten des fünften Regiments, kennt ihr mich noch? Wer ists unter euch, der auf seinen General, auf seinen Kaiser zu schießen wagte? Hier bin ich." — Ein Augenblick tiefe Stille, dann der alte Ruf: „Es lebe der Kaiser!" In Grenoble nahmen Bürger und Soldaten ihn mit Freuden auf. Er hatte nun schon ein Heer von 6000 Mann und einen wichtigen Waffenplatz. Auch in Lyon erklärte die Besatzung sich für Napoleon; er hielt in diese zweite Hauptstadt Frankreichs am Abend des 11. März seinen Einzug. Schon hatten sich ihm 10 Regimenter angeschlossen. Hier trat er schon wieder als Kaiser auf, und erließ willkürliche

Verordnungen, wie z. B. daß alle Bourbonen, die in Frankreich betroffen, des Lebens verluſtig ſein ſollten.

Die Kunde von der Landung Napoleons längte erſt am 5. März in Paris an. Ludwig XVIII. verſammelte ſogleich die eben vertagten Kammern, und dieſe erklärten am 6. Napoleon Bonoparte für einen Verräther und Empörer, und droheten ſtrenge Strafe allen Beförderern ſeines Unternehmens; allein Niemand kehrte ſich daran. Vergebens ſuchte der Bruder des Königs, Graf Artois, die Truppen zu begeiſtern. Marſchall Maſſena, Fürſt von Eßlingen, welcher zu Toulon in Beſatzung lag, unterließ es, Napoleon zu verfolgen. Jetzt wurde dem Marſchall Ney der Oberbefehl über die königlichen Truppen anvertrauet, und er verſicherte dem König am 12. März, daß er ihm Napoleon todt oder lebendig bringen wolle, und Marſchall Oudinot, der ebenfalls gegen Napoleon zog, betheuerte, er wolle ſiegen oder ſterben, und beide zogen wirklich aus. Aber ſchon am 13. März erließ Ney folgenden Aufruf an ſeine Truppen:

„Offiziere und Soldaten! Die Sache der Bourbonen iſt auf immer verloren. Der rechtmäßige Herrſcherſtamm, den die Nation angenommen hat, ſteigt wieder auf den Thron, der Kaiſer Napoleon, unſer Souverain .... Die Bourbonen wollten unſern Kriegsruhm ſchänden, ſie haben ſich betrogen, dieſer Ruhm iſt die Frucht zu edlern Thaten. Soldaten! ich habe euch ſo oft zum Siege geführt; heute will ich euch der unſterblichen Phalanx zuführen, mit welcher der Kaiſer Napoleon nach Paris geht .... Auf immer wird dann unſere Hoffnung und unſer Glück verwirklicht werden. Es lebe der Kaiſer!“

Beide, Ney und Oudinot gingen zu Napoleon über, Oudinot wenigſtens ohne eine Proclamation. Am 16. hielt der König vor den Kammern noch eine feierliche Rede: „Napoleon — ſprach er — kommt, um dieſe conſtitutionelle Charte zu vernichten, die ich Ihnen gegeben habe; dieſe Charte, die in den Augen der Nachwelt mein ſchönſter Titel ſein wird, dieſe Charte, die alle Franzoſen lieben, und deren Einhaltung ich hier zuſchwöre. Sammeln wir uns denn um ſie! Sie ſei unſere geheiligte Fahne! Die Nachkommen

Heinrichs IV. werden sich zuerst um sie schaaren, alle guten Franzosen werden ihnen folgen." Die Versammlung jubelte. Das war der Ton, der bei den Franzosen Anklang fand, aber noch besser wußte Napoleon die Saite zu treffen, die im Herzen der Franzosen wiederhallt, und mehr als die Fahne der Constitution galten ihnen des Imperceurs Adler, an welche so viele Siege und so viele Gloire geknüpft waren. Schwerlich wird ein Papier dauerhaft begeistern, wohl aber ein Herrscher, wie Napoleon. Obwohl nun in Paris noch Alles rief: „Es lebe der König!" so hatte doch die Nachricht von dem Verrath des Marschalls Ney die letzte Hoffnung der Königlichgesinnten vernichtet, und in der Nacht vom 19. auf den 20. März verließ Ludwig XVIII. seine Hauptstadt, und ging mit den Grafen Artois, den Herzögen von Berry und Orleans nach Gent. Napoleon näherte sich bereits Fontainebleau, und langte schon am 20. März vor Paris an. Ihm standen noch 30,000 Mann königlicher Truppen entgegen; aber keiner schoß, und manche hatten, wie man sagt, nicht einmal geladen. Napoleon hatte seinen Schaaren befohlen, bei dem Zusammentreffen mit den königlichen Truppen ihre Gewehre wegzuwerfen. Dies geschah, und die beiderseitigen Truppen fielen sich freudig in die Arme. Noch an demselben Tage, Abends gegen 9 Uhr, hielt er unter dem lauten Jubel der Bevölkerung seinen Einzug in Paris. Manche Pariser, die noch kurz vorher gerufen: „Es lebe der König! Tod dem Tyrannen!" weinten jetzt vor Freuden ihren lieben Père violette wiederzusehen. So nannten sie Napoleon, weil er mit den Märzveilchen gekommen war. Am folgenden Morgen meldete der Moniteur (die pariser amtliche Zeitung), in welcher Napoleon eine Woche vorher als Räuber und Hochverräther für geächtet erklärt worden war, daß seine Kaiserliche Majestät am gestrigen Abend in den Tuilerien eingetroffen seien *).

*) Die Steigerung der französischen Zeitungen hinsichtlich Napoleons war folgende: Am 19. Februar 1815: der Vertilger des menschlichen Geschlechts hat ein Schutz- und Trutzbündniß geschlossen. Am 28: der Corse hat die Insel Elba verlassen. Am 7. März: Bonaparte ist an der Küste der Provence gelandet. Am 11: der General

So überraschenden Erfolg das Unternehmen Napoleons auch bisher gehabt, so fand er doch in Paris ganz andere Zustände und Verhältnisse, als ehemals, da er dort in den Tuilerien in der Fülle siegreicher Herrlichkeit gethronet hatte. Wider seinen Willen mußte er dem Volke schmeicheln, weil er demselben seine Wiedererhebung verdankte, und sah er sich genöthiget, Freunde der Freisinnigkeit um sich zu sammeln, und sie zu seinen Ministern zu ernennen.

Am 22. April ließ er eine Zusatzurkunde zu der Constitution des Reiches bekannt machen, welche noch freisinniger war, als die neue Charte. Es hieß darin unter Andern: „Das souveräne Volk macht dem Kaiser die ewige Verbannung der Bourbonen zur Pflicht.“ Am 1. Juni wurde unter dem Namen des Maifeldes eine große National-Versammlung gehalten — eine Nachahmung des frühern Bundesfestes von 1799. — Napoleon beschwor bei diesem Maifeste feierlich die Zusatzurkunde, und nach ihm leisteten die Minister und Deputirten den Eid. Wenige Tage darauf eröffnete er die Sitzungen der beiden Kammern. Doch war Napoleon nichts weniger, als ein Freund von Volkssouveranität und von allem republicanischen und constitutionellen Wesen.

§ 10.

Ligny und Belle Alliance.

(16. und 18. Juni 1815.)

Napoleon, der oftmals dem vereinigten Europa feindlich gegenüber gestanden, scheute diesmal den Kampf, wie sein Friedensgesuch an die Monarchen bezeugt. Er schrieb: „die Herstellung des Kaiserthrones sei für das Glück Frankreichs nothwendig gewesen; er wolle durch denselben auch die Ruhe Europas befestigen. Kriegesruhm zur Genüge habe der Reihe nach die Fahnen der verschiedenen Nationen verherrlicht; die schönste Bahn thue sich jetzt den Herrschern auf, und er

Bonaparte ist in Grenoble eingezogen. Am 17: der Kaiser ist in Lyon empfangen worden. Am 20: Seine kaiserliche Majestät werden in ihrem Schlosse der Tuilerien erwartet.

sei der erste, in dieselbe hinabzusteigen, zum heiligen Wettkampfe um die Glückseligkei der Völker."

Nach seiner bisherigen Handlungsweise konnten die Monarchen diese Worte nicht für aufrichtig halten, und sie wiesen daher den Antrag zurück, und ließen ihre Heere schnell gegen den Rhein vorrücken. Wellington mit seinen Engländern, Schotten, Niederländern, Hannoveranern, Nassauern und Braunschweigern trat in Belgien auf; südlich von ihm stand Blücher mit 100,000 Preußen; den Mittelrhein besetzten die Russen; den Oberrhein wieder die Oesterreicher unter Schwarzenberg, der auch die Bayern, Würtemberger und andere deutsche Truppen führte. In allen Kirchen Deutschlands wurden jetzt Bettage gehalten, daß Gott die Waffen der Verbündeten segnen möge. Als Napoleon sah, daß die verbündeten Mächte mit ihm nicht in Unterhandlungen treten wollten, erhob er sich in seiner vormaligen Kraft. In der Nacht des 11. Juni verließ er Paris, und fand am 14. an der Sambre und Maas sein ganzes Heer vereinigt, 150,000 Mann mit 400 Kanonen. Die Garden waren wieder auf 40,000 verstärkt. Ihre Adler waren in Trauerflor gehüllt bis zum ersten entscheidenden Siege. Zu ihnen sprach der Kaiser: „Zweimal schon hat der heutige Tag das Schicksal Europas bestimmt. — Es ist der Jahrestag von Marengo, der Jahrestag von Friedland! — Damals, wie nur gar zu oft, waren wir großmüthiger, als wir sollten. Wir ließen die Fürsten auf ihren Thronen, die jetzt zum Dank, Frankreichs Unabhängigkeit bedrohen. Die Thoren! Sie und Wir — sind wir nicht noch dieselben? Wagen sie es, neuerdings den französischen Boden zu entweihen, wohlan denn, so sollen sie auf diesem Boden ihr Grab finden!" So sprach er jetzt wieder, wie ehedem, Worte, die immer zündeten in dem Herzen der Franzosen, und indem er gegen die Sambre, zwischen Maubeuge und Namür vordrang, stürzte er sich in altgewohnter Weise mit der ganzen Masse dieser von leidenschaftlichem Rache- und Ruhmdurst glühenden Scharen auf die Preußen, die sich von der Sambre bis hinter Fleurus zurückzogen.

Bei dem Dorfe Ligny kam es am 16. Juni zur Schlacht, die Blücher annahm, weil er Weichen, auch vor

einem faſt noch einmal ſo ſtarken Feinde, für Schande hielt, und weil er von dem weiter rückwärts befindlichen engliſchen Heere nicht ſo entfernt war, daß er auf deſſen Beiſtand nicht hätte rechnen können. Leider hatte aber aus unbekannten Urſachen Wellington mit dem Ausbruch aus Brüſſel gezögert bis zum 16. früh. Mit der größten Erbitterung wurde um das Dorf Ligny geſtritten, das aus ſteinernen Häuſern beſteht, und ringsum nichts als ſteinerne Gartenmauern hat. Napoleon wollte um jeden Preis das Dorf beſitzen, und Blücher durfte es nicht fahren laſſen. Als es ſchon dunkler Abend wurde, ließ Napoleon ſeine Garden, die noch nicht mitgefochten hatten, das Dorf im Rücken angreifen, und eine nicht unbedeutende Anzahl Preußen war faſt eingeſchloſſen. Blücher merkte die Gefahr, und ſprengte kühn den feindlichen Küraſſieren entgegen; aber der greiſe Feldmarſchall ſtürzte mit ſeinem getödteten Pferde, und obwohl er alſo liegend beim Vorwärts- und Rückwärtsjagen der feindlichen Reiterei der Gefangenſchaft Preis gegeben war, ſo wurde er doch glücklich gerettet, weil ihn der Feind nicht geſehen, oder nicht erkannt hatte. Zum Glücke hatte Blücher keinen bedeutenden Schaden genommen, und einige Meilen hinter dem Schlachtfelde bei Wavre zog er ſeine tapfern Schaaren, von denen er in der Schlacht bei Ligny 12,000 Mann an Todten und Verwundeten verloren hatte, wieder zuſammen. Napoleon wähnte ihn gänzlich vernichtet, und eilte jetzt, die Engländer unter Wellington aufzureiben. Der eine vorgeſchobene Flügel dieſes Heeres kämpfte ebenfalls am 16. und zwar gegen einen franzöſiſchen Heerhaufen, der vom Marſchall Ney geführt wurde, bei Quatre-Bras. Hier fand der ritterliche Herzog Wilhelm von Braunſchweig an der Spitze ſeiner Getreuen einen ruhmvollen Tod, der Ausgang der Schlacht war übrigens unentſchieden geblieben. Wellington zog ſich am 17. Juni nach Waterloo zurück, und ließ in der folgenden Nacht den Feldmarſchall Blücher fragen, ob er ihm einige Hülfstruppen ſenden könne. „Ich will kommen mit allen meinen Leuten“ antwortete dieſer. Am 17. hatte er ſeines Sturzes wegen das Bett hüten müſſen, man fürchtete für den Greis, als er am 18. Morgens früh ſchon wieder ins Feld ſollte.

Der Wundarzt wollte ihn noch einmal einreiben, da rief Blücher aus: „Ach was, noch erst schmieren! Laßt nur sein: ob ich heute balsamirt oder unbalsamirt aus der Welt gehe, das wird wohl auf Eins herauskommen.“ Er setzte sich wohlgemuth zu Pferde, und als er das schreckliche Regenwetter sah, versetzte er: „Das sind unsere Alliirten von der Katzbach (um welche Zeit es gleichfalls mehrere Tage nach einander regnete), da sparen wir dem Könige viel Pulver.“

Die Franzosen wunderten sich, die Engländer am Morgen des 18. Juni bei Mont Saint Jean in Schlachtordnung aufgestellt zu sehen, weil dieselben Tages vorher vor ihnen geflohen waren. Zwischen 9 und 10 Uhr Morgens begann die Schlacht. Napoleon zwischen Weltherrschaft und Untergang gestellt, wiegte sich den ganzen Tag hindurch in Hoffnungen des Sieges, so tapfer fochten seine Krieger. Sieben Stunden hatte der heiße Kampf schon gewährt, ganze Schlachtreihen der Engländer waren niedergeschmettert, und diese nahe am Weichen, alle Reserven schon herangezogen und erschöpft, da seufzte Wellington: „Ich wollte es wäre Abend, oder die Preußen kämen.“ Weil die Wege durch anhaltendes Regenwetter ganz verdorben waren, so ging das Voranrücken des preußischen Heeres äußerst langsam. Fast erlag es den Mühseligkeiten, und Viele behaupteten murrend, es sei unmöglich. Da sprach Blücher: „Kinder, wir müssen vorwärts! Es heißt wohl, es geht nicht; aber es muß geh'n; ich habe es ja meinem Bruder Wellington versprochen! Ich hab' es versprochen, hört ihr wohl? Ihr wollet doch nicht, daß ich wortbrüchig werden soll?“ Gegen Abend kam zuerst Bülow, dann Blücher und warfen sich den Franzosen in die rechte Flanke, um ihnen den Tag von Ligny zu vergelten.

Napoleon, sein böses Verhängniß erkennend, führte, um die letzte Anstrengung zu versuchen, nun selbst mit Ney und Friant seine Garden zum Sturme gegen die Höhe von Mont St. Jean, den Mittelpunkt der feindlichen Stellung. Aber die Engländer hatten schon die Nähe der Freunde und die Todesnoth des Gegners gewahrt, und mit erneuerter Kraft hielten sie ihre Bajonnette dem Angriff entgegen. Sie war-

sen den Feind rückwärts, und indem sie mit ihrer ganzen Linie vorrückten, ward zugleich der französische rechte Flügel von den Preußen überwältigt. Von zwei Seiten stürzen sich die Sieger auf die Besiegten, die Nacht vermehrte die Verwirrung, und bald ist die ganze französische Armee nur noch ein ungeordneter Haufe, den Engländer und Preußen ohne Mühe und Erbarmen zusammenhauen. Berühmt ist die Aeußerung von 4 Baillonen der wackern französischen Garde, die von preußischer Reiterei umzingelt, und zur Ergebung aufgefordert, durch den Mund eines Braven aus ihrer Mitte entgegnete: „Die Garde stirbt, sie ergibt sich nicht!“ Umsonst sucht Napoleon Einhalt zu thun; seine Adjutanten fliegen vergebens nach allen Seiten des Schlachtfeldes; er selbst wirft sich vergebens entgegen. Das Unglück ist jetzt in seiner ganzen Fülle über ihn hereingebrochen, seine Bitten, seine Befehle, seine Drohungen werden nicht mehr gehört, von dem Strome der Fliehenden fortgerissen und bald fortgetragen, kommt er endlich aus dem Getümmel. Blücher und Wellington trafen am Abende des Schlachttages bei dem Meierhofe la belle Alliance zusammen, und von diesem Orte benennen wir die Schlacht. Die Engländer nennen sie Schlacht bei Waterloo und die Franzosen la bataille du Mont Saint Jean. Blücher befahl, die Fliehenden in der Nacht zu verfolgen, was bei dem hellen Mondschein leicht war. Diese Schlacht ist eine der bedeutendsten der ganzen Weltgeschichte, und der mitkämpfende Arm des Herrn unverkennbar: nur Bruchstücke des herrlichsten Heeres waren entflohen, über 300 Kanonen, 500 Pulverwagen, der ganze Troß, über 15,000 Gefangene konnten die wackern Sieger als Trophäen aufweisen. Die Franzosen hatten über 30,000 Todte und Verwundete, das Heer Wellingtons zählte deren 13,000, die Preußen, die nicht so lange im Gefecht gewesen und zudem durch den Stand und die Wendung der Dinge begünstigt waren, hatten 7000 Krieger verloren, meistens aus dem Heertheile von Bülow, darunter 207 Offiziere.

Am 19. gerieth Napoleon bei Gemappe in Gefahr, gefangen zu werden, und nur durch die Schnelligkeit seines Pferdes gelang es ihm, zu entkommen. Sein Wagen, Hut, Degen,

ſein kaiſerlicher Krönungsmantel, ſeine Brieftaſche nebſt vielen Koſtbarkeiten fielen in die Hände der Preußen, auch der ſchwarze Adler, womit Preußen einſt den Dränger geſchmückt; von nun an ſollte derſelbe eine würdigere Bruſt zieren, jene Gneiſenau's. In der Nacht vom 20. auf den 21. langte Napoleon zu Paris an. Es war das dritte Mal, daß er als Flüchtling und ohne Heer dort ankam*). Verzweifelnd legte er am 22. auf den Wunſch der beiden Kammern, welche noch verſammelt waren, ſeine Krone nieder, ging nach Malmaiſon, und floh dann nach Rochefort, wo wir ihn einſtweilen verlaſſen, um das Ordnen der Verhältniſſe Frankreichs erſt zu erzählen. Dieſe letzte Periode der napoleoniſchen Herrſchaft wird gewöhnlich die Regierung der hundert Tage genannt.

Schön und wahr ſingt der Dichter Fr. Leop. Graf zu Stolberg von dem für immer Beſiegten:

„Er fällt! ihn ſtürzet Gott der Allmächtige,
Der auf der Wagſchaal', welche Tyrannen wägt
Und Landesväter, mit umwölkter
Rechte, den Frevler wog und leicht fand.

Ihm ſei die Ehre, Dank Ihm und Lobgeſang
Und frommen Lebens beſſerer Hymnus Ihm
Dem Allbarmherzigen! Er ſtürzet
Stolze vom Thron, und erhöht die Demuth."

§ 11.

Die Verbündeten zum zweiten Male in Paris.

Die Verbündeten waren Napoleon auf dem Fuße gefolgt, und ſchon am 20. Juni über die Gränze gegangen. Blücher und Wellington zogen geraden Weges nach Paris, ohne ſich durch Friedensanträge und Feſtungen aufhalten zu laſſen.

*) Die Sprache der öffentlichen Blätter ſtieg nun auf folgender Leiter abwärts, wie ſie früher hinaufgeſtiegen war: 1. Der Kaiſer. 2. Napoleon. 3. Napoleon Bonaparte. 4. Bonaparte. 5. Buonaparte. 6. Der Genius des Böſen. 7 Der Unſinnige, der durch ſein letztes Unternehmen das Unglück Frankreichs vollendet hat.

Unter den Generalen Grouchi und Vandamme ſtellte ſich eine nicht unbedeutende Anzahl franzöſiſcher Truppen den Verbündeten entgegen; aber dieſelben wurden bei Compiegne am 27., bei Villers-Coleres am 28. und bei St. Denys am 30. Juni zurückgetrieben. Schon am 2. Juli beſetzte Blücher die Umgebungen von Paris, und Tages darauf kam zu St. Cloud eine Uebereinkunft zu Stande, vermöge welcher die Hauptſtadt den Siegern übergeben wurde, und das franzöſiſche Heer unter dem Marſchall Davouſt ſich hinter die Loire zurückziehen mußte. Die Verbündeten zogen am 7. in Paris, und ließen die Verſammlungshäuſer der beiden Kammern, die Paläſte Luxemburg und Bourbon, ſo wie auch die Tuilerien beſetzen, und der proviſoriſchen Regierung anzeigen, daß die Monarchen Ludwig XVIII. wieder auf den Thron geſetzt hätten, und daß derſelbe am andern Tage ſeinen Einzug halten werde. Auf dieſe Botſchaft gingen die Deputirten auseinander. Am 8. hielt Ludwig XVIII. ſeinen (zweiten) Einzug in die Hauptſtadt, nachdem er einen Aufruf an die Franzoſen vorhergeſchickt, worin er unter andern ſagte, „er komme zu ſeinen verirrten Unterthanen, um Uebel zu mindern, die er nicht habe abwenden können; er wolle alles, was Frankreich Rettung bringen könnte; die Legitimität ſei eine Hauptgrundlage der Weltordnung und der Freiheit jedes großen Volkes; er ſei nicht geſonnen, die Feudalrechte herzuſtellen. Er werde ſeine Freunde aus allen Franzoſen wählen. Er verzeihe alles, aber die Würde des Thrones und der Unterthanen Wohlfahrt legten ihm die Pflicht auf, die Urheber der unerhörten Verrätherei hiervon auszunehmen. Ludwig begann nun auch eine etwas ſtrengere Regierung; jedoch hätte er gerne ſein Volk jeder weiteren Strafe überhoben; allein ſeinem Wunſche konnte dieſes Mal nicht willfahret werden. Am 10. Juli waren die verbündeten Monarchen in Paris eingetroffen, zu gleicher Zeit rückten die Heere des Oberrheins, welche meiſtens aus Oeſterreichern beſtanden, in Frankreich ein, und der eiſerne Arm des Krieges, welcher Europa ſo lange gedrückt hatte, legte ſich mit ſeiner ganzen Schwere auf einmal über Frankreich. Die Verbündeten ließen die Kunſtſchätze, welche die Franzoſen ſeit 25 Jahren

aus Deutschland und Italien zusammengeraubt hatten, und die man ihnen das erste Mal gelassen, nun zurücknehmen, was die Eitelkeit der Franzosen nicht wenig kränkte. Venedig erhielt die berühmten Pferde wieder, die alten Zeugen so vieler Heldenthaten und so seltener Größe jenes neuen Tyrus, aus den Händen seines Herrschers Franz, und als Friedrich Wilhelm in seine Hauptstadt heimkehrte, hatte er die Freude zu sehen, wie die geraubte und zurückeroberte Victoria enthüllet wurde. Im Uebrigen erwiesen sich die Mächte äußerst großmüthig gegen das völlig besiegte und gedemüthigte Frankreich, zu großmüthig, wie nicht Wenige meinten.

Die öffentliche Meinung in Deutschland erwartete, daß die schon unter Ludwig XIV. von Deutschland losgerissenen deutschen Provinzen jetzt zurückgenommen werden würden. In der That kam diese Angelegenheit in ernste Erwägung, aber nicht zur Ausführung. Am meisten grollte hierüber der Franzosenfeind Blücher. Er äußerte gegen Hardenberg: „Ich wollte nur, daß Ihr Herren von der Feder einmal nur ein etwas scharfes Plänklerfeuer aushalten müßtet, damit Ihr doch erführet, was das heißt, wenn der Soldat mit Blut und Leben Eure Fehler wieder gutmachen muß, die Ihr so leichtsinnig begehet.“ — In ähnlichem Sinne brachte der derbe Haudegen bei einer Tafel, die Wellington in Paris gab, einen Toast aus. Er saß zwischen Castlereagh und Wellington, erhob sich und sprach: „Na, Castlereagh, jetzt will ich Euch auch einmal was ausbringen: Mögen die Federn der Diplomaten nicht wieder verderben, was durch die Schwerter der Heere mit so vieler Anstrengung gewonnen worden!“

In dem zu Paris am 20. November 1815 unterzeichneten Frieden trat Frankreich nur ab: die Festungen Philippeville, Marienburg, das Herzogthum Bouillon-Sarlouis, Saarbrück, das Land von der Saar bis zur Lauter mit der Festung Landau, den im vorigen Jahr bei Frankreich gebliebenen Theil von Savoyen u. s. w. Ferner mußte Frankreich 700 Mill. und Paris 100 Mill. Franken in baarem Gelde zahlen, wobei jenem zugleich die

Verpflichtung aufgelegt wurde, ein Heer verbündeter Truppen von 150,000 Mann 6 Jahre lang zu unterhalten, und eine Anzahl Festungen zu dem Ende zu räumen.

Dieses war der zweite Pariser Friede; er ließ Frankreich eine Größe von mehr als 9600 □Meilen (jetzt mit 33½ Millionen Einwohnern); ferner im Besitze fast aller seiner Angriffspunkte auf die Nachbarstaaten, so daß Deutschland und die Niederlande halb offene Reiche blieben.

Unter der Regierung Ludwig's XVIII. erhielt auch die Gerechtigkeit einige Opfer. Er hatte damit begonnen, die Deputirtenkammer am 13. Juli völlig aufzulösen und die Pairskammer am 24. desselben Monats durch die Ausstoßung von 31 Mitgliedern zu reinigen. Da der schmähliche Abfall einer ganzen Armee nicht genügend bestraft werden konnte, so verordnete ein zweiter Befehl die Verhaftung und Verurtheilung aller des Hochverraths schuldigen Generale und Offiziere. Demgemäß wurde schon am 19. August der Oberst Labedoyere, der zuerst von Grenoble aus Bonaparte mit seinem Regimente entgegengegangen war — erschossen. Ein gleiches Schicksal widerfuhr am 7. December dem Marschall Ney, auf einen Urtheilsspruch der Pairskammer. Er befehligte bei der Vollstreckung seines Urtheils selbst mit den Worten: „Fehlet nicht, Freunde! Es lebe Frankreich! Feuer!" Seine Verurtheilung hat er ohne Widerruf für ungerecht erklärt. Ney's Verurtheilung und Hinrichtung hat in der Folge vielfach den heftigsten Tadel gefunden; man muß das traurige Loos dieses ausgezeichneten Feldherrn bedauern, obschon man seine Verrätherei nicht entschuldigen kann*). Die ganze Familie Napoleon's wurde bei Todes-

*) Die Verurtheilung und Erschießung Ney's wird darum so sehr getadelt, weil sie eine Verletzung der von der provisorischen französischen Regierung unter Fouche's Leitung mit Wellington abgeschlossenen Uebereinkunft war, wonach Niemand seiner Handlungen und Meinungen wegen beunruhigt werden sollte. Mochte auch — so sagt man — Ludwig daran nicht gebunden zu sein glauben, was man ohne ihn versprochen hatte, so hätte doch Wellington, der den Vertrag abgeschlossen, die Verurtheilten vertreten müssen. Dieses zur Steuer der Wahrheit und der Gerechtigkeit, welche die Geschichte unparteiisch nach allen Seiten hin ausüben muß.

ſtrafe aus Frankreich verbannt. Dasſelbe Loos traf diejenigen Mitglieder des ehemaligen Convents, die zum Tode Ludwig's XVI. ihre Stimme gegeben, und nach Bonaparte's Rückkehr ein Amt von dieſem angenommen, oder mit dem Zuſatz zu der Verfaſſungsurkunde zugleich die darin ausgeſprochene Verbannung der Bourbonen beſchworen hatten.

Der Mann, der ſo vielfaches Unheil über Frankreich gebracht hatte, war, wie wir am Ende des vorigen Abſchnitts erzählt haben, nach der Hauptſtadt Rochefort geflohen, um ſich daſelbſt nach Amerika einzuſchiffen. Aber anſtatt ſeine Abfahrt zu beſchleunigen, war er äußerſt unentſchloſſen, obwohl ſeine Freiheit auf dem Spiele ſtand. Als er endlich abſegeln wollte, hatte ein engliſches Schiff, der Bellerophon, vor der Inſel Aix Platz genommen, und das Auslaufen erſchwert; doch hätte er mit ſeiner Fregatte noch durch die nur großen Kriegsſchiffen unzugängliche Meer- oder Stromenge Mannouſſon in See gehen können. Zuletzt erbot ſich ein däniſcher Capitain, den Flüchtling in ſeinem Schiffe verborgen fortzuſchaffen; aber die in ihm erregte Bedenklichkeit, ob ein ſolches Entkommen auch einem Kaiſer zieme, bewog Napoleon, ſich am 15. Juli dem Befehlshaber des engliſchen Kriegsſchiffes zu überliefern. Er hoffte, daß ein Brief, den er an den damaligen Regenten von England (den nachherigen König Georg IV.) geſchrieben hatte, ihm Aufnahme in England verſchaffen würde. Dieſer Brief lautete alſo: „Den Parteien, welche mein Vaterland zerriſſen, und der Feindſchaft der größten Mächte preisgegeben habe ich meine politiſche Laufbahn beendet, und komme, wie Themiſtocles, mich an dem Heerde des brittiſchen Volkes niederzulaſſen. Ich ſtelle mich unter den Schutz ſeiner Geſetze, den ich bei Ew. Königlichen Hoheit, als dem mächtigſten, beſtändigſten und großmüthigſten meiner Feinde, nachſuche.“

Der Capitain des Bellerophon empfing ihn mit Achtungsbezeugungen, und brachte ihn am 26. in die Nähe von Plymouth. Hier wurde Napoleon die Landung verweigert, und ihm am 3. Auguſt im Namen der Regierung bedeutet, daß er, einem Beſchluſſe der Verbündeten zufolge, als Geächteter und gemeinſamer Gefangener — nach der Felſeninſel St. Helena im weſtlichen Ocean gebracht, und dort unter

ſtrenge Obhut geſtellt werden ſollte. Vergebens erhob er gegen dieſen Beſchluß mündlich und ſchriftlich Einſpruch; aber ſchon am 7. Auguſt wurde er auf das Schiff Northumberland verſetzt, und hier von dem Admiral Sir G. Cockburn als General empfangen und behandelt. Seine Schätze wurden in Verwahr genommen, damit er ſie nicht mißbrauche; ſein Gepack wurde ihm gelaſſen. Die treuen Generale Bertrand, Montholon, Gourgaud und der Graf Las-Caſas mit ihren Familien durften ihn begleiten, ſo wie auch der Schiffsarzt O'Meara, der ſich dazu erboten hatte. Noch an demſelben Tage begann die Fahrt, und hundert Tage ſpäter, nämlich am 15. October 1815, landete Napoleon auf St. Helena, einem öden Eilande Afrikas, wohl 800 Meilen von Europa, für welches er auf immer unſchädlich gemacht werden ſollte.

§ 12.

Napoleon auf St. Helena. Sein und der Seinigen Ende.

Napoleon wurde auf St. Helena unter die Obhut eines ſtrengen und harten Wächters, des Generals Hudſon Lowe, geſtellt. Anfangs mußte der Exkaiſer ein gewöhnliches Bauernhaus beziehen; aber es währte nicht lange, ſo wurde für ihn ein beſonderes Wohngebäude aufgeführt. Es war zwar nur einſtöckig, enthielt aber eine Reihe Wohnzimmer, eine Bibliothek, ein Billard, Bad u. ſ. w. Einige ſeiner Begleiter hatten einzelne Zimmer in dieſem Gebäude; General Bertrand wohnte mit ſeiner Familie in einem beſondern Häuschen. Mit Sonnenaufgang ſtand der Exkaiſer auf, und gab den Chineſen, die ihm zu Gebote ſtanden, in ſeinem Garten zu thun; dann las und ſchrieb er in ſeinem Cabinette, und 3 Uhr Nachmittags ging er ſpazieren in ſeinem Garten, der aber von einer hohen Mauer umgeben war. Um 4 Uhr ſpeiſete er, gewöhnlich in Geſellſchaft einiger von ſeinen Freunden. Die Gärtnerei war ſeine liebſte Beſchäftigung; der Mann, welcher ſonſt Reiche ſchuf und vernichtete, pflanzte jetzt Kohl und andere Gewächſe; ſtatt Könige zu

entthronen und große Heere zusammenzuschießen, ging er jetzt täglich gebückt von Pflanze zu Pflanze, Schnecken, Raupen und Würmer zu tödten, und statt vor den stolzen Tuilerien zwischen seinen Marschällen zu prangen, wandelte er jetzt allein, im bunten Schlafrock und grünen Pantoffeln, um den Kopf sein rothseidenes Sacktuch gewunden, mit der Gießkanne in seinem Gärtchen, die Gewächse zu erquicken, oder er grub das Erdreich um, oder jätete Unkraut aus.

Sein Geschick ertrug Napoleon mit rühmlichen Anstande, nur konnte er die strenge Aufsicht nicht leiden. Schildwachen umgaben in weiter Entfernung seine Anlage. Englische Schiffe lagen um die Insel, bei der außer den Ostindienfahrern kein Schiff verweilen durfte. Wer Napoleon sehen wollte, mußte einen besonderen Paß mitbringen, und durfte auch dann noch nicht ein Mal mit ihm sprechen. Täglich kamen einige englische Offiziere in seine Wohnung, um sich zu überzeugen, daß er noch da sei. So wie Napoleon in seinem Glück der geängstigten Welt ein Gegenstand des Schreckens gewesen: so war er in seinem Unglück ein Gegenstand des Mitleids für Viele. Von körperlichen Schmerzen und Seelenleiden gedrückt, lebte er in seiner Verbannungsstätte völlig fünf und ein halbes Jahr, ehe er starb. Diese Zeit war ein kostbares Geschenk des allbarmherzigen Gottes; — wir wollen hoffen, daß er sie zur Einkehr in sich selbst, zur Buße und Besserung verwendet habe!

In den letzten vier Jahren kränkelte er fast immer, ein fortwährend sich wiederholendes Erbrechen schwächte seine körperlichen Kräfte, und dabei plagte ihn die Schlafsucht. Im Jahre 1819 langte statt des Leibarztes O'Meara ein Corse Dr. Antomarchie an — zwei Priester kamen auf besonderes Verlangen Napoleons mit ihm. Im Februar 1821 glaubte der Exkaiser in einem Kometen das Anzeichen seines nahen Todes zu erblicken. Am 15. April verfaßte er sein Testament, in welchem er zuerst versichert, daß er im katholischen Glauben sterben wolle, und dann seinen Sohn ermahnt, es nie zu vergessen, daß er ein französischer Prinz sei, und daß er sich nie zu einem Werkzeuge der Triumvirn hergeben solle, welche die Völker unterdrück-

ten(!). Am 21. April empfing er die h. Sacramente, und starb unter einem fürchterlichen Sturme am Abende des 5. Mai 1821 in seinem 52. Lebensjahre. Bei Eröffnung der Leiche zeigte sich, daß sein Uebel der Magenkrebs gewesen war. Am 7. wurde er auf St. Helena mit so vielen Feierlichkeiten begraben, als der Ort nur gestattete. Fast zwei Jahrzehnte später im Jahre 1840 ließen die Franzosen, wie wir zu seiner Zeit erzählen werden, die Asche Napoleons von St. Helena abholen, und dieselbe zu Paris in der Invalidenkirche feierlich beisetzen. Nicht auf dem Bette der Ehre, nicht im Palaste, nicht im geliebten Frankreich, sondern in einem einfachen Hause, auf einer entfernten öden Insel, endete der ausgezeichneteste Mann seines Jahrhunderts, unübertroffen als Feldherr, groß als Bezwinger der Revolution, als Schöpfer neuer Verhältnisse, als Gesetzgeber und Herrscher, aber selbstsüchtig, stolz, ehrgeizig, willkürlich und wenig liebenswürdig als Mensch, von bewundernswerthem kalt berechnendem Verstande und von seltener Willenskraft, aber ohne Gemüth und sittlichen Werth, welcher doch des Sterblichen schönster Schmuck ist, und von der Achtung fremder Rechte gänzlich entblößt. Den Großen kann man ihn nicht nennen, weil ihm Seelengröße, Adel der Gesinnung, Aufopferung für fremdes Wohl und reine stille Tugenden abgingen. Klein begann er, klein vollendete er, eine kurzwährende Glanzperiode füllt die Mitte seines Lebens aus. Er ging schnell vorüber wie ein glänzendes Luftmeteor, und hinterließ den geängstigten Völkern die schädlichen und günstigen Folgen eines Sturmes und Gewitters.

Ein begabter Dichter schildert kurz sein thatenreiches Leben unter dem Bilde eines Adlers:

Der Aar that gute Flüge,
Er hielt nur kurze Rast
Auf Afrika's Pyramiden,
Auf Moskaus Zarenpalast,

Zu Wien auf dem Stephansthurme,
Auf dem Vatikan zu Rom;
Am liebsten von Notre Dame
Sah er auf der Völker Strom. — —

Der Aar that gute Flüge,
Zuletzt entschwand er dem Blick,
Und d'rauf sah'n wir ihn nimmer,
Und nimmer kam er zurück.

Wenn je, so muß an Napoleons Grabe in uns die Ueberzeugung erwachen von dem Wechsel der Erdengeschicke, von der Nichtigkeit irdischer Größe und von der Oberherrschaft der himmlischen Macht, die auch Weltgebietern zur rechten Zeit zuruft: „Bis hierhin und nicht weiter*)!" —

Aber was ist aus Napoleons Verwandten geworden? Sein einziger Sohn, Franz Karl Joseph, (geb. am 20. März 1811) der sogenannte König von Rom, war im Jahre 1818 von seinem Großvater zum Herzoge von

---

*) W. Binder macht in seiner „Geschichte des philosophischen und revolutionären Jahrhunderts" über Napoleon folgende interessante Bemerkung: „Ohne uns hier das Amt eines Leichenredners, noch weniger aber das eines Richters über sein Leben und seine Thaten anmaßen zu wollen, können wir doch nicht umhin, auf die höhere Waltung aufmerksam zu machen, die so deutlich in diesem Manne sichtbar ist. Unergründlich sind oft die Gerichte Gottes und unerforschlich seine Wege; aber in diesem Falle liegen sie so augenscheinlich zu Tage, daß wohl Niemand den Finger Gottes verkennen wird. „Vergreift euch nicht an meinen Gesalbten!" hatte der Herr gesagt. Aber Bonaparte erkühnte sich, den h. Vater im Schlosse Fontainebleau mit Gewalt zur Abtretung des Kirchenstaates zwingen zu wollen. Wie zeigte sich da die Hand des Herrn! In demselben Schlosse wurde nachher Napoleon wirklich gezwungen, alles, was er sich angemaßt hatte, abzugeben. Bonaparte hielt das Oberhaupt der Kirche an zwei Orten gefangen, zuerst in Savona, dann zu Fontainebleau. Der Herr ist gerecht: an zwei Orten, auf den Inseln Elba und Helena, saß auch Napoleon noch viel gedemüthigter und verachteter gefangen. Bonaparte hielt den Papst zu Savona kürzere, zu Fontainebleau längere Zeit, dort milder, hier strenger in Gewahrsam: — mit demselben Maße, da er gemessen, wurde auch ihm wieder gemessen. Sieben lange Jahre hatte Bonaparte die Säule und Stütze der Kirche aller Freiheiten beraubt, und für immer zu stürzen gesucht; sieben Jahre lang mußte auch er gefangen sitzen, und — schmerzlich zu Grabe gehen. Endlich, damit die Kirche Christi recht vor aller Welt verherrlicht würde, wurde er, der sich erkühnt hatte, den Felsen Petri überwältigen zu wollen, auf einen Felsen angeschmiedet, und am Namenstage des Nachfolgers des h. Petrus (5. Mai) vor das Gericht Gottes gerufen. Möge er einen gnädigen Herrn und Richter jenseits gefunden haben!"

Reichsstadt ernannt worden, und wurde unter dessen Augen erzogen*). Er starb, erst 21 Jahr alt, schon am 22. Juli 1832 zu Schönbrunn, nachdem er etwa zwei Jahre im österreichschen Heere gedient hatte, und ist gleich einem Erzherzoge in der kaiserlichen Gruft beigesetzt worden. Mit ihm sanken manche Hoffnungen und auch manche Besorgnisse ins Grab. Dessen Mutter Maria Luise wurde, wie schon bemerkt ist, regierende Herzoginn von Parma, und starb am 17. December 1847. Parma ging nach ihrem Tode vermöge Vertrages vom 30. Mai 1814 an den Herzog Karl Ludwig von Bourbon über, welcher sein Herzogthum Lucca an Toskana abtrat. Die Exkaiserinn Josephine endete 1814, als die Verbündeten in Paris waren. Napoleons Mutter Lätitia Bonaparte geb. 1750, die Stammmutter dieses ganzen Geschlechts, sah dessen höchsten Glanz und dessen tiefsten Fall; gebeugt und blind starb sie zu Rom am 2. Februar 1836, wo sie bei ihrem jetzt ebenfalls schon verstorbenen Halbbruder dem Cardinal Fesch über 20 Jahre gelebt hatte. Joseph Bonaparte, Exkönig von Spanien, Graf von Survilliers, lebte lange Zeit als reicher Pflanzer in den nordamerikanischen Freistaaten, und endete im J. 1844 in Florenz. Lucian Bonaparte, Fürst von Canino, starb am 30. Juni 1840 zu Viterbo bei Rom eines christlichen Todes. Ludwig Bonaparte, Graf von St. Leu, Exkönig von Holland, hatte dasselbe Loos zu Florenz, im Jahre 1846. Hieronymus Bonaparte, Graf von Montfort, Exkönig von Westfalen, hält sich in Frankreich auf. Napoleons Schwester Maria Anna Elise starb 1820 bei Triest, und ihr Gemahl Felix Bacciochi, Fürst von Lucca 1841 zu Bologna. Eugen Beauharnais, Stiefsohn Napoleons, einst Vicekönig von Italien, Herzog von Leuchtenberg, endete 1824 zu München. Von seiner Gemahlinn, einer Prinzessinn von Bayern, hinterließ er:

*) Der junge Herzog von Reichsstadt fragte einst seinen Großvater den Kaiser Franz: Papa! ist es denn wahr, daß ich König von Rom bin? Der gute Kaiser Franz antwortete: Ja wohl, gerade so wie ich König von Jerusalem.

August, ersten Gemahl der Königinn von Portugal Donna Maria, welcher 1835 starb; Maximilian, (Herzog von Leuchtenberg) vermählt mit einer russischen Großfürstinn; Josephine, Gemahlinn des Königs Oscar I. von Schweden; Eugenie Hortensie, vermählt mit dem Erbprinzen von Hohenzollern-Hechingen und Amalia, Wittwe des Kaisers Don Pedro I. von Brasilien, der im Jahre 1834 gestorben.

Am merkwürdigsten ist das Schicksal Murats, den Napoleon zu seinem Schwager und zum Könige von Neapel erhoben hatte. Bei Napoleons erstem Sturze trat er den Verbündeten bei, und behielt seine Krone. Kaum aber erschien Napoleon 1815 wieder als Kaiser der Franzosen, so erklärte Murat sich laut für ihn, griff den Kirchenstaat an, und forderte die Staaten Italiens auf, sich unter ihm zu einem großen Reiche zu vereinigen, während er in Wien den Kaiser Franz versichern ließ, nie dem österreichischen Hause untreu werden zu wollen. Diese Doppelzüngigkeit kam ihm theuer zu stehen. Es rückten rasch österreichische Heere gegen ihn an, und weil seine Unterthanen ihn nicht liebten, so hatten die Oesterreicher leichtes Spiel. König Joachim Murat mußte überall weichen, schon standen die Bürger seiner Hauptstadt gegen ihn auf, und er entfloh auf einem Kaufmannsschiffe. König Ferdinand IV., der seit 1806 nur die Insel Sicilien beherrscht hatte, kehrte nach Neapel zurück, und wurde mit der größten Begeisterung empfangen. Neapel war ja wieder an seinen rechtmäßigen Beherrscher gekommen. — Aber der Exkönig Joachim, genannt Murat, konnte die Ruhe des Privatlebens nicht angenehm finden. Nachdem er sich in Frankreich und Corsika umgesehen hatte, ließ er sich wieder nach Neapel übersetzen, und wollte die Bürger des Städtchens Pizzo in Calabrien bewegen, zu seiner Fahne zu schwören. Aber die Bürger von Pizzo nahmen ihn gefangen, und lieferten ihn an König Ferdinand IV. aus. Dieser König, der nie Murats Königswürde anerkannt hatte, betrachtete mit Recht den Joachim Murat als einen Rebellen, und stellte ihn vor ein Kriegsgericht, welches ihn sehr bald zum Tode verurtheilte. Murat flehte die Gnade des jetzigen Königs an.

aber es hieß, der dem Herzoge von Enghien keine Gnade bewilligt habe, müsse auch auf keine Gnade hoffen.

Gott ist gerecht. Murat hatte dem Herzoge von Enghien auf dessen Anrede: „Meine Freunde!“ mit wilder Stimme geantwortet: Du hast hier keine Freunde. Diese Worte tönten jetzt ihm in die Ohren. Als er keine Gnade finden konnte, starb er gefaßt, entblößt sich selbst die Brust, und befehligte: Feuer! wie Marschall Ney. (13. October 1815.)

§ 13.

Die allgemeine Congreß-Acte. Die deutsche Bundes-Acte. Der heilige Bund.

In Folge der allgemeinen Congreß-Acte, welche, wie wir bereits erzählt haben, am 9. Juli 1815 abgeschlossen wurde, erhielt Preußen ein größeres Gebiet, als es im Anfange des Jahres 1806 besessen hatte. Es trat von seinen wieder in Besitz genommenen Ländern das Meiste von Polen an Rußland ab; Ansbach und Bayreuth an Bayern; Hildesheim mit Goslar, Ostfriesland, Theile von Lingen, dem Münsterlande und dem Eichsfelde an Hannover. Dagegen erhielt es, wie schon bemerkt worden, in Polen zurück das neugebildete Großherzogthum Posen (540 □Meilen mit mehr als 800,000 Einwohnern), vom Königreich Sachsen das Großherzogthum Sachsen; dann die Niederlausitz. In Pommern bekam Preußen das vormalige Schwedisch-Pommern mit der Insel Rügen; am Rhein jene Länderstriche, welche wir gegenwärtig das Großherzogthum Niederrhein und die Provinz Jülich-Cleve-Berg nennen. Endlich tauschte Preußen gegen andere erworbene Länder ein das Herzogthum Westfalen und das Fürstenthum Siegen, und erhielt überhaupt ein in zwei Hälften getheiltes Reich von etwa 5090 □Meilen und beinah 14 Millionen Seelen.

Oesterreich verzichtete auf Belgien und auf den

westlichen Theil von Gallizien; erhielt aber zurück in Polen den Kreis Tarnopol und die Salzwerke von Wieliczka; in Italien die Länder zwischen dem Tessino, dem Po, dem adriatischen Meere und den Alpen, welche unter den Namen Lombardisch-Venetianisches Königreich vereinigt wurden (850 □ Meilen mit mehr als 4 Millionen Einwohnern). Durch Verträge und Tauschvergleiche mit Bayern kam das treue Tyrol und Voralberg, das Inn- und Hausruck-Viertel, so wie auch Salzburg wieder an Oesterreich. (Auch erhielt Oesterreich im November 1846 in Folge des im Februar desselben Jahres stattgehabten polnischen Aufstandes den Freistaat Cracau, welcher von da an das Gouvernement Cracau bildete.) Die Oesterreichische Monarchie umfaßt jetzt ein geschlossenes Ganzes, welches, die ungarischen und illyrischen Länder mit eingerechnet, 12,000 □ Meilen mit 33 Millionen Einwohnern enthält.

Rußland's westliche Gränze wurde vom Niemen bis an die Oder vorgerückt. Zwar gab Rußland den Tarnopoler Kreis, die Gebiete von Posen, Danzig und Thoren an Preußen zurück, und erkannte den Freistaat Cracau mit 22 □ Meilen und 100,000 Einwohnern an, der wie schon bemerkt später dem österreichschen Kaiserstaat einverleibt wurde; doch blieben ihm vom ehemaligen Herzogthum Warschau 2200 □ Meilen mit 3 Millionen Seelen unter dem Namen Königreich Polen.

Was Deutschland insbesondere angeht, so kamen einzelne Länder entweder an ihre alten Herren, oder als Entschädigungen an neue Besitzer. Hannover, durch Abtretungen von Preußen vergrößert, nahm den Königstitel an, um nicht hinter Bayern, Würtemberg und Sachsen zurückzustehen.

Die Niederlande, sowohl die vereinigten nördlichen, oder Holland, als auch die ehemals österreichischen südlichen oder Belgien, wurden unter dem Namen Königreich der Niederlande verbunden, und dem frühern Statthalter von Holland u. s. w. Prinzen von Oranien-Nassau zugetheilt, der als König Wilhelm I. den Thron bestieg. Auch wurde zu diesem Reiche das deutsche Großherzogthum

Luxemburg gelegt, wodurch der König der Niederlande Mitglied des deutschen Bundes ward.

Die alte Verfassung Deutschlands wurde nicht wiederhergestellt. Dasselbe erhielt vielmehr durch die deutsche Bundesacte vom 8. Juni 1815 — (ein zweites Ergebniß des Wiener Congresses) — eine neue Gestaltung zu einem Staatenbunde. Mitglieder des deutschen Bundes sind: 1) der Kaiser von Oesterreich, 2) der König von Preußen, 3) der König von Bayern, 4) der König von Sachsen, 5) der König von Hannover, 6) der König von Würtemberg, 7) der Großherzog von Baden, 8) der Kurfürst von Hessen, 9) der Großherzog von Hessen, 10) der König von Dänemark als Herzog von Lauenburg und Holstein, 11) der König der Niederlande als Großherzog von Luxemburg, 12) der Herzog von Braunschweig, 13) der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin, 14) der Herzog von Nassau, 15) der Großherzog von Sachsen-Weimar, 16) die Herzoge von Sachsen-Gotha, 17) Sachsen-Coburg, 18) Sachsen-Meiningen, 19) Sachsen-Hildburghausen, 20) der Großherzog von Mecklenburg-Strelitz, 21) der Großherzog von Oldenburg, 22) die Herzoge von Anhalt-Dessau, 23) von Anhalt-Bernburg, 24) von Anhalt-Köthen, 25) die Fürsten von Schwarzburg-Sondershausen, 26) von Schwarzburg-Rudolstadt, 27) von Hohenzollern-Hechingen, 28) von Hohenzollern-Siegmaringen, 29) von Lichtenstein, 30) von Waldeck, 31) von Reuß älterer, und 32) von Reuß jüngerer Linie, 33) u. 34) Lippe-Schaumburg und Lippe-Detmold; die freien Städte 35) Lübeck, 36) Frankfurt am Main, 37) Bremen, 38) Hamburg. Hierzu kam 1817 der Landgraf von Hessen Homburg; dagegen erlosch 1815 das Haus Gotha. So blieb die Zahl der Staaten auf 38 beschränkt. Diese vereinigten sich zum deutschen Bunde, und zwar in der Art, daß jeder einzelne von ihnen selbstständig, unabhängig und unverletzbar bleiben, alle aber die Sicherheit des gesammten Deutschlands nach Außen hin, so wie dessen innere Ruhe gemeinsam aufrecht erhalten sollten. Zur Besorgung der allen und jedem gemeinsamen Bundeszwecke wurde eine immerwährende Versammlung der sämmtlichen Gesandten der einzelnen

Staaten, oder ein immerwährender Bundestag eingerichtet, welcher seinen Sitz in Frankfurt am Main erhielt, und wobei die Bundes-Angelegenheiten unter dem Präsidium Oesterreichs stimmenweise berathen werden sollten, und zwar in voller Versammlung oder „in Pleno“ mit 70 Virilstimmen und 6 Gesammtstimmen. Dem Bundestage wurde die Befugniß eingeräumt, Grundgesetze für den Bund zu entwerfen und aufzustellen. Wenn zwischen einzelnen Mitgliedern des Bundes Streitigkeiten entständen, so sollte in dem Falle, daß die Vermittelung durch einen Ausschuß der Bundesversammlung nicht zu Stande käme, eine Austrägalinstanz entscheiden. Die militairische Macht des deutschen Bundes, welche jedoch erst durch Beschlüsse von 1821 und 1822 eingerichtet wurde, besteht aus einem Heere von wenigstens 301,664 Mann, welches in zehn Armeekorps (Heerkörper) eingetheilt ist. Luxemburg, Landau und Mainz wurden zu Bundesfestungen bestimmt. Der deutsche Bund übernahm die Verpflichtung, den Rechtszustand zwischen den Regierungen und ihren Unterthanen aufrecht zu halten, und sicherte den Letztern das Recht zu, in jedem Staate Grundeigenthum zu erwerben, und ungehindert aus dem einen in den andern zu übersiedeln; alle christlichen Confessions-Verwandten erhielten Gleichstellung in sämmtlichen bürgerlichen Rechten. Endlich sollten alle Bundesstaaten landständische Verfassungen erhalten u. s. w.

Das waren die Ergebnisse des Wiener Congresses. Wir haben früher schon erzählt, daß der König Friedrich August von Sachsen nur nach langen Einsprüchen in die Theilung seines Königreiches willigte. Ferner erklärten die mediatisirt gebliebenen Häuser am 13. Juni 1815 für sich und ihre Nachkommen und für ihre Unterthanen öffentlich: daß sie zwar der Gewalt der Umstände wichen, aber ihre Rechte und Befugnisse, wie sie solche im Jahre 1805 besessen hätten, für ewige Zeiten sich vorbehielten. Am 14. Juni erhob der Cardinal Consalvi im Namen des Papstes in einem offenen Briefe Einspruch, sowohl gegen die Verfügungen hinsichtlich der mit dem Kirchenstaate nicht mehr vereinigten Gebiete, als auch gegen manche in Deutschland stattgehabte

Veränderungen, namentlich gegen die Säculariſation der geiſtlichen Fürſtenthümer, gegen die unterbliebene Zurückgabe der kirchlichen Güter und Einkünfte und endlich gegen die nicht erfolgte Wiederherſtellung des heiligen römiſchen Reiches — dieſer ehrwürdigſten der Kirche geweihten Herrſchaft in der ganzen Chriſtenheit.

Noch müſſen wir hier mit einigen Worten der Stiftung des heiligen Bundes gedenken. Kaiſer Alexander, in deſſen Gemüthe der chriſtliche Glaube über die Grundſätze einer eiteln und gottentfremdeten Philoſophie einen entſchiedenen Sieg davon getragen hatte, legte den beiden andern Monarchen, als er ſich mit ihnen zum zweiten Male in Paris befand, den Entwurf zu einem Bündniſſe vor, welches den Frieden der Welt auf einer von den ſeitherigen politiſchen Bündniſſen weit abweichenden Grundlage feſtſtellen ſollte. König Friederich Wilhelm III. und der Kaiſer Franz ſchenkten dieſem Entwurfe ihren Beifall, und am 26. September 1815 wurde derſelbe als Acte eines heiligen Bundes vollzogen. Der bekannt gewordene Inhalt war eine innige Verbindung durch die Bande einer wahren unauflöslichen Brüderſchaft im Geiſte der chriſtlichen Religion. Die drei Monarchen betrachteten ſich als Familienväter — als Abgeordnete der Fürſehung, und als höchſten und einzigen Souverain Gott und den Erlöſer Jeſus Chriſtus. Es iſt in der That rührend, zu ſehen, wie tief dieſe hohen Fürſten von dem Walten des Fingers Gottes in den gewaltigen Ereigniſſen der von ihnen erlebten Geſchichte überzeugt waren, und wie die höchſten Erdenherrſcher ſich im Staube beugten vor dem Könige der Könige, dem Herrn des Himmels und der Erde, von dem ſie ihre Reiche nur zu Lehn trugen, dem ſie ihre Rettung verdankten, und vor deſſen Richterſtuhl auch ſie einſt Rechenſchaft abzulegen hatten.

Alle europäiſchen Mächte, mit Ausnahme des Papſtes und des Sultans, wurden zum Beitritte eingeladen, und dieſer erfolgte auch nach und nach von Allen unter perſönlicher Unterzeichnung; nur England ſchloß ſich aus, weil die Verfaſſung dieſes Reiches dem Könige verbot, eine Staats-

acte ohne Unterzeichnung eines verantwortlichen Ministers zu vollziehen.

§ 14.

Neue Republiken in Amerika.

(1816.)

Die erste französische Revolution war beendigt, aber die ehemalige Ordnung der Dinge kehrte nicht wieder.

Die Entkräftung Spaniens machte den spanischen Colonien in Amerika Muth, sich dem Joche des Mutterlandes zu entziehen, denn Spanien behandelte seine Pflanzungen nicht besser, als England ehemals die seinigen in Nordamerika. Buenos Ayres erklärte sich 1816 für eine Republik, Chili 1818, und nachdem noch andere Landschaften beigetreten waren, nahm der gesammte Freistaat den Namen Columbia an. Spanien schickte 6000 Mann hin, die Empörer zu unterjochen, aber Bolivar, der tapfere Feldherr der Republikaner, schlug die Spanier bei Carabobo den 24. Juni 1821, und erwarb sich dadurch den Namen Libertador (Befreier) und die Würde des Präsidenten von Columbia. Seitdem ist auch Quito und Niederperu der Republik beigetreten, so daß Spanien in Südamerika nichts mehr besitzt.

In Nordamerika hatte die spanische Herrschaft kein besseres Schicksal. Mexiko gährte schon im Jahre 1820, der Commandant der Hauptstadt ward mit Messern erstochen, und mehr als 20 Parteien standen hier feindselig gegen einander. General Augustin Iturbilde stellte sich an die Spitze der stärksten Partei, und nöthigte dem Vicekönige einen Vertrag ab, daß Mexiko, Guadalaxara und Guatimala eine constitutionelle Monarchie sein, und der König von Spanien oder einer seiner Prinzen den Thron besteigen, aber in Mexiko residiren solle. Wie zu erwarten war, kam weder der König, noch ein Prinz, nach Mexiko, und die Mexikaner glaubten nun um so mehr das Recht zu haben, ihren Staat selbst einzurichten. Das Heer wollte einen

Kaiser, andere wünschten eine Republik wie Columbia, wieder andere wenigstens einen Herrscher aus dem Hause Bourbon. Die Truppen setzten ihren Willen durch, riefen ihren Iturbilde zum Kaiser aus, und drohten den anders denkenden Mitgliedern des Congresses, sie alle aufzuknüpfen, wenn sie nicht beistimmten. So wurde denn Augustin I. den 21. Juli 1822 zum Kaiser von Mexiko gekrönt. Aber — seine Generale wollten ihm nicht gehorchen, Iturbilde legte schon nach 8 Monaten (20. März 1823) seine Krone nieder, erhielt ein Jahrgehalt und die Weisung, in Italien zu leben. Dahin ging er auch ab, kam aber den 16. Juli 1824 wieder nach Mexiko, sein Glück noch einmal zu versuchen. Der Congreß hatte bereits die Acht über ihn verhängt, und den General Bravo zum Dictator ernannt. Iturbilde ward gleich bei seiner Landung verhaftet, und den 19. Juli Abends 6 Uhr erschossen. Seitdem bestand Mexiko aus 19 verbündeten Republiken, ungefähr wie die Schweiz. Die altspanische Partei versuchte, die neue Ordnung der Dinge umzustürzen, das erregte den höchsten Unwillen der Creolen. Die gebornen Spanier wurden daher durch Beschluß des Congresses (1829) ihrer Aemter beraubt und dann aus dem Freistaate verwiesen, 22000. Nur jene, welche für die Republik gefochten, schonte man. Seitdem wird das schöne Land von Parteien zerrissen, von der demokratischen, mit Santa Anna an der Spitze, und von der aristokratischen, durch Bustamente geleitet. Durch diese Entzweiung zersplittern sich die Kräfte, und Mexiko muß sich von den angränzenden Ländern Demüthigungen gefallen lassen. Als die Sclaverei in Mexiko abgeschafft wurde, riß sich Texas los (1835) und suchte um Einverleibung in die vereinigten Staaten nach, welches der Congreß (1837) ablehnte, dann bildete es einen eigenen Staat, und wurde in jüngerer Zeit aufgenommen. Auch Guatimala machte sich selbstständig (1823), und gründete die Bundesrepublik von Central-Amerika. Santa Anna warf (1835) die 19 verbündeten Republiken in eine einzige Republik zusammen und theilte das Gesammt-Gebiet in 20 Departements ein. Durch diese Veränderungen hat aber das ehemalige spanische Amerika keineswegs an innerer Kraft und an Ansehen gewonnen

Bruder Jonathan *), ein ebenbürtiger Sohn von John Bull **), speculirt recht kaufmänniſch auf die Zwietracht ſeiner Halbbrüder, und hat dieſen in den letzten Jahren ſchöne Ländergebiete bereits abgenommen.

§ 15.

Revolution in Spanien.

(Seit 1820.)

Als Napoleons Macht ſank, konnte Ferdinand VII. ruhig ſein Gefängniß zu Valençai verlaſſen, und den 24. März 1814 betrat er wieder den ſpaniſchen Boden. Seine Unterthanen, die Gut und Blut für ihn gegen Napoleon gewagt hatten, empfingen ihn mit Begeiſterung, unter Jubel zog er am 14. Mai in ſeine Hauptſtadt ein, der Ruf: „Es lebe der abſolute (unumſchränkte) König!“ wollte nicht enden. — „Siehſt du — ſagte Ferdinand zu einem der Begleiter — wie das Volk mir zujauchzt? wie die Taſchentücher aus allen Fenſtern flattern?“ — „Ja — entgegnete jener — aber wenige von Battiſt.“ — Das eigentliche Volk, die Mehrzahl war hier — wie im Grunde überall — mehr für einen mächtigen, mit Pracht umgebenen König, als für einen beſchränkten, für einen erſten Beamten der Nation; dagegen gehörten die Anhänger der Conſtitution mehr den höhern Ständen an. Nach deren Wunſch und Willen ſollte er erſt, bevor er den Thron beſtiege, die neue ſtändiſche Verfaſſung, die Conſtitution, welche die Cortes 1812 entworfen hatten, beſchwören ***). Daran habe ich noch

*) Nordamerika.

**) England.

***) Ueber dieſe von Einigen hochgeprieſene Conſtitution ſagt der einſichtige und berühmte Geſchichtſchreiber Leo Folgendes, welches wir für unſere reiferen Leſer mittheilen:

„Im Grunde ſieht eine dieſer modernen ſ. g. liberalen Conſtitutionen in den Hauptzügen aus, wie die andere, und alle laufen darauf hinaus, eine geiſtloſe Tyrannei der Mehrzahl atomiſtiſch gezählter Köpfe zu gründen. Was die Verfaſſung des Cortes in Sonderheit anlangt, ſo ward ihr natürlich, wie allen dieſen Verfaſſungen die Souveränität des Volkes zu Grunde gelegt — aber nicht des Volkes nach einer organiſchen Ordnung und Gliederung, ſondern nach einer

gar nicht gedacht, antwortete Ferdinand den Abgeordneten der Cortes (Landstände), ließ viele Mitglieder derselben

---

ganz mechanischen Auffassung der Kopfzahl, der zu Folge zwei unbedeutende Taugenichtse einen noch einmal so großen Theil an der Souveränität haben, als ein durch Kenntnisse, Reichthum und Ansehen bedeutender, verständiger Mann. Nicht als ein organisch in seinen Landschaften, Beschäftigungen, Ständen und Corporationen gegliedertes, vernünftiges Ganzes, sondern als eine Menschenheerde von bestimmter Kopfzahl ward das Volk gefaßt, und so dem neuen Staate unterbreitet. Je 70,000 Stück dieser Heerde, die gar kein nothwendiges, gemeinschaftliches Interesse zu haben brauchten, sollten in Zukunft immer Einen wählen, beauftragt mit Feststellung des Nationalwillens. Um Glied dieser wählenden Menschenheerde zu sein, bedurfte es nur, daß jemand volljährig, (25 J.) war, sich durch eine gewisse Dauer des Aufenthaltes und andere äußerliche Bedingungen das Bürgerrecht in Spanien erworben hatte, und schreiben konnte. Die von dieser Menschenheerde gewählten, gleichgültig ob sie das Recht und die Geschichte des Landes kannten oder nicht, bildeten den souveränen Körper der Nation; ihre Mehrzahl setzte hinfüro fest, was gelten sollte. Natürlich ward zum Behufe dieser Heerdeeintheilung die historisch erwachsene Eintheilung des Landes gering geachtet — alle landschaftlichen Eigenthümlichkeiten wurden ohnehin nicht beachtet — und Spanien ward in kleinere, willkürliche Administrations-, Steuer- und Wahlkreise, wie Frankreich in Departements getheilt, ohne Rücksicht auf die Stämme, welche das Land bewohnten, und auf ihre verschiedene Lebensweise. Alle alten, eingelebten und deshalb schon weniger drückenden indirecten Steuern wurden aufgehoben, und dafür eine einzige Grund- und Industriesteuer eingeführt. Der König ward zu einem erblich besoldeten Beamten der souveränen Nation herabgesetzt; und das physische Wohl der Mehrzahl, welches man Volksglück nannte, ward als höchster Zielpunkt proclamirt. Alle feudalen, alle corporativen Institutionen wurden ohne Weiteres abgeschafft; die katholische Kirche zwar zur Landeskirche erklärt, aber alle Geistlichen wurden factisch von den Cortes ausgeschlossen, und der Kirche ward als Correctiv ein öffentlicher Unterricht nach französischem Muster zur Seite gestellt. Die kirchliche Inquisition (damals nur noch Censur) ward zwar abgeschafft, aber eine allgemeine Polizei in der Art eingerichtet, daß sie als weit drückendere, gefährlichere, politische Inquisition gelten konnte, — und bei Strafe des Hochverraths ward allen Spaniern aufgelegt, die neue Ordnung der Dinge zu beschwören."

„Wie wir also Italien theilweise durch englischen und französischen Einfluß und durch geheime Verbindungen seiner alten Weise entfremdet, und zu keiner neuen sittlichen Bildung, sondern nur zu einer Verwirrung aller politischen, sittlichen, religiösen Gedanken hingeführt haben, so haben wir am Ende 1813 auch Spanien durch englische und französische Einflüsse und durch geheime Verbindungen in seinem alten sittlichen Bestande gebrochen, und aus allen Fugen gerissen."

einkerkern, trat mit größerer Härte auf, als nöthig schien, um seine königliche Würde zu behaupten, verwarf auch das Unschädliche, ja einzelne Gute der neuen Bestrebungen, und hielt alte Mißbräuche bei. Nun brach der Haß gegen ihn los: ein Regiment, zwischen Cadix und Sevilla stehend, welches nach Amerika gegen die Empörer zu ziehen die Weisung hatte, wollte sich nicht einschiffen lassen, sondern verkündigte die Constitution der Cortes von 1812, und zog durch diesen Schritt viele tausend Mann an sich. Der Anführer der Empörer war Quiroga, ein abgesetzter Offizier, der das Vertrauen der Truppen im hohen Grade besaß, und bald 16,000 Mann unter seinen Fahnen zählte. Andere Truppen, welche Ferdinand unter Riego gegen den Rebellenführer sendete, gingen zu diesem über, und General Mina, früher verbannt, kam aus Frankreich herbei, Freicorps unter dem Namen Guerillas zur Unterstützung der Constitution zu errichten. Bald war das Militair in allen Provinzen vom Könige abgefallen, zuletzt erklärte auch die Garde zu Madrid ihrem Führer Ballasteros, daß sie die Constitution wolle. Ballasteros ging zum Könige hinein, und stellte ihm seine Gefahr vor, wenn er die Constitution der Cortes nicht annehme, und schon umlagerten 40,000 Menschen den Palast. Abends 10 Uhr (7. März 1820) erschien Ferdinand auf dem Balkon, und versprach die neue Verfassung anzunehmen, worauf der Schwarm nach Hause ging. Wirklich beschwur der König am 8. März die Constitution, und das Militair zu Cadix, welches solches noch nicht wissen konnte, rief sie am 9. März auch dort öffentlich aus, aber nicht allgemein wurde hier die neue Staatsverfassung geliebt: das Regiment Amerika und andere Schaaren fielen über das Volk her, welches die Verkündigung der Constitution feierte, machten 400 Menschen nieder, und zogen sich dann aus der Stadt zurück.

Von diesem Tage an wüthete in Spanien der Bürgerkrieg. Die spanischen Cortes zogen Kirchengüter ein, nahmen das Silber aus den Kirchen, entfernten pflichttreue Pfarrer von ihren Gemeinden, ließen durch den Pöbel Miethlinge einsetzen, und gingen sogar damit um, die spanische Kirche vom Papste zu trennen. Das ist so die Weise

der s. g. Liberalen: sie schützen bei ihren aufrührerischen Umtrieben Freiheit, Recht und Gemeinwohl vor, und sobald sie zur Macht gelangen, sind sie die ersten, welche Freiheit und Recht verletzen. Dieses Benehmen der Cortes erregte die Wuth des Volkes; die Anhänger der Cortes wurden Jakobiner genannt, neue Guerillas traten auf zur Vertheidigung der Religion, Mönche und Weltpriester an ihrer Spitze, und zuletzt vereinigten sich die meisten zu einem großen Glaubensheere unter dem General Ramogasa. Das s. g. Nationalheer führte General Mina, der sich zwar im offenen Felde behauptete, aber nie das Glaubensheer ganz vertilgen konnte, denn an einem Orte geschlagen löste es sich auf, um an einem anderen Orte wieder desto mächtiger aufzustehen. Denn die Spanier sind eine kräftige und tapfere Nation; nur ist zu bedauern, daß sie lange Zeit ihre besten Kräfte im Bruderkampfe vergeudeten, während Fremdlinge, die in dem schönen Lande Unkraut säeten, dort im Trüben fischten.

Bei diesen Unruhen fürchtete König Ferdinand für sein Leben, und umgab sein Schloß zu Madrid mit sechs Bataillonen treuer Garden. Die Nationalmiliz schöpfte Argwohn, und drohte, die Garden zu entwaffnen. Als die Garden solches merkten, verließen vier Bataillone ihre Kasernen unter dem Rufe: Es lebe der unumschränkte König! und besetzten den Pardo. Vergeblich forderten die Cortes den König auf, diese Verräther der Strenge des Gesetzes zu überlassen. „Es sind keine Verräther," sagte Ferdinand. Eine Aufforderung an die entwichenen Garden selbst, von Seiten des Cortes, hatte nur zur Folge, daß sie wieder in die Stadt drangen, die Nationalmiliz wüthend angriffen, und sich bis zum Schlosse durchschlugen. Dies geschah den 7. Juli 1822. Gleich darauf ward das Schloß von Nationaltruppen unter Morillo belagert, und da die Garden gegen so viele zu schwach waren, so steckten sie die weiße Kokarde auf. Die zwei Bataillone, welche an den Händeln keinen Theil genommen hatten, erhielten freien Abzug mit Wehr und Waffen, aber die vier andern Bataillone wollten die Waffen am Schloßthore nicht abgeben, sondern feuerten noch herzhaft auf ihre überlegenen Gegner.

Dafür wurden die meisten derselben niedergemacht, von 1600 Mann blieben nur einige hundert am Leben, und auch diese wurden in den folgenden Tagen als Gefangene eingebracht. Die Nationaltruppen, die ebenfalls viel Verlust erlitten hatten, besetzten jetzt das Schloß, und dann wurde ein Te Deum auf dem Schloßplatze gesungen, zur Danksagung, daß der König ein Gefangener sei; auch erschien Ferdinand auf dem Balkon, und grüßte die Truppen, von welchen seine treuen Garden gemordet waren, mit erzwungenem Lächeln. Er hatte früher seinen Vater durch Aufstand geängstigt, jetzt konnte er selbst Angst empfinden.

Die Gesandten Oesterreichs, Rußlands, Frankreichs, Preußens u. s. w. übergaben den spanischen Ministern eine Note, daß sie das Leben des Königs für gefährdet hielten, und die geringste Beleidigung der königlichen Majestät Spanien unglücklich machen werde. Da dies keine Wirkung hervorbrachte, im Gegentheil Ferdinand immer strenger als Gefangener behandelt wurde, schritt Frankreich zu kräftigerer Hülfe. König Ludwig XVIII. gab seinem Vetter, Ludwig Anton, Herzog von Angouleme, 90,000 Mann Truppen, den König von Spanien aus der Gefangenschaft zu befreien, und ihn dann zu bereden, seinem Reiche eine billige Constitution zu geben. Die Franzosen gingen den 7. April 1823 ohne Kriegserklärung über die Bidassoa, und die Cortes, welche solches vermuthet haben mochten, waren schon den 20. März aus Madrid nach Sevilla gezogen, und hatten den König als Gefangenen mitgenommen. Den 11. April langten sie zu Sevilla an; Ferdinand ward genöthigt, in seinen Kundmachungen wiederholend zu erklären, er sei völlig frei, um am 23. April den Franzosen den Krieg anzukündigen. Jetzt mußte es sich zeigen, ob die Constitution des Volkes Wunsch sei, oder nicht. Die spanische Nation ward in Masse gegen die Franzosen aufgeboten, aber kein Arm regte sich, obschon die Spanier nichts weniger als Feiglinge sind. Den 24. Mai zog der Herzog von Angouleme in die Hauptstadt Madrid ein, und die Bürger empfingen ihn mit Blumen und Tänzen als ihren Befreier, zertrümmerten die Constitutionssteine, und

eine Regentschaft wurde eingesetzt, bis zur Befreiung des Königs das Land zu regieren.

Als die Cortes in Sevilla dies alles erfuhren, und der Herzog von Angouleme ihnen nachrückte, wollten sie mit dem Könige den 11. Juni nach Cadix ziehen. Da Ferdinand sich weigerte, erklärten sie ihn für blödsinnig, ernannten eine Regentschaft, in seinem Namen zu regieren, und verhafteten einen englischen Obersten, welcher den König in Freiheit setzen wollte. Am folgenden Tage reiseten sie mit diesem nach Cadix ab, und trafen dort nach drei Tagen ein. Nur 15,000 Mann Truppen mochten in Cadix und auf der ganzen Insel Leon sein, und schon im Juli wurde Cadix von den Franzosen eingeschlossen: 30,000 Mann zu Lande und 29 Kriegsschiffe zu Wasser schnitten der Stadt alle Zufuhr ab. Der Herzog von Angouleme, der am 16. August vor Cadix ankam, forderte den König auf, die alten Cortes zu berufen. Weil Ferdinand aus Zwang dies verweigern mußte, so wurde den 30. August von den Franzosen der Trocadero kräftig beschossen, und die Franzosen, welche unter Napoleon Cadix Jahre lang vergeblich bestürmt hatten, siegten jetzt über dasselbe in wenig Wochen. Als den 23. September die Stadt schon an mehreren Stellen brannte, gaben die Cortes dem Könige die unumschränkte Gewalt zurück, baten ihn, ins französische Lager zu gehen, seinem Volke und — ihnen günstige Bedingungen zu erwerben, und löseten sich auf. Den 1. October ward König Ferdinand in Puerto Santa Maria vom Herzog von Angouleme feierlich empfangen, und das spanische Volk rief dabei sonderbar genug: „Es lebe der König! Es lebe die Religion! Es sterbe die Nation! Es sterben die Schwarzen!" (Vive el Rey! Vive la Religion! Muera la Nation! Muera las Negros!) Mit der Nation meinten sie aber wohl nur die falschen Vertreter der Nation, jene, welche vorzugsweise als Kern der Nation gelten wollten.

Die französischen Truppen besetzten gleich in den folgenden Tagen Cadix, und Mina wanderte mit vielen andern nach England aus. Andere sogenannte Schwarze

(Anhänger der Constitution) gingen nach Amerika oder der Schweiz. Der Herzog von Angouleme hatte seine militärische Sendung rühmlich erfüllet, und der damalige große brittische Minister Canning sagte sehr treffend: „Nie hat ein Heer so wenig Uebel verursacht, und so viel Uebel verhütet!" Dieser Feldzug der Franzosen in Spanien erwarb dem Hause Bourbon wieder den Ruhm der Kriegskunst, mit der Humanität gepaart. Die wichtigste Folge des erzählten Krieges für Frankreich war außer dem Umstande, daß denselben ein glücklicher Ausgang krönte, vorzüglich diese, daß er durch den Gehorsam, welchen die Armee ihrem Oberfeldherrn, dem Herzoge von Angouleme, erwies, den völligen Sieg des Königthums darthat. Am 4. November verließ das französische Heer Spanien; doch blieben 45,000 Mann in den Festungen zurück. So war in Spanien die alte Ordnung wiederhergestellt. Ferdinand VII. hielt am 13. November seinen feierlichen Einzug in Madrid; aber die Wohlfahrt und das Glück seines Volkes zu befördern vermochte er nicht. Die gefangenen Urheber der Revolution, unter ihnen auch Riego, wurden hingerichtet; eine strenge Reinigungs-Commission verfügte später noch weitere Hinrichtungen. Die versprochene Constitution verweigerte Ferdinand seinem Volke. Auch in den nächsten Jahren erhoben sich wieder einzelne Verschwörungen und Aufstände der verschiedenen Parteien, so daß der Zustand dieses Landes ein schwankender und unsicherer blieb. — Die Inquisition wurde nicht wieder eingeführt.

§ 16.

Aufstand in Portugal.

(Seit 1820.)

Im nämlichen Jahre, da in Spanien die Revolution ausbrach, wollten auch die Portugiesen eine Constitution besitzen. Seit dem Tode der blödsinnigen Königinn saß Johann VI. auf dem Throne, der bisherige Prinzregent, aber der Hof war noch immer in Brasilien, und Portugal,

das Mutterland, wurde von Brasilien aus wie eine Provinz regiert. Die Söhne der Portugiesen mußten in Brasilien als Soldaten dienen; Portugal ward gezwungen, aus Brasilien seine Colonialwaaren zu kaufen, und die Brasilianer kauften ihre Fabrikwaaren, wo sie wollten. Dadurch mußte der Handel Portugals zu Grunde gehen.

Als der Unwille der Portugiesen groß genug war, steckte Oberst Sepulveda, Portugals Quiroga genannt, zu Oporto die Fahne des Aufruhrs aus. Im August 1820 setzte er eine provisorische Regierung ein, die Cortes von Portugal zu berufen, und man rief: „Es lebe König Johann VI. und die Verfassung!" Die Neuerung fand beim Heere überall Beifall, in Lissabon wurde den 11. October 1820 die Constitution der spanischen Cortes ausgerufen.

König Johann in Brasilien ward nicht wenig besorgt, da die Junta im Namen des portugiesischen Volkes ihn aufforderte, daß er selbst herüberkäme, die Constitution zu beschwören, oder die Krone einem seiner Prinzen übertrüge. Er zog das Erstere vor, übergab die Regentschaft in Brasilien seinem Erbprinzen Dom Pedro, langte mit seiner Familie den 4. Juli 1821 in Portugal an, und beschwur willig die Constitution der Cortes.

Nun sollte Portugal wieder das Hauptland, Brasilien eine Provinz sein. Brasilien durfte nur aus Portugal kaufen, fremden Schiffen mußte es seine Häfen schließen, und von allen Aemtern waren die Brasilianer ausgeschlossen. Aber Brasilien hatte zu lange die Vorzüge eines Hauptlandes genossen, es wollte von Portugal nicht ferner als Magd behandelt werden, doch bot es dem Prinzregenten die Krone von Brasilien. Dom Pedro nahm den Antrag an, und den 12. October 1822, an seinem Geburtstage ward er als Peter I. Kaiser von Brasilien in allen Städten des neuen Kaiserthums ausgerufen. Die Kanonen donnerten, Bälle und Feuerwerke verherrlichten den merkwürdigen Tag, und ganz Rio Janeiro war Abends erleuchtet.

Man weiß nicht recht, ob König Johann den Schritt

seines Sohnes gebilligt habe oder nicht. Es war wenigstens kein anderes Mittel, Brasilien dem portugiesischen Königshause zu retten, und so wurde das neue Kaiserreich am 15. Mai 1825 auch vom Könige Johann anerkannt.

Im Frühlinge 1824 versuchte die Königinn von Portugal eine Reaction gegen die Constitution mit Hülfe ihres zweiten Sohnes Dom Miguel. Ihre Partei zog in Lissabon ein, die Cortes zu vernichten, aber der König blieb seinen Grundsätzen treu: er flüchtete an Bord des englischen Linienschiffes Windsor-Castle (9. Mai 1824), und befahl seinem Sohne, vor ihm zu erscheinen, und sein eigenmächtiges Thun zu verantworten. Dom Miguel erschien, bekannte von Verführern irre geleitet zu sein, und erhielt von seinem Vater die Erlaubniß, auf Reisen zu gehen. Ueber Paris begab er sich nach Wien.

Im folgenden Jahre 1826 starb der König Johann VI. und sein ältester Sohn, Dom Pedro, Kaiser von Brasilien, verzichtete auf die Krone Portugals, gab sie aber seiner jungen Tochter Donna Maria da Gloria (geboren 4. April 1819), und es wurde verabredet, daß sie mit ihrem Oheim Dom Miguel vermählt werden solle. Vorher hatte Dom Pedro den Portugiesen eine Constitution gegeben, welche auch Dom Miguel beschwur. In Portugal erhob sich gegen dieselbe auf Anstiften der verwittweten Königinn eine Partei, welche den Dom Miguel als unumschränkten König ausrief. Allein England wollte dies nicht zugeben, und sandte ein Heer nach Lissabon, welches schnell den Aufstand unterdrückte. Um die Parteien zu versöhnen, ernannte Dom Pedro jetzt seinen Bruder Dom Miguel zum Regenten von Portugal, unter der Bedingung, daß er nach seiner Constitution regiere. Letzterer reisete jetzt unverzüglich nach Portugal, beschwor hier am 16. Februar 1828 zwar die schon erwähnte Constitution; fing aber gleich an, eigenmächtig zu regieren, löfete die beiden Kammern auf und berief die alten Stände, welche ihm die Krone von Portugal und Algarbien zusprachen. Er beschwur jetzt auch die alte Verfassung, und nahm den Königstitel an. Obwohl Dom Pedro und ein Theil des Heeres Einspruch erhob, so

schien doch die Sache Dom Miguels gesiegt zu haben, und er herrschte einige Jahre mit eisernem Zepter, unangefochten, in Portugal, obwohl ihm die europäischen Mächte, mit Ausnahme Spaniens und des Papstes, die Anerkennung versagten. Da indessen der freisinnige Kaiser Dom Pedro I. von Brasilien durch einen noch freisinnigern Aufruhr im Jahre 1831 gezwungen worden war, zu Gunsten seines minderjährigen Sohnes Pedro II. auf die Krone Brasiliens zu verzichten und dieses Land zu verlassen: so schickte sich derselbe jetzt an, seiner Tochter Maria da Gloria die Krone von Portugal zu verschaffen. Er landete am 8. Juli 1831 bei Oporto und bemächtigte sich dieser Stadt; wurde aber nach einigen Gefechten eingeschlossen; allein die Engländer leisteten ihm Hülfe, und der englische Admiral Napier vernichtete am 6. Juli 1833 die Flotte Dom Miguels bei St. Vincent, und am 22. Juli besiegte der Herzog von Terceira das miguelistische Heer in der Nähe von Lissabon.

Noch hielt sich Dom Miguel einige Zeit, bis er im Jahre 1834 völlig besiegt sich durch einen Vertrag verpflichtete, Portugal zu räumen. Er schiffte sich nach Genua ein, und lebte seitdem meistens in Rom, gegenwärtig in der Nähe Frankfurts, wo er sich unlängst vermählt hat. Für Maria da Gloria, welche als Königinn im September 1833 in Lissabon ihren Einzug gehalten, herrschte anfangs ihr Vater Dom Pedro, der die von ihm den Portugiesen gegebene Constitution wiederherstellte, die von seinem Bruder berufenen Jesuiten verbannte, alle Klöster aufhob, deren Güter einzog und die Geistlichkeit hart bedrückte. Am 24. September 1834 starb er, nachdem er kurz vorher seine Tochter für volljährig hatte erklären lassen.

Die junge Königinn heirathete am 27. Januar 1835 den Herzog August von Leuchtenberg; da derselbe aber schon bald darauf starb, so vermählte sie sich am 8. April 1836 mit dem Herzog Ferdinand von Coburg. Dem jungen Königspaar wurde anfangs das Leben durch die Widerstandspartei sehr verbittert, indem das königliche Ansehen immer mehr geschmä-

lert ward. So sah sich die Königinn zur Wiederherstellung der Constitution von 1820 durch einen Aufstand gezwungen. Als später auch diese Vielen nicht genügte, kam man dahin überein, die Constitution von 1820 mit der von 1826 zu verschmelzen und als „letzte Verfassung" bekannt zu machen. Seltsames Spiel, als könnte eine Bestimmung mehr oder weniger in einer Verfassung, ein Gesetz mehr oder weniger ein Land allein schon glücklich machen! Portugal, obschon nur ein kleines Land, war einst unter seinen Königen von Gottes Gnaden groß und angesehen durch Entdeckungen, Eroberungen, Schifffahrt und Handel. Seine Constitution hat es zum Spielball von England gemacht; das ist auch wohl der Hauptgrund, warum das engherzige und krämerische England die südlichen Länder mit Constitutionen zu beglücken sucht, und seinen ganzen Einfluß ausübt, diese überall durchzusetzen und zu halten, während es selbst eine solche Verfassung nach französischem Zuschnitt nicht haben mag. Obwohl die portugiesische Regierung nunmehr eine etwas entschiedenere Haltung annahm, so dauerte die unsichere Lage des Landes doch noch längere Zeit fort. Durch Umtriebe, Gährungen, Parteikämpfe und selbst offene Aufstände wurde die Ruhe des Landes mehrmals gestört, bis es endlich im Jahre 1842 gelang, die Charte vom Jahre 1826 wiederherzustellen, was die größere Mehrzahl der Portugiesen oder vielmehr derjenigen, die damals den meisten Einfluß ausübten und die thätigsten Unruhstifter waren, gewünscht zu haben schien. Durch die Gewaltmaßregeln Dom Pedro's in kirchlichen Dingen waren die freundschaftlichen Beziehungen zwischen dem heiligen Stuhle und Portugal gänzlich abgebrochen worden. Dieselben wiederherzustellen war seit 1839 eine Hauptsorge der Regierung, und es kam einige Jahre später eine vollständige Aussöhnung zu Stande. Vom Papst Gregor XVI. wurde jetzt die Regierung Donna Maria anerkannt; und zum Zeichen vollständiger Aussöhnung war Ersterer bald nachher durch seinen Nuntius Capaccini Pathe bei der Taufe eines portugiesischen Prinzen.

§ 17.

Revolution in Neapel.

(1820—1821.)

Die Constitution der Cortes in Spanien fand auch unter dem Heere des Königreichs Neapel Liebhaber; schon in der Nacht nach dem 1. Juli 1820 bemächtigten sich einige Haufen der Städte Avellino und Salerno, und riefen die Freiheit aus. Der König schickte nach und nach alle seine Truppen gegen die Rebellen, und alle gingen zu den Rebellen über. So von allen seinen Truppen feindlich umgeben, erklärte der König, er wolle in 8 Tagen eine passende Constitution für Neapel entwerfen. Aber die Empörer unter Pepe rückten schon gegen die Hauptstadt vor, und ließen durch Abgeordnete dem Könige bedeuten, es bedürfe keines neuen Entwurfes einer Verfassung, die Constitution der Cortes von 1812 verlange man, binnen 24 Stunden. Diese unbescheidene Eile brachte den König zum größten Unwillen, und er übertrug die Regierung ganz seinem Kronprinzen unter dem Namen eines Generalvikars des Reiches; doch dies frommte nicht, er mußte versprechen, persönlich die Constitution beschwören und unterschreiben zu wollen.

Nun rückten die Rebellen in die Stadt, 10,000 Mann, mit dreifarbiger Kokarde (roth, blau und schwarz), und errichteten eine Junta, vor welcher der König, der Prinz Generalvikar, die übrigen Prinzen, die Minister und alle Großen am 13. Juli die Constitution der Cortes beschwören mußten. Auch bildete sich eine Art von Jakobinerclubb, dessen Mitglieder sich Carbonari (Köhler) nannten, welche noch jetzt stets bemüht sind, das Feuer der Empörung in Italien anzuschüren.

Als die Veränderung der Regierung zu Palermo in Sicilien bekannt wurde, bildete sich hier eine neue Partei, welche auch eine Constitution, aber Unabhängigkeit von Neapel wollte, und den sicilianischen Adler an einem gelben Bande trug. Andere waren der Constitution von Neapel

zugethan, auch das Militair der Garnison, und nun begann der Kampf. Das Volk mit dem gelben Bande bewaffnete sich, drang auf die Truppen ein, und überwältigte sie. Siedendes Oel goß man von den Dächern auf die Neapolitaner, und da schon die Soldaten vernichtet waren, durchsuchte man noch die Häuser, und der Bürger, der nur einem Offizier Obdach gegeben hatte, wurde erschossen. Zwei Monate dauerte das Wüthen in ganz Sicilien. Der Prinz Generalvikar schickte Truppen hinüber, und diese vergossen neues Blut, anders konnten sie das Volk nicht bändigen.

In Spanien hatte Frankreich die Dämpfung des gefährlichen Aufstandes übernommen, in Neapel schritt Oesterreich ein. Die vornehmsten Monarchen Europa's hielten eben einen Congreß zu Laibach, und luden auch den König von Neapel dahin ein. Das Parlament grollte darüber, und war überaus kriegerisch in schönen Redensarten. „Die Gerechtigkeit — sagte unter anderm Bemi — sei für Neapel, folglich werde es auch der Sieg sein, so wie er sich für das heldenmüthige Spanien gegen den großen Despoten Europa's erklärt habe. Sollten aber auch die Neapolitaner fallen, so würden sie fallen, wie die untergehende Sonne strahlend ins Meer sinke; fallen, würdig des Landes, in dem die Gebeine des Zeleukus, der Scipione ruhen, fallen, ihren Kindern zum Erbe Nationalrache lassend, das einst ein glücklicher Hannibal geltend machen werde, fallen aber mit der Ueberzeugung, daß aus ihrer Asche der Phönix der Vaterlandsliebe verjüngt erstehen werde. Doch nein! der Gott des Friedens, der Vater der Menschen, der Rächer unterdrückter Völker werde die gerechte Sache schützen, und die Schreckniße des Krieges auf diejenigen zurückwerfen, die, unfähig, einem Atom das Leben zu geben, ganze Völker dem Tode weihen." Wenig entsprachen die Erfolge den schönen Redensarten. Im Januar 1821 langte der König von Neapel zu Laibach an, und erklärte, nur gezwungen die Constitution beschworen zu haben, (es wäre immerhin schöner gewesen, alles zu wagen, selbst das Leben, und sich nicht zwingen zu lassen zu einem Versprechen, das man nicht halten wollte, konnte oder durfte) weshalb er auch nicht schuldig sei, sie aufrecht zu erhalten. Die andern Monarchen waren

derselben Meinung, und so rückten 40,000 Oesterreicher gegen Neapel an, die alte Ordnung der Dinge herzustellen. Die neapolitanischen Truppen flohen gleich nach allen Seiten, General Pepe entwich über das Meer, und den 24. März 1821 hielt das österreichische Heer seinen Einzug in die Hauptstadt. Es trug Oelzweige zum Zeichen des Friedens, und mit Oelzweigen kam man ihm entgegen. Alle Fenster und Dächer waren mit frohen Zuschauern besetzt, welche ihre weißen Tücher gegen die Fahnen der Oesterreicher schwenkten, und die Revolution, die schon genug Unheil gebracht hatte, und noch größeres drohete, war beendigt. Bis das Land völlig beruhigt war, blieben die Oesterreicher zur Beobachtung, und zogen dann ab.

§ 18.

Aufstand in Piemont.

(J. 1821.)

Auch im Königreich Sardinien waren Carbonaris. Als die österreichischen Truppen eben gegen Neapel rückten, steckte den 10. März 1821 die Garnison zu Alessandria die dreifarbige Kokarde auf. König Victor Emanuel hatte keine Kinder, sein Bruder, Herzog Karl Felix Joseph von Genevois, war also Thronerbe, und ihm übergab der König die Krone, setzte aber, da der neue König auch kinderlos war, den Fürsten Carignan, einen nahen Verwandten, zum Prinzregenten ein. Der alte König ging nach Nizza, und der Prinzregent beschwur im Gedränge der Ereignisse die Constitution der Cortes. Aber schon rückte ein mächtiges Heer Oesterreicher unter dem Grafen Bubna gegen Piemont an, mit ihm vereinigte sich der sardinische General della Torre, da die rebellische Junta ihre Beschlüsse schon Königreich Italien überschrieb. Die sardinischen Bürger waren der Neuerung nicht gewogen, vielmehr besonders zufrieden mit der alten Regierung, und regten keine Hand, den Oesterreichern Hindernisse zu legen, wie denn überhaupt die Revolutionen gewöhnlich nicht nach dem Wunsche

der Mehrzahl der Landesbewohner stattfinden, am wenigsten jener, die etwas zu verlieren haben, sondern häufig nur von einzelnen Unzufriedenen, Stolzen, Rachsüchtigen und Abenteurern ausgehen, die das Volk aufreizen und als ihr Werkzeug gebrauchen. Den 12. April rückte Graf Bubna in Turin ein, und der Erzbischof an der Spitze der Bürgerschaft trug ihm die Stadtschlüssel entgegen. Alessandria und Genua unterwarfen sich schnell, Savoien hatte an dem Aufstande gar keinen Antheil genommen, in fünf Tagen war die ganze Revolution beendigt. Aber in dieser kurzen Zeit hatten die Rebellen den Staatsschatz, fast 16 Millionen, sich zur Beute gemacht. Diesen Nutzen haben Revolutionen. Der König, welcher nun wieder auf dem Throne war, verzieh den gemeinen Soldaten, welche gleich die Waffen niederlegten, und bestrafte nur die Offiziere, die Rädelsführer.

§ 19.

Anfang der Griecheninsurrection unter Ypsilanti.

(1821.)

Während in Italien und in der pyrenäischen Halbinsel die Gährungen tobten, entzündete sich im Osten Europa's ein Freiheitskampf, der die wichtigsten Folgen gehabt hat.

Die Griechen, schon über viertehalb Jahrhunderte von den Türken beherrscht, sehnten sich längst nach Freiheit, denn die Großen der Türken raubten ihnen ihre Frauen und Töchter, ihre Häuser und ihr Geld, und wenn die Griechen bei den türkischen Gerichten klagten, so wurden sie nicht gehört. So viele gefangene Griechen auch gezwungen wurden, das Christenthum abzuschwören, so bewahrte die Nation doch noch ihre Religion und ihre Volksthümlichkeit. Sie beugten sich immer nur gezwungen unter das Joch ihrer Tyrannen, und hielten es für erlaubt, dasselbe bei der ersten besten Gelegenheit abzuschütteln, da ihre Väter mit den Türken nie einen ordentlichen Frieden geschlossen hatten.

Die Gelegenheit fand sich, da Alexander Ypsilanti, Sohn eines Fürsten der Moldau, der früherhin nach Rußs-

land entflohen war, in sein Vaterland zurückkehrte, und alle seine Landsleute zur Freiheit aufreif. Er war russischer Generalmajor; um so mehr vertrauten die Griechen ihm, weil sie glaubten, Rußland habe ihn als Befreier Griechenlands hergesendet. Michael Suzzo, Fürst der Moldau, empfing ihn mit Freuden in Jassy. Alle Türken in Jassy ließ Ypsilanti niederhauen, auch den Reis-Effendi, der sich gerade dort aufhielt. So verfuhr Ypsilanti in allen Städten, welche er berührte: alle Türken mußten sterben, und die christlichen Bojaren (Edelleute) unerhörte Summen aufbringen. Welche unter seine Fahne traten, die mußten ihm einen fürchterlichen Eid schwören, des leiblichen Bruders nicht zu schonen, wenn er nicht für die Sache der Griechen sei. Seine Garde trug einen Todtenkopf vor der Mütze, der Schrecken ging vor diesem tapfern Haufen her, schon durchzogen die Helden auch die Wallachei, und streiften bald bis an die Thore Constantinopels. Als zugleich der grausame Ali Pascha von Janina in Albanien gegen die Pforte rebellirte, standen auch die Griechen in Morea muthig auf, und der osmanische Staat war am Rande des Verderbens. Die Kunde von den erzählten Ereignissen trieb den Sultan Mahmud zu gränzenloser Erbitterung, zumal da man zugleich das geheime Einverständniß der Griechen in Constantinopel entdeckte. Die christliche Bevölkerung wurde daher der Volkswuth preis gegeben, dieselbe traf besonders die Vornehmen und Reichen, welche ohne Untersuchung gemordet wurden.

Gregorio, der hochbejahrte Patriarch zu Constantinopel mußte den Kirchenbann über Ypsilanti und seinen Anhang, so wie über alle Griechen, die sich empört hatten, aussprechen. Er gerieth aber bald selbst in Verdacht, den Aufstand in Morea befördert zu haben, weil er aus Morea gebürtig war, und eine griechische Fürstenfamilie, die er in in seinem Hause bewachen mußte, hatte entkommen lassen. Der Patriarch zeigte diesen Vorfall gleich dem Großvezier an, erhielt aber nur Vorwürfe zurück, und sah bald ein, welches Loos seiner warte. Indessen verschoben die Türken ihre Rache bis zum Osterfeste der Christen.

§ 20.

Ostergräuel in Constantinopel.

(22. April 1821.)

Am ersten Tage des Osterfestes (22. April 1821) wagten viele Christen in Constantinopel nicht, die Kirche zu besuchen, denn noch immer wüthete der türkische Pöbel auf den Straßen. Der Patriarch Gregorio zog aber doch nach seiner Basilika, und hielt, umgeben von seinen Bischöfen, das Hochamt mit dem gewöhnlichen Pompe. Als er wieder heraus kam, umringten ihn Janitscharen mit gezuckten Säbeln, doch die Scheu vor dem ehrwürdigen Greise hielt sie anfangs zurück, Hand an ihn zu legen; der Anführer mußte sie an das Gebot des Großherrn erinnern. Da griffen sie den Patriarchen, und hängten ihn vor dem Hauptthore der Basilika in seinem Meßgewande auf, 3 Bischöfe und 8 Priester zu seiner Rechten und Linken, alle in der heiligen Kleidung. Bis am Osterdienstage mußte die Leiche Gregorio's vor dem Tempel hangen; dann überließ man sie den Juden, welche dieselbe in's Meer schleppten, sie jedoch, für 100,000 Piaster erkauft, nicht ganz versenkten, so daß griechische Matrosen die theuren Ueberreste des Nachts aus dem Wasser zogen und nach Odessa brachten. Kaiser Alexander erlaubte, hier das Märtyrerthum des 80jährigen Prälaten auf das feierlichste zu begehen. Die Feier fand den 11. Juli n. St. statt, der russische Archimandrit Theophylus hielt das Todtenamt, und Pater Constantin Oikonomos, ein aus Constantinopel entflohener Priester und ausgezeichneter Prediger, sprach die Leichenrede, die in's Russische und Französische übersetzt ist.

Die Ermordung des Patriarchen war übrigens in Constantinopel nur das Zeichen zu größeren Gräuelthaten. Am Ostermontage rottete sich der türkische Pöbel zusammen, fiel in die Häuser der Griechen ein, plünderte, schnitt den Christen Nasen und Ohren ab, und stürzte andere aus den Fenstern. Die auf den Straßen stehenden Janitscharen hatten Befehl, dem Morden Einhalt zu thun, aber sie wurden von

den Mörderbanden entwaffnet. Die Wuth des türkischen Pöbels mehrte sich mit jeder Stunde; gefangene Griechen wurden an Stricken durch die Straßen geschleppt, und am Ende zerrissen, andere vor ihren eigenen Fenstern bei den Beinen aufgehängt, durch die Beine waren aber Messer und Gabeln gesteckt. Viele solcher Unglücklichen lebten noch am andern Morgen, und riefen entsetzlich in ihrer grausen Qual, ihr Geschrei vermischte sich mit dem Jubel der Türken. Andere Griechen wurden auf dem Muftiplatz zusammengetrieben, und als es Abend wurde, machten die Türken hier ein großes Feuer an, und bohrten den gefangenen Griechen die glühenden Ladstöcke ihrer Flinten durch den Leib, oder zogen ihnen glühenden Draht durch Ohren und Nasen, oder steckten ihnen Hände und Füße in die Flammen. Je ärger die Gemarterten schrien, desto lauter jubelten die Türken, ihre Peiniger, durch die Frühlingsnacht. An den folgenden Tagen ersannen die Rasenden auf dem Muftiplatze neue Martern. Viele Griechen wurden mit einem Ohr an einen Tisch genagelt, anderen füllte man den Mund mit glühenden Kohlen; Müttern riß man die Säuglinge aus den Armen, spießte sie an die Bajonette, und hielt sie in die Flammen. Auch waren 80 eiserne Spieße errichtet, die mit Griechen besteckt werden sollten, als eben eine starke Mannschaft Janitscharen mit einer muntern Musik von Trommeln, Cymbeln und Glöckchen im Sturmschritt anrückte. Viele Mörder wurden erschlagen, die andern entwaffnet, und ein Aga verkündete ihnen, der Sultan wolle keinesweges den Griechen das Leben schenken, nur solle Ordnung bei ihrer Hinrichtung beobachtet werden, besonders solle dieselbe außerhalb der Stadtmauern geschehen. Die Mörder waren zufrieden, doch meinten sie, die einmal aufgerichteten Spieße müßten wenigstens erst besteckt werden. Der Aga erlaubte es, und so faßten immer zwei Türken einen Griechen, hoben ihn empor, und setzten ihn auf den Spieß, der ihm mitten durch die Eingeweide bis oben in die Brust drang. Ein herzzerreißendes Geschrei erfüllte die Luft, aber schon nach einer Stunde ließen die meisten das Haupt sinken, und verschieden.

Hiermit hatte das Morden in der Stadt ein Ende; man schlachtete vor den Thoren, und das Plündern der

Christenhäuser dauerte fort, so wie auch die Kirchen der Griechen dem Erdboden gleich gemacht wurden. Sogar ihrer eigenen Religion vergaßen die Mörder: sie betranken sich in dem Arak und Wein, den sie in den Christenhäusern fanden, und dadurch tranken sich viele in dem Hause eines Apothekers den Tod, denn der Apotheker hatte vor seinem Tode allen Wein in seinem Keller vergiftet.

Erst die ernsthaftesten Vorstellungen der fremden Gesandten, besonders des englischen, Lords Strangford, vermochten die Pforte, von dem Vertilgungskampfe abzustehen. — In den Zeiten des Mittelsalters würde man alsbald einen Kreuzzug gegen die ungläubigen Barbaren gepredigt haben, aber das Feuer der Begeisterung jener Jahrhunderte ist längst erloschen.

§ 21.

Aufstand in Morea.

(1821.)

Die Gräuel in Constantinopel erfüllten alle Griechen der Provinzen mit Entsetzen; sie sahen, was ihnen bevorstand, und in Morea fingen die Türken schon wirklich an, Städte und Dörfer der Unglücklichen in Brand zu stecken, und alle Griechen, die ihnen vorkamen, zu ermorden.

Wer konnte, flüchtete auf die Gebirge; besonders waren die Mainotten, die wilden und tapfern Söhne der alten Spartaner, abgesagte Feinde der Türken, und kaum hatten sie die Fahne des Aufruhrs aufgepflanzt, so folgten die Inseln nach, Hydra, Spezzia, Ipsara besonders, welche alle mit verständigen Matrosen versehen waren. Die Reichen gaben große Summen, die Armen ihr Scherflein, das Vaterland zu befreien; Waffen wurden in Italien, Frankreich und Holland aufgekauft, und wer keine Flinte anschaffen konnte, der bewaffnete sich mit einer Sense oder Heugabel, und wehe dem Türken in Morea, der einem so bewaffneten Griechenhaufen in die Hände fiel! Die Türken rächten sich dafür barbarisch und grausenhaft, spießten die Griechen auf

Morea, zersägten sie lebendig, hieben ihnen Hände und Füße ab, die sie brateten, und zwangen die Unglücklichen, ihr eigenes gebratenes Fleisch zu essen. An anderen Orten gruben diese Unmenschen die Griechen bis an den Mund in die Erde, hielten ihnen aber durch ein Sperrholz den Mund weit offen, so daß nun Ameisen zu Tausenden bis in den Hals hinabkrochen. Weil der Kopf auch noch geschoren und mit Honig bestrichen war, so sammelten sich bald zahllose Insecten auf demselben, und schon nach einigen Stunden war der Gemarterte nicht mehr zu erkennen; die Leiden der meisten dauerten aber mehrere Tage, ehe der Tod sie erlöfete.

Man kann voraussetzen, daß solche Gräuelthaten den Griechen nur neue Wuth einhauchten. Bischöfe und Archimandriten stellten sich an ihre Spitze, die Türken verloren in Morea eine Festung nach der andern, und wo die Griechen siegreich einzogen, da ließen sie alles, was Türk hieß, selbst Weiber und Kinder, über die Klinge springen. So machten sie es z. B. zu Tripolizza, welches sie den 4. October 1821 eroberten; hier bekamen sie auch ihre ersten Kanonen, und richteten eine provisorische Regierung ein. Der tapfere Odüsseus übernahm den Oberbefehl in Thessalien, Fürst Maurokordato in Albanien. Christliche Mächte wollten den Griechen keine Hülfe leisten, denn sie sahen in dem Aufstande der Griechen nur das Beginnen der Carbonari in Italien, aber Privatpersonen begaben sich nach Morea, in den Reihen der Griechen zu kämpfen, und in vielen christlichen Staaten sammelten Griechenvereine Geldbeiträge, für welche Waffen, Lebensmittel, Sämereien u. s. w. nach Morea gesendet wurden. Als besondere Hellenenfreunde zeigten sich der englische Dichter Lord Byron und der reiche Genfer Eynard.

In der Moldau und Wallachei siegten die Türken, Alexander Ypsilanti floh in's Oesterreichische, und wurde dort in eine Festung gesetzt. Auch Ali-Pascha von Janina ward von Churschid-Pascha überwältigt, durch gütige Versprechungen in Gefangenschaft gelockt, und gleich darauf erstochen.

Die reiche Insel Chios hatte bisher an dem Aufstande der Griechen keinen Theil genommen; erst, als im März

1822 eine kleine griechische Flotte an ihrer Küste erschien, standen die griechischen Bauern der Insel auf, und die Türken zogen sich schnell in die Festung zurück. Aber ach! es nahete sich der Kapudan-Pascha mit der großen türkischen Flotte, und setzte den 11. April fast 40,000 Truppen an's Land, meist wilde Asiaten. Nach einem harten Gefechte, das den Türken 5000 Mann kostete, wurden die Chioten völlig überwunden, und nun begann ein gräßliches Blutbad. Unter andern grub man gespitzte Pfähle in die Erde, und auf jeden Pfahl spießte man einen lebendigen Griechen. Ueber 40,000 chiotische Griechen wurden als Sclaven verkauft, und mancher Muselmann erstand sich einen von ihnen, um ihn nach eigener Lust schlachten zu können. Die Dörfer auf Chios wurden in Brandstätten verwandelt.

Nach dieser Heldenthat lag der Kapudan-Pascha in der Meerenge von Chios ruhig vor Anker, den großen Beiram zu feiern. Da weiheten sich 43 Hydrioten und Ipsarioten dem Tode, und verließen auf 3 kleinen Schiffen das griechische Geschwader von 70 Fahrzeugen, welches in einem weiten Bogen die türkische Flotte umzingelte. Das türkische Admiralschiff, die Siegesfahne, sandte ein Boot aus, die Päße der 3 sich nahenden Schiffchen zu untersuchen, und als sich ergab, daß sie für französische und englische Kaufleute Tabak geladen hatten, so ließ man sie ruhig mitten in der türkischen Flotte liegen, und erlaubte ihnen, morgen der Feier des Beirams zuzusehen. Die auf den Schiffchen versteckten Griechen hatten aber eine ganz eigene Beiramsfeier vor. Nachts 2 Uhr (19. Juni 1822) näherte sich das eine Schiffchen dem Admiralschiffe, und warf Raketen und Feuertöpfe hinein, während die beiden andern sich an zwei andere Linienschiffe legten. Die Siegesfahne fing auf der Stelle Feuer, alles Löschen war vergebens; schon nach 3 Viertelstunden ergriff das Feuer die Pulverkammer, und die Siegesfahne mit 2286 Mann Besatzung flog unter entsetzlichem Gepraffel in die Luft, nur 200 von der Besatzung entkamen dem Tode. Der Kapudan-Pascha erreichte verwundet noch eben ein Boot, aber auch dieses wurde von einem niederstürzenden Mastbaume umgeschlagen; tödlich verwundet kam der Befehlshaber auf Trümmern an's Land, und gab

nach einer halben Stunde den Geist auf. — Die beiden andern Linienschiffe flogen zwar nicht in die Luft, aber halb ausgebrannt sanken sie in den Abgrund des Meeres; 7 Fregatten, die dem Feuer entgehen wollten, liefen auf den Strand, der Rest der türkischen Flotte entfloh. Die drei griechischen Brander brachten selbst die Kunde von dem gelungenen Wagestücke nach Ipsara, und wurden mit Victoriaschüssen begrüßt.

Im August 1822 verheerte der neue Kapudan-Pascha die Insel Cypern, die noch immer ruhig gewesen war; nachdem die dortigen Griechen ihre Waffen abgeliefert hatten, wurden ihnen 62 Dörfer angezündet, die 23 Tage lang brannten, und die Bewohner wurden gemordet. Mönche und Weltpriester spannte man als Zugvieh vor Wagen, oder sattelte sie als Reitpferde, und ritt auf ihnen, bis sie todt niederfielen. Am Ende war es auf Cypern so still, wie auf einem Gottesacker. Zu gleicher Zeit wurde Macedonien zum Theil in eine Wüste verwandelt, weil sich auch hier einige Griechen erhoben hatten.

In den folgenden zwei Jahren kämpften die Griechen gegen die Türken mit wechselndem Glücke, denn sie waren oft unter sich uneinig, die Heerführer Kolokotroni, Miaulis, Odüsseus u. a. wollten der griechischen Regierung selten gehorchen. Dennoch konnten die Türken Morea nicht wieder gewinnen, vielmehr wurde Missolounghi durch Maurokordato zu einem festen Bollwerke der griechischen Freiheit eingerichtet, und schlug zwei Stürme heldenmüthig ab.

Da vermochte der Sultan den Pascha von Aegypten, Mehemmed Ali, seinen Erbprinzen und Stiefsohn Ibrahim Pascha mit einer starken Macht nach Morea zu senden. Schon im Juli 1824 lief die ägyptische Flotte aus, 63 Kriegsschiffe und 240 Transportschiffe mit 18,000 Mann Truppen, aber erst den 22. Februar 1825 konnten sie in Morea landen. Diese Truppen hatten zum Theil französische Anführer, und verstanden die europäische Kriegeskunst, wurden also den Griechen weit gefährlicher, als die bisherigen rohen Türkenschaaren. Wirklich warfen sie alle Griechen-

haufen vor sich nieder, eroberten Navarino, und belagerten Missolounghi den 22. April. Aber hier fanden sie den ersten kräftigen Widerstand. Die Türken und Aegypter stürmten mehrere Tage mit 35,000 Mann zu Lande und 4000 Mann zu Wasser, verloren aber 9000 Soldaten, Miaulis steckte mehrere Türkenschiffe in Brand, und den 2. August wurde die Belagerung in eine Einschließung verwandelt. Noto Botzaris befehligte die Griechen in der Festung, und hat großen Antheil an dem Ruhme dieser Tage.

Im Januar 1826 ward Missolounghi zum dritten Male belagert. Außer Reschid-Pascha stieß zu Ibrahim Pascha noch der Kapudan-Pascha, der aber durch die Brander des tapfern Kanaris gleich eine Fregatte und mehrere kleinere Fahrzeuge verlor, und deswegen nach Constantinopel zurückgerufen wurde. Nun leitete Ibrahim die Belagerung allein, denn Reschid-Pascha beschäftigte ein benachbartes Griechencorps, damit es der Festung nicht zu Hülfe käme. Ibrahim hatte 48 Kanonen aus Frankreich, mit diesen beschoß General Boyer, ein bonapartischer Krieger, seit dem 24. Februar das arme Missolounghi, das nur noch auf wenige Wochen Brod besaß. Die belagerten Helden tödteten 4000 Aegypter unter ihren Wällen. Aber nun kam Ibrahim mit leichten Schaluppen und schwimmenden Batterien über die Sümpfe, welche Missolounghi umgeben, und nahm die Inseln Wassilade und Anatoliko, deren Besatzung, 510 Mann, sämmtlich niedergemacht wurde. Jetzt war Missolounghi nur noch durch die griechische Flotte zu retten, aber diese hatte nach Hydra segeln müssen, für sich selbst und für die Belagerten Lebensmittel zu holen, und war noch nicht zurück. Lange hungerten die heldenmüthigen Männer in Missolounghi, ihre traurige Lage erweckte das Mitleiden aller Christen in Europa. Endlich ging ihnen auch der Kriegesbedarf aus; da beschloß die Besatzung, sich durch die Belagerer durchzuschlagen, und alle weiheten sich erst in der Kirche dem Tode. Den 22. April 1826 Abends nach 8 Uhr zog die Besatzung aus, viele von ihr fielen im Kampfe, doch erreichten 1800 Mann das Freie, und die von den stürmenden Feinden in die Stadt zurückgedrängt wurden, zündeten nach Verabredung

die Pulverminen an, und sprengten mit sich ihre Feinde in die Luft. Missolounghi war nun ein Schutthaufen. Durch diese Waffenthat aber zeigten sich die Griechen als würdige Nachkommen des Leonidas und Themistokles, wenn auch vielleicht nicht viel ächt hellenisches Blut in ihren Adern fließen sollte.

§ 22.

Rußland bekriegt die Türken.

Kaiser Alexander fortwährend thätig bemüht, die Wohlfahrt seines Volkes zu heben, unternahm in der Absicht viele Reisen auch in die entferntesten Landschaften seines weitschichtigen Reiches. Im Jahre 1825 besuchte er die Krimm, und kam krank nach Taganrog am Azow'schen Meere zu seiner kränkelnden Gemahlinn Elisabeth, und starb in deren Armen am 1. December 1825. Er war einer der besten Herrscher, welche Rußland gehabt hat. Da Alexander keine rechtmäßigen Kinder hinterließ, war sein Bruder, der Großfürst Constantin, der nächste zur Thronfolge. Dieser hatte aber auf dieselbe in einer schon im Jahre 1822 ausgestellten Urkunde zu Gunsten seines jüngern Bruders Nicolaus verzichtet. Nicolaus, obwohl der erwähnten Verzichtleistung kundig, war jedoch der Erste, seinem abwesenden Bruder zu huldigen, und erklärte, er wolle von dieser Entsagung keinen Vortheil ziehen, indem die Gesinnungen seines Bruder sich seitdem geändert haben könnten. So wurde der Großfürst Constantin in St. Petersburg und in ganz Rußland als Kaiser ausgerufen, ihm der Eid der Treue geleistet, und eine Abordnung des Senats mit einer Huldigungsacte an ihn abgesandt. Er wies dieselbe zurück, und beharrte bei seinem frühern Entschlusse. Nicolaus nahm jetzt die Krone an, und hatte bald Gelegenheit, seinen Muth und seine Kraft zu erproben; denn auch in Rußland hatten revolutionäre Ideen Eingang gefunden, und es bestand daselbst seit längerer Zeit eine Verschwörung, die sich in einen nördlichen und einen süd-

lichen Bund theilte. An der Spitze des nördlichen Bundes, der zu St. Petersburg seinen Sitz hatte, standen der Fürst Trubetzkoi und ein Gardelieutenant Rilejef; an der Spitze des südlichen Bundes der Oberst Pestel und der Intendant Juschnewski. Das Vorhaben der Verschwornen soll gewesen sein, die Einführung einer Constitution nach Art der nordamerikanischen in Rußland zu erzwingen.

Die Verschwörung kam am 26. December 1825, als die Stadt Petersburg dem Kaiser huldigen sollte, zum Ausbruch; indem sich zwei verführte Regimenter unter dem Rufe: „es lebe die Constitution!" der Huldigung widersetzten*). Durch das energische Einschreiten des Kaisers Nicolaus wurde die Revolution rasch gedämpft. Am nämlichen Tage (26. December) bemächtigte sich der General Diebitsch auch der Häupter des südlichen Bundes.

Der Thronwechsel in Rußland hatte auf die Lage der Griechen einen bedeutenden Einfluß. Als die europäischen Mächte, besonders Rußland, Frankreich und England, bemerkten, mit welcher Kraft die Griechen nun schon viele Jahre lang ihren Kampf gegen die Türken durchführten, fingen sie an, das Heldenvolk, so erniedrigt es auch war, zu achten, und weil der vieljährige Krieg auch den Handel nach dem Morgenlande immer mehr lähmte, so sandten Rußland unter Heyden, England unter Codrington und Frankreich unter Rigny im Jahre 1827 eine Flotte nach dem Archipelagus, so wohl den Griechen, als den Arabern unter Ibrahim Pascha, das fernere Auslaufen ihrer Flotten zu untersagen. Die Flotte der Türken und Aegypter im Hafen von Navarino wollte sich diese Einschränkung nicht gefallen lassen. Da segelten die verbündeten Flotten den 20. October 1827 eben nach Mittag in den Hafen von Navarino hinein, und da die türkischen

*) Man erzählt, die Soldaten hätten bei der Aufforderung, also zu rufen gefragt, wer die Constitution sei. Auf die Antwort: die Gemahlinn des Constantin, hätten sie dieselbe sogleich hochleben lassen.

Schiffe Feuer gaben, so entstand eine Seeschlacht, ähnlich jener bei Abukir, nur kürzer; denn als es finster wurde, war die Seeschlacht bei Navarino (dem Pylos des alten Nestor) von den verbündeten Flotten völlig gewonnen. Die Truppen der drei Flotten bewiesen den Muth der alten Griechen bei Marathon, die ganze türkische Seemacht wurde hier bei Navarino vernichtet.

Ibrahim Pascha war bei Navarino nicht gegenwärtig gewesen, als das furchtbare Seetreffen vorfiel, und er war noch immer nicht geneigt, Morea zu räumen. Eben so wenig wollte Sultan Mahmud II. seiner Herrschaft über Morea entsagen, nicht einmal mit einem jährlichen Tribute der Griechen in Morea sich begnügen. Deshalb riefen Rußland, Frankreich und England ihre Gesandten aus Constantinopel zurück. Der Sultan ließ sie ruhig ziehen, während seine Vorgänger die Gesandten feindlicher Mächte in die sieben Thürme hatten einsperren lassen. Es war überhaupt ein Herrscher, der es sich angelegen sein ließ, sein Reich und besonders sein Heer nach europäischem Fuße zu ordnen. Im Juni 1826 hatte er schon die Janitscharen abgeschafft, deren alter Trotz ihm längst zuwider gewesen, und deren Macht noch keiner seiner Vorfahren vollständig zu brechen vermocht hatte. Freilich empörten sich diese türkischen Strelitzen und Prätorianer der neuern Zeit nach altgewohnter Weise; aber der Padischa entfaltete die h. Fahne des Propheten, ließ die Aufrührer mit dem Fluche des Mufti belegen, und rief sein Volk zu den Waffen gegen die Janitscharen, und nach einem furchtbaren Kampfe wurden diese bezwungen, und in ihre Kasernen eingeschlossen, welche der Sultan darauf in Brand stecken ließ. Theils in dem Gemetzel, theils in den brennenden Kasernen waren 15,000 Janitscharen umgekommen, und mehr als 30,000 wurden nach Asien abgeführt, oder dem Schwerte des Nachrichters übergeben. In allen Provinzen wurde ein Blutbad angerichtet. Die Kriegerschaar war vernichtet, aber mit ihr auch die alte rohe Kraft der Osmanen. Von den Janitscharen hatte der Großherr selbst nichts mehr zu fürchten, aber auch seine tapfersten Krieger gegen auswärtige Feinde verloren. Die (freilich widerspenstigen) Kinder des eigenen

Hauses hatte er abgeschlachtet; nun konnte er sein Haus nach Gefallen ordnen, fand aber auch keinen Beistand, wenn es etwa Fremden gefallen sollte, ihn selbst herauszutreiben. Er hatte ein festes, wenn auch ungefälliges, morgenländisches Gebäude niedergerissen, und kann sich nicht rühmen, daß die von ihm errichtete neue Wohnung, bei deren Bau er die abendländische Baukunst nachäffte, eben so kräftig geworden wäre. So erscheint sein Beginnen nicht mal als klug, daß es grausam und abscheulich war, bedarf für Christen nicht der Bemerkung.

Der Kaiser Nicolaus bestand noch immer darauf, daß die Moldau und Wallachei von allen türkischen Truppen befreit würden, und da der Sultan dies immer weiter hinausschob, so erklärte Rußland im Frühlinge 1828 der Pforte den Krieg, gab aber den befreundeten Mächten England und Frankreich die Versicherung, daß es sich nicht zu vergrößern suche. Doch schienen Frankreich und England diesen Krieg nicht gern zu sehen.

Die russische Nation jubelte laut, als es gegen die Türken ging, und bald wurde das osmanische Reich auf drei verschiedenen Punkten angegriffen. An der Donau kämpfte die russische Hauptarmee, in Kleinasien vom Caucasus her waren andere Truppen thätig, und zuletzt blokirte noch eine russische Flotte die Dardanellen, wodurch die Lebensmittel in Constantinopel schon sehr vertheuert wurden. Doch bewies Sultan Mahmud viel Kraft, die Ruhe seiner Hauptstadt aufrecht zu erhalten: türkische Bäcker, welche zu leichtes Brod backten, ließ er mit den Ohren an ihren Brodladen nageln.

Das russische Hauptheer kam im Feldzuge 1828 bis vor Schumla, mußte aber gegen den Winter die Belagerung dieser Bergfeste wieder aufgeben, des schlimmen Bodens und Wetters wegen. Das wichtigste Ergebniß dieses Feldzuges war die Eroberung von Varna den 11. October 1828. Diese Festung am schwarzen Meere gab den Russen einen festen Haltpunkt im türkischen Reiche. Im folgenden Jahre 1829 den 20. August nahmen die Russen Adrianopel, die zweite Hauptstadt des Reiches, und

streiften schon bis an die Thore Constantinopels: ihr Führer war der Graf Diebitsch Sabalkanski*), von seinem Kaiser mit dem genannten Titel beehrt, weil er den Balkan, diese unersteiglich geglaubte Gränzmauer der Türkei, ritterlich überschritten hatte. Als die Russen schon Constantinopel bedrohten, machte Sultan Mahmud am 14. September 1829 schnell Frieden mit den Russen, unter folgenden Hauptbedingungen: freie Schifffahrt durch den Bosphorus; Schleifung mehrerer Festungen an der Donau und Abtretung eines kleinen Gebiets in Asien, Zahlung von 1½ Million Ducaten als Schadenersatz für die russischen Kaufleute seit 1806, und 10 Millionen Ducaten als Kriegsentschädigung.

In der nämlichen Zeit, da die Russen an der Donau kämpften, landete ein starkes Heer Franzosen unter General Maison in Morea, und wies ohne große Mühe den Ibrahim Pascha mit allen seinen Truppen nach Aegypten zurück. Ueber drei Jahre hatte der Barbar den klassischen Boden verheert: unter dem Schutze der Franzosen konnten die Griechen ihre Häuser wieder errichten und ihre Aecker herstellen.

In Folge des Friedens von Adrianopel überließ der Sultan es den europäischen Großmächten, über das Schicksal Griechenlands Bestimmungen zu treffen. Der Graf Capo d'Istrias aus Corfu, früher russischer Minister, wurde dann einstweilen zum Präsidenten von Griechenland gewählt, und von den Höfen als solcher bestätigt. Er suchte Ruhe und Ordnung herzustellen und zu befestigen. Seine Verwaltung fand anfangs den verdienten Beifall. Aber es ist schwer, ein Chaos umzuschaffen, Ordnung aus der Verwirrung hervorzurufen, Leidenschaften zu beschwichtigen, ein tiefgesunkenes Volk zu erheben; dieser schwierigen Aufgabe war er nicht gewachsen.

---

*) Graf Diebitsch stammte aus Schlesien.

§ 23.

Emancipation der Katholiken in England.

(11. April 1829.)

Gern hätte England thätigeren Antheil an den Vorfällen im Morgenlande genommen, und etwa auch, wie Frankreich, eine Provinz Griechenlands beſetzt; aber die Unzufriedenheit der Katholiken in Irland, welche ihres Elendes müde waren, wurde immer lauter, der katholiſche Verein dieſer Inſel nahm eine immer drohendere Stellung an, ſo daß die Regierung die Truppen dort beſtändig vermehren mußte. Schon der Miniſter Canning hatte laut die Nothwendigkeit ausgeſprochen, die katholiſchen Staatsbürger zu emancipiren, d. h. ihre Sclavenketten zu löſen, und im Unterhauſe ging die Bill leicht durch, nicht aber im Oberhauſe. In der am 19. April 1825 im Unterhauſe zu London gehaltenen Sitzung ſprach der berühmte Staatsmann in einer feurigen Rede zu Gunſten der Katholiken unter andern dieſe denkenswerthen Worte:

„Meine Herren! Unſere wahren Freiheiten ſtammen allein aus jenen Zeiten, wo noch jeder Engländer in die Meſſe ging. Was ſeitdem hinzugekommen, iſt meiſtens das Werk der Gewalt, der Parteiſucht und des religiöſen Haſſes, und folglich unfrei.“

Canning, auch ein Freund der Griechen, ſtarb zu früh. Nach mehreren Parteikämpfen berief König Georg IV. den gefeierten Lord Wellington zu ſeinem Premierminiſter. Man hegte anfangs von ihm als Miniſter nur geringe Erwartungen, ſo ſehr man auch den ausgezeichneten Feldherrn ſchätzte. Auch die Katholiken in Irland hofften nichts von Wellington; denn im Parlament von 1828 war er gegen ihre Emancipation. Damals trat der berühmte Irländer und Katholik Daniel O'Conell an die Spitze ſeiner unglücklichen Landsleute, und bewarb ſich, was ſeit 100 Jahren keinem Katholiken mehr eingefallen war, um die erledigte Stelle eines Parlaments-Mitgliedes für die Grafſchaft Clare. Als O'Conell am 7. Juli 1828

gewählt worden war, erklärte er, daß kein Gesetz ihn abhalte, und nur, der schändliche Eid*), welcher gefordert werde, ihn verhindere, im Parlamente zu sitzen; daß er aber nach London gehen und seinen Platz im Unterhause einnehmen wolle; falls man ihn jedoch hindern und ihm jenen Eid abfordern sollte, so werde er das Parlament zwingen, Grundsätze zu vertheidigen, deren es sich vor ganz Europa schämen müsse. Dieser gezwungenen Vertheidigung veralteter barbarischer Grundsätze wurde aber das Parlament von 1829 dadurch überhoben, daß es der Herzog von Wellington selbst für gerathen hielt, dem Hause eine Bill zur Aufhebung aller auf den Katholiken in England, Schottland und Irland lastenden Beschränkungen vorzulegen. Diese Emancipationsbill ging am 30. März wieder im Unterhause leicht durch; im Oberhause aber erhoben sich auch diesmal die heftigsten Debatten, und Wellington's Gesundheit litt sogar durch die Anstrengung, mit welcher er schriftlich und mündlich im Oberhause und im Ministerrathe selbst gegen einen Bruder des Königs, den Herzog von Cumberland, (nachherigen König von Hannover), die Emancipation vertheidigen mußte. Ein Gegner forderte ihn sogar zu einem Zweikampf. Als die Emancipation immer mehr Freunde im Oberhause gewann, trugen die Gegner darauf an, die Vorlesung der Bill auszusetzen, aber Wellington blieb sich gleich, und hieß nun der Minister, der im Parlamente, wie im Felde den Sturmschritt liebe. Ihn unterstützte rühmlich der Minister Peel**). Den

---

*) Seit den Zeiten Jakob's II. durfte Niemand zum Parlamente zugelassen werden, der nicht das Abendmahl nach protestantischem Ritus empfangen und den Eid geschworen hatte, daß die katholische Messe eine Gotteslästerung und Abgötterei sei. Der erstere Punkt war im Anfang des Jahres 1828 aufgehoben worden.

**) Sollte es etwa auffallen, daß hier gerade Torys, sonst eben nicht Freunde der Katholiken, sich der Unterdrückten annahmen, so wolle man bedenken, daß die Emancipation nicht länger mehr verweigert werden konnte, und mehr abgedrungen, als frei gegeben ward. Jetzt kam es nur darauf an, daß man den Katholiken bloß das Mindeste gewährte, und hierbei konnten Torys besser thätig sein, als die freisinnigen Whigs.

10. April 1829, am Tage vor Palmsonntag, ging die Emancipationsbill im Oberhause mit einer großen Stimmenmehrheit durch, und erhielt in den folgenden Tagen die Bestätigung des Königs. Merkwürdig ist die Rede, welche bei dieser wichtigen Begebenheit des Königs vierter Bruder, Wilhelm Eduard, Herzog von Sussex, den 11. April im Oberhause hielt. Folgende Stellen wurden besonders bemerkt:

„Ausschließung ist kein Theil unsers Verfassungsgebäudes, sondern ein wilder Auswuchs desselben. Gleiches Gesetz und gleiche Gerechtigkeit gebüren meiner Meinung nach jedem gebornen Britten. Es ist sein Geburtsrecht, daß ihm durch die magna Charta zugesichert ist, deren Worte also lauten: Nulli vendemus, nulli negabimus, nulli differemus rectum vel justitiam*) .... Indem ich nun von dieser Maßregel Abschied nehme, kann ich nicht umhin, dem edeln Herzoge bei dem Schlusse einer Verhandlung, die er unter so glücklichen Vorbedeutungen anknüpfte, und so erfolgreich und triumphirend durchführte, meinen Glückwunsch abzustatten. In den Schlachten, welche er kämpfte, bin ich ihm als Krieger gefolgt; ich folgte ihm eben so treu, wie nur irgend ein Soldat ihm jemals zur Erkämpfung jener Siege, die er für das Vaterland gewonnen, gefolget ist. So groß und ruhmwürdig aber jene Siege auch waren, sie sind durch den heut errungenen Sieg noch übertroffen. Der kriegerischen Lorbeerkrone, welche er bereits trägt, ist heut der Oelzweig des Friedens eingeflochten worden, und zu der Dankbarkeit des Landes für seine glänzenden Kriegesthaten gesellet sich der Beifall, den sowohl sein eigenes Gewissen ihm zollet, als auch das Lob der Mit- und Nachwelt, weil er die Segnungen des religiösen Friedens über Millionen dankbarer Mitbürger verbreitet."

In der Char- und Osterwoche waren die Sitzungen des Parlaments eingestellt. Als sie den 28. April wieder eröffnet wurden, traten der Herzog von Norfolk, die Lords

*) D. h. Keinem verkaufen wir, keinem versagen wir, keinem verzögern wir Recht oder Gerechtigkeit.

Clifford und Dormer und noch vierzehn andere katholische Mitglieder des Oberhauses, gleich in ihre Plätze ein, und der Herzog von Sussex bewillkommte sie mit einem Glückwunsche. Seit 184 Jahren hatte kein Katholik im Oberhause gesessen.

Die Emancipationsbill erhielt folgende Hauptbestimmungen: Alle bürgerliche Unfähigkeiten, durch welche man bisher die Katholiken zurückgesetzt, sollten aufhören. Sie erhielten Zutritt im Oberhause wie im Unterhause, und ihre Zahl wurde nicht beschränkt, wenn sie nur einen Eid des Inhalts schwören wollten, das Erbrecht der Krone in der braunschweigischen Linie aufrecht zu erhalten, das gesetzlich bestimmte Eigenthumsrecht zu schützen, die bestehende Verfassung der anglicanischen Kirche unangetastet zu lassen, und niemals irgend ein erhaltenes Vorrecht zum Umsturz oder zur Störung der protestantischen Regierung des Landes zu mißbrauchen. Die Katholiken konnten zu allen Corporations-Sherifs- und Richterstellen gelangen, nur nicht zu den Aemtern eines Lordkanzlers und eines Vicekönigs von Irland, wie auch nicht zu gewissen Stellen der Universitäten und der Collegien zu Eton, Wincheſter und Westminster. Auch sollte kein Katholik irgend ein Patronat in der anglicanischen Kirche ausüben; dann kommen noch einige andere Beschränkungen. Die Katholiken betrugen sich bei ihrer Emancipation sehr würdevoll: sie stellten keine Festlichkeiten an, was ihren protestantischen Mitbürgern besonders zu gefallen schien.

Dennoch waren die Leiden der Katholiken, zumal in Irland, noch lange nicht gehoben. Der an die anglicanische Geistlichkeit zu entrichtende Zehnte lastete nebst andern Uebelständen und Ungerechtigkeiten nach wie vor schwer auf den Irländern. Aber der erste große Schritt zum Besseren war doch geschehen, und die andern werden früher oder später folgen. Ein Theil der mehrhundertjährigen Schuld war doch von England abgetragen, und dieses wird nicht ewig gegen Irland ungerecht sein wollen und dürfen.

§ 24.

Deutschland.

(1815—1830.)

Zur Eröffnung des deutschen Bundestages zu Frankfurt am Main war in der Bundesacte der 1. September 1815 angesetzt; allein erst am 5. November 1816 konnte wegen mancher Hindernisse und Vorbereitungen die erste feierliche Sitzung gehalten werden. Was die Stellung gegen das Ausland betrifft — so erklärte die Bundesversammlung — gilt der deutsche Staatenbund als freie und unabhängige Macht vom ersten Range mit allen Rechten und Pflichten derselben. Er empfängt und schickt Botschafter, und bedient sich in seinen Verhandlungen, Beschlüssen und Mittheilungen der deutschen Sprache; doch wird da, wo es gegenseitig geschieht, eine Uebersetzung in lateinische und französische Sprache hinzugefügt. So wurde die Sprache unsers Vaterlandes wieder in ihr Recht eingesetzt, aus welchem sie durch fremde Anmaßung schon lange verdrängt war.

Auch wurde jetzt die katholische Kirchenverfassung in Deutschland wieder hergestellt und geordnet. Dieselbe war, wie bereits erzählt ist, durch die Säcularisation umgestoßen worden. Die weltlichen Fürsten hatten die Besitzungen der Kirche erhalten; waren aber als Rechtsnachfolger der geistlichen Fürsten und Stifter an deren Wahlcapitulation gebunden, was sie auch feierlich anerkannten. Sie schlossen nun einzeln Verträge mit dem Papste, wodurch das katholische Kirchenwesen neugeordnet wurde. Der König von Bayern war der erste, welcher am 5. Juni 1817 ein Concordat mit Pius VII. abschloß; dieses theilte die bayrische Kirche in zwei Erzbisthümer: München-Freising und Bamberg, und in sechs Bisthümer: Augsburg, Passau, Regensburg, Eichstädt, Würzburg und Speyer. Dieses Concordat wurde der Verfassungs-Urkunde einverleibt, welche der König Maximilian am 29. Mai 1818 seinem Volke gab.

Der zweite von den deutschen Fürsten, der für die

Gestaltung der katholischen Kirche in seinen Landen ein Concordat mit dem Papste schloß, war König Friedrich Wilhelm III. von Preußen. Dieses Concordat wurde am 16. Juli 1821 abgeschlossen, und demselben gemäß blieb Cöln ein Erzbisthum, dem die Bisthümer Münster, Paderborn und Trier untergeordnet wurden. Dem Erzbisthum Posen und Gnesen wurde das Bisthum Culm untergeordnet; die Bisthümer Breslau und Ermeland blieben dem päpstlichen Stuhle unmittelbar unterworfen. Eine päpstliche Bulle vom Jahre 1824 bestätigte für die katholische Kirche des Königreichs Hannover die beiden alten Bisthümer Hildesheim und Osnabrück; letzteres ist aber bis jetzt, trotz aller Bitten und Vorstellungen noch nicht dotirt, sondern wird durch den Bischof von Hildesheim als apostolischen Administratur von Osnabrück mitverwaltet. Seine Stelle vertritt ein Weihbischof, der zugleich Generalvicar ist, und zu Osnabrück seinen Wohnsitz hat. (Gegenwärtig, im J. 1852, ist endlich gegründete Aussicht vorhanden, daß die Regierung von Hannover den Katholiken ihr Recht werde zu Theile werden lassen.) Ferner wurde durch eine päpstliche Bulle vom 11. April 1827 die oberrheinische Kirchenprovinz errichtet mit dem Erzbisthume Freiburg in Breisgau und den vier Bisthümern Rottenburg, Mainz, Limburg und Fulda. Dieser Ordnung traten nach und nach bei Baden, Würtemberg, beide Hessen, Nassau und die freie Stadt Frankfurt.

Die katholische Kirche in der österreichischen Monarchie steht unter zwölf Erzbischöfen, von denen die von Wien, von Prag, von Olmütz, von Salzburg, von Gran, von Lemberg, von Mailand und der Patriarch von Venedig die bedeutendsten sind; 60 Bischöfe hängen von ihnen ab. Die übrigen Katholiken Deutschlands stehen theils unter apostolischen Viariaten, und theils werden sie von benachbarten Bischöfen mitversehen.

Dem XIII. Artikel der Bundesacte gemäß, nach welchem alle deutschen Bundesstaaten eine landständische Verfassung besitzen sollten, wurden in diesem Zeitraum in den meisten deutschen Ländern neue ständische Verfassungen, jedoch in verschiedener Bedeutung des Wortes und in verschiedener Weise, eingeführt. In einzelnen deutschen Staa-

ten behielt man die bloß mitberathenden alten Provinzialstände bei, oder erweiterte ihre Wirksamkeit nur in etwa; in andern faßte man den Begriff der landständischen Verfassung als Volksvertretung auf; in den meisten deutschen Staaten wurde sie octroyrt (d. h. als freiwilliges Geschenk des Souverains gegeben). Während die deutschen Regierungen bemüht waren, Ruhe und Ordnung in ihren Staaten zu begründen und zu befestigen, wurde in mehrern Gegenden und Ländern Deutschlands eine große Unzufriedenheit laut. Die Jugend schwärmte für Deutschlands Einheit durch Wiederherstellung des alten deutschen Reiches, und es erhoben sich sogar Stimmen für eine Vereinigung aller deutschen Staaten zu einer großen Republik mit neuen Formen und alterthümlichen Namen. Bald überschritt der Eifer in dieser Sache alles Maaß, indem ein finsterer Geist politisch-religiöser Schwärmerei sich der Gemüther bemächtigte. Derselbe erhielt durch die Feier des dritten Reformations-Jubelfestes am 31. October 1817 neue Nahrnng. Als Einleitung zum Feste selbst und zur Erinnerung an die Schlacht bei Leipzig veranstalteten die Professoren und Studirenden der Hochschule zu Jena am 18. und 19. October auf der Wartburg bei Eisenach, (wo einst Luther verborgen gewesen war) eine Feier, an der gegen 600 Studirende von den meisten deutschen Hochschulen Antheil nahmen. Bei dem Wartburgfeste äußerte sich ein ganz unverholener Freiheitsjubel, heftige Reden wurden gegen die sogenannten Volksunterdrücker gehalten, und mehrere dem neuen Geiste nicht zusagende Bücher feierlich verbrannt. Man hielt, nach Luthers Vorgang ein Auto da fe mit einigen Schriften des Kotzebue (den man für einen russischen Spion und Verräther am Vaterlande ausgab), ferner mit Werken von Kamptz, Haller, Jarke u. A. Man warf noch als Zubehör in die Gluth die Zeichen einer veralteten und unfreien Zeit: Zopf, Schnürbrust, Korporalstock. Zugleich stifteten die Studirenden eine Verbindung unter den Namen der „allgemeinen Burschenschaft," deren Zweck die Beförderung der Vaterlandsliebe und des Freimuths sein sollte. Ebenso unerwartet als unverdient mußte es erscheinen, daß alle diese

Schritte ein feindseliges Gepräge gegen die katholische Kirche und ihre Bekenner trugen. Hatten doch noch kurz vorher die Katholiken wie die Protestanten Deutschlands ihre theuersten Güter daran gesetzt, um die Fesseln der Fremdherrschaft zu zerbrechen, und den gemeinsamen Feind des Vaterlands zu besiegen. Die Regierungen, auf das Treiben der studirenden Jugend aufmerksam gemacht, ließen Warnungen an dieselbe ergehen; aber der Güte wurde wilder Lärm entgegengesetzt. Gegen die deutschen Universitäten erhoben sich jetzt viele Stimmen, am lautesten, und zugleich spottend hatte der bekannte leichtfertige Schauspieldichter und russische Staatsrath, August von Kotzebue, in einer weitverbreiteten Zeitschrift sich ausgesprochen. Die Erbitterung unter den Studirenden gegen ihn war daher allgemein, und er wurde am 23. März 1819 im eigenen Zimmer zu Mannheim erdolchet. Sein Mörder war der Student Karl Friedrich Sand aus Wunsiedel (geb. 1795) dem das Loos zu dieser schändlichen That gefallen war, wie ziemlich allgemein behauptet wird. Er wurde ergriffen, ehe er sich selbst tödten konnte, und dann am 20. Mai 1820 hingerichtet, ohne Geständnisse gemacht zu haben. Dieser Meuchelmord veranlaßte die strengsten Untersuchungen, besonders gegen die Studirenden. Durch die Beschlüsse des Congresses zu Karlsbad (20. Sept. 1819) ward die Burschenschaft aufgehoben; die Hochschulen wurden unter die specielle Aufsicht landesherrlicher Bevollmächtigten gestellt, und die Bundesregierungen verpflichteten sich gegenseitig, solche Lehrer, deren Grundsätze gefährlich oder gar verführerisch sein, von ihrem Amte zu entfernen und nirgends wieder anzustellen. Keine geheime Gesellschaften der Studirenden wurden mehr geduldet, und deren fernere Theilnehmer zu keinem öffentlichen Amte zugelassen; die verwiesenen Studirenden konnten auf keiner andern deutschen Universität wieder angenommen werden. Hinsichtlich der Presse wurde bestimmt, daß keine Tagesblätter, Zeitschriften u. s. w. ohne Censur gedruckt werden sollten, und stets mit dem Namen des Redacteurs und des Verlegers versehen sein müßten. Die Censur wurde anfangs nur für fünf Jahre, im Jahre 1824 aber auf unbestimmte Zeit angeordnet. In Mainz ward eine Centraluntersuchungs-

Commission gegen revolutionäre Umtriebe und demagogische Verbindungen eingesetzt. Während in Folge dieser Maßregeln die s. g. liberale Partei verstummte, trafen jetzt in der Zeit einer tiefen, fast schwülen Ruhe die Regierungen manche lobenswerthe Einrichtungen zur Begründung und Befestigung des Wohles ihrer Unterthanen. So wurde die Leibeigenschaft in jenen deutschen Staaten, in welchen sie bis dahin noch bestand, vollends aufgehoben; so wurde das Grundeigenthum von Zehnten, Dienstbarkeiten u. dgl. befreiet, so wurden ferner die Gewerbe gehoben und der Handelsverkehr erleichtert, welcher letztere doch erst durch den großen deutschen Zollverein, dessen Begründung von Preußen ausging, einen neuen für den Gewerbefleiß, aber auch für die moralische Einheit Deutschlands hochwichtigen Aufschwung nahm. Von den meisten deutschen Bundesstaaten geschah in dieser Zeit des Friedens viel für Schulwesen und Volksbildung; besonders thaten sich in dieser Beziehung Preußen und Bayern hervor. Der Anblick der Städte und Länder zeugete von dem Dasein des Friedens, wenn es auch überall einzelne Unzufriedene gab, die sich desselben nicht freueten. Deutschland verlor in dieser Zeit einige um seine Befreiung hochverdiente Männer durch den Tod. Fürst Blücher von Wahlstatt starb 77 Jahre alt, am 12. September 1819 in Schlesien*), der Fürst von Schwarzenberg, noch nicht 50 Jahre alt, endete nach mehrjähriger Lähmung am 15. October 1820 zu Leipzig. Der Tod des Staatskanzlers Fürsten von Hardenberg erfolgte am 22. November 1822; ihm folgte der Freiherr von Stein im 66. Lebensjahre, am 29. Juli 1831.

§ 25.

Frankreich.

(1815—1830.)

In dem wieder hergestellten Frankreich (dem Frankreich der Restauration) standen schon bald die Parteien von 1789

*) Der General-Major von Scharnhorst war bereits am 28. Juli 1813 an den Folgen seiner Verwundung in der Schlacht bei Lützen zu Prag gestorben.

gegen einander. Daß die frühern Meinungskämpfe wieder erwacht seien, zeigte sich besonders in den Kammern und in den Zeitungen. König Ludwig XVIII., ein Mann von Geist, feiner Bildung und edlem Charakter, hatte den aufrichtigen Wunsch, die von ihm gegebene Charte der Nation zu erhalten. Er suchte aber zugleich die allgemeine Ruhe und Ordnung zu sichern, die Religion zu heben, den Revolutionen Schranken zu setzen, und durch billige Zugeständnisse die Vergangenheit mit der Gegenwart zu versöhnen. Nachdem die Monarchen auf seinen Wunsch das Besatzungsheer aus dem Lande zurückgezogen hatten, wurde Frankreich auf dem Congreß zu Aachen (October 1818) als eine der Hauptmächte in ihren Bund aufgenommen. Letzteres mißfiel den Anhängern der Revolution sehr; selbst im Ministerium entstand Zwiespalt und die Folge hiervon war, daß Decazes, ein Freund des Liberalismus Premier-Minister wurde. Die von ihm eingeschlagene Bahn wurde bald von einem furchtbaren Schlage unterbrochen. Ein Mensch, Namens Louvel, der durch das Geschrei der revolutionären Partei gegen die Bourbonen erhitzt war, faßte den Gedanken, Frankreich von dieser Familie durch die Ermordung desjenigen Prinzen, von welchem sich Erben erwarten ließen, zu befreien, und erdolchte in dieser Absicht am 13. Februar 1820, den Herzog von Berry, den jüngern der Brudersöhne des Königs. Doch seine Absicht wurde nicht erreicht: die Gemahlinn des Ermordeten gebar am 29. September 1820 einen Sohn, der unter dem Namen, Heinrich Herzog von Bordeaux, als muthmaßlicher dereinstiger Thronerbe betrachtet ward. Louvel wurde am 7. Juni 1820 hingerichtet. Die Ermordung des Herzogs von Berry blieb nicht ohne bedeutende Folgen. Die königlich Gesinnten behaupteten nun, dieses seien die Früchte der unglückseligen Lehren, welche so lange von ihnen bekämpft worden. Der König ließ das Ministerium Decazes fallen. Das Haupt des neuen war anfangs der Herzog Richelieu, und seit 1822 der Graf von Villèle. Der Erstere brachte 3 Gesetze vor die Kammern, wodurch er die Revolution ganz zu besiegen hoffte, 1) die Wiedereinführung der Censur für die Journale, 2) Beschränkung der Journale und

3) ein neues Wahlgesetz. Die beiden ersten gingen gegen Ende März 1820 durch. Ein großer Kampf erhob sich bei dem über das Wahlgesetz, wodurch die höchst besteuerten Grundbesitzer bevorzugt werden sollten. Wie wüthete da die Widerstandspartei! „Wie," — riefen ihre Häupter — wir sollen der Aristokratie eine doppelte Vertretung bewilligen, soll man ihr die Majorität (Mehrheit) in dieser Kammer verschaffen, damit dieses letzte Asyl (Zufluchtsstätte) der Rechte, Freiheiten und Gesetze Frankreichs das Rüsthaus der wieder hergestellten Oligarchie werde! — Laßt euch das gesagt sein, ihr Vagabunden und Bettler! denn so wird man euch nennen, ihr edlen Söhne von Jemappes, Marence, Austerlitz, Jena, ihr berühmten Schlachtopfer von Waterloo! Reißt eure Lorbeeren vom Haupte! Bietet eure Hände den Ketten dar, denn ihr werdet keine Vertreter mehr haben, keine Gesetze mehr! Kehrt zur Scholle, zur Frohne zurück, ihr alten Krieger, die des Feindes Schwert verschonte, pflügt, säet für die Aristokratie. Sie befiehlt es euch, die ihr bald auf den Trümmern des constitutionellen Thrones werdet Platz nehmen sehen! Die Willkür steht an den Pforten; der Schrecken drängt sich unter das häusliche Dach; Prevotalhöfe, der Karren des Henkers und blutige Telegraphen sind im Anzuge! Darum soll ein Ruf von diesem Saale ausgehen und alle Franzosen vereinigen! Abgeordnete, Obrigkeiten, Bürger, Soldaten, Ihr alle habt geschworen, die Verfassung zu erhalten und zu beschützen. Man will sie antasten; wehe, wehe den Verräthern!" — Auch des Volkes bemächtigte sich die Aufregung, und dennoch ging das Gesetz, freilich nicht ohne einige Abänderungen, am 9. Juni durch. Das Wichtigste, was unter dem von den Liberalen überaus gehaßten Ministerium Villèle unternommen wurde, war ein Kriegszug gegen die Revolution, welche in Spanien ausgebrochen war. (Siehe § 15).

Ludwig XVIII., der so lange als Flüchtling Europa durchzogen, am Abend seines Lebens nicht nur den eigenen Thron wieder eingenommen, sondern auch einen fremden aufgerichtet hatte, starb am 16. September 1824 eines ruhigen Todes. Sein Bruder der Graf **Artois**, der damals schon 67 Jahre zählte, folgte ihm als **Karl X.**,

und gelangte unter äußerst schwierigen Verhältnissen zur Regierung. In seiner Jugend war er ein Chevalier wie aus den Zeiten Ludwigs XIV. doch waren die Fehler eines solchen bei ihm vorherrschend, er war genußsüchtig, lebte üppig. Man sagte ihm nach, er wisse auf das gratiöseste sein Roß zu besteigen, auf das ritterlichste seinen Degen zu ziehen, welcher niemals von Feindesblut geröthet worden, deste kräftiger zucke er das Jagdmesser, desto entzückender spiele er Comödie. Jetzt war er alt, kränklich, und konnte kein Pferd mehr besteigen. Ihm fehlte jetzt alle Repräsentation. Man lachte über seine altfränkische Kleidung. Geist zeichnete ihn nicht aus. Er war von jeher ein Feind der Revolutionsgrundsätze gewesen. Um ihn schaarten sich wieder die alten so sehr verhaßten Aristokraten, und der Neuadel und die Helden der Revolution und der Kaiserzeit fühlten sich dadurch verletzt. Der Sohn des Königs, der Herzog von Angouleme galt für unbedeutend; desto ausgezeichneter war des Herzogs Gemahlinn, Maria Theresia, die Tochter Ludwigs XVI., die Napoleon den einzigen Mann unter den Bourbons nannte. Aber auch sie war keine Freundinn der Revolutions-Grundsätze. Wie konnte sie es? Diese hatten sie selbst in den Tempel und ihre Eltern auf das Blutgerüst gebracht. Sie war auch zu aufrichtig, um ihren Abscheu gegen alles, was Revolution heißt, zu verhehlen, und man hatte wohl nicht Unrecht, von ihrem Geiste vorauszusetzen, daß sie auf den König einwirken werde. Kein Wunder, daß ein solcher Hof bei der revolutionären Partei Argwohn, ja Haß erregte! Um die feindlichen Parteien zu gewinnen, hob Karl X. die in den letzten Tagen Ludwigs XVIII. hergestellte Censur wieder auf; die herzogliche Familie Orleans knüpfte er durch den Titel „Königliche Hoheit" näher an das Interesse der Königlichen Familie. Da Karl X. auf diese Weise den Parteien nachzugeben schien: so wurde die von ihm gewünschte Entschädigung der Ausgewanderten mit Tausend Millionen Franken bewilligt. Im folgenden Jahre ließ er sich, wie seine „allerchristlichsten" Vorgänger zu Rheims krönen und salben, und leistete dann den Schwur, nach der Charte regieren zu wollen. Der König und

ſein Miniſter Villèle thaten Alles, um der Geiſtlichkeit ihren frühern Einfluß zurückzugeben, und das franzöſiſche Volk für die Religion wieder zu gewinnen. Allein dieſem löblichen Streben trat die immer ſtärker werdende Widerſtandspartei der Liberalen entgegen. Dieſe benutzten die Preſſe zur Verbreitung irreligiöſer und aufrühreriſcher Schriften. Globe, National und Conſtitutionel griffen die Regierung ſchonungslos an, die Profeſſoren zu Paris ſtimmten ein, und die Jugend lauſchte begierig, Beranger's Freiheitslieder wurden mit Begeiſterung geſungen, das Volk ſchlürfte mit Luſt das ſüße Gift der zu billigen Preiſen verkauften Werke Voltaire's und der Encyclopädiſten. Als es der revolutinären Preſſe leider nur zu gut gelungen war, das Volk aufzuwiegeln, verſuchte die Regierung, die Preſſe zu beſchränken. Der Verſuch mißlang. Dann verfügte der König die Auflöſung der Nationalgarde, welche ſich wiederholt das aufrühreriſche Geſchrei: „Nieder mit dem Miniſterium!“ hatte zu Schulden kommen laſſen, hob die Deputirtenkammer auf, und berief eine neue. Da auch die neue ſich größtentheils aus Gegnern des Miniſteriums geſtaltete, ſo war der König genöthigt, dasſelbe zu entlaſſen. Das neu gebildete Miniſterium Martignac wußte ſich eine Zeitlang durch Nachgiebigkeit gegen die Liberalen zu erhalten. So wurden die Jeſuiten, welche zur Leitung mehrerer Seminarien und Privatſchulen nach Frankreich zurückgekehrt waren, durch eine königliche Verordnung vom 16. Juni 1828 neuerdings verwieſen. Solches ſchien den Freiheitshelden mit der Freiheit wohl vereinbar.

Der öffentliche Unterricht ward wieder der Oberherrſchaft und Willkür der Univerſität untergeordnet, und die Einſprüche, welche die Mehrzahl der Biſchöfe dagegen erhob und welche auch Rom billigte, blieben unbeachtet. Die Freiheitsmänner, welche alle Monopole ſo ſehr verabſcheuten, fanden dennoch das Unterrichtsmonopol der Univerſität ganz in der Ordnung, und erwogen nicht, daß am Unterricht und an der Erziehung Staat, Kirche und die Familie zuſammen ſich betheiligen ſollen. „Kurz! ſagt Leo in ſeinem Lehrbuch der Univerſalgeſchichte, 6. Bd. die Diener des Mammon, die durch das in der conſtitutionellen Verfaſſung Frankreichs herrſchende Kapital

im Grunde ſchon Herren des Staates waren, ſobald das Miniſterium wirklich keine andere Direction mehr hatte, als die nach der Majorität der Deputirtenkammer, zeigten ſich ſo voll Angſt, ſo voll Beſorgniß, daß doch irgendwo eine Religion, die der ihrigen die Herrſchaft ſtreitig machen könnte, einige Pflanzungen gewinnen möge, daß ſie, die Herolde der Freiheit des Gedankens und der Preſſe, in ihrer Feigheit den Unterricht der vollkommenſten Staatsleibeigenſchaft unterwarfen. Der gebildete Pöbel Frankreichs natürlich nahm dieſe Ordonanzen mit lautem Beifallsrufe auf. Die aber, welche noch irgend eine Ahnung hatten von der Freiheit, welche die Kirche neben dem Staate anzuſprechen hat, trauerten (ſelbſt wenn ſie Jeſuiten Vorſchub leiſten zu wollen, entfernt nicht geneigt waren) über ein Verfahren, welches ohne allen Hehl das Zeichen jener brutalen Tyrannei an der Stirne trug, deren das conſtitutionelle Syſtem fähig iſt, wenn die Majoritäten der repräſentativen Collegien und die Miniſter aus irgend einem Intereſſe wirklich einig ſind." — Endlich entſchloſſen, keine Zugeſtändniſſe mehr zu machen, entließ der König ſein bisheriges Schaukel-Miniſterium, und bildete das durch und durch royaliſtiſche Miniſterium Polignac, unter welchem die Juli-Revolution ausbrach, wie wir gleich erzählen werden.

§ 26.

Die Juli-Revolution in Frankreich.

(1830.)

Am 1. März 1830 eröffnete Karl X. die Sitzungen der Kammern, und ſprach in ſeiner Rede Vertrauen auf ihre Treue zu ihm aus. Allein ſchon bei der Präſidentenwahl zeigte ſich das Uebergewicht der Oppoſition unter den Deputirten. In der Antworts-Adreſſe an den König erklärten 221 Deputirte, „daß ſie ihm, bei der großen Verſchiedenheit ſeiner politiſchen Anſichten mit den Wünſchen des Volkes — deſſen Freiheiten bedroht ſeien — jede Mitwirkung verſagen müßten." Dieſes hatte die Folge, daß die Sitzungen beider Kammern anfangs bis zum 1. September

vertagt wurden. Später am 16. Mai wurde die Deputirtenkammer aufgelöset, und eine neue zum 3. August einberufen.

Der König versuchte in der ersten Hälfte des Jahres 1830, die Aufmerksamkeit der Nation auf einen andern Gegenstand zu lenken, nämlich auf eine kriegerische Unternehmung, die den Beifall aller Wohlmeinenden in Europa hatte. Indem er im Interesse der Menschheit und der Gesittung auftrat, hoffte er die verlorene Anhänglichkeit wiederzugewinnen, und der Eitelkeit seiner Unterthanen durch eine Eroberung schmeichelnd, glaubte er, die Herzen der Franzosen miterobern zu können. Dem Wallfische sollte hierdurch eine Tonne zugeworfen werden, damit zu spielen, und unterdeß nicht den Staatsnachen umzuwerfen.

Der Dey des Raubstaates Algier behauptete, eine Geldforderung von mehreren Millionen an Frankreich zu haben, und als dieselben nicht sogleich bezahlt wurden, erlaubte er sich nicht nur Ungebürlichkeiten gegen französische Schiffe, sondern versetzte sogar dem Consul Frankreichs bei einer öffentlichen Feierlichkeit einige Schläge mit dem Fliegenwedel. Dieses gab die Veranlassung zur Kriegeserklärung Frankreichs gegen Algier, und alsbald erhielt General Bourmont, an der Spitze von 32,000 Mann, die Leitung des Kampfes. Eine Flotte unter dem Admiral Duperré setzte das Heer am 14. Juni in der Bay von Sidi Feeruch ans Land. Das feindliche Lager wurde sogleich erstürmt, und in einer Reihe von Gefechten bewährte sich die französische Tapferkeit. Von der Land- und Seeseite gedrängt, übergab der Dey am 5. Juli Stadt und Gebiet den Franzosen. Er erhielt freien Abzug für sich und sein Privateigenthum, so wie für die türkische Miliz; seinen Unterthanen wurde Freiheit des Glaubens und des Eigenthums gewährt. Eine herrliche Waffenthat, um so anerkennenswerther, als sie einen Theil der Schmach und Schande von Europa nahm, welches so lange diese rohen Freibeuter und Menschenfänger ihr entehrendes Gewerbe ungestraft ausüben ließ!

Die Nachricht von der Eroberung Algiers machte indeß auf die Franzosen im Ganzen den erwarteten günstigen Eindruck nicht. Die dem Ministerium feindlichen 221 De-

putirte wurden wieder gewählt, und nebst ihnen noch mehr Gleichgesinnte. Jetzt mußte entweder das Ministerium der Kammer, oder die Kammer dem Ministerium weichen. Der König entschied sich für das Letztere, und erließ am 25. Juli drei Ordonanzen, durch welche die Preßfreiheit der Journale und Zeitungen suspendirt, die auf den 3. August berufene Deputirtenkammer aufgelöset, eine neue für den 13. September berufen, und die Wahlordnung dahin abgeändert wurde, daß nur von den Departements, nicht von den Bezirken Deputirte erscheinen sollten. Hiernach würde deren Zahl von 430 auf 258 vermindert worden sein. Als am 26. diese Ordonanzen in dem Moniteur erschienen, zeigte sich sogleich eine bedenkliche Gährung, die Werkstätten der Journale wurden geschlossen, und die entlassenen Arbeiter der Druckereibesitzer durchzogen in zahlreichen Haufen die Stadt. Am folgenden Tage wuchs der Tumult zum völligen Aufstande, an dem nicht nur der Pöbel, sondern auch die Studirenden der polytechnischen, der Rechts- und Thierarzneischule, so wie auch viele ehemalige Nationalgardisten Theil nahmen, welche ihre Waffen wieder hervorgesucht hatten. Die Minister schienen ein solches Ereigniß nicht erwartet zu haben; denn sie hatten sich durchaus nicht darauf vorbereitet. Ein großer Fehler! Zwar wurden die Truppen der Besatzung, etwa 7000 Mann unter dem Marschall Marmont den Empörern entgegen gestellt, aber bald waren „Anführer und Soldaten in Verzweiflung, gegen das Volk fechten zu müssen.“ Vier Regimenter gingen auf einmal zum Volke über. Die Treugebliebenen, worunter sich die Schweizerleibgarde (wie 1792) hervorthat, wurden durch den Mangel an Schießvorräthen und Lebensmitteln entmuthigt. Die Reiterei war durch die Barrikaden aus Pflastersteinen und Laternenpfählen unthätig gemacht. Nichts desto weniger ward in den Straßen noch mit Erbitterung gefochten, Dachziegel, Balken, ja ganze Schornsteine wurden auf die königlichen Truppen geworfen, und siedendes Wasser, Vitriolsäure u. s. w. auf sie gegossen. Karl wollte nicht nachgeben. Ich habe nicht Lust — sprach er — wie mein Bruder auf den Karren zu steigen. Lieber steige ich zu Pferde.“ — Als der ungleiche Kampf auch noch am 28.

fortgedauert hatte, und das Rathhaus vom Volke genommen war, trat eine Municipal-Commission zusammen, und erließ eine Proklamation, worin der Regierung der Gehorsam gekündigt, die Nationalgarde wieder zusammen berufen, und die dreifarbige Fahne aufzustecken befohlen wurde. Gleichzeitig hatten auch mehrere Deputirte der liberalen Partei: Lafayette, Dupin, Laffitte, Guizot, Mauguin, Sebastiani und Andere sich zu einer provisorischen Regierung constituirt. Lafayette wurde zum Oberbefehlshaber der Natinaltruppen ernannt, und zog von begeisterten Jünglingen und Nationalgardisten umgeben, nach dem Rathhause, wo es ihm gelang, seiner Militairgewalt sofort Anerkennung zu verschaffen. Noch behaupteten die königlichen Truppen die Tuilerien und die Schweizer das Louvre, und erst als der Marschall Marmont vernahm, daß 20,000 Aufrührer auf dem Wege nach St. Cloud seien, befahl er, aus Besorgniß um den König, am 29. Mittags die Tuilerien und das Louvre zu räumen, und zog mit den Ueberresten der Besatzung ebenfalls nach St. Cloud, wohin sich die Minister bereits gepflüchtet hatten.

Karl X. wollte jetzt die Ordonanzen zurücknehmen, und das Ministerium entlassen; aber seine Abgeordneten wurden von der Municipal-Commission und der provisorischen Regierung zurückgewiesen mit den Worten, „es sei zu spät, Karl X. sei nicht mehr König von Frankreich.“ Jetzt sprach man in Paris von der Wiederherstellung der Republik; dafür war natürlich der höhere und mittlere Bürgerstand nicht; furchtsam hatte er sich zurückgehalten, so lange der Sieg noch anders ausfallen konnte, jetzt wollte er die Beute theilen. Die Republikaner, denen man die große Gefahr überlassen hatte, wurden von den Constitutionellen zurückgedrängt. Lafayette war ihnen an Schlauheit nicht gewachsen, und überhaupt kein Politiker, mehr ein Schwärmer für amerikanische Zustände, auch nicht mal ein bedeutender Feldherr, jedoch der Löwe der Revolution in zwei Welten, dessen Name allein schon viel vermochte in solchen Lagen, ganz davon abgesehen, wie er zu seinem Rufe gekommen war. Lafitte, der Chef eines großen Handlungshauses und Haupttriebfeder bei der ganzen Umwälzung, brachte nun die Er-

hebung des Herzogs von Orleans zum Könige bei den in Paris anwesenden Deputirten in Vorschlag. Nachdem nun auch Lafayette, dessen Eitelkeit man schmeichelte, dafür gewonnen worden, und etwa 60 Deputirte und 30 Pairs diesen Vorschlag gebilligt hatten, wurde der Herzog von Orleans eingeladen, nach Paris zu kommen, und die Stelle eines Generalstatthalters des Königreiches zu übernehmen. Ludwig Philipp, Herzog von Orleans, (geb. am 6. October 1773) war der Sohn des im Jahre 1793 hingerichteten Herzogs von Orleans (Egalité). Er hatte, wie die Bourbonen älterer Linie, Europa als Flüchtling durchwandert, und mehr als sie durch eigene Erfahrung das Leben in allen seinen Gestalten unter mancherlei Bedrängnissen kennen gelernt. Seit dem Jahre 1809 mit der braven und frommen Maria Amalia, Tochter des Königs Ferdinand IV. von Sicilien, vermählt, war er nach der ersten und zweiten Restauration ins Vaterland heimgekehrt, wo er nebst dem Palais Royal das große Vermögen seiner Familie zurückerhalten hatte.

Ludwig Philipp hielt sich auf seinem Landsitze Neuilly auf, als ihm Lafitte Boten über Boten sandte, schleunigst nach Paris zu kommen. Der Herzog zögerte: war ja Karl X. erst wenige Meilen entfernt, und hatte noch einen Heereshaufen, der bald heranwachsen mochte; konnte doch in Paris Uneinigkeit entstehen, und der erste Schwindel nachlassen. Vielleicht scheute er auch den Tadel Europas wegen Undankbarkeit, wenn er die Krone für sich nehme, und sie nicht mindestens dem Herzog von Bordeaux aufbewahre. Zudem hatte ihn seine geliebte Gemahlinn, eine edle Seele, noch vor ihrem Abschiede beschworen, er solle die Sünde einer Verdrängung der königlichen Familie nicht auf sich laden. Nach langem und vorsichtigem Zögern begab er sich am 30. Abends spät nach Paris, und machte am folgenden Morgen bekannt, daß er auf den Wunsch der zu Paris anwesenden Abgeordneten das Amt eines Generalstatthalters übernehme, und, wie schon früher einmal, die glorreichen Farben trage. „Bei der bevorstehenden Versammlung der Kammern werde auf Mittel gedacht werden, die Herrschaft der Gesetze und die Rechte der Nation sicher zu stellen, die

Charte solle von nun an eine Wahrheit sein." Lafayette und Lafitte führten ihn jetzt nach dem Rathhause, wo er als Generalstatthalter ausgerufen wurde. Die Municipal-Commission ließ darauf bekannt machen, Karl X. habe aufgehört zu regieren.

An dem nämlichen Tage verließ König Karl mit seiner Familie St. Cloud, von den Resten seiner Leibgarde und einer Anzahl Getreuer begleitet. Er begab sich zuerst nach Versailles, und als ihm dort der Einlaß verweigert wurde, nach Rambouillet. Von hier schrieb er am 1. August an den Herzog von Orleans, daß er dessen Statthalterschaft bestätige, und daß er und der Dauphin der Krone zum Vortheil des jungen Herzogs von Bordeaux entsagten, und forderte zugleich, daß der Letztere als König Heinrich V. ausgerufen werde. Schon vorher hatte Karl X. der provisorischen Regierung angezeigt, daß er Willens sei, Frankreich zu verlassen, aber erst nach der Gewährung seiner Forderung hinsichtlich des Herzogs von Bordeaux. Als jedoch Nationalgarden und Volk in wilden Haufen nach Rambouillet aufbrachen, entschloß sich die königliche Familie zur Weiterreise. Am 15. August kam der Zug in Valogen an. Hier nahm Karl der X. Abschied von den 8 Schwadronen der Leibwache, die ihm bis dahin das Geleit gegeben hatten. Die treuen Krieger stürzten ihm zu Füßen, um mit weinenden Augen zum letzten Male seine Hände zu küssen. Karl zeigte sich als König. „Beruhigt euch, meine Freunde, — sprach er — muß ich es sein, der euch tröstet?" — Die Gardisten stellten sich nun wieder in Reihe und Glied, und der König empfing ihre Fahnen, mit erhobener Stimme sprechend: „Ich nehme diese Fahnen, ihr habt sie ohne Makel zu erhalten gewußt; ich hoffe, daß eines Tages mein Enkel das Glück haben wird, sie euch zurückzugeben." — Am 16. August schiffte er sich mit den Seinen zu Cherbourg ein, und landete kurz darauf in Portsmouth. Der unglückliche König wurde in England kalt empfangen.

Wir finden des großen englischen Dichters Worte bei dem Falle irdischer Größen so oft und so ergreifend bestätigt:

„— Größe, wenn sie mit dem Glück zerfällt,
Zerfällt mit Menschen auch. Der Hingestürzte

Lies't sein Geschick so schnell im Blick der Menge,
Als er den Fall gefühlt. Die Menschen zeigen,
Wie Schmetterlinge, die bestäubten Schwingen
Dem Sommer nur, und keinen Menschen gibt's,
Der, weil er Mensch ist, irgend Ehre hat; —
Er hat nur Ehre, jener Ehre halb,
Die Zuthat ist, als Reichthum, Rang und Gunst
— Des Zufalls Lohn so oft, wie des Verdienstes —
Wenn diese fallen, die nur schlüpfrig sind,
Muß Lieb, an sie gelehnt, und schlüpfrig auch
Eins mit den Andern niederzieh'n, und Alle
Im Sturze sterben." — —

Die englische Regierung gestattete jedoch dem gestürzten Fürsten, das Schloß Holyrood bei Edinburg zu beziehen. Er hatte dasselbe schon während seiner ersten Verbannung bewohnt. Im Jahre 1832 begab sich die verbannte Königsfamilie nach Prag, und von da 1836 nach Görz in Illyrien, wo Karl X. bald nach seiner Ankunft (6. November 1836) starb, 79 Jahre alt. Ihm folgte im Juni 1844 der Herzog von Angouleme.

Ludwig Philipp eröffnete am 3. August als Generalstatthalter die Sitzungen der Kammern, und diese gingen nach kurzen Berathungen gleich daran, einige Veränderungen der Charte vorzunehmen. So hieß es z. B. bisher in der Charte, die katholische Religion sei die Religion des Staats; dafür wurde jetzt gesetzt der katholischen Religion sei die Mehrzahl der Franzosen zugethan, was sich von selbst verstand. Die Freiheit der Presse wurde durch den Zusatz sicher gestellt, daß die Censur nie wieder eingeführt werden solle: ferner bestimmte man, daß der König nie eine Gewalt in Anspruch nehmen könne, die Verfassung außer Kraft zu setzen u. s. w. Dann wurde am 7. August nach einiger Berathung von den Deputirten mit 219 gegen 33, und von den Pairs mit 89 gegen 24 Stimmen, beschlossen, Ludwig Philipp die Krone zu übertragen, worauf dieser am 7. August die Verfassung beschwor, und als „König der Franzosen" — anstatt des seitherigen Königs von Frankreich und Navarra — den Thron bestieg, der aus Trümmern von Barrikaden gebauet war und auf dem Moorboden der Volkssouveränität stand. Ein schönes und treues Wort von Hyde de Neuville bei jener Berathung ver-

dient noch angeführt zu werden: „Ich werde mich nicht von dem Unglücke derjenigen lossagen, denen ich von Kindheit an gedienet habe. Meine Kraft ist allerdings nichtig gegen den überwältigenden Strom, aber ich will wenigstens laut mein Gebet zum Himmel schicken für das, welches ich das Glück und die Freiheiten meines Vaterlandes nenne.“ — Die Minister Karls X. wurden wegen Abfassung und Unterzeichnung der Ordonanzen vor Gericht gestellt, und zu lebenswieriger Gefangenschaft verurtheilt, im Jahre 1837 aber in Freiheit gesetzt, nachdem sie bis dahin in der F-stung Ham in anständigem Gewahrsam gehalten worden waren*).

§ 27.

Die belgische Revolution.

(1830 — 1839.)

Durch den Wiener Congreß war Belgien an Holland gegeben worden, wie wir bereits erzählt haben. Das so entstandene Königreich der Niederlande war aus zwei schwerlich zu vereinbarenden Bestandtheilen zusammengesetzt. Die Holländer, obwohl nur zwei Millionen, betrachteten sich allein

*) Leo schildert die Absichten der Anstifter der Juli-Revolution und der damals herrschenden Parteien in folgender Weise: „Das, worin trotz kleiner Unbehaglichkeiten und Intriguen alle Häupter der Bourgeoisie, mochten sie nun etwas mehr republikanische oder mehr doctrinäre Ueberzeugungen haben, mochten sie mit Lafitte oder Dupont, oder mit Guizot und de Broglio gehen, einig waren, waren jene Grundsäulen, auf denen sich nunmehr das sociale Elend Frankreichs aufbaut — die ganz freigegebene Concurrenz im Gewerbswesen und die Freigebung der Presse von Seiten des Staates — natürlich nicht von Seiten der Parteien, die je nachdem sie gebildeter oder ungebildeter waren, durch gesellschaftliche Verfolgung oder rohen Angriff den Schriftstellern und Zeitblättern entgegentraten, die es wagten, nicht in ihrem Sinne zu schreiben. In einem allen dominirenden (herrschenden) Parteien entgegengesetzten Sinne zu schreiben war unmöglich, oder ganz erfolglos, ja gefährlich. Diese beiden Grundlagen — freie Concurrenz im Gewerbe und vom Staate, nicht aber von den bürgerlichen Parteien beengte Presse sind die beiden erzeugenden Mächte für die Herstellung einer Herrschaft des Capitales. In dieser Richtung also waren alle einig, den Staat, unter der Einbildung oder dem Vorgeben, ihn frei zu machen, ganz in die Gewalt der reichen Klassen der Gesellschaft zu bringen.“

als das herrſchende Volk, deſſen Sprache und Geſetze das unterworfene annehmen müſſe, während die Belgier (etwa 4 Mill.) eine entſchiedene Abneigung gegen die durch Religion, Sitte, Charakter, Intereſſen und Sprache von ihnen geſchiedene holländiſche Nation fühlten. Die Regierung that faſt nichts, um die Belgier zu gewinnen, vielmehr lähmte ſie deren Handel, drang denſelben die Theilnahme an der ſehr bedeutenden holländiſchen Nationalſchuld und an der Laſt der koſtbaren holländiſchen Waſſerbauten auf, ſuchte die holländiſche Sprache zur allein herrſchenden zu machen, ſtellte in Belgien meiſtens nur holländiſche Proteſtanten als Beamte an*), und was das Schlimmſte war, ſie verletzte fortwährend durch unkirchliche Einrichtungen den katholiſchen Sinn der Belgier auf das tiefſte. So wurde im Jahre 1818 der Biſchof von Gent (Fürſt von Broglio) zur Ausſtellung am Pranger verurtheilt, weil er mit dem Papſte Briefe gewechſelt, und ohne Vorwiſſen der Regierung eine Paſtoral-Inſtruction erlaſſen habe**). So war der päpſtliche Nuntius Ciamberlani durch Landreiter über die Gränze gebracht worden. Zwar war mit dem Papſte Leo XII. im Jahre 1827 ein Concordat zu Stande gekommen; aber über die Ausführung desſelben entſtanden um ſo mehr Irrungen, weil die Regierung kurz vorher die katholiſchen kleinen Seminarien aufgehoben hatte, und allen katholiſchen Studirenden der Theologie ſtrenge befahl, das von ihr errichtete philoſophiſche Collegium in Löwen zu beſuchen, welches mit ſogenannten freiſinnigen Lehrern beſetzt war. Es beſtand in Belgien auch eine republikaniſche Partei, welche die vorhandene Unzufriedenheit benutzte und noch vermehrte. So konnte

*) Nach einer Schrift des belgiſchen Miniſters Rothomb waren unter 76 Generalen in der niederländiſchen Armee im J. 1830 bloß 7 Belgier, unter 43 Generalſtabsoffizieren nur 8, unter 1454 Infanterieoffizieren 259, unter 316 Kavallerieoffizieren 84, unter 360 Artillerieoffizieren 33, unter 128 Genieoffizieren 9 von der belgiſchen Nation, und von ſämmtlichen Belgiern blieben nach der Revolution bloß 17 in holländiſchen Dienſten. So rächt und ſtraft ſich das Unrecht ſelbſt. Durch alles dies ſoll indeß der Aufſtand der Belgier nur erklärt, nicht gerechtfertigt werden.

**) Der Prälat entging dieſer ſchmählichen Strafe nur durch die Flucht.

der siegreiche Erfolg der Julirevolution nicht ohne Einwirkung auf Belgien bleiben. Am Abende des 25. August wurde in Brüssel die Oper: „die Stumme von Portici" aufgeführt, in welcher der Aufstand und die Volksherrschaft des Fischers Masaniello in Neapel (im J. 1647) dargestellt ist. Nach Beendigung dieser Oper stürzten Volkshaufen nach der Druckerei des „National," eines ministeriellen Blattes, nach dem Palaste des verhaßten Justizministers van der Maanen und nach dem Hause des Polizeidirectors, plünderten, zerstörten und steckten den Palast zuletzt in Brand. Am folgenden Tage wurde der Tumult ärger, und die Besatzung von Brüssel vermochte nicht, demselben zu steuern, und erst einer Bürgergarde, die sich schnell gebildet hatte, gelang es, fernere Verwüstungen zu verhindern. Aehnliche Auftritte fanden fast in allen größern Städten des Landes statt, und in wenigen Tagen wehete in ganz Belgien die Brabantsche Fahne. Leicht hätte sich aber jetzt noch die Ruhe wiederherstellen lassen, wenn der König auf die Bitten der Abgeordneten von Brüssel und andern Orten die Beschwerden der Belgier hätte abstellen wollen; aber er verwies alle diese Anträge an die Generalstaaten (Niederländische Stände-Versammlung), mit welchen er über dieselben sich zu berathen versprach. Um dieser Antwort Nachdruck zu geben, sandte er seine beiden Söhne, den Prinzen von Oranien und den Prinzen Friedrich, mit Truppen gegen Brüssel. Ersterer ließ sich auf Unterhandlungen ein, zog während derselben mit seinem Generalstabe in die Stadt, und schloß eine Uebereinkunft des Inhaltes, daß eine Trennung von Holland hinsichtlich der Gesetzgebung, Verwaltung und Besteuerung das einzige Mittel sei, die Ruhe herzustellen, und dem Hause Oranien die Herrschaft zu erhalten. Mit diesem Beschlusse eilte der Prinz von Oranien nach dem Haag. Auf seinen Befehl räumte die holländische Besatzung die Stadt, und der Prinz Friedrich nahm sein Hauptquartier in Antwerpen. Während nun die Generalstaaten den vorgelegten Antrag in Berathung nahmen, gewannen in Brüssel die Radicalen, durch Zuzug aus Lüttich verstärkt, die Oberhand, und setzten eine aus heftigen Freiheitsmännern bestehende provisorische Regierung ein.

Auf den Wunsch der gemäßigten Partei in Brüssel und der belgischen Abgeordneten bei den Generalstaaten gab der König den Befehl, „der Pöbelherrschaft“ durch Gewalt der Waffen ein Ende zu machen, und am 21. September erließ der Prinz Friedrich von Antwerpen eine Kundmachung an die Bewohner von Brüssel, welche den Einzug der Nationaltruppen zum Beistande der wohlgesinnten Bürger ankündigte, die Hauptanstifter und die Fremden bedrohte, und die Ablegung der ungesetzlichen Farben befahl. Die Verwerfung der belgischen Farben bewirkte, daß jetzt die meisten Bürger sich mit den Radicalen zur hartnäckigsten Gegenwehr vereinigten. Ein französischer General Mellinet und ein ehemaliger spanischer Offizier Juan van Halen übernahmen die Leitung der bewaffneten Haufen; der französische Oberst Parant befehligte die Artillerie. Am Abende des 23. September erstürmten die königlichen Truppen, etwa 12—16,000 Mann, trotz des unerwartet heftigen Widerstandes die Oberstadt, behaupteten sich hier am 24., und drangen auch am nämlichen Tage in die Unterstadt von Brüssel; allein am 25. mußten sie diese wieder verlassen. Die besetzten Paläste geriethen in Flammen, fast aus allen Häusern wurden die Holländer mit Steinwürfen begrüßt, und mit siedendem Oel und Wasser begossen, und als noch am 26. der Kampf auf gleiche Weise fortgedauert hatte, sah der Prinz sich genöthigt, den Abzug zu befehlen, und mit seinen Truppen nach Antwerpen zurückzukehren. Umsonst sprachen nun am 29. September die Generalstaaten den Belgiern die beantragte Trennung hinsichtlich der Gesetzgebung und Verwaltung zu, umsonst versuchte der Prinz von Oranien, sich den Belgiern zuerst als Statthalter seines Vaters und dann zum Regenten zu empfehlen. Das Blutvergießen in Brüssel hatte die Abneigung der Belgier gegen das Haus Oranien noch gesteigert, und der fortgesetzte glückliche Kampf in den übrigen Städten machte sie immer kühner. Am 25. October verließ der Prinz von Oranien Belgien, und kehrte nach dem Haag zurück; das bald darauf erfolgte Einrücken belgischer Truppen in Antwerpen aber veranlaßte den General Chassé, der sich nach der Citadelle zurückgezogen hatte, die Stadt aus dreihundert Kanonen sieben Stunden lang zu

beſchießen. Der hierdurch verurſachte Brand und Verluſt an Waaren zum Betrage von mehrern Millionen wurde Anlaß zu neuer Erbitterung gegen die Holländer. Ein Nationalcongreß, der ſich am 10. November unter der Leitung Potters, eines Republikaners, verſammelt hatte, erklärte ſchon am 18. einſtimmig die Unabhängigkeit Belgiens, und ſchloß am 24. das Haus Oranien von dem neu zu errichtenden belgiſchen Throne aus, nachdem die Bemühungen der franzöſiſchen Partei, die Vereinigung Belgiens mit Frankreich durchzuſetzen, an der Abneigung Ludwig Philipps, ſich deshalb mit Europa in einen Krieg einzulaſſen, geſcheitet waren; die Mehrzahl der Belgier war nämlich zu ſehr gegen eine Herrſchaft der Radicalen eingenommen, als daß ſie eine republikaniſche Verfaſſung hätten im Ernſte wünſchen ſollen. Deshalb entfernte ſich Potter unwillig nach Paris.

Die Trennung Belgiens von Holland wäre vor der Julirevolution von den europäiſchen Mächten wohl nimmer geduldet worden; allein da ſie den Sturz der ältern bourboniſchen Linie als eine geſchehene Thatſache anerkannt hatten, ſo fanden ſie ſich um ſo weniger geneigt, dem Könige der Niederlande die von ihm in Anſpruch genommene Hülfe zu leiſten, weil ſich mit Beſtimmtheit vorausſehen ließ, daß ein Angriff auf Belgien auch einen Krieg mit Frankreich zur Folge haben würde. Zudem war die Meinung in Deutſchland den Holländern höchſt ungünſtig, da ſie, dem Pariſer Friedensvertrage und der Wiener Congreßacte zuwider, die Rheinſchifffahrt nicht freigegeben hatten, ſondern durch ihr Zoll- und Sperrſyſtem den deutſchen Handel auf alle mögliche Weiſe beeinträchtigten. Die Hauptmächte entſchloſſen ſich daher, die belgiſchen Angelegenheiten friedlich auszugleichen, und ſchickten zu dieſem Zwecke ihre Geſandten nach London, wo ſich dieſelben am 4. November zu einer Conferenz vereinigten. Die Londoner Conferenz bewirkte zuvörderſt einen Waffenſtillſtand zwiſchen den beiden Völkern, und da man bald zur Einſicht gelangte, daß eine Wiedervereinigung unmöglich ſei, ſo wurde fortan unter mancherlei Schwierigkeiten auf eine Trennung hingearbeitet.

In Brüſſel ward unterdeſſen die Wahl eines Königs

vom Congresse eifrigst betrieben. Die Wahl fiel zuerst auf den Herzog von Nemours, zweiten Sohn des Königs der Franzosen. Da Ludwig Philipp aus Liebe zum europäischen Frieden diese Wahl für seinen Sohn ablehnte, so wurde einer der reichsten belgischen Gutsbesitzer Sürlet de Chockier einstweilen zum Regenten gewählt. Auf seinen Wunsch wurde die Wahlangelegenheit wieder aufgenommen, und am 4. Juni 1831 entschieden sich 152 Stimmen des National-Congrelles unter 196 für den Prinzen Leopold von Sachsen-Coburg, daß er erblicher König der Belgier sein solle. Die griechische Krone hatte derselbe kurz vorher abgelehnt, die belgische nahm er an, und beschwor am 21. Juli 1831 als König der Belgier die Constitutiou zu Brüssel unter freiem Himmel. Schon bald wurde das Bestehen des neuen Königreichs bedroht. König Leopold hatte die belgische Krone unter der Bedingung angenommen, daß Holland, wie bereits von der Londoner Conferenz bestimmt worden war, — auf die Gränzen von 1790 beschränkt werde, und Belgien das Uebrige mit Ausnahme Luxemburgs erhalte; allein König Wilhelm verwarf jenes Protocoll, und bestens gerüstet kündigte er am 1. August den Waffenstillstand. Bereits am 2. rückten 100,000 Holländer unter dem Oberbefehl des Prinzen von Oranien in Belgien. Die Belgier waren im Vertrauen auf den Schutz der Londoner Conferenz nicht hinlänglich gerüstet und wurden zurückgedrängt. Da kam am 9. eine französische Armee von 50,000 Mann unter dem Marschall Gérard ihnen zu Hülfe; am 13. wurde ein Stillstand abgeschlossen, und am 31. Augnst hatten Holländer und Franzosen das ganze Land wieder geräumt. Die Friedensunterhandlungen der Conferenz begannen nun von neuem. Ein abermaliges Protokoll als Grundlage eines künftigen Friedens wurde am 15. November 1831 unterzeichnet, nach welchem Luxemburg und Limburg theilweise zu Holland und theilweise zu Belgien gehören, und letzteres jährlich acht Millionen, viermalhunderttausend Gulden als Zinsen seines Antheils an der holländischen Staatsschuld bezahlen sollte. Obwohl die Belgier mit dem Antheil an der Staatsschuld bei weitem überbürdet waren, so nahmen sie doch diese Bestimmungen an. Der charakterfeste

König von Holland verweigerte jedoch ernstlich seine Zustimmung, und selbst dann noch, als die Mächte Zwangsmaßregeln androheten. Wirklich blokirte auch ein vereinigtes englisch-französisches Geschwader die holländischen Küsten, und am 15. November 1832 rückte eine französische Armee unter dem Marschall Gérard in Belgien, um die Citadelle von Antwerpen zu erobern. Der Belagerungskampf begann am 30., und endigte trotz der tapfersten Gegenwehr des holländischen Commandanten, des alten Generals Chassé, am 23. December mit der Uebergabe der Citadelle. Doch war hierdurch die freie Schifffahrt auf der Schelde und Maas noch nicht hergestellt. Dies geschah erst durch eine Uebereinkunft Frankreichs und Englands mit Holland, die am 31. Mai 1833 zu Stande kam, worin zugleich bestimmt wurde, daß im Luxemburgischen und Limburgischen die Besitzverhältnisse, wie sie eben waren, bis zum endgültigen Vertrage zwischen Holland und Belgien bestehen bleiben sollten. Auf diesem Punkte blieb die Sache bis zum Jahre 1839. Bis dahin hatte König Wilhelm es vorgezogen, die jährlichen acht Millionen viermalhunderttausend Gulden, welche Belgien als Antheil an der niederländischen Nationalschuld zu entrichten gehabt haben würde, von seinen Unterthanen zahlen zu lassen, um nur durch die Anerkennung Belgiens seinem Rechte nichts zu vergeben. Zuletzt konnte er sich der Annahme der 24 Artikel nicht länger mehr entziehen, und im Jahre 1838 begann die Londoner Conferenz auf seine Erklärung ihre letzte Arbeit.

Die Gebietsbestimmung blieb die nämliche. Der Antheil Belgiens an der niederländischen Schuld ward auf 5 Millionen Gulden herabgesetzt. Auch die Schifffahrt wurde zwischen beiden Staaten geordnet. In Belgien bot man indessen alles auf, um eine Aenderung bei der Conferenz zu bewirken; die Aufregung war allgemein und bedeutend. Rüstungen wurden gemacht und von Holland kräftig erwiedert, so daß im Anfange des Jahres 1839 sich beide Heere kampflustig gegenüberstanden. Die Londoner Conferenz hinderte glücklicherweise den Ausbruch der Feindseligkeiten. Am 19. April desselben Jahres endlich kam der Friedensvertrag zwischen Niederland und Belgien zu Stande.

Dieſes war der glückliche Ausgang der belgiſchen Angelegenheit, welche die Cabinette Europas neun Jahre hindurch beſchäftigt, und deſſen Frieden mehr als einmal bedroht hatte. Aus der früheren Geſchichte Belgiens tragen wir hier nach, daß König Leopold ſich am 9. Aug. 1832 mit der trefflichen älteſten Tochter des Königs der Franzoſen vermählt hat *). Dieſe Verbindung ſicherte die Thronfolge durch die Geburt zweier Prinzen im April 1836 und im März 1837. Alle aus dieſer Ehe entſproſſenen Kinder werden in der katholiſchen Religion erzogen. In dem jungen Königreich Belgien nahmen Handel und Gewerbe bald einen erfreulichen Aufſchwung. Im Jahre 1847 herrſchte in einigen Provinzen des Landes, beſonders in Flandern, eine arge Hungersnoth.

In den verhängnißvollen Jahren 1848 und 1849 war Belgien dasjenige europäiſche Land, in welchem die meiſte politiſche Freiheit neben einem geſicherten Rechtszuſtande herrſchte.

Die dortige republikaniſche Partei machte nach den Pariſer Februarereigniſſen ſowohl im Innern des Landes, als durch einen Einfall von außen her den Verſuch, das Königthum zu ſtürzen, der aber bei der unermeßlichen Mehrheit des Volkes keinen Anklang fand; vielmehr ſah ſich die Regierung bei den zur Unterdrückung der Empörung ergriffenen Maßregeln von der Bevölkerung ſo kräftig unterſtützt, daß dieſe Schilderhebung einen kläglichen Ausgang nahm. Die Urheber des Aufſtandes wurden vor ein Geſchwornen-Gericht geſtellt, und die nach den freiſinnigſten Beſtimmungen aus dem Volke gewählten Geſchwornen ſprachen gegen die der Schuld überführten Angeklagten ohne Zögern das Schuldig aus, obgleich ihr Spruch die Verhängung der Todesſtrafe zur Folge hatte. Dieſer Spruch, obwohl von den Stimmen des Landes gebilligt, iſt nicht vollzogen worden. Es genügte der belgiſchen Regierung, die frevelhafte That durch den Mund ihrer eigenen Bürger verurtheilt zu ſehen. Man nannte dieſen Prozeß ſehr bezeichnend von dem Orte, wo die zum Einfall in Belgien beſtimmten Schaaren ſich vereinigen ſollten, den Prozeß von Risquouſtout; der Name dieſes Orts, zu Deutſch: „Wagen wir Alles," ſchien

*) Dieſelbe ſtarb am 11. October 1850.

besonders geeignet zu sein für ein so verzweifeltes Unternehmen einiger Wagehälse.

Die katholische Kirche in Belgien bewegt sich frei und unabhängig, aber im steten Kampf mit den Radikalen und der sogenannten liberalen Partei. Die Freiheit des Unterrichts, deren sich die katholische Kirche bisher dort erfreute, ist gegenwärtig durch ein Gesetz über die Mittelschulen wieder beschränkt worden. Die Zahl der Klöster zur geistlichen und leiblichen Pflege des Volkes hat sich vermehrt. Der belgischen Nation ist es gelungen, sich allmälig von französischem Einflusse frei zu machen.

Was das Königreich der Niederlande angeht, so waren durch den langen Kriegeszustand und aus andern Ursachen dessen Finanzen gänzlich zerrüttet worden. Dieses hatte zur Folge, daß im December 1839 der Entwurf einer neuen Anleihe sowohl, als auch der Bedarfsanschlag (Budget) für 1840 fast einmüthig verworfen wurde. Hierzu kam, daß zu der Zeit, als der König Wilhelm, der im Jahre 1837 seine Gemahlinn Wilhelmine Friederike von Preußen verloren, mit der Gräfinn von Oultremont, einer Katholikinn, eine Ehe zur linken Hand beabsichtigte, eine heftige Aufregung unter dem protestantischen Volke entstand. Auf solche Weise gekränkt, entsagte der König im October 1840 der Krone zum Vortheil seines Sohnes Wilhelm II. Er nannte sich fortan Graf von Nassau, nahm seinen Wohnsitz in Berlin, vermählte sich hier mit der Gräfinn von Oultremont, und starb im Anfange des Jahres 1844. Der neue König suchte zwar, durch Sparsamkeit die Finanzen zu heben, und den Wünschen seines Volkes nach Möglichkeit zu entsprechen, war aber wenig beliebt. Das Großherzogthum Luxemburg erhielt eine besondere Verfassung, und wurde dem deutschen Zollverein einverleibt. Obwohl dem Könige persönlich das Wohl seiner katholischen Unterthanen am Herzen zu liegen schien, so blieb doch die alte schreiende Parteilichkeit der Regierung zu Gunsten der Protestanten bei Besetzung der Aemter dieselbe. Während in Holland (Nordbrabant und Limburg mit eingeschlossen) die katholische Bevölkerung zur nichtkatholischen sich wie 2 zu 3 verhält, steht die Zahl der

katholischen Beamten zu den nichtkatholischen wie 2 zu 25. Von 18 Millionen Gulden, welche die Besoldung der Beamten jährlich kostet, sollen nur 2 Millionen den Katholiken zufließen. Um diese schreiende Parteilichkeit den Katholiken noch fühlbarer zu machen, wird von den der Regierung ergebenen Zeitungen fortwährend behauptet, „die Katholiken seien zu Staatsämtern unfähig."

Die Katholiken erfreuen sich übrigens in den Niederlanden der kirchlichen Freiheit jetzt in viel höherm Grade, als in manchen deutschen und andern europäischen Ländern. Der Nutzen der in Nordbrabant und Luxemburg bestehenden kirchlichen Orden wurde von der Regierung in ehrenden Ausdrücken anerkannt. Luxemburg und Limburg wurden von den Sprengeln Lüttich und Namur getrennt, und unter besondere apostolische Vicarien gestellt, welche zugleich Weihbischöfe sind.

Leider gab König Wilhelm II. den Verläumdungen, welche die Feinde des würdigen Bischofes Laurent, apostolischen Vicars von Luxemburg, gegen diesen vorbrachten, im Jahre 1848 Gehör, und es gelang dem Könige, beim Papste die Entfernung desselben aus seinem Sprengel durchzusetzen. Vergebens haben seitdem der Papst und alle guten Katholiken Luxemburgs auf die Wiedereinsetzung Laurent's gedrungen, indem dieselbe bis jetzt (Januar 1852) noch nicht erfolgt ist. — Von den politischen Stürmen der Jahre 1848 und 1849 ist das Königreich der Niederlande wenig berührt worden, obwohl es auch dort an Unzufriedenen nicht fehlt.

Am 17. März 1849 starb Wilhelm II. Ihm folgte sein Sohn als König Wilhelm III.

Viele gerechte Klagen und gegründete Beschwerden der holländischen Katholiken über Zurücksetzung in politischer Hinsicht, namentlich bei Besetzung der Beamtenstellen, finden noch immer kein Gehör.

§ 28.

Aufstände in Deutschland nach der Juli-Revolution.

(1830—1833.)

In Deutschland waren die frühern Gährungen nur niedergehalten, nicht vollständig unterdrückt worden, und es bedurfte in mehreren Ländern, wo die bestehenden Verhältnisse einem großen Theile des Volkes, hier mit Grund, dort ohne Grund, nicht genügten, nur eines Ereignisses, wie die Juli-Revolution, um eine stürmische Aufregung der Massen hervorzurufen, auf welche theils unruhige Auftritte, theils wirkliche Aufstände folgten. Der Freiheitsschwindel ist ansteckend, die Pflicht des Gehorsams gegen die Obrigkeit für den Stolzen drückend, und an Unzufriedenen fehlt es nirgend, weil man nun einmal auf der Erde keine Vollkommenheit finden kann. Dann ist man auch nur zu gewohnt, den Grund bestehender Mißverhältnisse einzig in der Verfassung zu finden, den man doch in den Menschen selbst suchen sollte. Man erwartet alles vom Wechsel und von der Neuerung, und findet sich getäuscht, wenn der Wechsel wirklich erfolgt ist.

Der gute Claudius hat in der That Recht, wenn er spricht:

Die Menschen aber, groß und klein,
Sind wunderliche Gäste:
Anstatt nur nach der Uhr zu seh'n,
Will Mancher selbst am Zeiger dreh'n.
Doch wenn ein Jeder am Zeiger dreht,
Und's große Wort will führen,
Dann alles die Kreuz und Quere geht,
D'rum muß nur Einer regieren.
Und wenn der Eine mit Weisheit fährt,
So ist er all' unser'r Liebe werth.

Doch war und ist eine große Anzahl Menschen, besonders von jenen, die am lautesten das große Wort führen, anderer Meinung. Den Anfang der Empörung machte Sachsen, wo schon vor der Juli-Revolution die Feier des dreihundertjährigen Jahrgedächtnisses der Augsburgischen Confessions-Uebergabe (24. und 25. Juni

1830) die protestantische Bevölkerung in eine seltsam fanatische Stimmung versetzt hatte. Unruhige Auftritte hatten statt zuerst in Leipzig am 2—5.; in Dresden am 9. und 10. und in Chemnitz am 11. September, und die Folge war, daß der ehrwürdige, wohlgesinnte König Anton seinen volksbeliebten Neffen Friedrich zum Mitregenten annahm, sein Ministerium veränderte, und eine neue Verfassung verhieß. (Dieselbe erschien am 4. September 1831, im Sinne des Zeitgeistes.)

Der in Braunschweig herrschende Herzog Karl, ältester Sohn des bei Wavre gefallenen Herzogs Friedrich Wilhelm von Braunschweig, hatte durch eine gewaltsame und willkürliche Regierungsweise seine Unterthanen gegen sich erbittert. Nachdem er zuerst aus Paris und dann aus Brüssel vor den dortigen Revolutionen geflohen, und ohne geänderten Sinn mitzubringen, nach Braunschweig zurückgekehrt war, wurde er am 7. September 1830 durch einen Volksaufstand in seiner eigenen Residenz abermals zur Flucht gezwungen, und sah in derselben Nacht sein erstürmtes Schloß in Flammen aufgehen. Bald darauf erschien dessen jüngerer Bruder Wilhelm in Braunschweig, übernahm vorläufig die Regierung, und einige Monate später wurde die Regierungsveränderung vom deutschen Bundestage und von England anerkannt.

Auch im Herzogthum Sachsen-Altenburg, im Großherzogthum Hessen und im Kurfürstenthum Hessen machte sich die Unzufriedenheit des Volkes mit den Maßregeln der Regierung in Aufständen Luft. In Kurhessen sah der unwürdige Souverain durch einen ernsten Tumult sich genöthigt, einem neuen freisinnigern Verfassungsentwurfe seine Zustimmung zu ertheilen, und die Regierung seinem Sohne als Mitregenten zu übertragen. In Hannover fand im Anfange des Jahres eine Volksbewegung statt, welche die Verhaftung mehrer Stimmführer, aber auch die Abschaffung mehrer Mißbräuche und die Erlassung eines Staatsgrundgesetzes zur Folge hatte. — Der heldenmüthige, doch unglückliche Kampf der Polen gegen Rußland und die Durchzüge der Heimathlosen nach Beendigung des Krieges, trugen sehr viel dazu bei, die Aufregung der Ge-

müther in Deutschland zu vermehren. Es erschienen in den Jahren 1831 und 1832 im Süden Deutschlands plötzlich sehr viele liberale Zeitschriften und Flugblätter. Als die Wünsche und Forderungen, welche in denselben ausgesprochen waren, immer kühner wurden, fanden die Regierungen sich veranlaßt, einige allzuheftige zu unterdrücken. Die Macht der Widerstandspartei war aber schon so stark, daß sich in Rheinbayern sogleich Vereine zur Beschützung der bedrohten Preßfreiheit bildeten, in denen die heftigsten Reden gegen die Regierungen gehalten wurden, und am 27. Mai 1832 ward aus Anlaß der Feier der bayerschen Verfassung auf dem Schlosse Hambach (bei Neustadt in der Haardt in Rheinbayern) eine zahlreich besuchte Volksversammlung gehalten. Gegen 30,000 Menschen aus allen Gegenden des Rheinlandes und aus andern deutschen Gebieten, so wie selbst Franzosen und flüchtige Polen nahmen daran Antheil. Die meisten Theilnehmer kamen in geordneten Zügen mit Fahnen, welche aus den deutschen Nationalfarben Schwarz, Roth und Gold zusammengesetzt waren. Frauen und Jungfrauen waren mit Bändern und Gürteln von denselben Farben geschmückt. Wirth, Siebenpfeifer und andere Demagogen hielten feurige Reden, in denen sie die Art entwickelten, wie die republikanische Wiedergeburt Deutschlands bewirkt werden solle. Sie hielten donnernde Reden von der Tyrannei der Fürsten, von der Servilität und Despotie der Beamten, von der Brutalität der Soldaten und von dem Aristokratismus der Vornehmen, und erstickten die etwa vorhandenen wenigen Lichtfunken durch einen Dampf von Phrasen und hochtönenden aber hohlen Redensarten. Die Mundhelden geberdeten sich, als fielen die Throne alsbald durch ihre Stentorstimme, oder als könnten sie Heere umblasen durch den Hauch ihres Mundes, wie Kartenhäuser. Die Folge dieser unverholenen Aufregung war, daß der Preßverein verboten, und die Stimmführer der für die s. g. Freiheit eifernden Partei theils zur Haft gebracht wurden, und theils entflohen. Doch die Flüchtlinge unterhielten auch in der Ferne (in der Schweiz und in Frankreich) ihre geheimen Verbindungen mit Deutschland, und nach und nach

reifte eine Verschwörung, welche in mehrern süddeutschen Staaten Theilnehmer fand, und den Umsturz der bestehenden Verhältnisse zum Zwecke hatte. Sie kam am 3. April 1833 in Frankfurt a. M. zum Ausbruch (das s. g. Frankfurter Attentat). Am genannten Tage Abends setzten sich an 400 Mann, die sämmtlich bewaffnet waren, und sich in drei Haufen getheilt hatten, gegen die Stadt in Bewegung, und griffen nach Ueberwältigung der schwachen Thorwachen die Hauptwache an. Als die eindringenden Aufrührer bereits mehrere Soldaten getödtet, und einige Gefangenen befreiet hatten, stellte sich das Stadtmilitair ihnen entgegen, und nöthigte sie nach einem hitzigen Gefechte zur Flucht. Mehrere von den Aufrührern wurden ergriffen, die meisten von ihnen jedoch entkamen, und flüchteten sich nach Frankreich. Diejenigen, welchen es nicht gelungen war, sich durch die Flucht zu retten, wurden strenge bestraft; die Todesstrafe wurde aber an Keinem von ihnen vollzogen, obwohl der zu Frankfurt verübte Frevel mehrere Menschenleben gekostet hatte.

§ 29.

Die polnische Revolution.

(1830—1831.)

Vom Kaiser Alexander war dem Königreiche Polen eine eigene Verfassung mit Reichstags-Versammlungen und ein Nationalheer bewilligt worden. Indessen hatten die Polen ihre frühern Verhältnisse und die ehemalige Stellung ihres Reiches noch nicht vergessen, weshalb viele Klagen laut wurden über die Rohheit und Härte der russischen Beamten und besonders über Verletzung der Verfassung, da Kaiser Nicolaus willkürlicher, als sein Bruder Alexander, zu regieren begann. Selbst der letztere verlor allmälig der Polen Liebe, die er anfänglich im hohen Grade besaß. Er traute ihnen nicht, und ließ bald das Spionenwesen und geheime Polizei einführen, machte Eingriffe in die Verfassung; der Reichstag verlor seine Selbstständigkeit; die Land-

boten wurden verfolgt; die polnische Sprache ward verdrängt. Kein Wunder, daß die Polen immer verstimmter wurden, als Alexanders Nachfolger den Druck noch mehrte! Dazu kam, daß der Großfürst Constantin, der als Generalissimus des polnischen Heeres in Warschau Hof hielt, nicht geeignet war, einem Volke vorzustehen, und noch weniger es verstand, sich das Vertrauen und die Liebe eines tiefgekränkten und schwer verletzten Volkes durch versöhnende Maßregeln zu gewinnen, sondern durch seine Härte, die bisweilen auch Unschuldige traf, die herrschende Erbitterung noch vergrößerte. Er waltete nur als russischer Kriegsmann, verletzte das Ehrgefühl des Adels wie des höhern Militairs und das so empfindliche Nationalgefühl des Volkes. Unter solchen Umständen konnten die Wirkungen der Juli-Revolution auf Polen nicht ausbleiben, und es bildete sich im Verborgenen eine Verschwörung, die am Abende des 29. Novembers 1830 zum Ausbruche kam, indem 20 bewaffnete Kadetten in den Palast des Großfürsten drangen, und alle, die sich ihnen entgegenstellten, sogleich niedermetzelten. Dem Großfürsten gelang es, noch eben zeitig genug zu flüchten.

Da das polnische Militair und die Bürgerschaft gemeinschaftliche Sache mit den Aufrührern gegen die Russen machten, so wurden diese schon am folgenden Morgen aus der Stadt getrieben, und mußten ihre Anführer theils getödtet, theils gefangen zurücklassen. Ein nationaler Administrationsrath übernahm die Regierung, und General Chlopicki, ein Offizier, der mit Auszeichnung unter Napoleon gedient hatte, stellte sich als Oberbefehlshaber an die Spitze des Heeres. Da er bei demselben sehr beliebt war, so konnte er es wagen, um weitere Ausschweifungen zu verhindern, sich zum Dictator zu erklären, bis der Reichstag einberufen und zusammengetreten sein werde. Als Chlopickis' gutgemeinte Vorschläge, man solle im Wege gütlicher Verständigung mit Rußland die Abstellung der Hauptbeschwerden und die Zusicherung einiger neuen Vortheile für das Vaterland zu erlangen suchen — verworfen wurden, legte er seinen Posten nieder, und trat in der Uniform eines gemeinen Kriegers in die Reihen des Heeres. Der

Fürst Czartoryski ward jetzt zum Präsidenten der provisorischen Regierung, und der Fürst Radziwil zum Oberfeldherrn ernannt. Das ganze Königreich war unterdessen dem Beispiele der Hauptstadt gefolgt, und der am 19. Januar 1831 eröffnete Reichstag erklärte am 25. ganz Polen für unabhängig, und am 3. Februar die Erledigung des Thrones. Gleich darauf rückte ein großes russisches Heer unter dem Feldmarschall Diebitsch-Sabalkansky in das Königreich ein, 170,000 Russen, denen Polen nur 55,000 Krieger entgegenstellen konnte. Obwohl die Polen, welche sich ihm entgegenstellten, tapfer fochten, so konnten sie doch nicht verhindern, daß die Russen schon am 19. Februar bis vor Praga, die Citadelle von Warschau, drangen: aber nach mehrern blutigen Schlachten bei Grochow, Wawer und Bialolenka, mußten sich die Russen mit einem Verluste, der nach ihren eigenen Angaben 8000 Mann betrug, zurückziehen. Die Polen hatten unter Skrzynecki und Chlopicki heldenmüthig gekämpft; der Oberfeldherr Radziwil aber war ruhig in Praga geblieben, und mußte deshalb seinen Ober-Befehl niederlegen. Da Chlopicki schwer verwundet sich nach Galizien bringen ließ, so wurde Skrzynecki Oberfeldherr. Der erste Schlag der Russen war nicht gelungen; Diebitsch zog nach der Oberweichsel, und blieb den Monat März hindurch ruhig. Darauf schlug Skrzynecki am 1. April das russische Beobachtungsheer unter den Generalen Geismar und Rosen in der Nähe von Praga gänzlich, und machte 14,000 Gefangene, vertrieb die Russen vom rechten Weichselufer, und gewann mehrere Vortheile über sie.

Skrzynecki suchte, eine Hauptschlacht mit den Russen zu vermeiden, in der Hoffnung, daß sein Vaterland durch Frankreich und England möge gerettet werden; am 26. Mai aber wurde er von dem wiederanrückenden Feldmarschall Diebitsch bei Ostrolenka überfallen und geschlagen. Obwohl diese Schlacht für die Sache der Polen noch nicht so entscheidend war, als man anfangs nach russischen Siegesberichten geglaubt hatte, so brach doch von jetzt an das Unglück mehr und mehr über die Erdrückten herein. Dwernicki, der einen in Volhynien ausgebrochenen Aufstand

unterstützt hatte, und dessen Thaten an die Ritterzeiten erinnerten, war schon im April mit seinem Corps nach Galizien gedrängt, und dort von den Oesterreichern entwaffnet worden. Gleiches Geschick hatten die unter Gielgud und Chlapowski nach Litthauen gesandten Schaaren, indem sie im Monat Juli auf preußisches Gebiet geworfen, dort ihre Waffen strecken mußten. Nur der ebenfalls nach Litthauen gesandte General Dembinski schlug sich mit 4000 Mann rühmlich durch, und kam wohlbehalten in Warschau an.

Von dem Tode des Feldmarschalls Diebitsch und des Großfürsten Constantin, welche beide im Monat Juli der Cholera*) erlagen, hatten die Polen keinen Vortheil, und die schon früher bestandene Unzufriedenheit steigerte sich noch immer. Da Skrzynecki durch französische Versprechungen getäuscht, den Kampf noch stets vermied, obwohl die Russen der Hauptstadt täglich näher rückten, so wurde er abgesetzt. Da die Generale Dembinski und Prondzynski, denen jetzt nach einander das Oberkommando angeboten wurde, dasselbe aus Anhänglichkeit an Skrzynecki ausschlugen: so gelang es der Clubbistenpartei, welche aus den heftigsten Demokraten bestand, alle Gemäßigten zu beseitigen, und den General Krukowiecki, von dem sie glaubten, daß er ihnen vollkommen ergeben sei, zum Oberbefehlshaber zu machen. In der Nacht vom 15. auf den 16. August erhob sich der durch heftige Reden der Demokraten gereizte Pöbel zu einer blutigen Meuterei, ermordete eine Anzahl gefangener Russen und mehrere Personen, die wegen angeblichen Einverständnisses mit den verhaßten Drängern verhaftet waren, und selbst der Präsident der Regierung Czartoryski, mußte vor den wilden Haufen flüchten, und im Lager Sicherheit suchen. Um die Ruhe in der Hauptstadt wieder-

*) Diese schreckliche, bisher in Europa unbekannte Seuche, die von dem fernen China und Indien kommend viele Länder wie ein furchtbarer Todesengel durchschritt, wüthete nach und nach in Rußland, Polen, mehreren deutschen Hauptstädten, in Frankreich, Spanien, England, Italien und selbst in Amerika. Alle Versuche, das Uebel durch Sperren abzuhalten, scheiterten.

herzustellen, wurde Kruckowiecki endlich vom Reichstage zum Gouverneur von Warschau und zum Präsidenten der Regierung mit fast dictatorischer Gewalt ernannt. Er war ein beschränkter Mann, der seine Vorgänger durchaus nicht ersetzte, und durch seinen Dünkel, Eigensinn und durch seine Muthlosigkeit den Untergang der Nationalsache beschleunigte.

Anfangs September erschien der neue Oberfeldherr der Russen Paskewitsch-Eriwanski mit einem Heere von 100,000 Mann in der Nähe von Warschau. Ehe er etwas unternahm, ließ er das Haupt der Regierung auffordern, die Hauptstadt, auf die Hoffnung vom Kaiser Verzeihung zu erhalten, zu übergeben. Als Kruckowiecki diese Aufforderung nach genommener Rücksprache mit dem Reichstage zurückwies, ward die Hauptstadt, nachdem sie von den Russen völlig eingeschlossen war, bestürmt, und sämmtliche Vorstädte und Bollwerke wurden am 6. und 7. Sept. genommen. Da man jetzt beiderseits wünschte, die Unterhandlungen wieder anzuknüpfen, so kam am 8. eine Uebereinkunft zu Stande, vermöge welcher das polnische Heer mit allen seinen Effecten abzog, und die russische Armee Warschau nebst Praga besetzte. Die Russen verloren an den beiden vorhergehenden Tagen nach eigenen Angaben 11,000 Mann, während der Verlust der Polen längst nicht so bedeutend gewesen war, weil die letzteren hinter den Festungswerken mehr gesichert standen. Kruckowiecki wurde von ausmarschirenden Polen als Verräther zurückgewiesen, und auch die Russen hielten sich zu keinem Danke gegen ihn verpflichtet.

Noch standen 50,000 Polen unter den Waffen, und die starken Festungen Modlin und Zamosk waren ihre Stützpunkte. Das Warschauer Heer unter Rybinski 22,000 Mann stark, begab sich mit dem Reichstage nach Modlin, und 11,000 Mann unter Romarino zogen nach der Oberweichsel, und gingen am 17. September, von den Russen hart gedrängt, nach Galizien, um sich dort von den Oesterreichern entwaffnen zu lassen; Rybinski suchte am 8. October auf preußischem Gebiete Schutz. Die noch übrigen 17,000 Mann hatten schon früher ihre Anführer verlassen, und sich den Russen unterworfen. Die Unteroffiziere und Gemeinen erhielten bald die Erlaubniß vom Kaiser,

straflos in ihr Vaterland zurückzukehren; diejenigen Generale und Offiziere aber, welche auf preußischem oder österreichischem Gebiete Schutz gesucht hatten, wurden durch einen Ukas für immer verbannt und deren Güter eingezogen.

Preußen und Oesterreich ließen die unglücklichen Polen ungehindert nach Frankreich oder England auswandern, und unterstützten manche von ihnen mit Reisegeldern. Als diese unglücklichen Freiheitskämpfer Deutschland durchzogen, fanden sie überall eine so begeisterte Aufnahme, daß einige von ihnen stolz und übermüthig wurden. Die Russen ahndeten den Aufstand strenge, und es folgten viele Aechtungen und Gütereinziehungen, welche außer den Mitgliedern der provisorischen Regierung und des Reichstages noch eine Menge anderer Personen traf. Das Nationalheer wurde aufgelöset, die strengste Censur geübt, Bibliotheken und Sammlungen schleppte man nach Rußland. Polen wurde eine russische Provinz, welche einige wenige Eigenthümlichkeiten ihrer frühern Verwaltung behielt. Dieselben sind in dem sogenannten „Organischen Statut," das Kaiser Nicolaus erließ, angegeben. An die Stelle des Reichstages kamen Provinzial- und Bezirksständische Versammlungen mit berathender Stimme. Der Aufstand war gescheitert an dem Eigennutz der Adligen, welche die Ketten des leibeigenen Bauern nicht lösen wollten, und an der Uneinigkeit, Zwietracht und dem Verrath der Führer trotz der von Vielen in diesem Kriege bewiesenen vaterländischen Gesinnungen und heldenmüthigen Thaten.

Noch konnte das unglückliche Land nicht zur Ruhe kommen, weil die russische Regierung den Polen nicht allein ihre Nationalität, sondern auch ihren Glauben zu nehmen suchte, und weil die polnischen Flüchtlinge in Paris, in Verbindung mit den dortigen revolutionären Gesellschaften, nicht müde wurden, durch Sendlinge, die unter falschen Namen reiseten, in Polen Verschwörungen anzustiften.

Im Februar 1846 sollte an demselben Tage im Großherzogthum Posen, in Galizien und Cracau das Volk gegen die Regierung aufstehen, und die Bewohner des russischen Polens sollten später in diesen Aufstand mit hereingezogen werden. In Posen endeckte man die Verschwörung eher, als sie aus-

brechen konnte. Die Theilnehmer wurden zur Haft gebracht, in Berlin später vor ein öffentliches Gericht gestellt, und fast alle verurtheilt.

Die Berliner März-Revolution (1848) gab den Verurtheilten die Freiheit zurück.

In Galizien kam der Aufstand zwar zum Ausbruch, wurde aber mit Hülfe der Bauern, die sich an die österreichische Regierung schon ganz gewöhnt hatte, und keinen Wechsel wünschten, bald unterdrückt. Leider ließen sich die galizischen Bauern, während sie der Regierung zur Unterdrückung des Aufstandes behülflich waren, Grausamkeiten gegen den von ihnen gefaßten Adel, von dem der Aufstand hauptsächlich ausgegangen, zu Schulden kommen, die überall in Europa mit Entsetzen vernommen wurden. In dem Freistaat Cracau gelang es den Aufrührern, die rechtmäßige Regierung zu stürzen, und eine revolutionäre an deren Stelle zu setzen, die nur wenige Tage am Ruder war, indem auch hier der Aufstand bald unterdrückt wurde. Durch einen Beschluß der drei Schutzmächte Oesterreich, Preußen und Rußland wurde im November 1846 der bisherige Freistaat Cracau aufgelöst, weil von dort aus die polnischen Flüchtlinge immer den Aufruhr anzuschüren gesucht hatten. Cracau wurde dem österreichischem Kaiserstaat einverleibt, und bildet seitdem das ehemalige Gebiet desselben unter dem Namen Gouvernement Cracau einen Theil des Königreichs Galizien. Diese Maßregel fand in Frankreich, England und Deutschland bittern Tadel, weil man darin eine Verletzung der Verträge von 1815 fand. Besonders scharf sprach sich der berühmte Graf Montalembert in einer glänzenden Rede, die er in der französischen Pairskammer hielt, gegen das Verfahren Oesterreichs in der polnischen Angelegenheit aus.

Auch in das russische Polen waren damals einige revolutionäre Sendlinge gedrungen; dieselben wurden aber meistens aufgegriffen, und büßten am Galgen ihre Tollkühnheit. Diejenigen, welche sich von ihnen hatten verführen lassen, wurden nach russischem Brauch fast zu Tode geknutet, oder in die sibirischen Bergwerke geschickt. Das unglückliche polnische Volk, das bisher überall in Europa sehr bemitleidet worden war, verlor durch diesen unbesonnenen Aufstand viel in

der öffentlichen Meinung. — (Ueber den blutigen Aufstand in der Provinz Posen im Jahre 1848 wird später die Rede sein.)

§ 30.

Bewegungen in Italien.

Auch Italien blieb von den Folgen der Juli-Revolution in Frankreich nicht verschont. Unzufriedene, die auf den Beistand Frankreichs rechnen zu dürfen glaubten, empörten mehrere Landschaften Ober- und Mittelitaliens, und erklärten dieselben für eine Republik, allein Oesterreich gewährte den rechtmäßigen Regierungen den erbetenen Schutz, und stellte die Ruhe leicht und schnell wieder her, weil der Aufruhr damals bei der Masse der Bevölkerung nur geringen Anklang gefunden. Der Sturm tobte nur auf der Oberfläche, nicht in der Tiefe. Da die französische Regierung die Revolution in Italien nicht unterstützt hatte, so erhob die radicale Partei in der französischen Deputirten-Kammer und in den Zeitungen ein gewaltiges Geschrei. Um dasselbe verstummen zu machen, ließ der damalige Minister **Perrier** ganz im Stillen, in der Nacht vom 22—23. Februar 1832, die im Kirchenstaat belegene Festung und Seestadt **Ancona** durch französische Truppen besetzen. — Bis zum Jahre 1838 hielten die Franzosen Ancona besetzt. — Im Jahre 1834 versuchten polnische und italienische Flüchtlinge, denen sich einige Franzosen und Deutsche angeschlossen hatten, Savoyen zum Aufstand zu bringen. Aehnliche Versuche, die Ruhe Italiens zu stören, wurden in den nächstfolgenden Jahren wiederholt gemacht; sie scheiterten aber, weil die Massen des Volkes damals von den Radicalen noch nicht genug bearbeitet waren. Mißlungene Versuche entmuthigten aber die Feinde jeglicher Ordnung in Staat und Kirche durchaus nicht, sondern spornten sie vielmehr an zu erneuerter Thätigkeit im vergrößerten Maaßstabe, und wahrscheinlich würde es ihnen schon im Jahre 1846 gelungen sein, für Italien und unmittelbar für ganz Europa eine verderbliche Crisis herbeizuführen, wenn nicht der unvorhergesehene schnelle Tod Papst Gregors XVI. und die fast beispiellos rasche Wahl Pius IX. die drohende Gefahr noch einmal abgewandt

hätte. Durch eine sehr umfassende Amnestie (Verzeihung), die er denen angedeihen ließ, die sich politischer Umtriebe und Verbrechen schuldig oder deren verdächtig gemacht, suchte er die Gemüther zu versöhnen, so wie er auch durch Verbesserungen in der Verwaltung (Reformen) und Zugeständnisse, die er in politischer Hinsicht seinen Unterthanen machte, die Ruhe zu befestigen hoffte*). Allein vergebens, Undank war der Lohn des edlen Papstes, indem es diesmal den

*) Die Amnestie, welche Pius IX. erließ und die Reformen, die er vornahm, fanden bei den gutgesinnten Katholiken, namentlich in Deutschland keinen ungetheilten Beifall, weil die Lobpreisungen, mit denen die radicalen Zeitungen ihn erhoben, sie bedenklich machten. Folgende Bemerkungen mögen deshalb hier ihre Stelle finden.

Daß der Kirchenstaat nicht die Kirche sei, ist eine Wahrheit, die für keinen denkenden Menschen des Beweises bedarf. Das jedesmalige Oberhaupt der Kirche ist zugleich ein weltlicher Landesherr in einem bestimmten Gebiete zwischen Ferrara und Terracina, und in dieser Hinsicht ein italienischer Landesfürst wie jeder andere. Der Papst hat, was weltliche Regierung angeht, keine höhere Verheißung für sich und auf keinen überirdischen Beistand zu rechnen. So steht der heilige Stuhl in seiner weltlichen Verwaltung den gewöhnlichen Uebelständen, unter denen fast alle Regierungen der Jetztzeit seufzen, er steht den Gefahren, welche alle bedroben mit gewöhnlichen Mitteln und Kräften gegenüber. Die weltliche päpstliche Regierung vor Pius IX. war demnach weder jenes Scheusal, zu dem Bosheit, Unwissenheit und absichtliche Lügen diesseits der Berge sie zu machen pflegen, noch das Urbild eines Musterstaats. Sie litt sowohl unter unverschuldeten, in der neuern Zeit liegenden Uebelständen, als unter Mißbräuchen in der Verwaltung, welche allerdings geeignet waren, Besorgniß einzuflößen.

Mit einem Worte: die Regierung des Kirchenstaates war eine solche wie jede andere, und der dortige Zustand hatte seine glänzenden und seine dunklen Seiten, weshalb Reformen in Verfassung und Verwaltung nöthig waren. Pius IX. würde dieselben zum Heile seiner Unterthanen vorgenommen haben, wenn diese erkannt, was ihnen zum Frieden war, und nicht den Feinden jeglicher Ordnung in Staat und Kirche Gehör geschenkt hätten.

Was zuletzt noch die Amnestie betrifft: so war dieselbe vielleicht noch ein Mittel, die drohenden Gefahren abzuwenden, und jedenfalls geeignet, dem Papste sein schwieriges Unternehmen ein wenig zu erleichtern. Soviel ist gewiß, Pius IX. erkannte seine Zeit, wie kein anderer Herrscher in Europa, wenn es ihm auch nicht gelungen ist, den Sturm, den er bereinbrechen sah, zu beschwören. Und sollte er auch zu schnell und zu freigebig mit seinen Veränderungen gewesen sein, so gebührt seinem redlichen Willen doch Anerkennung.

Radicalen nur zu gut gelang, ihre unheilbringenden Plane durchzusetzen, wie wir in der Folge sehen werden.

§ 31.

Die Schweiz.

(Seit 1830 *).

Der Staaten-Vertrag oder Bund von 1815 hatte der Schweiz die alte Kraft und Einigkeit nicht zurückgegeben. Seitdem die unglückselige Reformation das Land gleichsam in zwei feindliche Heerlager gespalten, war dessen Kraft gebrochen und die frühere Einigkeit geschwunden. Die revolutionären Ansichten, an denen der größte Theil von Europa nach dem Pariser Frieden kränkelte, konnten in der Schweiz in freier Thätigkeit sich entwickeln, weshalb die französische Julirevolution auf dieses Land einen so besonders starken Einfluß ausübte. Von 1830 beginnt in der Schweiz ein Trauerspiel, in welchem die Radicalen die Hauptrollen übernahmen, und worin sie alle ihre Künste, Heuchelei, Gewaltthätigkeiten und Freveltaten anwendeten, ein Spiel, das sie zum Siege führte. Wie überall, so floß auch in der Schweiz den Radicalen der Mund über von schönen Worten, mit denen sie noch gegenwärtig die Welt zu ködern suchen. Die freie Schweiz war ihnen nicht frei genug; mit den Schlagwörtern: Freiheit der Presse, Freiheit der Versammlung, Freiheit vom Glaubens- und Gewissenszwange u. s. w. stellten sie sich dem Volke als irdische Seligmacher vor die Augen. Der Erfolg ließ nicht lange auf sich warten: revolutionäre Auftritte fanden an manchen Orten statt, und von 22 Cantonen, aus denen seit 1815 die Schweiz bestand, änderten 13 sowohl ihre Verfassungen, als die Leiter derselben zu Gunsten des Radicalismus. Trotzdem, daß derselbe

*) Benutzt wurde ein Aufsatz in der Deutschen Volkshalle, der wahrscheinlich von Siegwart Müller berrührt. Weil derselbe eine große Rolle in der Schweiz zu dieser Zeit spielte, so kann er am besten die Sachlage darstellen. Aus naheliegenden Gründen geben wir die Geschichte der Schweiz in diesem Zeitraume etwas ausführlich. Die Schweiz ist ein Spiegel für Deutschland.

hierdurch die Herrschaft augenblicklich in den meisten Cantonen errungen, war sein Sieg noch nicht gesichert. Um diesen zu erreichen, mußte der Bund von 1815 gestürzt, und die sittlich erhaltende Kraft im Volke unterwühlt werden. Um das Letztere zu erzielen, bedienten sich die Radicalen hauptsächlich zweier Mittel, der Presse und der Jugenderziehung. Wie Pilze tauchten sogleich an allen Ecken und Enden der Schweiz radicale Zeitungsblätter auf, welche es sich zur Hauptaufgabe machten, das Rechtsgefühl im Volke durch lockende Vorspiegelungen und Versprechungen, durch Verdrehungen und Lüge, so wie durch Verlästerung Andersdenkender zu verwirren, und ihm Mißtrauen, Unbehagen und Haß einzuflößen. Dann war die angelegentlichste Sorge der Radicalen darauf gerichtet, daß die Jugend eine Erziehung nach ihrem Sinne erhalte. Ein ganzes Heer von radicalen Schullehrern wurde angestellt, und zur Bildung derselben wurden Seminarien mit unchristlichen Lehrern gegründet; der Einfluß der Geistlicheu auf die Schulen ward möglichst beschränkt, mit einem Worte: das ganze Unterrichts- und Erziehungswesen in die Hand der Regierung gelegt. Noch eines andern sehr schnell wirkenden Mittels bedienten sich die Radicalen. Bis in die untersten Schichten des Volkes hinab wurden radicale Vereine gestiftet, und aller Orten Volksversammlungen abgehalten. Noch bestand aber der Bund von 1815 zu Recht. Er war ein Vertrag gleichberechtigter Staaten, und beließ diesen die wesentlichsten Souveränitäts-Rechte. Ohne seinen Sturz war eine Alleinherrschaft des Radicalismus in der ganzen Schweiz unmöglich; denn es gab noch manche Cantone, namentlich die katholischen, in welchen das radicale Gift die Massen noch nicht verdorben hatte.

Höchlich entrüstet, diese geraden Seelen
Ob dem gewaltsam neuen Regiment,
Denn so wie ihre Alpen fort nnd fort
Dieselben Kräuter nähren, ihre Brunnen
Gleichförmig fließen, Wolken selbst und Winde
Den gleichen Strich unwandelbar befolgen,
So hat die alte Sitte hier vom Ahn
Zum Enkel unverändert fortbestanden.
Nicht tragen sie verweg'ne Neuerung
Im altgewohnten gleichen Gang des Lebens.

Schon im Jahre 1833 versuchten aus den angeführten Gründen die Radicalen, an die Stelle des alten Bundes einen neuen zu setzen. Das Volk sollte darüber abstimmen. Mit dem Canton Luzern wurde der Anfang gemacht, und das Volk von Luzern verwarf mit großer Mehrheit das Machwerk, und aus dem Vorhaben wurde nichts. Bis dahin glaubten die Radicalen, noch ihre Plane ohne Gewaltthätigkeiten durchsetzen zu können, vor denen sie von jetzt an nicht mehr zurückbebten. Durch eine blutige Revolution riß sich im Canton Basel die Landschaft von der Stadt ab. Freischaarenzüge unterstützten schon damals die Aufrührer, und die auf der Tagsatzung mit Mehrheit der Stimmen herrschende radicale Partei beging demnach einen offnen Bundesbruch. Im Jahre 1839 wurde im Canton Tessin die conservative Regierung gestürzt und an ihre Stelle trat eine, welche allen radicalen Regierungen zum Muster dienen konnte. So sollten nach und nach in sämmtlichen conservativen Cantonen die Regierungen, und dann der Bund selbst gestürzt werden. Allein der durch die frevelhafte Berufung des Christusläugners Dr. David Strauß zum Professor der christlichen Glaubenslehre in Zürich veranlaßte Volksaufstand und der daraus folgende Sturz der dortigen radicalen Regierung, schob das Gelingen des radicalen Vorhabens wieder in bedeutende Ferne. Durch diesen Schritt hatte doch der Böse zu offen seinen Pferdefuß gezeigt. Die Wuth der Umsturzpartei wurde noch mehr gereizt, als im Jahre 1840 bei Anlaß von Verfassungsrevisionen in den Cantonen Luzern, Aargau und Solothurn mächtige conservative Gegenbewegungen sich kundgaben. Im Aargau trat diese Bewegung außerhalb der Schranken der Gesetzlichkeit, was immerhin zu bedauern bleibt, obwohl die radicale Regierung sie hierzu gereizt, indem dieselbe jetzt von einem Schutz- und Trutzbündnisse, das sieben radicale Cantone unter sich eingegangen waren, Gebrauch machen konnte. Der katholische Landestheil wurde mit Truppen dieses Bündnisses überschwemmt, und die Rachsucht der Sieger ließ sich nun in freiem Laufe ergehen. Mit augenscheinlicher Verletzung einer ganz klaren Bestimmung des Bundesvertrages hob die siegestrunkene, nach Kirchengut lüsterne Regierung, sämmtliche Klöster auf, und erklärte ihr an

8 Millionen Schweizer-Franken betragendes Vermögen für Staatsgut. Diese That des Radicalismus war eine offenbare Verletzung und Verhöhnung des Rechts überhaupt, und der Schweizer-Bundesacte insbesondere, deren 12. Artikel wörtlich lautet: „Der Fortbestand der Klöster und Kapitel und die Sicherheit ihres Eigenthums, soweit es von den Cantonsregierungen abhängt, sind gewährleistet.“ In Solothurn unterdrückte man den Volkswillen ebenfalls mit Bajonnetten; allein in Luzern erlag das radicale Regiment einem auf gesetzliche Art sich kundgebenden Volkswillen. Zum Sturze des Radicalismus in diesem Canton trug am meisten der Gutsbesitzer Leu zu Ebersol bei. Dieser Mann, im ganzen Canton bekannt, mit einer volksthümlichen Beredtsamkeit ausgerüstet und sehr religiös, erfreute sich des Zutrauens und der Liebe der Landleute im hohen Grade. Zum Mitgliede des großen Raths erwählt, — (die Großräthe sind in der Schweiz die gesetzgebende, die Kleinräthe die ausführende Behörde), wirkte Leu seit 1831 mit immer steigendem Einfluß dem Radicalismus entgegen, bis es ihm nach zehn Jahren gelang, denselben vollständig zu stürzen. Andere tüchtige Männer, wie Siegwart Müller, Bernhard Meyer und Fuchs standen ihm dabei zur Seite. Luzern, der katholische Vorort, wurde nun der Mittelpunkt der katholischen Bestrebung aller Conservativen in der Schweiz. Auf Luzern legte sich daher von jetztan die ganze Wucht des Hasses und der Rachsucht der Umsturzpartei, weil die Radicalen, welche früher dort das Ruder in Händen gehabt, Luzern verlassen hatten, um die protestantische Schweiz gegen diesen Canton aufzuhetzen. Die Berufung der Jesuiten*) an die theologische Lehranstalt

*) Zu Brieg im Canton Wallis waren schon während der Napoleonischen Zeit einige Jesuiten als Lehrer und in der Seelsorge thätig gewesen. Im Jahre 1818 war der Jesuiten-Orden nach Freiburg berufen, und dort bald darauf die so berühmt gewordene Erziehungs- und Unterrichtsanstalt gegründet worden, in der eine große Anzahl katholischer Knaben und Jünglinge nicht nur aus der Schweiz, sondern aus allen katholischen Ländern Europa's gebildet wurden. Im Jahre 1836 waren auch einige Jesuiten nach Schwyz gekommen. Durch dieses alles war die Ruhe der Schweiz nicht im mindesten gefährdet worden; wohl aber brachten die vielen auswärtigen Zög-

von Luzern war denſelben hierzu ein willkommenes Mittel; ſie benutzten es weidlich, um die proteſtantiſche Bevölkerung durch die abenteuerlichſten Geſpenſter, welche ſie ausmalten, gegen Luzern zu fanatiſiren. Luzern ſollte um jeden Preis fallen; da die in dieſem Cantone vorhandene radicale Partei zu ſchwach war, um die auf die große Volksmehrheit ſich ſtützende Regierung zu ſtürzen, ſo rief man Freiſchaaren zu Hülfe. Ein Aufſtand der Radicalen im Cantone verbunden mit einem Einfalle von Freiſchaaren aus meheren andern Cantonen fand am 8. December 1844 ſtatt; mißlang aber und trieb einige Hundert Luzerner Flüchtlinge in die benachbarten Cantone. Dieſes Mißlingen des Aufſtandes entmuthigte jedoch die radicale Partei nicht, ſondern ſie ſann ſofort auf eine Wiederholung desſelben in einem großartigern Maßſtabe. In manchen Cantonen bildeten ſich mit offenbarer Zuſtimmung der Regierungen bewaffnete Freiſchaaren, unter ſelbſt gewählten Führern, worunter im Aargau und in Baſelland mehrere angeſehene Staatsbeamte und Offiziere. Am 31. März 1845 fiel ein Freiſchaarenzug, 6—8000 Mann ſtark, wohlbewaffnet und mit 16 Geſchützen und Kriegsbedarf hinlänglich verſehen, mitten im Frieden, auf eigene Hand, in den Canton Luzern, um deſſen Regierung zu ſtürzen. Die Luzerner unter der Anführung des Generals von Sonnenberg ſchlugen den Angriff der Freiſchaaren unter Ochſenbein, theils am genannten Tage, theils am 1. April glänzend zurück. Von den Freiſchärlern blieben 200 todt auf der Wahlſtatt, eine nicht unbedeutende Anzahl ertrank in der Emme, und über 2000 fielen als Gefangene den Siegern in die Hände. (Sie wurden ſpäter alle gegen eine geringe Loskaufſumme freigegeben.) Die katholiſchen Urcantone zeigten ſich hier ihrer Väter bei Morgarten und Sempach würdig. Auch hier bewährte ſich das alte Sprichwort, daß jene Hunde, die am meiſten bellen, am wenigſten beißen, und man machte die Erfahrung, daß Haſen zwar dreſſirt werden können, Flinten abzuſchießen, aber doch immer Haſen bleiben.

---

linge, welche von den Jeſuiten in Freiburg u. ſ. w. gebildet wurden, nicht unbedeutende Geldſummen ins Land. Die Anſtalt zu Freiburg zählte zu Zeiten 6—800 Zöglinge.

Die blutige Niederlage der Freischaaren verbreitete Schrecken unter der radicalen Partei, und lieferte zugleich den Beweis, daß mit diesen Mitteln Luzern nicht zu stürzen sei. Es reifte daher von jetzt an der Gedanke zur That, die noch conservativen Cantone durch förmlichen Krieg zu unterdrücken. Man hatte dieses bisher durch Revolutionen, Freischaarenthum und durch eigene Parteigänger versucht, jetzt wollte man es durch die oberste Bundesbehörde durchsetzen. Allein um dieses zu können, mußte man 12 Stimmen auf der Tagessatzung sicher sein. Revolutionen in noch einigen Cantonen konnten dazu verhelfen. Man schritt sofort zur That. Eine Revolution im Canton Wadt sprengte die dortige keineswegs conservative, aber auch nicht zu aller Schlechtigkeit fähige Regierung, und brachte eine ans Ruder, die in der Geschichte der Tyrannei einen erhöhten Platz verdient. Auch in Genf gelang es der radicalen Partei, mit Hülfe von Proletariern, die conservative Regierung zu stürzen. In Basel (Stadt) mißlang zwar der Versuch; allein dieses hatte nicht viel Bedeutung mehr, weil man mit dem Falle von Genf der zwölften Stimme auf der Tagsatzung gewiß war.

Die katholischen Cantone, welche das Ungewitter herannahen sahen, suchten sich soviel möglich zu rüsten; sie versprachen sich gegenseitige Hülfe gegen neue ungerechte Angriffe, vermehrten ihre Truppen, kauften Waffen u. s. w. Bevor jedoch das drohende Ungewitter losbrach, fand eine entsetzliche Greuelthat im Canton Luzern statt, indem eine gedungene Mörderhand in der Nacht vom 19. auf den 20. Juli den Luzerner Volksmann Joseph Leu zu Ebersol in seinem Bette erschoß. Wenn selbst Heiden erst ihre Opfer bekränzten und dann erlegten, so schwärzten die Radicalen ihren Gegner im Leben und nach dem Tode, indem sie den Gottesfürchtigen als Selbstmörder darzustellen suchten. Leu's Mörder, der Jakob Müller hieß, wurde hingerichtet, allein die eigentlichen sittlichen Urheber der Frevelthat, deren Werkzeug er nur gewesen, hat die menschliche Gerechtigkeit nicht erreicht. Leu war das erste Opfer, das die Hyäne des Umsturzes forderte; später wird noch mehr werthes Blut von Meuchlerhänden vergossen werden.

Im Herbste 1845 verbanden sich die Cantone Schwyz,

Uri, Unterwalden (ob und nid den Wald), Luzern, Zug, Wallis und Freiburg zu Rothen im Canton Luzern zum Schutze der cantonnalen Freiheit und zur Aufrechthaltung der katholischen Religion. Diese Verbindung erhielt den Namen Sonderbund, der ihm zuerst von der radicalen Partei beigelegt wurde. Von jetzt an forderten die radicalen Cantone immer dringender und anmaßender, die Vertreibung der Jesuiten und die Auflösung des Sonderbundes, obwohl zu der ersten Forderung nicht der Schein eines gesetzlichen Grundes vorgebracht werden konnte, und was die letztere Forderung insbesondere betrifft, so hatte schon seit Jahren unter den radicalen Cantonen ein viel gefährlicheres Bündniß bestanden, und war von denselben der Bund von 1815 mehrmals mit Füßen getreten, ja ihr ganzes Streben zielte auf die Auflösung dieses Bündnisses. Deshalb würden auch die katholischen Cantone durch die Ausweisung der Jesuiten und die Auflösung des Sonderbundes die Radicalen keineswegs befriedigt haben, welches die letztern später selbst einräumten. Unter fruchtlosen Verhandlungen zwischen den katholischen und den radicalen Cantonen über die obigen beiden Punkte kam das Jahr 1847 und mit ihm die Entscheidung. Schon im Beginn desselben wurde von vier Gemeinden im Canton Freiburg der Versuch gemacht, die freiburgische Regierung zu stürzen. Sie rückten am 7. Januar gegen die Stadt, wurden jedoch geschlagen, und 1200 Freiburger besetzten am folgenden Tage die aufständischen Ortschaften. Mit verdienter Strenge wurde gegen die Urheber des frevelhaften Unternehmens verfahren.

Die Großmächte, mit Ausnahme von dem stets im Trüben fischenden England, mißbilligten das Verfahren der radicalen Cantone, und ließen es an protestirenden Noten nicht fehlen, aber nur zu sehr an kräftigen Handlungen. Frankreich und Oesterreich suchten vergebens zu vermitteln, während die Regierung England (Lord Palmerston) den Radicalen Vorschub leistete. Ende Mai erfolgte die Wahl Ochsenbein's, des bekannten Führers der Freischaaren, zum Regierungspräsidenten in Bern, eine Würde, welche ihm zugleich den Vorsitz in der Tagsatzung gewährte, den jedesmal das Oberhaupt des betreffenden Vorortes führt.

Am 5. Juli wurde die Tagsatzung zu Bern eröffnet. Die Verhandlungen nahmen einen Verlauf, wie man ihn nicht anders erwarten konnte; denn obwohl Bernhard Meyer von Luzern in schlagender, durch Beredtsamkeit ausgezeichneter Weise, wie selbst seine Gegner eingestanden, das Verhalten seines Standes vertheidigte, die Entstehung des Sonderbundes als nothwendiges Ergebniß früherer Ereignisse nachwies, obwohl die Gesandten der Urcantone sich in demselben Sinne aussprachen, und Baselstadt, Neuenburg und ein Theil von Appenzell (Innerrhoden) neutral blieben, so verfügte dennoch die Tagsatzung am 27. August die Entfernung der Offiziere des Sonderbundes aus eidgenössischen Diensten, und sprach am 3. September mit 12 und 2 halben Stimmen gegen 8 und 2 halbe Stimmen die Ausweisung der Jesuiten aus der Schweiz. Unter diesen Umständen vertagte sich die Tagsatzung vom 9. September bis 18. October, welche Zwischenzeit die meisten Cantone dazu benutzten, die Frage wegen Auflösung des Sonderbundes an die Landgemeinden zu bringen. In den radicalen Cantonen waren fünf Sechstel für die Auflösung, in den Sonderbunds-Cantonen sprach man sich mit großer Mehrheit für Beharren in demselben aus, wobei man auf Unterstützung der Großmächte, namentlich Oesterreichs sicher rechnete. Als die Tagsatzung wieder eröffnet war, verfügte sie am 24. October die Aufstellung eines Heeres von 50,000 Mann, und nachdem am 30. desselben Monats die Gesandten der Sonderbunds-Cantone mit der Erklärung, daß sie in den von der Tagsatzung aufgebotenen Truppen ein feindliches Heer erblicken müßten, den Sitzungssaal verlassen hatten, erklärte am 4. November die Tagsatzung, die Auflösung des Sonderbundes mit Gewalt der Waffen erzwingen zu wollen. Der Krieg brach los, die Sonderbunds-Cantone unterlagen schneller, als man von den sonst so kräftigen Männern erwartet hätte. Auf die Dauer waren sie freilich der Uebermacht des Feindes nicht gewachsen; aber sie erlagen zu schnell durch Unentschlossenheit, Uneinigkeit, Verrätherei, so wie namentlich durch eine verderbliche Vertheidigungsweise. Bedeutende Treffen fielen nicht vor. Freiburg wurde fast ohne Schwerdtstreich am 14. November übergeben, und Luzern nach einem am 23. am Gislikon statt-

gefundenen Treffen am 24. desselben Monats. Unterwalden, Schwyz, Uri und Wallis unterwarfen sich nach einander, so daß am Ende des Monats die radicalen Cantone vollständig gesiegt hatten. Den Freiburgern war bei Uebergabe ihrer Stadt Schutz von Person und Eigenthum, sowie auch Handhabung guter Ordnung zugesagt worden; allein auch darin hielten die Radicalen nicht Wort; denn unsägliche Greuel wurden dort verübt, besonders von den Bernern. In Luzern ging es nicht viel besser.

Der Jubel der Sieger war groß, die Radicalen in allen benachbarten Ländern, selbst in Rom, feierten den Sieg, welchen ihre Gesinnungsgenossen in der Schweiz errungen hatten in Volksfesten, und ließen anerkennende Zuschriften an die Tagsatzung abgehen. Sie erkannten die Bedeutung dieses Sieges wohl; er war der erste der neuesten Zeit von Seiten der Umsturzpartei. Sie wurde sich ihrer Macht bewußt, und überzeugte sich, daß sie schon etwas wagen könne, trotz der Großmächte, die sich des ungerecht gekränkten Häufleins nicht angenommen, und ein so übles Beispiel für die eigenen Unterthanen ungestraft zugelassen hatten. Den überwundenen Cantonen wurde die Tragung der Kriegskosten, welche sich auf die ungeheuere Summe von 5 Millionen Schweizerfranken beliefen, zugeschoben und auch Neuenburg, so wie Appenzell (Innerrhoden) mußten einen Strafantheil hierzu beitragen.

Das Eiligste, was die siegenden Radicalen zu thun hatten, war der Beschluß der Aenderung der Bundesverfassung und der Sturz aller Regierungen in den besiegten Cantonen. Nur mit Zustimmung aller Cantone war eine Abänderung des Bundes gesetzlich möglich; es war ein Völkervertrag, zu dem alle freiwillig gestimmt, der also nur mit Zustimmung aller geändert oder aufgehoben werden konnte. Sie aber beschlossen, daß wenn die Mehrzahl der Cantone und der Stimmfähigen in der ganzen Schweiz für den von ihnen entworfenen Vorschlag sich aussprechen würde, der alte Bund abgeschafft und jener als neue Staatsform eingeführt sein solle.

Mit dem Einzuge der Zwölfer-Truppen (so nannte

man gewöhnlich die der radicalen Cantone), erfolgte in den sieben Cantonen der Sturz der vom Volke gewählten Regierungen. Unter dem Schutze der Bayonette versammelte sich gewöhnlich ein Haufe Radicaler, den man Volksversammlung nannte, und beschloß die Absetzung aller rechtmäßigen Landesbehörden, und ernannte neue. Die sogenannten eidgenössischen Commissarien, welche in die unterworfenen Cantone gesandt worden waren, anerkannten diese so gewählten Behörden, und sagten ihnen ihren Schutz zu. Mit der Alleinherrschaft (Souveränität) des Volkes war es da mit einem Male beendigt; denn man setzte Behörden ab und neue ein, ohne sich im Geringsten um diesen früher so viel gepriesenen Alleinherrscher (Souverän) zu bekümmern. In den sieben Cantonen wurden auch die Verfassungen über den Haufen geworfen. Zugleich wurde in den unterworfenen das Versammlungsrecht und die Preßfreiheit thatsächlich aufgehoben; beide bestanden nur noch für die Radicalen. Mit diesen Maßregeln der Willkürherrschaft (Despotie) gingen andere der Rache Hand in Hand. Es würde zu weit führen, wenn wir sie alle erzählen wollten, deshalb hier nur einige. In Freiburg wurde einer Anzahl Familien (etwa 40) die Zahlung von mehr als einer Million Franken Strafgelder aufgelegt, wodurch sie gänzlich zu Grunde gerichtet sind. Unter den so bestraften sind einige Frauen, und sogar eine, welche wegen Geistesverwirrung schon seit sechs Jahren aus dem Canton entfernt gewesen war. Auch offenbarten die Radicalen ihre Wuth gegen alles Katholische. Der würdige Bischof Stephan Marilley von Genf und Lausanne, der in Freiburg seinen Sitz hat, wurde am 25. October 1848 auf Befehl der Regierung gewaltsam von dort entfernt, und nach Lausanne gebracht. Sein Verbrechen bestand darin, daß er den Zerstörungsmaßregeln der Regierung auf kirchlichem Gebiete entgegentrat. Wie weit diese gingen, kann man daraus abnehmen, daß alle Klöster des Cantons aufgehoben, und ihr Vermögen als Staatsgut erklärt wurde, daß man den Geistlichen das Tragen einer besondern Kleidung verbot, daß man das Beten vor und nach dem Schulunterrichte und die Mai-Andachten zur Verehrung der h. Jungfrau, so wie einige Bruderschafts-An-

dachten untersagte u. s. w. So verstehen s. g. Freiheitsmänner und Volksbeglücker Volksfreiheit und Volkswohl, wenn sie ans Ruder gelangen.

Aehnliches geschah in Luzern, Wallis und Thurgau. Im erstern Cantone wurden zwei Klöster, darunter das herrliche Cistenzienserstift St. Urban, aufgehoben und ihr Vermögen als Staatsgut erklärt; andern, z. B. dem Stifte Beromünster legte man unerschwingliche Abgaben auf. In Wallis erklärte man alle geistlichen Güter für Staatseigenthum. Im Thurgau führten die Radicalen nach dem Siege aus, was sie schon längst beabsichtigt hatten, sie hoben alle Klöster auf, und erklärten deren Vermögen als Eigenthum des zu drei Viertel protestantischen Cantons. In fast allen Cantonen wurden und werden katholische Geistliche ohne Urthel und Recht von den Regierungen aus ihren Aemtern entfernt.

Die Revision des Bundesvertrags wurde rasch beendigt, und am 12. September 1848 die neue Bundesverfassung bekannt gemacht. Die Schweiz ist dadurch zu einem Bundesstaate umgeschaffen, an dessen Spitze ein von der Volkszahl gewählter Nationalrath von 111 Mitgliedern, ein Ständerath von 44 Mitgliedern (je 2 aus jedem Canton), und eine von diesen beiden Räthen gemeinsam gewählte ausführende (exekutive) Behörde, Bundesrath genannt, aus sieben Mitgliedern bestehend.

Vergeblich hatten gegen die Annahme dieses Danaergeschenks die katholischen conservativen Cantone, die sich in der Minderheit befinden, und jetzt nur von der Gnade der protestantischen Mehrheit abhangen, ihre wichtigen Gründe zur Geltung zu bringen gesucht. Vergeblich hatten sie gesprochen: „Wir sind die Urschweiz, der Kern, um den sich die jetzige Eidgenossenschaft gesammelt hat. Die cantonale Selbstständigkeit ist der älteste und vornehmste Grundsatz unsers öffentlichen Rechts. Die Beibehaltung desselben ist zugleich durch die natürlichen Verhältnisse vorgeschrieben. In einzelnen Cantonen lebt ein Hirtenvolk, in andern herrscht der Ackerbau vor, eine dritte Gruppe beschäftigt sich mit Handel und Fabrication, die Sitten sind verschieden, hier noch einfach wie in der Urzeit, dort durch Cultur und Luxus wesentlich verändert, die Religion ist eine ungleich-

artige, die Gesetze haben sich aller Orten anders gestaltet, den Bedürfnissen angemessen. — Diese so mannigfaltigen Verhältnisse nach den Grundsätzen der Centralisation regeln und gemeinsamen Bestimmungen unterwerfen, heißt ihnen Gewalt anthun. Soll die Majorität (Mehrheit) der Zahlen herrschen, so werden die kleinern Cantone von den größeren bewältigt, und ihre Mitwirkung an der Gesetzgebung schrumpft auf nichts zusammen." Wahr genug, aber den Grundsätzen der jetzigen Herren entgegen!

§ 32.

Spanien.

(Seit 1828.)

Die Regierung König Ferdinands VII. ist eine unglückliche zu nennen, theils weil es ihm nicht gegeben war, das Wohl seines Volkes zu befördern, und theils durch das Zusammentreffen besonders mißlicher Umstände. Im Juni 1829 starb die Königinn Josepha, mit welcher Ferdinand VII. in kinderloser Ehe gelebt hatte, und noch im nämlichen Jahre vermählte er sich mit seiner Nichte Maria Christina von Neapel. Sobald dieselbe Hoffnung hatte, Mutter zu werden, hob er ihr zu Gefallen das im Jahre 1713 mit Zustimmung der Cortes und Agnaten eingeführte salische Gesetz auf, und stellte die weibliche Thronfolge nach dem altkastilischen Gesetze wieder her. Nach der altkastilischen Erbfolgeordnung, gehen die Töchter und Enkelinnen des Königs dessen Brüdern und andern Seitenverwandten vor. Als nun die Königinn am 10. October 1830 eine Tochter gebar, welche in der Taufe den Namen Isabella erhielt, sah sich der Bruder des Königs Don Carlos seiner Rechte auf den Thron beraubt. Während einer schweren Krankheit, wovon der König im September 1832 befallen wurde, gelang es den Anhängern des Don Carlos, den Erstern in einem fast bewußtlosen Zustande zur Unterschrift einer Acte zu vermögen, durch welche er die im Jahre 1830 erlassene pragmatische Sanction zur Aufhebung des salischen Gesetzes

widerrief. Da der König gegen alles Vermuthen sich erholte, so setzte die Königinn, seine treue Pflegerinn, ihn von allem in Kenntniß, was zur Folge hatte, daß er in Zorn gegen den Haupturheber des Anschlags, den Minister Colomarde, entbrannte. Dieser entging der Strafe nur durch eine schleunige Flucht. Die Königinn, welcher Ferdinand jetzt die Regentschaft für die Dauer seiner Krankheit übertrug, suchte sich bei den Liberalen beliebt zu machen, erließ eine lang ersehnte Amnestie, und hoffte, so den Thron ihrer Tochter sicher zu stellen. Der König genaß jedoch anscheinend, nahm die ihm in der Krankheit abgedrungene Erklärung zurück, und ließ am 20. Juni 1833 seiner Tochter durch die Cortes den Eid der Treue leisten. Am 29. September desselben Jahres starb Ferdinand VII., und hinterließ sein Volk in Verwirrung und Zwiespalt. Seine dreijährige Tochter Isabella II. war jetzt die Königinn von Spanien, und ihre Mutter Christina führte die Regentschaft. Dieselbe erklärte gleich nach dem Tode ihres Gemahls, die katholische Religion und die Monarchie sollen aufrecht erhalten werden; doch brachen schon bald Unruhen aus, weil Don Carlos von Portugal aus schon vor dem Tode seines Bruders feierlichst gegen die weibliche Thronfolge Einspruch gethan hatte. In den Provinzen Navarra und Biscaya und einigen angränzenden Landschaften, welche sich für Don Carlos erklärten, begannen im October die blutigen Bürgerkriege, welche durch gegenseitige Erbitterung bald einen grausamen Charakter annahmen, und das schöne Spanien Jahre lang verheerten. Die Anhänger der Regierung nannte man Christinos, und des Don Carlos Carlisten. Unter den Heerführern desselben zeichneten sich schon gleich im Anfange besonders aus: der ehemalige Pfarrer Merino, Zumalacarreguy, Zabala, Eraso, und Andere, welche den Guerillakrieg immer wieder erneuerten, so oft die Generale der Königinn ihn auch beendigt zu haben verkündigten. Zumalacarreguy war unstreitig der größte Feldherr im spanischen Bürgerkriege. Er kannte das Land genau, benutzte geschickt die engen und tiefen Thäler, die steilen Berge mit ihren Schlupfwinkeln und Ziegenpfaden, vernichtete in plötzlichen Ueberfällen kleine Abtheilungen des feindlichen

Heeres, während er den größern entschlüpfte, ohne selbst zu verlieren.

Größere Gefahren als von den Carlisten droheten aber schon im Anfang der Regierung Christinens von den Liberalen selbst, indem dieselben mit ihren Forderungen immer kühner hervortraten. Dazu kam der klägliche Zustand der Finanzen. Um sich aus den Verlegenheiten herauszuziehen, welche sie von allen Seiten umgaben, machte die Regentinn unter dem Namen „Königliches Statut" eine der Nation verliehene Charte bekannt. Vermöge derselben bestehen die Cortes aus zwei Kammern: Proceres (Pairs) und Procuradoren (Abgeordnete). Diese Maßregel hatte jedoch den erwünschten Erfolg nicht. Inzwischen fielen die Christinos unter dem General Rodil in Portugal ein, bekämpften Don Miguel, und nöthigten Don Carlos zur Flucht nach England; während die Carlisten unter Zumalacarreguy einige Vortheile errangen. Fast den ganzen Sommer 1834 war der Schauplatz der kampfführenden Parteien in der Provinz Navarra; leider suchten sich aber die Christinos unter Rodil und die Carlisten unter Zumalacarreguy nicht bloß an Tapferkeit, sondern auch an Grausamkeit zu überbieten, indem beide Parteien die Kriegesgefangenen erschießen ließen.

Im Juli erschien Don Carlos plötzlich auf dem Kampfplatz, und erließ als König Karl V. einen Aufruf an die Nation.

Zu dem Uebel eines grausamen Bürgerkrieges kam im Sommer 1834 auch noch die Cholera, welche im Monat Juli in Madrid zahlreiche Opfer forderte. Hier, wie früher schon anderwärts, entstand die sonderbare Meinung, diese pestartige Krankheit sei durch Vergiftung der Brunnen entstanden, und die geheimen Gesellschaften, welche schon lange einen unkirchlichen, widerchristlichen Geist verbreitet hatten, waren geschäftig, den Verdacht auf die Mönche zu leiten, was leider gelang. Am 17. und 18. Juli wurden in Madrid von dem wüthenden Pöbel mehrere Klöster erstürmt und geplündert, und von deren friedlichen Bewohnern mehr als hundert gemordet. Die Regierung

konnte oder wollte solche Gräuel nicht hindern. Die gleich nach diesen schrecklichen Tagen zusammentretenden Cortes schritten zu neuen Anleihen, und die Ueberspannten (Exaltados) unter ihnen stimmten für neue Gewaltmaßregeln gegen Don Carlos und seine Anhänger. Von jetzt an folgen sich mehrere Jahre hindurch: Ministerwechsel, Gewaltstreiche der Regierung, Volksaufstände, Soldatenmeutereien, wilde Ausbrüche der Pöbelwuth und Auftritte aller Art in fast ununterbrochener Reihe, und wir können hier nur das bedeutendste erzählen. Im Anfange des Jahres 1835 empörte sich in Madrid ein Linienregiment, und es kam zu einem blutigen Gemetzel zwischen diesem und den Garden. Im Juli drang der wüthende Pöbel in Saragossa und Barcellona in die Klöster, und mordete deren Bewohner, welche nicht schon geflohen waren. Solche Frevel wurden im August in Valencia, Murcia, Cadix, Cordova, Malaga und Sevilla wiederholt. Darauf hob die Regierung 900 Klöster auf, und zog deren Güter ein. Bei der Ausführung dieser Maßregel wurde mit einer Rohheit und Härte verfahren, die alle Gränzen überstieg. Nicht einmal für einen dürftigen Lebensunterhalt der Mönche und Nonnen trug man gehörige Sorge, und viele von ihnen waren dem Elende und dem Hungertode preisgegeben. Im September trat der ehemalige Jude Mendizabal, ein berüchtigter Mensch, an die Spitze der Regierung; er vermehrte die schon ungeheure Schuldenmasse des Landes noch bedeutend, und war von dem glühendsten Hasse gegen die katholische Kirche beseelt. Der treffliche und heldenmüthige Zumalacarreguy, der das ganze Jahr 1834 die Sache der Carlisten aufrecht erhalten, und sich ein tüchtiges Heer gleichsam selbst geschaffen und gebildet hatte, (er besaß im Anfange des Aufstandes nur geringe Schaaren von ungeregelten und schlechtbewaffneten Guerillas, und das Jahr darauf belief sich sein Heer schon auf 24,000 wohl eingeübter, trefflich bewaffneter und selbst mit Geschütz versehener Krieger.) Dieser wahrhaft große Mann siegte auch im Frühjahr 1835 noch zwei Mal über die Christinos, bis er bei der Belagerung von Bilbao einen Schuß erhielt, an dessen Folgen er am 29. Juni starb.

Schon im April 1834 hatten sich England und Frankreich, mit Spanien und Portugal zu einem Bündniß unter dem Namen Quadrupel-Allianz vereinigt, um die Constitutionen in der pyrenäischen Halbinsel aufrecht zu erhalten. Obgleich nun in Folge der Quadrupel-Allianz, 10,000 englische Freiwillige, die französische Fremdenlegion und ein Corps Portugiesen den bedrängten Christinos im Sommer und Herbste 1835 zu Hülfe gekommen waren, so konnten dieselben doch nicht verhindern, daß die Carlisten gleichzeitig einige Vortheile über sie gewannen. Noch glücklicher kämpften die Carlisten im Jahre 1836. Ihre Heerführer Gomez und Cabrera machten glückliche Streifzüge durch einen großen Theil von Spanien, und Gomez bedrohte sogar zwei Mal die Hauptstadt. Dagegen entsetzten die Christinos unter Espartero die von den Carlisten bedrängte Festung Bilbao im December.

Im Anfange des Jahres 1836 hob Mendizabal alle noch vorhandenen Mönchs- und Nonnenklöster auf, und ließ deren Eigenthum einziehen. Zwar wurde den Bewohnern und Bewohnerinnen derselben ein Jahrgehalt zugesichert, aber nicht gezahlt.

Nachdem Mendizabal in einer kurzen Verwaltung Spanien noch tiefer ins Elend gestürzt hatte, mußte er abtreten. Alles war unter seiner Regierung in Unordnung gerathen — nur seine eigenen Finanzen ausgenommen! —

Fast in allen Provinzen vermehrten sich jetzt die Aufstände gegen die Regierung. Gräßliche Metzeleien waren etwas Alltägliches. Durch eine Soldatenmeuterei sah sich die Regierung gezwungen, im August 1836 das s. g. „Königliche Statut" vom Jahre 1834 aufzuheben, und die Constitution von 1812 ausrufen zu lassen. Die Großmächte mißbilligten dieses im hohen Grade, zogen ihre Gesandten zurück, und es trat allmälig eine Schreckenszeit ein, die jener in der französischen Revolution nicht sehr viel nachstand, aber glücklicher Weise nicht lange dauerte, indem das revolutionäre Ministerium Calatrava abdanken mußte, und ein gemäßigteres an dessen Stelle trat.

Im Monat Mai 1837 stellte sich Don Carlos selbst an

die Spitze seines Heeres, besiegte zwei Mal die Christinos und drang bis nahe vor Madrid: doch wurde er hier von Espartero zurückgeworfen. Auch unternahm Cabrera wieder einige Streifzüge, und schreckte sogar noch einmal die Hauptstadt.

In der ersten Hälfte des Jahres 1838 besiegte Espartero zweimal die Carlisten völlig, nämlich im April bei Piedrahita und im Juli bei Pennacerada. Cabrera erfocht zwar noch einen Sieg im October 1838, aber Unzufriedenheit und Zwiespalt rissen im carlistischen Heere mehr und mehr ein. Durch die schon im Juni bekannt gemachte „revidirte Cortes-Verfassung von 1812" war die königliche Macht fast zu einem Schattenbilde herabgesunken. Die nach dieser Verfassung einberufenen Cortes nahmen viele willkürliche Veränderungen vor, welche tief in das Staatsleben eingriffen. So beschränkten sie die Zahl der Bisthümer eigenmächtig von 69 auf 47, und warfen den Bischöfen eine dürftige Besoldung aus Staatsmitteln aus.

Sämmtliches Besitzthum der Kirche wurde für Nationalgut erklärt. An die Einsprüche, welche das Oberhaupt der Kirche in einer Allocution bereits am 1. Februar 1836 erhoben hatte, kehrten sich die Gewalthaber nicht.

Im Jahre 1839 machte Espartero bedeutende Fortschritte gegen die Carlisten. An der Spitze der letzteren stand damals der durch seine Grausamkeit und seinen Verrath später so berüchtigte Marotto. Als derselbe einige Generale und Offiziere, welche angeblich des Verraths sich schuldig gemacht, hatte erschießen lassen, und mit noch mehreren Hinrichtungen drohete, wurde er als Verräther von Don Carlos entsetzt. Dies geschah am 21. Februar 1839. Aber schon am 24. desselben Monats erklärte der schwache Prätendent, der sich von dem schändlichen Menschen hatte einschüchtern oder hintergehen lassen, durch einen Aufruf: „Marotto sei ein treuer Mann."

Einige Monate später knüpfte dieser geheime Unterhandlungen mit Espartero an, und am 31. August 1839 schloß er mit demselben den Vertrag von Bergara. Vermöge

desselben unterwarf sich Marotto mit 50 Unterbefehlshabern und einem großen Theile des carlistischen Heeres der Regierung Christinens.

Zwar erklärte Don Carlos jetzt den Marotto für einen Verräther; allein vergebens. Hart gedrängt mußte der Prätendent mit seiner Familie sich am 15. September nach Frankreich flüchten. Hier wurde ihm die Stadt Bourgos zum Aufenthalte angewiesen. Viele seiner Anhänger folgten ihm, und im Jahre 1840 wurde auch der tapfere Cabrera genöthigt, sich auf das französische Gebiet zu werfen.

Dieses ist das Ende jenes grausamen Bürgerkrieges, der beinahe 7 Jahre hindurch Spanien verheeret, und viele Menschenleben gekostet hat.

Espartero erhielt den Titel Siegesherzog (de la Victoria) und in Navarra und Biscaja wurde jetzt Isabelle II. überall als Königinn anerkannt.

Leider war aber die Ruhe in Spanien noch nicht wieder hergestellt; denn nicht nur die Cortessitzungen waren stürmisch, sondern es kamen auch Verschwörungen in verschiedenen Städten und selbst in der Hauptstadt zum Ausbruch, so daß sich Christine genöthigt sah, am 16. September 1840, Espartero zum Ministerpräsidenten zu ernennen, mit der Vollmacht, sich selbst ein Cabinet zu bilden. Als auch hierdurch die Ruhe und Sicherheit des Staates noch nicht wieder hergestellt war, legte Christine am 12. October die Regentschaft nieder, übertrug sie dem Ministerium, bis die Cortes zusammentreten würden, und verließ am 14. October Spanien. Zu ihrem Wohnsitze wählte sie Paris, wo sie wohlwollend aufgenommen wurde, und bis zum Jahre 1843 verweilte.

Im Jahre 1841, am 8. Mai, wurde Don Baldomero Espartero zum Regenten gewählt. Zum Vormunde der jungen Königinn Isabelle ernannte man Don Augustin Arguelles, von dem sich dieselbe manche Kränkungen und Rücksichtslosigkeiten gefallen lassen mußte. Vergebens erhob Christina von Paris aus dagegen Einsprüche, daß man sie der Vormundschaft ihrer Tochter beraubt habe, vergebens

ſuchten die Anhänger der vertriebenen Regentinn, dieſelbe wieder einzuſetzen, und die Königinn Iſabelle aus der Gewalt ihres Vormunds zu befreien. Zwar erhoben ſich die Städte Pampeluna, Bilbao, Victoria und Eſtella; allein die beabſichtigte Entführung der jungen Königinn mißlang, und Don Diego Leon und andere Urheber und Theilnehmer dieſes Verſuches wurden gefangen genommen und erſchoſſen. Dem General O'Donnell, der den Aufſtand in Pampeluna geleitet hatte, gelang es, nach Frankreich zu entkommen. Republikaniſche Unruhen, die im Spätherbſte 1841 in Barcellona, Valencia und Saragoſſa ausbrachen, wurden von Espartero durch ſtrenge Maßregeln unterdrückt.

Der katholiſchen Kirche wurden immer noch neue Unbilden zugefügt, und Arguelles bot bei Espartero Alles auf, um die ſpaniſche Kirche gänzlich von Rom zu trennen. Am 20. Januar 1842 wurde von dem Miniſterium der Juſtiz den Biſchöfen und deren Geiſtlichkeit unter ſtrengen Strafen verboten, päpſtliche Bullen, Dispenſen u. ſ. w. anzunehmen, und den ſchon im Anfange des Jahres 1841 verbannten päpſtlichen Nuntius wieder zu empfangen. Sogar „der Verein zur Verbreitung des Glaubens" wurde auf das ſtrengſte unterſagt. Darauf erließ Papſt Gregor XVI. am 22. Februar 1842 ein rührendes, apoſtoliſches Schreiben, in dem er alle Biſchöfe aufforderte, für die unglückliche ſpaniſche Nation öffentliche Gebete abhalten zu laſſen*). Dann ſetzte der Papſt in einer Allocution am 1. März 1842 alle Unbilden und Kränkungen, welche der katholiſchen Kirche von den Gewalthabern zugefügt, aus einander. Da dieſe Allocution auf die Geiſtlichkeit und das im Ganzen noch gläubige Volk einen tiefen Eindruck machte, ſo antwortete die Regierung durch eine ſ. g. Rechtfertigung, die voll der ſchändlichſten Verläumdungen und gemeinſten Schimpfreden gegen den heiligen Stuhl war.

Vortrefflich benahm ſich die ſpaniſche Geiſtlichkeit zur Zeit

*) Dieſe Gebete waren mit einem Ablaß verbunden, nnd wurden überall (im Herbſte 1842 in Preußen) mit großer Feierlichkeit abgehalten.

der Gefahr. Der berühmte englische Bischof Dr. Wiseman, der im Sommer 1845 Spanien besuchte, stellt ihr ein sehr rühmliches Zeugniß aus. Nach der Zeitschrift „Katholik" geben wir hier aus seinen Mittheilungen einige kleine Bruchstücke. „Mehr als an irgend einem andern Orte haben die Verläumder unserer h. Religion in Spanien den Stoff für ihre Unwahrheiten gesucht. Mit welch' düsteren Farben hat man uns die Unwissenheit der Spanier, ihren Aberglauben und die Tyrannei ihrer Priester geschildert! Hat man nicht sogar dies edle Volk als ein offnes Beispiel uns dargestellt, wie tief ein Volk sinke, welches die Bibel nicht lese? Hat man uns nicht fortwährend gesagt, seine Religion bestände aus einem blos äußeren Gepränge, in einem Gottesdienste, der durch herrliche Kirchen und Altäre das Volk blende, im Geiste aber keine Ueberzeugung, im Herzen keine Hingebung erwecke, während eine Masse von Priestern, unterstützt von einem blutdurstigen Tribunal, mit einer despotischen Regierung Hand in Hand gehe, um das Volk in Täuschung, Irrthum und Sclaverei niederzuhalten? Man verkündigte bereits den Untergang des morschen Gebäudes; doch der Herr hatte es anders beschlossen. Wie im Schmelztigel ist Spanien gereinigt von seinen Schlacken, und in dem Läuterungsprozeß kam das lautere Gold zum Vorschein. Die spanische Kirche ist aller ihrer Reichthümer beraubt und schmachtet in einer Armuth, die der apostolischen Zeiten würdig ist. An die Stelle ihrer Einkünfte und Zehnten sind schmächtige Pensionen getreten, auf deren Nichtausbezahlung man die größte Sorgfalt verwendet. Die Kirchen sind ihrer Gemälde, die Altäre des Goldes und ihrer Edelsteine beraubt, die Bischöfe und kirchlichen Würdenträger verbannt, die Ordenshäuser geschlossen. Die Prüfung ist vollbracht und der Erfolg der Art gewesen, daß es jedes katholische Herz mit der reinsten Freude erfüllen muß." „Ich habe gesehen," sagt Wiseman, wie die spanischen Mönche, nach dem ersten Decrete ihrer Unterdrückung in fremden Ländern zu Genossenschaften ihres Ordens sich vereinigten, und alle Welt durch die Strenge ihrer Zucht und durch die Heiligkeit ihres Wandels erbauten. Ich habe die Mitglieder der Pfarrgeistlichkeit gesehen,

wie sie zusammengedrängt in einigen kleinen Städten und fast vor Hunger sterbend in Gemeinschaft lebten, andächtig zusammen ihr Brevier beteten, stets bereit zu allem Guten, stets musterhaft in Erfüllung aller ihrer Pflichten. Ich habe jene kräftigen katalonischen Jünglinge gesehen, als sie auf dem Dampfschiffe von Rom zurückkamen, wohin sie sich, keinen Heller in der Tasche, begeben hatten, um die h. Weihen zu empfangen, die sie in ihrem Vaterlande nicht empfangen konnten, weil ihre Bischöfe verbannt waren. Ich habe Bischöfe gesehen, denen ihre Wissenschaft, ihre Tugend und ihr Muth überall Geltung, überall Ehrfurcht verschaffte; ich habe eine Masse Laien, jeden Alters und aus allen Klassen der Gesellschaft gesehen, die ihrem Glauben fest zugethan waren, und denselben in ihrem Leben mit dem größten Eifer darstellten, obwohl sie weit entfernt von ihrem Vaterlande waren. Wir haben mit einfachen Priestern Bekanntschaft gemacht, und Viele unter ihnen gefunden, die durch Wissenschaft und Tugend und umsichtige Beurtheilung der Verhältnisse sich auszeichneten." Weiter läßt sich Dr. Wiseman vernehmen: „Von zweiundsechszig Bischöfen, welche die spanische Hierarchie bilden, befanden sich zu Anfang des verflossenen Jahres (1844) nur noch zwölf auf ihren bischöflichen Sitzen. Einige waren dem Alter oder der Krankheit unterlegen, andere waren in Folge übler Behandlung gestorben, die größte Anzahl aber schmachtete in der Verbannung. Auf einen ganz willkürlichen Befehl der Regierung bekam oft ein Bischof die Weisung, nach dem Orte seiner Verbannung abzureisen, und dort eine unbestimmte Zeit zu bleiben, und da man alle Einkünfte der Bisthümer mit Beschlag belegt hatte, so war der Bischof an die Liebe von Fremden angewiesen, die weder seine Tugenden noch seine Bedürfnisse kannten. Worin bestanden alle die Verbrechen der Bischöfe, wodurch sie solcher Strafen sich schuldig gemacht? Ueberall und alle Zeit bestand das Hauptverbrechen darin, daß sie mit Abscheu jene Trennung von Rom zurückwiesen, welche die Regierung im Schilde führte.

Fürwahr, wenn die alte Kirche sich rühmen darf, daß sie Bischöfe besaß, wie Athanasius, Hilarius, Chry-

ſoſtomus und Spanien insbeſondere, wie den h. Fructuoſus und den h. Eugenius, wenn die Hoffnungen einer Kirche nach der Zahl der guten Hirten bemeſſen werden kann, welche ſie regieren, ſo darf auch die ſpaniſche Kirche ſich eines Episcopates rühmen, und viel von einem Episcopate hoffen, der zur Zeit der Gefahr ſeine Pflichten auf eine ſo edle Weiſe erfüllt hat." —

Als das unglückliche Spanien unter der Verwaltung Espartero's trotz aller ſchönen Verheißungen immer tiefer ins Elend geſunken war, brach 1843 eine Gegenrevolution aus. Der Regent ſuchte, dieſelbe durch Grauſamkeiten zu unterdrücken; allein vergebens, er mußte fliehen und ſchiffte ſich nach England ein. Im Jahre 1848 wurde es ihm erlaubt, nach Spanien zurückzukehren.

Nachdem hierauf die gutgeſinnte Königinn Iſabelle volljährig erklärt worden war, trat ſie die Regierung an, und ihre leidenſchaftliche und ſelbſtſüchtige Mutter Maria Chriſtina kehrte nach Spanien zurück.

Auch den verbannten Biſchöfen und Prieſtern wurde die Rückkehr in ihr Vaterland zu ihren verlaſſenen Heerden geſtattet, und mit dem päpſtlichen Stuhl knüpfte die Regierung Unterhandlungen an, die nach einiger Zeit den Erfolg hatten, daß zuerſt einige von der Königinn für die überſeeiſchen Beſitzungen vorgeſchlagene Biſchöfe, dann eine bedeutendere Anzahl für die erledigten ſpaniſchen Sitze beſtätigt wurden. Die vollſtändige Ausſöhnnng mit dem päpſtlichen Stuhle erfolgte bald hierauf, und als ſichtbarer Zeuge, daß dieſelbe wirklich ſtattgefunden, kam der päpſtliche Nuntius Monſ. Brunelli am 29. Mai 1847 unter dem Geläute aller Glocken und dem Jubel der Bevölkerung in Madrid an.

War auch jetzt die Verbindung mit Rom wiederhergeſtellt, ſo blieb zur Regelung der kirchlichen Verhältniſſe des Landes noch viel zu thuen übrig. Faſt ſämmtliches Kirchengut war von den Gewalthabern geraubt und verſchleudert. Das durch den langjährigen Bürgerkrieg heruntergekommene Volk mußte von jetzt an ſeine Geiſtlichen allein

unterhalten und alle Kosten des Gottesdienstes u. s. w. tragen. Mit der größten Bereitwilligkeit übernahm das arme Volk diese Bürde, und war froh, seine religiösen Bedürfnisse ungehindert befriedigen zu können.

Im Herbste 1846 heirathete die Königinn Isabelle mit päpstlicher Dispensation ihren Vetter, einen Sohn des Infanten Don Franzisko de Paula, vielleicht mehr aus politischen Rücksichten, als aus persönlicher Zuneigung, weshalb diese eheliche Verbindung wenigstens Anfangs keine glückliche zu sein schien. Gleichzeitig vermählte sich der Herzog von Montpensier (ein Sohn Louis Philipp's, damaligen Königs der Franzosen) mit der Schwester der Königinn Marie Luise Ferdinande. Diese Heirath sah England höchst ungern, weil der Herzog von Montpensier nicht für seine Nachkommen auf den spanischen Thron verzichten wollte. Das Ehebündniß war ein Werk des selbstsüchtigen Franzosenkönigs, zu Gunsten seiner Familie.

Schließlich bemerken wir, daß Spanien sich seit einigen Jahren leidlich ruhig verhalten hat, obwohl es auch dort noch immer an unruhigen Köpfen nicht fehlt, die ihre Umtriebe von Zeit zu Zeit erneuern. Im Jahre 1849 sandte die spanische Regierung einige tausend Mann Truppen nach Italien zum Schutze des bedrängten Papstes Pius IX. (Siehe unter Italien.) Ueberhaupt hat sich das Verhältniß zum h. Stuhle immer freundlicher gestaltet, und ein mit demselben unlängst abgeschlossenes Concordat wahrt der Kirche ihre Rechte.

Spanien ward durch englischen und französischen Einfluß, so wie durch die Umtriebe ungläubiger, geheimer Gesellschaften unglücklich. Man zwang dem Lande eine Verfassung auf, die mindestens zu früh kam, wenn sie nicht überhaupt für Spanien unpassend war. Die Mehrzahl dieses ritterlichen Volkes, zumal die unverdorbenen Söhne der Berge und vom Lande, lassen sich wohl begeistern und fesseln durch kühne Heerführer und glanzumgebene Herrscher von Gottes Gnaden, nicht aber durch papierne Verfassungen und durch zierliche oder donnernde Kammerredner; nur viele Bewohner der Städte, s. g. Gebildete, huldigten der

französischen Volkssouveränität und Kammerherrschaft. Bei der noch immer unversiegten innern Kraft der spanischen Nation dürfen wir eine bessere Zukunft für das unterdrückte, aber schwerlich zu erdrückende Spanien hoffen.

§ 33.

Großbritannien und Irland.

(Seit 1830.)

Als Georg IV. im Juni 1830 gestorben war, ohne Kinder zu hinterlassen, bestieg sein Bruder, der Herzog von Clerence, als Wilhelm IV. den Thron. Die alten Parteien der Torys und Whigs standen sich noch immer schroff gegenüber, indem die ersteren, was Verfassung und Gesetzgebung angeht, starr und unbeugsam am Alten festhalten, während die letztern Männer des Fortschrittes sind, und die veralteten Einrichtungen und Gesetze umzustoßen und abzuschaffen suchen. Als nach der französischen Juli-Revolution die Whigs sich mehr erhoben, trat das Ministerium Wellington ab, und das ganz der Whigspartei angehörige Ministerium Grey trat an die Spitze der Verwaltung. Die Whigs suchten jetzt auf alle mögliche Weise eine Reform des Parlaments, oder vielmehr des bisherigen veralteten Wahlsystems durchzusetzen. Daß dieses äußerst unzweckmäßig war, geht schon daraus hervor, daß im Unterhause über 150 Stellen von reichen Privatpersonen und Pairs als Grundherren verfallener, aber zum Wählen berechtigt gebliebener Burgflecken besetzt wurden, während bedeutende Fabrikstädte wie Birmigham, Manchester u. s. w. keine Vertreter in das Haus der Gemeinen senden durften. Um diesen und ähnlichen Uebelständen abzuhelfen, brachte das Ministerium Grey eine Bill (Gesetzvorschlag) zur Verbesserung der Wahlgesetze ein. Als diese Bill zwar im Unterhause ohne Schwierigkeiten durchging, im Oberhause aber verworfen wurde, entstanden große Gährungen und Volksbewegungen, welche das Oberhaus veranlaßten, im Juni 1832 auch die Reformbill anzunehmen. Dieselbe wurde

gleich darauf durch die königliche Genehmigung zum Staatsgesetz erhoben.

Den Whigs wurde aber ihr Sieg über die Torys auf mehrfache Weise verleidet, und zwar zuerst durch die Chartisten, d. h. solche Radicale, welche sich zum gänzlichen Umsturz der Verfassung verschworen. Sie gehörten den niederen Volksklassen an, und waren meist arme Fabrikarbeiter. Sie erstrebten eine gänzliche Umgestaltung des Unterhauses, wollten allgemeines Wahlrecht, ohne Rücksicht auf das Vermögen, jährliche Parlamente und geheime Abstimmung. Hierdurch glaubten sie ihre traurige Lage verbessern zu können. Der Angriff der Chartisten war auch gegen die anglikanische Hochkirche gerichtet, die einen ungeheuern Reichthum besitzt, und zwar mehr als die katholische Geistlichkeit in Spanien und Italien jemals gehabt. Was gegen die Hochkirche noch mehr erbitterte, war der Umstand, daß die meisten Würdenträger nur ihre großen Einkünfte verzehren, und die Abhaltung des Gottesdienstes u. s. w. durch gemiethete Vicare gegen einen kärglichen Lohn besorgen ließen. Auch die Irländer erhoben unabläßig ihre gerechten Beschwerden.

Die Emancipation hatte denselben, außer der Vertretung im Parlamente, wenig Vortheil gebracht, und auch die Wahlreform würde ihnen nichts genützt haben, wenn nicht Daniel O'Connell mit großer Umsicht, mit unerschütterlicher Ausdauer und unglaublicher Kraft die Gleichstellung seines Volkes mit dem englischen gefördert hätte. (Siehe den folgenden Abschnitt.)

Obwohl das Parlament von 1833 an sich alljährlich mit dem Zustande Irlands beschäftigte, so blieb dasselbe dennoch unglücklich. Bei der größten Fruchtbarkeit des Landes leben die meisten Irländer im Lande ihrer Väter eigenthumlos und in tiefer Armuth. Jährlich sterben hier hunderte von Menschen vor Hunger, oder aus Mangel an Kleidung und Bedeckung. Alles Grundeigenthum ist in Besitz der protestantischen Geistlichkeit und einiger reicher englischer Gutsbesitzer, welche ihre Einkünfte in England oder auf dem Festlande verzehren. Glücklich ist noch derjenige zu schätzen,

wer einige Morgen Landes gegen schweres Geld oft aus dritter oder vierter Hand zu pachten vermag. Er kann doch wenigstens Kartoffeln pflanzen, und mit diesen seinen Hunger stillen! Die Hütten der irischen Bauern sind nach den Berichten der Reisenden über alle Beschreibung elend, und doch werden sie noch oftmals kurz vor der Ernte aus denselben von den Gutsherren vertrieben, weil die Pachtgesetze nicht bestimmt sind. Ehemals pflegte man in England bei einem Mord sich damit zu entschuldigen, der Ermordete sei ein Irländer gewesen, und noch jetzt gibt es dort Leute genug, die da meinen, einem irischen Pächter dürfe man Lebenslang Hunger und Kummer auflegen, eben weil er ein Irländer sei. Die Folgen der Unterdrückung, worunter Irland seit Jahrhunderten geseufzet, kann die englische Regierung auf einmal nicht beseitigen, selbst wenn es ihr hiermit auch noch mehr Ernst wäre, als es ist. Hervorgehoben verdient zu werden, daß die im Jahre 1795 in Irland zur Ausbreitung und Befestigung des Protestantismus gestifteten Orangelogen verboten wurden, weil sie, den Vorschriften der Regierung zuwider, ihr feindseliges Treiben gegen die Katholiken fortsetzten.

Am 20. Juni 1837 starb König Wilhelm IV. ebenfalls kinderlos. Nach dem Gesetze der englischen Thronfolge gelangte jetzt die Tochter seines ältesten Bruders — des im Jahre 1820 verstorbenen Herzogs von Kent — Alexandrina Victoria (geb. 24. Mai 1819) zur Regierung. Die Krone von Hannover, wo die weibliche Linie von der Thronfolge ausgeschlossen ist, erhielt Ernst August, Herzog von Cumberland. Die junge Königinn Victoria, war in den Grundsätzen der gemäßigten Whigs erzogen, und diesen um so mehr zugethan, weil die Torys durch die Orangelogen alles aufgeboten hatten, um sie, wo möglich, vom Throne auszuschließen.

Nachdem die Königinn Victoria am 28. Juni unter dem größten Prachtaufwande feierlichst gekrönt worden war, vermählte sich dieselbe am 10. Februar 1840 mit dem Prinzen Albert von Sachsen-Coburg. Diese Ehe ist bereits mit zahlreichen Kindern gesegnet worden.

Durch die Aufstände der Chartisten und deren Umtriebe, so wie durch die Kämpfe gegen die Korngesetze und die Verfassung überhaupt, ist die Ruhe Englands seit dem Jahre 1837 mehrmals bedroht worden. Die Korngesetze, welche hohe Zölle auf die Einfuhr des fremden Getraides setzen, legen dem Lande jährlich die bedeutende Steuer von ungefähr 10 Millionen Pfd. Sterling auf, die den reichen Grundbesitzern zu Gute kommen, und hauptsächlich von den gewerbetreibenden Ständen getragen werden müssen. Diese Zölle richten sich nach dem Preise des inländischen Korns, je höher dieser ist, desto niedriger der Einfuhrzoll und umgekehrt. Die strengen Korngesetze wurden im J. 1842 gemildert, und der durch Verminderung des Getraidezolls für die Staatskasse entstehende Ausfall durch eine Einkommensteuer zu drei von hundert gedeckt. Diese Veränderungen wurden hauptsächlich durch den Minister Peel, den Sohn des Wollspinners von Tamworth, durchgesetzt, der durch seinen Grundsatz: „Erhaltung mit allmäliger Verbesserung, die Parteien zu versöhnen strebte."

Hinsichtlich der überseeischen Besitzungen und Verhältnisse bemerken wir hier nur Folgendes. In Ostindien suchten die Engländer durch Kriege ihre Besitzungen immer weiter auszudehnen, und dieselben erstrecken sich gegenwärtig über einen Flächenraum von 52,000 □Meilen mit 120 Millionen Einwohnern. Der größte Theil davon ist unmittelbares Gebiet der unter dem Namen der „Ostindischen Compagnie" bekannten Handelsgesellschaft. Bis zum Jahre 1833 hatte diese dort nicht allein die Herrschaft, sondern auch den Alleinhandel, wodurch sie zu ihrer ungeheuern Größe gelangt ist; aber im gedachten Jahre wurde der hierzu nöthige Freibrief nicht erneuert, und durch das Parlament die Compagnie als Handelsgesellschaft aufgelöset, und der ostindische Handel allen Britten freigegeben; die Herrschaft blieb aber der Compagnie. In den mittelbar von der ostindischen Compagnie abhängigen Provinzen Hindostans leben zahlreiche einheimische Fürsten, die theils ein Jahrgehalt beziehen, aber ihren Titel und Hofstaat behalten haben, theils eine Steuer an die Engländer entrichten. Zu den erstern gehört der ehemalige Großmogul „Herr von

Indien" genannt. Einigen Fürsten ist es bis jetzt noch gelungen, ihre Unabhängigkeit von den Engländern zu bewahren.

In naher Beziehung zu dem brittischen Ostindien steht Afghanistan, ein zwischen Indien und Persien liegendes Hochland. Die kriegerischen und ihre Unabhängigkeit über Alles liebenden Afghanen stehen unter erblichen Häuptlingen. Der Vornehmste von ihnen ist Dost Mohamed, welcher in Cabul herrscht. In diesem Lande hatten die Engländer einige Festungen in Besitz, und zahlten an die dortigen Häuptlinge Jahrgelder, wofür letztere sich verpflichtet hatten, ruhig zu bleiben.

Als die „Ostindische Compagnie" jene Gelder gar nicht mehr, oder nur zum Theile entrichten wollte, überfielen die Eingeborenen im Winter 1841—42 die englischen Truppen, und machten dieselben (fast 8000 Mann), ohne Erbarmen nieder. Obwohl die Engländer sich für diese Treulosigkeit im folgenden Frühjahr, unter dem tapfern Gouverneur Ellenborough, mit Feuer und Schwert gerächt haben, so ist ihre Herrschaft in jenem Lande doch seitdem noch unsicherer, als vorher.

Glücklicher traten die Engländer in ihrem ungerechten Kriege gegen China auf. Erst einige Worte über die neueste Geschichte dieses Landes: Der vorige Kaiser hieß Kiaking, und war ein Tyrann erster Klasse. Man suchte ihn daher zu stürzen, und ließ im Jahre 1813 Meuchelmörder in seinen Palast, aber sein muthiger Sohn Taokuang rettete ihn, indem er mehrere tödtete und die übrigen verscheuchte. Der ergrimmte Kaiser verhängte nun eine ungemein weitgreifende Untersuchung, und in Folge derselben wurden binnen 3 Jahren 10,270 Personen zum Tode verurtheilt. Im Jahre 1820 starb er plötzlich, man vermuthet als Opfer einer zweiten Verschwörung. Taokuang, obschon nur sein zweiter Sohn, wurde wegen seiner muthigen That zum Nachfolger ernannt. Er schaffte die vielen 1000 Weiber des Harems ab, und lebte glücklich mit einer Frau; auch suchte er, zum Wohle seiner Unterthanen zu regieren, aber die Mandarinen umgaben ihn mit einem so dichten Gewebe von Lügen und Ränken, daß er es nicht durchschauen konnte. Im Jahre 1823 wurde der Anführer der mahammedanischen Turkomannen, die sich von China frei machen wollten,

Dschehangir besiegt, gefangen, in einem Käfig nach Peking geführt, und dort in Stücke zerhauen. Nicht so leicht wurde der Aufstand der Jao, eines tapfern Bergvolks beendigt. Sie rotteten überall die willkürlichen und unterdrückenden Mandarinen aus, thaten aber dem übrigen Volke nichts zu Leide. Ein gegen sie geschicktes Heer wirkte nicht, 900,000 Unzen Silber thaten bessere Dienste. Aber nun kam ein noch weit gefährlicherer Feind, die „rothhaarigen Barbaren," d. h. die Engländer. Die Ursache des Krieges mit den Chinesen war der Handel mit Opium, das in Ostindien aus der Mohnpflanze in großer Menge gewonnen, und dann nach China verkauft wurde, wo man es begierig raucht. Da die chinesische Regierung wegen der schädlichen und betäubenden Wirkungen, die das Opium hervorbringt, dessen Einfuhr durch Zwangmaßregeln mit dem größten Rechte zu verhindern suchte, kam es im Mai 1840 zu einem Kriege zwischen England und China, der am Ende des Jahres 1842 damit endete, daß die Chinesen den Engländern die Insel und den Hafen Hong-Kong abtraten, und ihnen eine Entschädigung von 6 Millionen Dollars zahlten. Bei dieser Gelegenheit zeigte es sich so glänzend, wie sehr Europa auch in der Kriegeskunst den Asiaten überlegen ist. England hat durch diesen Krieg wieder einen ungeheuern Markt für seine Waaren gewonnen, und die wahre Bildung und christliche Gesittung — so hoffen wir — einen weitern Bereich zu ihrem segensreichen Wirken.

Das überaus große chinesische Reich wird sich nun wohl nicht länger mehr dem Christenthume verschließen können. Nach den neuesten Nachrichten hat der Kaiser die Verfolgung der christlichen Missionare untersagt. Die katholische Religion hat in China trotz aller Verfolgungen festen Fuß gefaßt. Werfen wir nun noch einen Blick auf die gegenwärtigen Zustände Englands nach einem deutschen Schriftsteller, der dieses Land bereist hat: Während man in andern Gegenden mit einer Art von Heißhunger alles bessern oder doch ändern will, verhalten sich Regierung und Parlament, namentlich die Aristokraten, zu den ärgsten alten Mißständen gleichgültig; Zugeständnisse können ihnen nur abgepreßt werden. So hat der Staat für das so sehr vernachläßigte Volks-

schulwesen jährlich nur 30,000 Pfund ausgesetzt, während das brittische Museum in London allein mehr verschlingt. In katholischen Ländern, einst auch in England, strömen die Armen zu den Klosterpforten, und diese bleiben nicht geschlossen; aber davon ist im gegenwärtigen England keine Rede. Es besitzt ja eine Armentaxe und Armenhäuser, und in den letztern werden die Nothleidenden fast wie in Zuchthäusern gehalten, um sie abzuschrecken. Die Kirche, die einst allein für die Armen sorgte, bekümmert sich nicht mehr um sie. Wenn in England der Staatsmann von Holz ist, so ist der Kirchenmann von Stein. Die englische Staatskirche wurde ein Mittel in der Hand der Aristokratie, ihre Stellung im Volke zu befestigen und zu sichern. Der König ward der erste Bischof, und die Bischöfe und Priester wurden die abhängigsten Diener der Regierung. Noch bedeutender wurde der Einfluß der Kirche auf die Verhältnisse Englands durch ihren Reichthum. Sie zog die Zehnten vom ganzen Lande, die höheren Stellen waren reich besoldet, die Kapitel noch reicher dotirt. Durch diesen Reichthum wurden die Vornehmen mit der Kirche enge verbunden. Jene haben das Recht, zu fast allen größern oder kleinen geistlichen Stellen vorzuschlagen, und sie benutzen dieses Vorrecht, um ihre jüngern Söhne zu versorgen. Die niedere Geistlichkeit steht in der größten Abhängigkeit zu den großen Herren. Die nachgebornen Söhne hoher Familien werden Bischöfe und Dekane, ohne vorher ein geistliches Amt verwaltet zu haben, ehemalige Majore, Colonels, Generale. Eine solche Geistlichkeit kann nicht segensreich wirken, und mußte seinen Einfluß auf das Volk verlieren. Kein Wunder, daß es theilweise verwildert oder auch zu andern Bekenntnissen übergeht! Die reiche anglicanische Hofkirche wurde die Kirche der Reichen, da sie doch auch Mutter der Armen hätte sein sollen, wie es die alte Kirche war und auch noch ist, obschon diese von ihren Schätzen entblößt ward. Von der katholischen Kirche Englands wird noch Rede sein. Neben der Staatskirche gibt es noch eine Menge Secten. Diese schicken, unter dem Schutze englischer Bayonnette, zwar Hunderte von Missionären und Millionen Bibeln in die entferntesten Welttheile, aber um die in England so zahlreichen Wilden und Heiden,

die nicht lesen und schreiben können und nichts von Gott wissen, in Birmingham, Manchester u. s. w. kümmern auch sie sich wenig. Die Regierung ist endlich genöthigt worden, einige Verbesserungen zur Hebung des Volkselends vorzunehmen. Durch die neue Korngesetzgebung werden aber nur die alten Grundherren viel verlieren; aber nicht das Volk, sondern nur der Geldadel, die Handelsmänner und Fabrikanten werden gewinnen, während doch die erstern in einem erträglicheren Verhältnisse zu ihren Pächtern stehen, als die letztern zu ihren Arbeitern. Das Elend der untern Klassen in England ist herzzerreissend groß. Uebermaaß der Arbeit, schlechte Kost und Hunger, schlechte Kleidung und Wohnung, besonders die Pestluft in den Werkstätten, der Dunst der Maschinen, dann der Branntwein, womit die Eltern, wenn sie zur Arbeit gehen, unterdeß ihre Kinder daheim — einschläfern (wenn diese Unglücklichen nicht etwa selbst in den Fabriken und Kohlengruben den ganzen Tag arbeiten müssen) haben die englische Bevölkerung sehr entnervt, die Gestalten verkleinert, und mit scrophulösen Uebeln und Schwindsucht heimgesucht. Das sittliche Verderben hat dabei den höchsten Grad erreicht.

Nicht alles ist mithin Gold, was in England glänzt, wenngleich seine Verfassung, sein Gerichtswesen, viele Einrichtungen und Zustände und der Charakter seines Volkes auch sehr anerkennenswerthe Seiten darbieten, welche durch das Gesagte nicht verkleinert werden sollen. Die äußere Macht und die durch Recht und Unrecht erreichte Ausdehnung der englischen Herrschaft ist übrigens außerordentlich, wie aus dem Vorhergehenden schon erhellet. Ein deutscher Geschichtschreiber äußert sich hierüber in folgender Weise: „Durch die Besiegung der Maratten ist das letzte Land diesseits des Ganges unter Englands volle Souveränität gebracht, der letzte einheimische Feind vernichtet; seitdem hat England durch neue Kriege die natürliche Gränze Indiens erreicht, die von dem Indus bis über Attock hinaus, von der an Peschawer sich anlehnenden Gebirgskette und von dem Himalaya gebildet wird. Die Colonisation Australiens, deren überraschende Fortschritte bereits die Wollproduction der alten Welt bedrohen, viele Besitznahmen auf den an

die größte Insel sich anschließenden Gruppen bis in die Eisregion des Südpols hinein, beherrschende Stellungen auf allen Punkten, wo der Weltverkehr sich kreuzt, machen England an der Südsee, die dereinst der überlegene Concurrent des atlantischen Ozeans sein wird, zur ersten Macht. Von den ostindischen Gewässern zum Cap, von da bis zu den Küsten, welche Columbus für eine jetzt verschollene Macht entdeckt hat, und in allen Meeren Europa's sind die besten Stationen in dem Besitze Englands. Dieses kann von allen Mächten allein Flotten aussenden, denen überall eine Heimath sich öffnet, wo sie eine Zuflucht und Vorräthe finden. England ist noch heute die gebietende Seemacht, wie zu Napoleons Zeit; alle Flotten Europa's, so behaupten Kundige, können vereint den Kampf gegen die Schiffe dieser einzigen Nation nicht bestehen. Im Frieden ist seine Handelsflotte da, englischen Einfluß nach allen Gegenden zu tragen. Die großen Weltstraßen sehen keine Flagge so häufig, als die englische; auf den stillsten, entlegensten Küsten gewahrt der Schiffer, der vielleicht der erste Entdecker zu sein glaubte, brittische Factoreien und den Flaggenstock mit dem S. Georgskreuz. Diesen unermeßlichen Handel regelt ein Postdienst, der trotz seiner Ausdehnung, von einem Ende der Welt zum andern mit einer Pünktlichkeit gehandhabt wird, als bewegte er sich zwischen zwei nahen Dörfern. „Vom brittischen Dreizack gelten demnach allerdings des Dichters Worte:

Zu des Südpols nie erblickten Sternen
Drang sein rastlos, ungehemmter Lauf,
Alle Inseln spürt' er, alle fernen
Küsten, nur das Paradies nicht auf.

§ 34.

Daniel O'Connell und die Repeal.

Um die neuesten Vorgänge in Irland besser verstehen zu können, müssen wir uns einen Augenblick nach dem Leben und dem Charakter jenes Mannes umsehen, der 25 Jahre lang der getreueste und wahrste Vertreter seines unglücklich-

sten Vaterlandes war, und die Kunst friedlichen und gesetzlichen Widerstandes erfunden hat, die als ein kostbares Mittel zur Erringung der Volksfreiheit seinen Namen für die kommenden Geschlechter bewahren wird.

Daniel O'Connell ward geboren am 6. August 1774 zu Cahir oder Cahercíven, auf dem südwestlichen Vorgebirge von Irland, in der Grafschaft Kerry. Sein Vater Morjan O'Connell war Pächter von der protestantischen Universität Dublin. Daniel war der älteste von zehn Geschwistern. Seine erste Erziehung erhielt er von einem Priester Namens Murphy, der auf ihn einen sehr vortheilhaften Eindruck machte. Da aber die Erziehung und Bildung junger irischer Katholiken damals im Vaterlande mit großen Schwierigkeiten verbunden war, so wurde auch Daniel O'Connell nach dem Festlande gesandt, und zwar zuerst zu den Dominikanern in Löwen, und dann zu den Jesuiten nach St. Omer, woselbst er bis zu seinem zwanzigsten Jahre blieb. Stets soll er sich gerne dieser geistlichen Erziehung erinnert haben. Im Jahre 1794 kehrte er nach Irland zurück, und ergriff die Rechtsstudien, die kurz vorher auch den Katholiken zugänglich gemacht waren. Dabei erlernte er die Geschichte Irlands aufs eifrigste. Mit 25 Jahren trat er zuerst vor die Schranken des Gerichts.

Im Jahre 1798 verlor Irland, in Folge eines Aufstandes, sein eigenes Parlament*); und die Irländer wurden seitdem gezwungen, ihre Vertreter nach London ins Parlament zu schicken. Durch Gewalt, Bestechungen und Hinterlist wurde die Union durchgesetzt. Bezeichnend sind die Worte des damaligen englischen Premier-Ministers in dieser Beziehung: „Wenn es eine Million Pfund Sterling nicht thut, so werden es wohl zwei thun."

---

*) Bis zum Jahre 1792 wurde freilich das irische Parlament nur von Protestanten und Ausländern, die sich als Gutsbesitzer eingedrungen hatten, gebildet; im genannten Jahre aber ward den katholischen Irländern gestattet, ihr Parlament zu beschicken; freilich konnten sie nur durch Protestanten sich vertreten lassen, weil der von den Parlamentsmitgliedern zu leistende Eid den Katholiken den Eintritt in dasselbe nicht gestattete.

Von jetzt an füllte nur ein großer Gedanke die Seele O'Connells, nämlich die Wiederaufhebung der Union herbeizuführen, und feierlich im Namen der Katholiken erhob er Beschwerde gegen dieselbe, und that den entscheidenden Ausspruch: Lieber das alte „Strafgesetzbuch" mit seiner ganzen Härte, als die „Union". Um die Aufhebung der Union zu erlangen, galt es vor allen Dingen, eine Verbindung (Association) unter den Irländern zu Stande zu bringen. Vom Jahre 1800 bis 1815 wirkte indessen O'Connell wesentlich als Rechtsgelehrter, da die Zeitverhältnisse ein unmittelbares Auftreten gegen die Union nicht wohl gestatteten; aber es war diese Zeit keine verlorene. O'Connell gewann während seiner Advokatenlaufbahn die Herzen seines ganzen Volkes, und gestützt auf diese Liebe war es ihm nur möglich, jenen großen Erfolg zu erlangen, den wir bewundern müssen. Seine schöne Stimme, sein ungeheures Gedächtniß, sein Scharfsinn, seine feine Kunst, Querfragen zu stellen, endlich seine alles niederdonnernde Beredsamkeit machten ihn zum größten Advokaten, der jemals gelebt. Besonders furchtbar war er bei Geschwornengerichten, wo es galt, bestochene Beamte, ränkevoll zusammengesetzte Jurys durch die Gewalt der Rede von Ungerechtigkeiten abzuhalten, und auf die von vornherein Eingenommenen so einzuwirken, daß sie ihr beschlossenes Verdict gar nicht zu fällen wagten. Bestochene Zeugen wußte er so zu fragen, daß sie zuletzt das Gegentheil von dem bekannten, was sie anfangs ausgesagt hatten. So ward er ein rettender Engel für alle, die unschuldig verfolgt wurden. Besonders merkwürdig ist seine Errettung der fünfzehn Männer, die zu Clonmel einer Verschwörung verdächtig vor Gericht standen. Mit Postpferden fuhr er von Dublin nach Clonmel, ließ sich unterwegs den Thatbestand erzählen, verzehrte im Gerichtssaale während der schlauen Rede des Generalprokurators seinen Thee und seine Eier, und sprang plötzlich mit einem: „So sind die Gesetze nicht!" in die Höhe. Seine Vertheidigungsrede bewirkte die Freisprechung der Angeklagten. Nicht zu entschuldigen ist es, daß O'Connell seinen Gegner im Zweikampf getödtet hat. Zwar war dieser ein bloßer Meuchler, den die orangistische Municipalität von Dublin gedungen hatte, um den großen Vorkäm-

pfer für die katholische Sache auf eine bequeme Weise aus dem Wege zu räumen. Lange sträubte O'Connell sich dagegen, seine Pflichten als Mensch und Christ mit Füßen zu treten, und begegnete dieser schmählichen Herausforderung mit Verachtung; allein der elende Mensch verfolgte ihn überall mit Kränkungen und Beleidigungen. So kam es, daß O'Connell durch einen übelverstandenen Eifer und die Vorurtheile falscher Ehre verführt, sich zu dem Zweikampf hinreißen ließ. Kaum hatte jedoch O'Connell seinen traurigen Sieg davon getragen, so traten bei ihm Vernunft und Glauben in ihrer alten Kraft wieder hervor; denn er konnte nie daran denken, ohne zu zittern und zu weinen. Nie hat er auch in seinem nachherigen Leben wieder eine Herausforderung angenommen, und noch weniger eine gestellt, und wenn er später deshalb ein Ehrloser oder Feigling gescholten wurde, so sprach er: „O mein Gott, laß diese Schmach eine Sühnung sein für das Blut, welches ich vergossen habe!" Und wie David, hörte er erst mit dem Tode auf sein Verbrechen zu bereuen und zu beweinen.

Im Jahre 1807 vermählte er sich mit seiner Base Maria O'Connell. Diese glückliche Ehe beschenkte ihn mit 7 Kindern; seine Gattin starb 1837.

Seine getreuen Irländer, über die er wie ein geistiger König herrscht, gründeten im Jahre 1833 die O'Connells-Rente*), welche jährlich auf 13—18,000 Pfund Sterling sich belief. Es ist ihm dieser Umstand häufig von Ausländern zum Vorwurf gemacht worden, als ob er das arme Irland zu seinem eigenen Vortheile aussauge, und sich von dem Schweiße seines bethörten Volkes wohl sein ließe. Diese Anklage ist ungerecht. Seit sich O'Connell einzig dem Wohle seines Vaterlandes weihet, hat er seine Advocatur aufgegeben, die ihm vor der Emancipation schon 8000 Pf. St. einbrachte. Zudem hat er bei vielen Gelegenheiten bedeutende Summen geopfert. Im Jahre 1823 schon hatte er die große „Katholische Association" gebildet. Er erniedrigte

*) Später wurde sie Repeal-Rente genannt.

weislich das Eintrittsgeld auf einen sehr geringen Satz. Noch vor der Emancipation der Katholiken setzte O'Connell seine Wahl ins Unterhaus für die Grafschaft Clare mit fast fabelhafter Kühnheit durch, wie wir bereits vernommen haben. Nach seiner Wahl zum Parlamentsmitgliede ereigneten sich sogar Mordversuche gegen O'Connell, der sich aber durch nichts abhalten ließ, ins Parlament zu gehen. Die Emancipation ging bekanntlich durch. O'Connell hatte stets den Grundsatz der Abschlagszahlungen, und er blieb ihm auch jetzt getreu. Stillstand ist ihm Rückschritt. Nach Erlangung der Emancipation galt es, Irlands Ansprüche zu steigern, und den Ruf nach Repeal (Widerruf der Union) ertönen zu lassen. „Wir sind 9 Millionen — rief er den Irländern zu — und die Zeiten waren, wo eine Nation von 9 Millionen straflos und rechtlos herobgewürdigt werden konnte." So wie er im Parlamente saß, sprach er von Aufhebung der Union, und obgleich er anfangs ziemlich allein damit stand, so schreckte ihn das doch keineswegs ab. Der Repeal-Verein wurde in Irland gestiftet. Die Regierung hob ihn auf. Alsbald entstand ein Verein zur Sammlung von Bittschriften gegen die Union. Im Jahre 1831 ward O'Connell verhaftet: aber man ließ ihn gegen Caution wieder frei, und der Prozeß unterblieb. Für die Reformbill war er natürlich thätig, wiewohl gerade sein Vaterland nicht den Nutzen von dieser Maßregel hatte, der ihm verhältnißmäßig zugekommen wäre. Für seine Insel hat er im Wesentlichen Folgendes durgesetzt, was schon allein die Irländer zu ewiger Dankbarkeit verpflichten würde: Eine Herabsetzung der Zehntensteuer auf fünfzig Procent ihrer frühern Höhe, eine Einziehung von zehn anglikanischen Bisthümern, die Unterdrückung der protestantischen Orangistenlogen und die Einsetzung katholischer Richter in Irland.

Für die Juden und überhaupt für alle Verletzte und Unterdrückte ohne Unterschied der Religion zu kämpfen, hielt O'Connell ebenfalls für seine Pflicht.

Die letzte Zeit seines Wirkens wird eingeleitet durch die Thätigkeit des großen Mäßigkeitsapostels, des Vaters

Mathew*) aus dem Kapuziner-Orden. Durch diesen Priester ließ O'Connell ein Werk vollführen, an dessen Möglichkeit Jeder mit Recht zweifeln mußte. Der gemeine Irländer war schon lange dem Trunke ergeben; er suchte in seiner elenden Lage Trost in dem Branntewein; die Verzweiflung führte ihn zu diesem Getränk, es war gleichsam das fünfte Element Irlands. Aber O'Connell, der schon bei seiner ersten Wahl in Clare die Wähler durch sein bloßes Verbot während dreier Tage vom Schnaps entfernt hielt, bediente sich des Paters Mathew, um ein großes Werk auszuführen, und es ist diesem Mäßigkeits-

*) Außer O'Connell und P. Mathew müssen wir hier noch eines andern Mannes mit wenigen Worten gedenken, der, wie die Vorgenannten, eine Zierde seines Vaterlandes und seines Glaubens und beiden wie jene, treu und mit Wärme ergeben ist. Dieser Mann heißt Thomas Moore (geboren zu Dublin am 28. Juli 1780). Irland und England wurden zuerst aufmerksam auf ihn durch sein ausgezeichnetes Dichtertalent. England hat gegenwärtig keinen so großen Dichter als diesen Iren. Das vorzüglichste Gedicht von ihm ist: „Lalla Rookh," eine sehr schöne morgenländische Blüthe. Bekannter aber, als durch diese herrliche Dichtung, ist er in Deutschland geworden durch seine „Reisen eines irländischen Edelmannes zur Entdeckung einer Religion." Er tritt in diesem Werke als geistreicher, gewandter und wackerer Vertheidiger des so oft verkannten, angeschwärzten und mißhandelten katholischen Glaubens gegen die Sophistengelehrtheit der Rationalisten und gegen die Anfeindungen der Altprotestanten auf. Der Inhalt des Werkes ist es indeß nicht allein, sondern noch mehr die schöne Form, wodurch dasselbe eine so große Wirkung auch bei der Klasse von Menschen hervorgebracht hat, die sonst keine theologischen Schriften lesen. Werke wie Moore's „Reisen" und die schone Erzählung „Geraldine" haben ohne Zweifel Bedeutendes zur Aufklärung über den so lange mißhandelten und entstellten Katholizismus beigetragen, und nebst andern Ursachen die günstige Stimmung verbreitet, die jetzt wenigstens bei sehr Vielen in England für unsern heiligen Glauben herrscht, wenn auch von anderer Seite das No popery-Geschrei noch laut genug erschallt.

Endlich lieferte Moore auch eine Geschichte seines seit Jahrhunderten mißhandelten und zu Boden getretenen Vaterlandes, das gedrückt wurde, aber nicht erdrückt werden konnte, das den Glauben seiner Väter gerettet hat aus den blutigsten Verfolgungen, und sehr viele Keime des Guten in seinem Boden birgt, die nur der Pflege bedürfen, um zu herrlichen fruchttragenden Pflanzen aufzuwachsen.

apoſtel gelungen, die Schlange zu beſchwören, welche das iriſche Volk bisher am eigenen Buſen nährte. Es ließen ſich oft an Einem Tage 4000—8000 aufnehmen. Im J. 1842 waren von acht Millionen Irländer fünf Millionen Mäßigkeitsjünger. Ein Volk, das einen ſolchen Sieg über ſeine Leidenſchaft errungen, war auch zu größern Zwecken reif, und mit dieſem Volke ließ ſich ernſtlich von der Repeal reden. Außer dem großen Repeal-Verein zu Dublin, der früher ſeine Sitzungen in der Kornbörſe und ſpäter in der eigens für denſelben erbauten „Verſöhnungshalle" hielt, und der in Zeitungen und durch Einſammlung einer Repealrente für das große Werk thätig iſt, berief O'Connell im Jahre 1843 eine Reihe von Monſterverſammlungen (d. h. ungeheuer großen Verſammlungen) in allen Theilen Irlands, wo er mit Hülfe ſeines Sohnes John, Tom Steele's (ſeines treuen proteſtantiſchen Genoſſen) und Anderer Menſchenmaſſen bis zu einer halben Million für die Aufhebung der Union begeiſterte, und Mittel und Wege zur Erlangung derſelben vorſchlug. Zwanzig ſolcher Meetings oder Monſterverſammlungen waren ſchon — die kleineren, etwa ſiebenzig an der Zahl, ungerechnet — gehalten, als die einundzwanzigſte, zu Clontarf abzuhaltende, am Abende vorher unterſagt wurde. Obwohl ſich bereits zahlloſe Schaaren in Bewegung geſetzt hatten, um der großen Volksverſammlung in Clontarf beizuwohnen, ſo wurde doch die Ruhe nicht im mindeſten geſtört.

Die Regierung hatte aber beſchloſſen, Daniel O'Connell und ſeinen Sohn John O'Connell nebſt deren Genoſſen wegen Verſchwörung und ſonſtigen Mißverhaltens vor Gericht zu ſtellen; da dieſelbe aber die in ſolchen Fällen üblichen bedeutenden Bürgſchaften leiſten konnten, ſo blieben ſie einſtweilen noch auf freien Füßen. Der große Staatsprozeß zu Dublin begann am 15. Januar, und endete am 12. Februar 1844 mit Schuldigſprechung der Angeklagten, wie man vorausgeſehen, da die Regierung alle Katholiken und gemäßigten Proteſtanten von der Geſchwornenliſte geſtrichen hatte. O'Connell reiſete bald nach Beendigung des Prozeſſes nach London, wo er mit ſeltener Begeiſterung

aufgenommen wurde, und seinen Sitz im Unterhause wieder einnahm. Er, so wie die übrigen Verurtheilten, machten von dem ihnen zustehenden Rechte der Berufung an das Oberhaus Gebrauch; da aber bei Eröffnung der nächsten Vierteljahrssitzung der Jury die Krone die Befugniß hatte, die Vollziehung des Strafurtheils gegen die Angeklagten zu begehren, so mußten diese Ende Aprils ins Gefängniß wandern, ehe der Spruch des Oberhauses erfolgte, was erst am 4. September geschah. Das Urtheil war wider alles Vermuthen zu Gunsten O'Connells und seiner Mitangeklagten, und vernichtete der Spruch des königlichen Gerichtshofes zu Dublin vom 12. Februar, worauf die Gefangenen sofort in Freiheit gesetzt wurden. Der Jubel in Dublin und ganz Irland war unbeschreiblich. Glänzend wie ein Triumphator ging O'Connell aus dem Gefängnisse hervor. Im Frühjahr 1847 beabsichtigte er eine Reise nach Rom, um den h. Vater Pius IX. zu sehen, und ihm zu danken für die Wohlthaten, die er dem unglücklichen Irland erwiesen. Von den vielen Leiden, welche sein unglückliches Vaterland heimsuchten, und von dem Abfalle vieler Freunde, die mit dem Schwerte darein schlagen wollten, niedergebeugt, wozu in der letztern Zeit noch eine Hungersnoth, schrecklicher als die frühern hinzugekommen, trat O'Connell körperlich und geistig krank die Reise an. In Frankreich wurde er überall glänzend empfangen. In Paris bewillkommte ihn der berühmte Graf Montalembert mit einer trefflichen Rede; aber O'Connell's Zustand verschlimmerte sich mit jedem Tage, bis er am 15. Mai Abends in Genua seinen Leiden unterlag. Die Exequien für ihn wurden in Rom in der Kirche St. Andrea della Valle, wo auch sein Herz beigesetzt wurde, mit einer Feierlichkeit abgehalten, die für einen König nicht großartiger hätte sein können. Der ausgezeichnete Kanzelredner Pater Ventura aus dem Theatiner-Orden hielt die Trauerrede. Eine ähnliche Trauerfeier fand später in Paris statt, bei welcher der berühmte Prediger, Pater Lacordaire aus dem Dominikaner-Orden, die Rede hielt. Die Leiche O'Connell's wurde nach Irland gebracht, und dort unter allgemeiner Landestrauer beigesetzt. Solchen Einfluß, wie er, hat wohl kein Mann der Ge-

ſchichte auf ſein Volk ausgeübt; nie hat ein Anderer ſolches Zutrauen beſeſſen und verdient, nicht Themiſtokles und Alcibiades bei den Athenern, nicht die Greachen bei den Römern. Nie lag ſolche große Macht in den Händen eines unbewaffneten Bürgers; O'Connell's Waffen waren Geiſtesgröße, Ernſt, Ausdauer, Rechtskenntniſſe, feurige Beredſamkeit, Vaterlandsliebe und ſeltene Klugheit. Doch die eigentliche Schmiede ſeiner Waffen war Englands ſchreiende Ungerechtigkeit, die ſich früher oder ſpäter ſelbſt rächt.

Schon viele Jahre vor dem Tode des großen Mannes dachten manche Irländer, daß nur auf dem Wege der Revolution (durch das Schwert), Abhülfe für die vielen Uebelſtände ihres unglücklichen Vaterlandes zu erwarten ſei; allein ſolange der alte Daniel lebte, der von dem Boden der Geſetzlichkeit nicht wich, ſich aber ſelbſt durch gerichtliche Verfolgungen, wie wir gehört haben, auch nicht davon verdrängen ließ, vermochten die Hitzköpfe nichts auszurichten, und der von ihnen geſtiftete Bund des jungen Irlands blieb unmächtig. So lange er mit kräftiger Hand die Zügel hielt, vermochten die feurigen Roſſe nicht durchzugehen. Erſt nach dem Tode O'Connell's, beſonders aber nach der franzöſiſchen Februarrevolution und der in ganz Europa ausbrechenden Bewegung ſuchten die Männer der Gewalt, einen allgemeinen Aufſtand zu Wege zu bringen.

Unter allen, die hierbei thätig waren, richtete ſich die öffentliche Aufmerkſamkeit beſonders auf zwei Männer, welche wenigſtens nicht aus eigennützigen Abſichten handelten, vielmehr die größten perſönlichen Opfer brachten, nämlich auf John Mitchell und Smith O'Brien. Beide ſind Proteſtanten, weshalb ſie nicht der Vorwurf treffen kann, daß ſie aus religiöſem Fanatismus gehandelt hätten. Erſterer forderte in ſeiner Zeitſchrift „der vereinigte Irländer" ungeſcheut zur gewaltſamen Losreißung von England auf, und ſeine Sprache war allerdings die des offnen Empörers. In Anklageſtand verſetzt wurde John Mitchell von den Geſchwornen für ſchuldig erklärt. Die über ihn verhängte Strafe beſtand in 14jähriger Abführung nach den Bermuden. Unter dem Titel „der irländiſche Verräther"

erschien bald ein neues Blatt, welches dieselben Grundsätze aussprach. Ein großer Theil der Repealer vereinigte sich jetzt mit den Jungirländern zu dem „großen irischen Bunde" in dem offen ausgesprochnen Zweck, durch Anwendung von Waffengewalt die Selbstständigkeit Irlands zu erringen. Revolutionäre Vereine bildeten sich fast in allen Grafschaften. Als die Bewegung in Irland aber auch eine Verbindung mit den englischen Chartisten (d. h. der Partei, welche eine für die untern Klassen günstige Verfassung erstrebte,) einging, brauchte die Regierung ernstliche Maßregeln. Die Herausgeber der radicalen Zeitungen, so wie andere gefährliche Personen wurden verhaftet; jedoch bald gegen Bürgschaft größtentheils wieder freigegeben. Am 18. Juli 1848 verkündigte der Statthalter von Irland Lord Clarendon in den aufrührerischen Landestheilen das Kriegsgesetz. Der Antrag des Lord John Russel auf Aussetzung der Habeas-Corpus-Acte (d. h. des Gesetzes zum Schutze der persönlichen Freiheit) wurde in beiden Häusern des Parlaments in 4 Tagen berathen, angenommen, und erhielt schon am 25. Juli Gesetzeskraft. Dieses Zwangsgesetz scheuchte die Clubbs auseinander und trieb die Führer des Aufstandes in die Flucht, welche die Regierung mit Steckbriefen verfolgte, und auf deren Einbringung sie bedeutende Preise setzte. Der einzige bewaffnete Zusammenstoß fand statt, als O'Brien am 28. Juli bei Coulayh oder Ballinghy verhaftet werden sollte. Die Massen stoben auf einige Schüsse der Polizeisoldaten auseinander. Am 5. August Abends wurde dieser Volksführer auf dem Bahnhofe zu Thurles wirklich gefangen genommen. O'Brien wurde vor ein Gericht gestellt, und zum Tode verurtheilt, nachdem die Geschwornen ihn des Hochverraths für schuldig erklärt hatten. Noch über drei andere Führer des Aufstandes wurde die Todesstrafe ausgesprochen, jedoch ist keines von allen diesen Todesurtheilen vollzogen worden. Jene wurden verbannt.

Dieser Aufstand Jungirlands hat der gerechten Sache der Iren sehr geschadet, obwohl die Geistlichkeit sich nirgend an demselben betheiligt, und das unbesonnene Unternehmen bei der Bevölkerung im Ganzen keinen rechten Anklang gefunden hat.

Nie und nirgend werden wir eine Empörung rechtfertigen, aber wenn irgendwo in der Welt ein Aufstand Entschuldigung finden kann, so ist es in Irland. Nie hat England ein Herz gegen Irland gezeigt, immer hat es die Iren wie Stiefkinder, ja weit schlimmer behandelt. Irland blutet vor wie nach aus tausend Wunden, und England hat sie ihm geschlagen oder doch nicht geheilt. Der Ire hat ein Vaterland, aber der Boden gehört den Fremden, das Land hat schöne Aecker und Weiden, aber der Ertrag der Früchte zieht der Sachse, der ihm kaum so viel überläßt, seinen Hunger zu stillen, und die fetten Heerden dieser Weiden gehen nach England. Aus der ärmlichen Strohhütte, worin seine Wiege stand, wo seine Kinder spielten, verweiset ihn nun zu häufig der grausame Herr, und der Arme hat nun nicht soviel, wie der Fuchs und der Vogel, der blaue Himmel ist dann das Dach seines Hauses. In einem christlichen Lande, im 19. Jahrhunderte, starben Schaaren den Hungertod, während die Herren dieser Unglücklichen ihre Millionen im Auslande verzehren. Kein Wunder, daß die Bedauernswerthen die grüne Insel verlassen, so fest der Mensch auch an seiner Heimath hängt, und sich ein zweites Vaterland aufsuchen in der neuen Welt, da sie die alte wie Parias ausstößt! Der hochtragische celtische Exodus kann uns nun nicht mehr befremden. In 10 Jahren sind über anderthalb Millionen ausgewandert, und gegenwärtig durchschnittlich an jedem Tage fast 1000. Nach amtlichen Berichten sind von März 1850 bis März 1851 in den Armenhäusern zu Kilrush 1642 und zu Enniskymon 1386 gestorben, also im Durchschnitte täglich 4—5, und von den Todesfällen am ersten Orte 1225 durch Krankheiten, die aus Hunger und Elend entstehen. (So berichtet der presbyterianische Geistliche Osborne, Mitarbeiter an einer protestantischen englischen Zeitung nach amtlichen Ergebnissen.)

Ist ein Volk auf der ganzen Welt so unglücklich gestellt? Kann eine Regierung eine christliche genannt werden, verdient sie vorzugsweise eine erleuchtete und freisinnige zu heißen, die für solches Elend kein Herz zeigt? Mag sie schwarze Sclaven befreien (auch nicht allein aus Hochherzigkeit), so lange sie weiße Sclaven in Irland hat, kann

sie als keine menschenfreundliche gerrühmt werden, und es gehört, solchen schreienden Uebeln im eigenen Lande gegenüber, doch eine englische Stirne dazu, um Oesterreich, wegen seines Verhaltens gegen Italien und Ungarn der Despotie zu beschuldigen.

§ 35.

Otto, König von Griechenland.

Anfangs war es bei den europäischen Großmächten beliebt worden, Griechenland solle von einem eingebornen Fürsten regiert werden, aber dem Sultan noch immer zinspflichtig bleiben, und dessen Oberherrlichkeit untergeordnet sein; dabei aber völlige Gewissens- und Handelsfreiheit erhalten. Nach dem Frieden von Adrianopel wurde indeß beschlossen, Griechenland solle ein unabhängiger Staat unter einem erblichen Könige werden. Zum Könige erwählte man im Anfange des Jahres 1830 den Prinzen Leopold von Sachsen-Coburg (den nachherigen König der Belgier), welcher jedoch von der auf ihn gefallenen Wahl keinen Gebrauch machte. Die Präsidentschaft des Grafen Johannes Capo d'Istrias verlängerte sich hierdurch. Leider wurde die Ruhe Griechenlands durch Aufstände und Meutereien wiederholt gestört, und der Graf Joh. Capo d'Istrias, gegen den vielfältige Beschwerden erhoben waren, als er am 9. October 1831 in die Kirche gehen wollte, von Constantin und Georg Mauromichali ermordet. Zwar wurde augenblicklich eine provisorische Regierungs-Commission eingesetzt; allein dieselbe war nicht im Stande, die Ruhe wiederherzustellen, weil alles sich im Zustande der höchsten Verwirrung befand. Als zuletzt vollständige Gesetzlosigkeit eintrat, brachte die Conferenz der vermittelnden Großmächte Hülfe. Griechenland wurde durch ein Protocoll vom 7. März und einen Vertrag vom 7. Mai 1832 als Erbmonarchie erklärt, und Prinz Otto, zweiter Sohn des Königs Ludwig von Bayern, zum König derselben ernannt. Dieser Vertrag

wurde bald von allen Seiten genehmigt und bestätigt. Am 6. Februar 1833 stieg König Otto in Nauplia ans Land; da er aber noch minderjährig war, so wurde ihm eine Regentschaft beigegeben, die bis zu seiner Großjährigkeit in seinem Namen regierte. Es gefiel den Griechen nicht, daß König Otto von 3500 Bayern begleitet war, und daß die Regentschaft in dem Aufrufe an die Nation dem Königstitel den Ausdruck: „Von Gottes Gnaden" vorsetzte, weil sie dadurch die Freiheit des constitutionellen Staates verletzt glaubten. Die Regentschaft ließ es sich aus allen Kräften angelegen sein, die Gesetzgebung, die Rechtspflege, das Heer- Unterrichts- und Finanzwesen, sowie die innere Verwaltung unter den schwierigsten Umständen zu ordnen; allein der Geist des Uebelwollens, der Verdächtigung, der Zwietracht und Widerspänstigkeit war von Anfang an geschäftig, die Einführung eines gesetzlichen Zustandes zu hintertreiben. Sogar wurden mehrmals Verschwörungen entdeckt, welche die Regentschaft zu stürzen beabsichtigt hatten. — Am 4. August 1833 wurde die griechische Kirche im Königreiche für unabhängig von dem Patriarchen in Constantinopel erklärt. Sie legte sich den Namen: „orthodoxe orientalische, apostolisch-katholische Kirche im Königreich Griechenland" bei. (Die katholische [unirte] Kirche hat ein Erzbisthum auf der Insel Naxos und Bisthümer auf den Inseln Syra, Tinos und Santorin.) Gegen das Ende des Jahres 1834 ward der Sitz der Regierung von Nauplia nach Athen verlegt.

Nachdem König Otto am 1. Juni 1835 mit vollendetem zwanzigsten Lebensjahre volljährig geworden, übernahm er feierlich die Regierung des Königreiches. Im December desselben Jahres kam König Ludwig von Bayern nach Griechenland. Er wurde überall freudig begrüßt, weil er das Aufstreben der Griechen in Gedichten besungen, und durch seine Geldsendungen ihnen große Wohlthaten erwiesen hatte. Erst im Frühjahre 1836 kehrte Ludwig nach Bayern zurück. Im Sommer 1836 kam Otto nach Deutschland und vermählte sich am 22. November desselben Jahres mit der Prinzessinn Amalie von Oldenburg. Am 14. Februar 1837 landete das junge

Königspaar auf griechischem Boden. Die Regierung hatte auch jetzt noch mit den größten Schwierigkeiten zu kampfen, obwohl König Otto die Liebe seiner Unterthanen sich auf alle mögliche Art zu erwerben suchte. Die Deutschen, wie alle Fremden, waren den Griechen ein Gegenstand des Hasses. Schon im December 1837 wurden die meisten Bayern zurückgeschickt; doch je mehr Zugeständnisse der König den Griechen machte, desto höher steigerten sie ihre Anforderungen, und es zeigte sich von jetzt an täglich mehr, daß die Griechen der Wohlthaten, welche ihnen die Deutschen und besonders die Bayern erwiesen hatten, nicht würdig gewesen waren.

Im September 1843 wurde König Otto durch eine unblutige Revolution gezwungen, dem Lande eine Constitution zu geben, und seitdem ist derselbe schon mehrmals nahe daran gewesen, die Krone niederzulegen. Jene Deutschen, die auf Hellas klassischem Boden ihr Glück zu finden hofften, sind im Winter 1843—44 fast ohne Ausnahme in ihre Heimath zurückgekehrt, und manche von ihnen waren froh, mit Hinterlassung ihrer Habe nur ihre Person in Sicherheit gebracht zu haben. Mit schwarzem Undanke lohnten die falschen Griechen den gutmüthigen Deutschen geleistete Dienste und erzeigte Wohlthaten. Dem jungen Reiche ist zudem durch die engherzige Politik der Großmächte eine zu geringe Ausdehnung gegeben, als daß es mit Selbstständigkeit und Würde auftreten könnte; das ganze Gebiet ward auf Morea und die Inseln beschränkt, einen Flächenraum von etwa 485 Quadrat Meilen mit 800,000 Bewohnern.

§ 36.

Sultan Mahmud und Mehemed Ali.

Mehemed Ali, der schon im Jahre 1806 zum Pascha von drei Roßschweifen und zum Statthalter von Aegypten ernannt worden war, hatte dort seine Macht immer mehr vergrößert, und brachte bald nach dem Frieden von Adrianopel das türkische Reich in eine höchst mis-

liche Lage. Er riß nämlich durch seinen Stief-Sohn Ibrahim Pascha Syrien und einen großen Theil von Kleinasien an sich. Nachdem Ibrahim bereits den Taurus überstiegen hatte, kam es am 21. December 1832 bei Koniah zu einer entscheidenden Schlacht, in welcher die Aegypter das Heer des Sultans besiegten, und sich dann dem Bosphorus näherten. Sie würden wahrscheinlich Constantinopel erobert haben, wenn nicht Rußland dem bedrängten Sultan Hülfstruppen gesandt hätte. Frankreich und England sahen es ungern, daß sich der Großherr Rußland genähert, und dessen Vermittelung angerufen hatte, weshalb sie eine vereinigte englisch-französische Flotte vor die Dardanellen schickten. Jetzt kam der Friede zwischen dem Sultan und Mehemed Ali zu Stande. Letzterer räumte Kleinasien, und behielt gegen eine jährliche Abgabe die Statthalterschaften von Aegypten, Arabien und Syrien, die Inseln Candia und Cypern; Ibrahim Pascha wurde unter gleichen Bedingungen Adana und Tarsus zugesprochen. Da Frankreich und England diesen Frieden vorgeschrieben hatten, so verbündete sich Rußland mit den Türken noch inniger durch den Vertrag von Unkiar-Skelessi, was die beiden erstern Mächte ungern sahen, aber nicht verhindern konnten.

Nachdem Sultan Mahmud sich einige Jahre hindurch alle Mühe gegeben, sein Heer und die Verwaltung seines Reiches auf europäischen Fuß zu setzen, — was ihm jedoch nur unvollständig gelang, — suchte er die Freundschaft von England und Frankreich. Mit Rußland, Oesterreich und Preußen*) stand die osmanische Pforte ohnehin schon in einem guten Verhältnisse.

Als auf diese Weise die Hauptmächte gewonnen waren, begann die Pforte den Krieg gegen Mehemed Ali, den trotzigen Vasallen, der immer kühner und selbstständiger auftrat. Am 24. Juni 1839 kam es bei Nisib zu einer Hauptschlacht, in welcher die Aegypter vollständig siegten.

---

*) Auch zu dem Papste trat der Sultan Mahmud in freundschaftliche Beziehungen, und er hat besonders in seinen letzten Lebensjahren der bedrängten katholischen Kirche in seinem Reiche Schutz gewährt, wie keiner von seinen Vorgängern.

Die Türken ließen mehr als 100 Geschütze und ihren sämmtlichen Kriegsbedarf auf dem Schlachtfelde. Der Verlust an Todten und Verwundeten war fast gleich, und betrug auf beiden Seiten etwa 8000 Mann. Gleich nach der Schlacht von Nisib starb Sultan Mahmud (am 1. Juli 1839), und sein sechszehnjähriger Sohn Abdul Medschid wurde am 11. Juli mit dem für ihn zu schweren Schwerte Muhammeds feierlich umgürtet. Um das Unglück der Pforte voll zu machen, segelte der treulose Kapudan-Pascha Ahmed Fewzi nach Alexandrien, verbündete sich hier mit Mehemed Ali, und lieferte diesem die türkische Flotte aus. Auch dieses Mal nahmen sich die fünf Hauptmächte wieder der bedrängten Pforte an, die überhaupt gegenwärtig nur durch die Gnade jener noch zu stehen vermag, und einem Todkranken gleicht, dessen Leben durch kräftige Arznei tüchtiger Aerzte noch eine Zeitlang gefristet wird. Leider konnten sich aber die Großmächte über die gegen Mehemed Ali zu nehmenden Maßregeln nicht einigen, und Frankreich unter dem Ministerium Thiers verweigerte seine Zustimmung zu jedem Einschreiten gegen den ehrgeizigen Pascha. Oesterreich, England, Rußland, Preußen und die Türkei verhandelten nun ohne Frankreich, und schlossen am 15. Juli 1840 einen Vertrag zu London, vermöge dessen versprach der Sultan dem Mehemed Ali und seinen Nachkommen die Statthalterschaft von Aegypten erblich, einen Theil von Syrien lebenslänglich; dagegen sollte er alle übrigen Theile des osmanischen Reiches, welche er besetzt hielt, abtreten, die Flotte zurückgeben, und nach wie vor an die Pforte eine Abgabe entrichten. Frankreich sah in diesem Vertrage eine ihm zugefügte Beleidigung, und im Herbste 1840 machte das kriegerisch gesinnte Ministerium Thiers sehr bedeutende Rüstungen, welche Mehemed Ali veranlaßten, nicht nachzugeben. Dieses bewog die Großmächte, Zwangsmaßregeln gegen ihn anzuwenden, und eine englisch-österreichische Flotte, mit der sich fünf türkische Kriegesschiffe verbanden, beschoß und nahm Beirut (das Berytus der Alten), und eroberte mit Sturm Saida (das alte Sidon), wobei sich der Erzherzog Friedrich, Sohn des Erzherzogs Karl, besonders auszeichnete. Ein ans Land gesetztes Heer von 10,000 Mann, das durch

Türken und Maroniten verstärkt worden war, trat mit Erfolg gegen die Aegypter auf, und Ibrahim mußte sich wiederholt mit Verlusten zurückziehen. Dieses alles geschah im Monat September 1840. Als Mehemed Ali noch nicht nachgeben wollte, griff die verbündete englisch-österreichisch-türkische Flotte unter den Admiralen Stapford, Bandiera, Walker und dem Commodore Napier am 3. November das wichtige St. Jean d'Acre oder Akkon an, und zerstörte durch ein fürchterliches drei Stunden anhaltendes Feuer fast alle Festungswerke. Nachdem die Aegypter diesen wichtigen Platz in der Nacht geräumt hatten, besetzten ihn am 4. Morgens die Verbündeten, welche daselbst 500 Geschütze und bedeutendes Kriegsmaterial vorfanden. Nachdem nun kurz nach einander fast alle Städte Syriens sich ergeben hatten, erschien der Commodore Napier plötzlich mit einer nicht unbedeutenden Flotte vor Alexandrien, was die Folge hatte, daß Mehemed Ali am 27. November einen Vertrag unterzeichnete, in welchem ihm der erbliche Besitz Aegyptens gegen das von ihm gemachte Versprechen, seinen Sohn Ibrahim mit dem Heere aus Syrien abzurufen, und die türkische Flotte herausgeben zu wollen, zugesichert wurde. Mehemed Ali verstand sich hierzu um so eher, als die französische Flotte, welche längere Zeit in den griechischen Meeren gekreuzt hatte, Ende Octobers auf Befehl Thiers heimgekehrt war, „damit Mehemed Ali sehe, daß er von Frankreich keinen bewaffneten Beistand zu erwarten habe."

Durch diesen Vertrag wurde die Ruhe im Orient auf kurze Zeit wiederhergestellt, und die Gefahr eines europäischen Krieges abgewendet. Während jedoch der grausame, aber kräftige und schlaue Mehemed Ali wenigstens Ruhe und Sicherheit in Syrien zu erhalten wußte, gingen beide in diesem unglücklichen Lande unter den eben so grausamen aber schwachen Türken wieder gänzlich verloren. Der Zustand des türkischen Reiches ist seitdem ein sehr bewegter, und dasselbe fristet nur durch die Uneinigkeit der Hauptmächte sein Dasein. Ueberhaupt erbleicht der Halbmond aller Orten, und die Minarets wanken, denn dem Islam fehlen Geist, innere Kraft und die Befähigung zu wahren

Fortschritten. Er hat ein Jünglingsalter verlebt, aber ist schnell zum Greise geworden.

Den hochgepriesenen Hattischerif von Gülhane, welchen Abdul Medschid schon im Jahre 1839 erlassen — eine Art Grundgesetz, — vermöge dessen das Leben, die Ehre und das Vermögen der Unterthanen, so wie die Religionsfreiheit der Christen zugesichert ist, regelmäßige Steuern erhoben werden sollen, u. s. w. betrachten die meisten türkischen Beamten als nicht vorhanden. Er enthält Versprechen auf dem Papiere, welche die schwache Regierung weder halten will noch kann. Ein kräftiger, weiser, wohlmeinender Gesetzgeber und Gesetzvollstrecker, ein tüchtiger Padischah, thäte dem Lande mehr Noth, als eine Art Constitution, die wohl nirgends weniger paßt, als in der Türkei. Dort herrscht nach wie vor die Willkür, und man zeigt nur in Grausamkeiten und Ausschweifungen sich stark.

Was indeß religiöse Freiheiten angeht, so haben die Katholiken im türkischen Reiche gegenwärtig eine bessere Stellung, als ihre Glaubensbrüder in Rußland, wie wir im folgenden Abschnitte erfahren werden, was aber noch sehr wenig sagen will. In der neuesten Zeit ist von England und Preußen auf gemeinschaftliche Kosten (1200 Pf. Sterling jährlich) ein protestantisches Bisthum zu Jerusalem mit abwechselnder Ernennung gestiftet worden. Der Dr. Alexander Salomo (ein getaufter Jude) wurde im Januar 1842 Bischof von Jerusalem; fand aber weder von Seiten der Bevölkerung, noch von den türkischen Behörden eine freundliche Aufnahme, und nur mit Mühe ist es gelungen, die Pforte zur Anerkennung desselben zu vermögen. Die Morgenländer können sich an einen beweibten Bischof nicht gewöhnen. Der genannte Alexander starb schon gegen Ende 1845. Der unlängst ernannte katholische Patriarch von Jerusalem heißt Valerga, der durch die Heranbildung einer einheimischen Geistlichkeit die katholische Sache im h. Lande zu fördern gedenkt. Die französische Regierung schützt noch am eifrigsten die von den schismatischen Griechen in ihrem Besitz und in ihren Rechten beeinträchtigten Wächter am h. Grabe aus dem Franciscanerorden.

Syrien zieht noch immer die Aufmerksamkeit auf sich und

seufzet schon seit Jahren in einem Zustande fast gänzlicher Gesetzlosigkeit, indem von den Drusen fortwährend die blutigsten Gräuel gegen die wackern katholischen Maroniten ungestraft verübt werden. Die Herren des Landes aber, die Ruhe und Frieden stiften sollten, beschränken ihre Thätigkeit auf Zerstören und Würgen.

§ 37.

Auflösung der römisch-griechischen Union.

Seitdem Kaiser Nicolaus den Aufstand der Polen bezwungen und strenge geahndet hat, tritt das Streben desselben, immer offener hervor, im weiten russischen Reiche eine vollständige Einheit, nicht nur was Gesetze und Verwaltung, sondern auch was Sprache und Religion angeht, zu Wege zu bringen. Ueberall wird, unter Anwendung von Zwangsmitteln, die Erlernung der russischen Sprache gefordert, und man geht darauf aus, die Bewohner der deutschen Ostseeprovinzen: Liefland, Esthland und Kurland, so wie die Polen, zu Russen zu machen. Aber die russische Regierung sucht nicht bloß den unglücklichen Polen ihre Nationalität, sondern auch ihren Glauben zu nehmen; denn obwohl ihnen durch den Wiener Congreß Freiheit der Religion zugesichert und nach der Revolution im „Organischen Statut" nochmals verbürgt worden ist, so führt man dennoch nichts Geringeres im Schilde, als die katholische Religion im Königreich Polen auszurotten, wenn es möglich ist. Hier nur einige von den Mitteln, welche die Regierung des Czars bereits angewandt hat, um dieses Ziel zu erreichen. Schon in den Jahren 1832—1835 wurden an 600 Kirchen und Kapellen den Katholiken genommen, und den Anhängern der russischen Kirche übergeben; an manchen Orten, wo dieses noch nicht füglich anging, mußte wenigstens der Hochaltar den russischen Popen überantwortet werden; dann wurden 13 katholische Klöster den russischen Popen überwiesen, und ungefähr 180 Klöster aufgehoben, wodurch ein schon jetzt fühlbarer Mangel an katholischen Priestern entstand, der um so nachtheiliger wirkte, weil ein Ukas den

katholischen Geistlichen es strenge untersagt, Personen, die ihnen nicht persönlich bekannt sind, die heiligen Sakramente zu spenden. Ferner ist jeder unmittelbare Verkehr mit dem päpstlichen Stuhle strenge verboten, und es wird nur gestattet, demselben durch das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten Mittheilungen zu machen.

Treue katholische Bischöfe und Priester, welche diesen und ähnlichen Maßregeln ihre Zustimmung versagten, wurden entweder von ihren Sitzen entfernt, oder mußten in den Kerker oder in die Verbannung wandern. Eine solche Einsperrung traf z. B. den Bischof Strawinski von Augustowo und den Bischof Gutkowski von Podlachien*). Die meisten katholischen Bisthümer ließ man, verwaisen oder mit Hirten besetzen, die sich den Anordnungen des Czars auch in kirchlichen Dingen nur gar zu willig fügten. Ueberhaupt war und ist der Zustand der katholischen Kirche in Rußland und im ganzen Königreiche Polen ein höchst bedauernswürdiger.

Weit wichtiger und folgenreicher, als diese Anfeindungen und Verfolgungen der katholischen Kirche in Polen, ist die Trennung der griechisch-römischen Union, oder die s. g. russische Kirchenvereinigung, welche im Jahre 1839 durch List und Gewalt zu Stande gebracht wurde. Als auf dem Concilium zu Florenz im Jahre 1439 die griechische Kirche sich mit der römischen wieder vereinigt hatte, traten in der Folge alle Griechen in dem s. g. Kleinrußland, Galizien, Lithauen, Podolien und Volhynien dieser Union bei. Nach der Eroberung Kleinrußlands im Jahre 1656 wurde hier die griechische (nicht unirte) Kirche erst wieder vorherrschend und dann allgemein.

Später suchte Katharina II. durch Schliche und Zwangsmaßregeln die Union aufzulösen, und es gelang ihr, etwa die Hälfte der Unirten zum Uebertritt zu bringen. Dies geschah von 1780 bis 1796. Seit 1828 ließ Kaiser Nico-

*) Nachdem Letzterer mehrere Jahre im Kloster Operansk im Gouvernement Mochilow in engem Gewahrsam gehalten und von den Mönchen hart behandelt war, legte er mit Genehmigung des Papstes sein Amt nieder, und lebt seitdem in Galizien von einem Jahrgelde, welches ihm die russische Regierung ausgeworfen hat.

laus es sich angelegen sein, auf alle mögliche Weise die andere Hälfte zum Aufgeben der Union zu veranlassen. Zuerst wurden nun Anstalten gegründet zur Bildung der unirten Geistlichen, in welchen dieselben eine gewisse Richtung zur russischen Kirche nebst slavischer Dressur erhielten; dann wurden alle Angelegenheiten der unirten Kirche der Petersburger „heiligen Synode", welche die russische Kirche regiert, unterworfen. Um die unirten Geistlichen und Gemeinden der römisch-katholischen Kirchengemeinschaft mehr und mehr zu entfremden, ließ die russische Regierung aus den unirten Gotteshäusern Orgel und Sectenaltäre entfernen (dieselben fehlen auch in den russischen Kirchen), führte russische liturgische Bücher ein, welche beim Gottesdienste gebraucht werden mußten, und prüfte alle angehenden Geistlichen und Lehrer vor ihrer Anstellung über die Lehren und Gebräuche der russischen Kirche. Durch diese und ähnliche Maßregeln ließen mehrere Bischöfe und Geistliche, höherem Wunsche zufolge, sich bewegen, um Aufnahme in die griechisch-russische Kirche nachzusuchen, und am 12. Februar 1839 unterzeichneten die unirten Bischöfe von Wilna, von Orscha und Brzesc nebst 1607 Geistlichen und Mönchen die Urkunde ihrer Wiedervereinigung mit der griechischen Kirche. Am 5. Juli machte ein Ukas das „glorreiche Ereigniß" der Aufnahme von 3½ Million in die „oströmische" (russische) Kirche bekannt, und stellte diesen Uebertritt als durchaus freiwillig dar. Wenngleich die unirten Bischöfe sämmtlich und die Geistlichen größentheils sich pflichtwidrig und kriechend benahmen, so fehlte es doch auch unter den letztern an Männern nicht, welche bei der Union treu beharrten, und sich durch Entsetzung, Kerker, Stockschläge und selbst Verbannung nach Sibirien nicht davon losreißen ließen. Dies verdient um so größeres Lob, weil die niedern Geistlichen bei den unirten Griechen in der Regel verheirathet sind, und durch ihre Standhaftigkeit auch ihre Frauen und Kinder dem Elende preisgaben*). Damit kein ehemals

*) Der niedern Geistlichkeit bei den unirten Griechen blieb auch nach ihrer Wiedervereinigung mit der römisch-katholischen Kirche die Ehe gestattet. Die Bischöfe und Archipresbyter werden aus den Mönchen erwählt, welche im ehelosen Stande leben müssen.

unirter Grieche es sich einfallen lassen möge, wieder zur römisch-katholischen Kirchengemeinschaft überzutreten, verbot ein kaiserlicher Ukas vom 28. December 1839 allen katholischen Geistlichen bei Strafe der Absetzung und Einsperrung ein Mitglied der russischen Kirche aufzunehmen, und außerdem wird jeder Uebertritt zur katholischen Kirche mit Gütereinziehung an der betreffenden Person bestraft. Die russische Regierung, nicht damit zufrieden, die griechisch-römische Kirchenunion aufgelöset zu haben, versuchte auch auf alle Art die Mitglieder der römisch-katholischen Kirche zum Abfalle zu bewegen, was leider schon bei manchen gelungen ist, und in Polen fährt sie fort, an jenen Orten, wo nur einige Russen sich vorfinden, den Katholiken die Kirchen zu nehmen, und den erstern zu überweisen, und alle etwaigen Einsprüche durch Drohungen zu beseitigen. Endlich ist durch ein Ukas vom 6. Januar 1842 alles Vermögen der katholischen Kirchen und Klöster vom Staate eingezogen worden; angeblich „um die Geistlichkeit aller weltlichen Sorgen zu entheben", d. h. um sie vollständig der Gewalt des Czars zu unterwerfen, und sie eben so abhängig von ihm zu machen, als die russische Kirche es schon seit Peter dem Großen gewesen ist. Papst Gregor XVI. hat sich alle Mühe gegeben, den „Selbstherrscher aller Reussen" auf andere Gesinnung zu bringen, und hat nicht nur wiederholt in seinen Allocutionen an das Cardinal-Collegium gegen das der katholischen Kirche in Rußland zugefügte Unrecht feierlichst Einspruch gethan, sondern auch durch eine ausführliche Staatsschrift vom 22. Juli 1842 alle Beschwerden gegen Rußland ausführlich dargelegt. Alles ist aber bis jetzt fast vergebens gewesen, und menschlicher Weise wenig Aussicht vorhanden, daß es besser werde.

Wir Katholiken wollen uns mit den Worten Pius VII. trösten, die er im Jahre 1809 an Napoleon richtete: „Gott ist der Oberherr Aller und seinem göttlichen Willen weichet Alles, wenn die von Ihm bestimmte Zeit ihrer Erfüllung nahet!"

Die armen zum russischen Staatschristenthume hinübergezogenen Katholiken haben durch ihre Trennung von Rom

den letzten Rest von Selbstständigkeit verloren; und was kann ihnen die Kirche des Czars bieten? Dort herrscht keine Wissenschaft, kein geistiges Leben, keine Freiheit. Als der Marquis von Custine in einem großen Kloster Rußlands nach der Bibliothek fragte, sagte man ihm, es sei verboten, darnach zu fragen. Dort herrscht geistloser Ceremoniendienst. Die höheren Geistlichen sind Marionetten des Staats, die gemeinen Popen schmutzig, berauscht und werden geprügelt, wie die Leibeigenen. Die Orthodoxie (Rechtgläubigkeit) wird äußerlich mit furchtbarer Strenge aufrecht gehalten. Ein Schriftsteller, der die griechische Kirche nicht für die vollkommenste erklärte, wurde ins Irrenhaus gebracht.

Gegen das Ende des Jahres 1845 fand die berühmte Zusammenkunft des Czars aller Reussen und des Oberhauptes der katholischen Kirche in dem ewigen Rom statt. Der Papst benahm sich, dem mächtigen Gebieter gegenüber, mit hoher Würde, Festigkeit und mit einem so richtigen Tacte, wie man demselben wohl nur in der ewigen Stadt begegnet. Der Empfang war kein glänzender, wie konnte er's auch nach den vorhergegangenen Verfolgungen sein? Weilte nicht gerade in Rom eine arme mißhandelte Klosterfrau, die nur eben dem Tode von Barbarenhand entflohen war, um Schutz bei dem Vater der Christenheit zu suchen und zu finden? Der Empfang war aber auch kein abstoßender und verletzender; die hohe Stellung des Selbstherrschers und die Pflicht der Gastfreundschaft ward nicht verkannt, und die nöthigen Rücksichten gegen die unglücklichen katholischen Unterthanen Rußlands ließ man nicht aus dem Auge. Man hoffte viel von dieser Zusammenkunft, wahrscheinlich zu viel. So viel scheint gewiß zu sein, daß beide mit Genugthuung und Zufriedenheit von einander schieden, und der h. Vater dem Czar Achtung abzunöthigen verstand. Möglich ist es, daß dem Kaiser nicht alle von slavisch und neronisch gesinnten Beamten ausgegangene Verfolgungen bekannt geworden sind, und diese sich jetzt mindern werden. Im Ganzen hat sich seit jener Zusammenkunft die Lage der katholischen Kirche in Rußland wirklich etwas gebessert, obschon wohl nicht anzunehmen ist, daß man dort den alten Plan, gänzlich aufgegeben habe, die nach Unabhängigkeit in

ihrem rechtmäßigen Bereiche strebende römisch-katholische Kirche zu verdrängen. Der Czar will Kaiser und Papst sein, Imperator und Pontifex maximus. Jedenfalls ist es erfreulich, sich abermals zu überzeugen, daß es noch eine Macht auf Erden gibt, die sich nicht scheut, dem Unrechte sich entgegen zu setzen, wenn es auch von den Mächtigsten verübt wird, und daß er, der den Namen eines Vaters der Christenheit führt, sich solcher ehrenden Benennung würdig zeigt, indem keines seiner Kinder vergebens zu ihm fleht. Man möge zuletzt hieraus entnehmen, daß die Macht des Papstes auch jetzt noch eine weit größere ist, als seine Gegner zugeben wollen. Nicht umsonst huldigt der mächtigste Herrscher der Welt dem Nachfolger eines armen Fischers, einem Greise, ohne bedeutende Besitzungen und ohne Waffengewalt; aber diesem dienen die Geister mit Ueberzeugung und Freiheit. Er nennt viel mehr Millionen Menschen seine Kinder, als der Czar seine Leibeigenen nennt.

Der russischen Regierung ist es bis jetzt nicht gelungen, die Circassier oder Tscherkessen zu bezwingen. Es sind naturkräftige Bergvölker, welche am Kaukasus wohnen, für ihre Freiheit und ihren muhamedanischen Glauben begeistert sind, und in der Lage ihres Landes eine natürliche Befestigung finden. Obwohl die Russen seit 1834 alle Jahre einen Zug gegen die Tscherkessen unternahmen, so haben diese doch noch immer sich behauptet, und von den Forts, welche von russischer Seite am schwarzen Meere angelegt worden sind, einige wieder zerstört. Hart gedrängt müssen die Tscherkessen oftmals vor der russischen Uebermacht sich zurückziehen; aber im folgenden Frühjahr erscheinen sie immer neugekräftigt wieder im Felde. — Die russische Politik den übrigen Großmächten gegenüber ist eine äußerst kluge, lange vorher berechnende; dabei aber selbstsüchtig abgeschlossene, ohne gerade feindlich zu sein. Ihr Hauptaugenmerk ist auf die Türkei und auf Asien gerichtet. Die Macht und Ausdehnung Rußlands ist höchst bedeutend. „In Rußland — sagt ein deutscher Geschichtschreiber — hat sich der Gährungsstoff, der in der polnischen Revolution zum Ausbruch kam, vorderhand in die Tiefe zurückgezogen, und der Kaiser der Reussen kann über die wilden Kräfte seines Riesenreichs

nach Gefallen und Launen schalten. Sein Einfluß an den europäischen Höfen ist durch die Revolution gewachsen; Rußland gilt der Reactionspartei als die unbesiegliche Reserve, durch die ihre Sache, sollte sie auch überall sonst verloren sein, wieder hergestellt werden wird. Demselben Herrscher führt die Idee des Panslavismus (daß die slavischen Stämme zur Herrschaft über die germanischen und romanischen gelangen sollen), die in den Bewegungen der letzten Jahre so greifbar hervorgetreten ist, daß der hartnäckigste Zweifler von ihrem Dasein überzeugt sein wird, in den Westslaven Bundesgenossen zu, die sich bis in das Herz von Deutschland verzweigen. Die Ostsee soll jetzt ein russisches Binnenmeer werden, auf den Schlüsseln des Sundes liegt die Hand des nordischen Kaisers. Im Orient sind die Hebel bereit, wenn die Zeit gekommen sein wird, das türkische Reich aus den Fugen zu heben. Auf dem schwarzen Meere ist die russische Flagge die herrschende; die untere Donau ist ein Strom Rußlands, die Donaufürstenthümer sind seine Festungen, Serbien, Bulgarien, Bosnien seine vorgeschobenen Posten. Die strategisch (für einen Krieg) wichtigsten Gebiete Kleinasiens sind durch vortheilhafte Friedensschlüsse russisch geworden, an der Südküste des kaspischen Meeres gibt es bereits russische Stationen; seitdem die russische Politik in Persien festen Fuß gewonnen hat, ist der Gedanke eines Feldzugs gegen das brittische Ostindien kein Traumbild mehr. Durch die Straße der Dardanellen, die der Vertrag von Unkiar Iskelessi zu seiner Verfügung stellt, hat Rußland den Zugang zum mittelländischen Meere, wo sich in Griechenland ein natürlicher Bundesgenosse darbietet. Die russische Uebermacht im Osten macht die orientalische Frage zur wichtigsten von allen, die sich auf die äußeren Machtverhältnisse beziehen. So oft die europäischen Mächte ihre Kriege oder ihre Revolutionen beendigt haben, befinden sie sich dieser Frage gegenüber. So war es nach der Revolution der ersten zwanziger Jahren, nach den Erschütterungen von 1830, so ist es, nach der großen Bewegung von 1848."

§ 38.

Frankreich nach der Juli-Revolution.

Louis Philipp entfaltete nach seiner Thronbesteigung eine große Thätigkeit, und leistete überhaupt, was durch menschliche Schlauheit zu erreichen ist. Er spielte anfänglich ausgezeichnet den Bürgerkönig. Zuerst suchte er, die hervorragendsten Männer der verschiedenen politischen Parteien an sich zu ziehen. Ihn umgaben Veteranen aus der Zeit der ersten Revolution, Generale aus der Kaiserzeit, Advokaten, Bücher- und Zeitungsschreiber, Geldmänner und Kaufherren, der Neuadel und die Blüthe der neuesten Zeit. Jedem wußte er eine Artigkeit zu sagen, eine Phrase, ein Bonmot stand ihm stets zu Gebote. Der begeisterten republikanischen Jugend erzählte er von den Schlachten von Jemappes und Valmy, und wie lieblich schien ihm die Marsellaise und Parisienne zu tönen, diese Revolutionsweisen, die man damals bei jeder Gelegenheit und an allen Orten hörte! Stimmte er doch wohl selbst im Theater oder auf dem Balcon in diese volksthümlichen Hymnen ein, oder schlug den Tact dazu. Der Bürgerkönig führte auch einen bürgerlichen Hof. Da war das steife Ceremoniel der Bourbons verbannt, da durfte man mit Stiefeln und Spornen erscheinen. Nicht ernste Schweizer hielten Wache am Schlosse, nein, heitere Kinder des Landes, Söhne aus dem Volke, Nationalgarden, von denen man keinen Kamaschendienst verlangte. Keine 6 stolze Rosse prangten vor seinem Königswagen: nein, der Bürgerkönig ging zu Fuß aus, in einfachem Bürgerrocke, einen weißen Filz tragend, einen höchst mittelmäßigen Regenschirm unter dem Arm, verbeugte sich grüßend rechts und links, ließ sich mit dem ersten besten Mann aus dem Volke in ein Gespräch ein, und trat so einfach auf, wie einst Augustus. Regnete es eben, so nahm er auch wohl einen Bürger unter seinen Regenschirm, begleitete ihn bis zur Wohnung, und sprach unterdessen mit ihm von Politik, alles, ohne sich zu erkennen zu geben. Kein Wunder, daß der Pfahlbürger von solcher Ehre

entzückt war, wenn er zufällig erfuhr, wer sein Begleiter gewesen! So spielte der Bürgerkönig anfänglich seine Rolle sehr wohl, und er bedurfte in der That der Vorsicht und Schlauheit. Denn obgleich König Ludwig Philipp schon im Jahre 1830 von allen europäischen Mächten anerkannt wurde, so blieb doch die Lage des Landes noch längere Zeit hindurch eine äußerst bedenkliche*). Diejenigen Liberalen, welche in der Deputirtenkammer an der äußersten Linken ihre Sitze einnahmen, Lafayette, Odillon-Barrot, Mauguin, Lamarque und andere verdeckte Republikaner forderten, Frankreich solle nicht nur die Belgier, sondern auch die Polen und alle übrigen gegen ihre Regenten auftretenden Völker unterstützen, um ganz Europa des durch die Revolution gewonnenen Glückes theilhaftig zu machen, zugleich aber auch die durch den Pariser Frieden verlorenen deutschen und italienischen Länder wieder erobern. Ein anderer Theil der Liberalen (die gemäßigten) wollte indeß schon zufrieden sein, wenn die Zahl der Deputirten und deren Wähler vermehrt, und hinsichtlich der auswärtigen Politik der von dem Ministerpräsidenten Lafitte aufgestellte Grundsatz der Nonintervention (Nichteinmischung) auch von den auswärtigen Mächten befolgt würde. Diese stimmten mit den auf der rechten Seite

*) Man würde wahrlich sehr irren, wenn man glaubte, das Wohl des Volkes habe durch den Regierungswechsel bedeutend gewonnen, und die Franzosen seien überhaupt sehr zu beneiden. Namentlich haben die Steuern ungemein zugenommen. Frankreich zahlte im Jahre 1842 an directen Abgaben 71,284,716 Franken mehr, als 1830. In den ersten 6 Monaten von 1842 betrugen die indirecten Steuern 29,753,000 Franken mehr, als 1840, und 21,460,000 Franken mehr, als 1841. Aber, erwiedert man, dort hat der Unterthan das Recht, sich selbst zu besteuern. Nur äußerst Wenige haben Einfluß auf diese Entscheidung, auch dort muß fast das ganze Volk Steuer zahlen, ohne daß es erst um die Genehmigung gefragt wird. Etwa nur 220,000 Wähler unter 33 Millionen Franzosen haben das Recht, Deputirte für die Kammer zu wählen, und um zur Wahl berechtigt zu sein, gibt das Geld den Ausschlag. Also mehr Schein, als Wirklichkeit. Der stete Ministerwechsel, die Umtriebe und Herrschaft der Parteien, die glaubens- und sittenlose Sprache der Zeitungen und Romanschreiber, das stete Rütteln an allen Autoritäten, die vielen Proletarier sind wahrlich nicht geeignet, dem bessern Bürger Ruhe, Frieden und Wohl zu verheißen.

sitzenden königlich gesinnten Deputirten in sehr vielen Punkten überein, und machten mit denselben zur Stütze des Thrones das Centrum aus. Die äußerste rechte Seite nahmen solche Deputirte (Legitimisten) ein, welche bei ihrer Vorliebe für streng monarchische Grundsätze die Wiedereinsetzung der vertriebenen Königsfamilie wünschten, wenn sie auch ihre Wünsche nicht laut werden ließen. Außerdem gab es noch offene Republikaner, Henriquisten und Bonopartisten, welche aber in der Kammer keine öffentliche Vertreter hatten. Ludwig Philipp, der Einsichtige, Erfahrene, der alle übersah, nahm eine den Ansichten des Centrums entsprechende Politik an, trachtete, die s. g. richtige Mitte (juste millieu) zu halten, und begann schon bald, ein wirkliches Königthum wieder herzustellen, so sehr dieses auch den Männern der Revolution zuwider war. Lafayette, bisher Anführer der Nationalgarde, — „der Held der Freiheit zweier Welten", ein Schwärmer für amerikanische Freiheit, eitel, volksthümlich, aber ohne Kraft und Entschlossenheit, nahm am 27. Dec. 1830 seine Entlassung*), und Lafitte legte am 12. März 1831 sein Ministerium nieder, nachdem er einen großen Theil seines bedeutenden Vermögens der Revolution geopfert hatte, und manche Hoffnung getäuscht sah. Der König ernannte jetzt einen mit dem System der richtigen Mitte ganz einverstandenen Deputirten Casimir Perier zum Präsidenten des Ministeriums. Derselbe erklärte nicht nur in der Kammer, sondern auch in einem Rundschreiben an die Präfecten, daß die Regierung von der revolutionären Propaganda sich vollständig lossage, und gab durch kräftiges Handeln dieser Erklärung Nachdruck.

Trotz einiger Aufstände in Paris, die jedoch von der Nationalgarde durch Anwendung ernstlicher Mittel unterdrückt wurden, ging König Ludwig Philipp ruhig auf der einmal von ihm betretenen Bahn fort, und kümmerte sich nicht um das Geschrei der liberalen Blätter und um die Drohungen der sich bildenden Vereine. Auf den Wunsch der Deputirtenkammer wurde jedoch die Erblichkeit der Pairs-

*) Er starb am 20. Mai 1834.

würde abgeschafft und dieselbe auf Lebenszeit beschränkt, — und Carl X. nebst seiner Familie für immer vom französischen Boden verbannt. Während die Kammern sich hiermit beschäftigten, kam es in Paris, Straßburg, Marseille, Toulon und in andern Städten zu unruhigen Auftritten, und in Lyon erhoben die Fabrikarbeiter einen blutigen Aufstand, der so ernstlich wurde, daß 20,000 Mann Truppen nothwendig waren, um die Ruhe scheinbar wieder herzustellen.

Perier gelang es, durch Handlungen, die dem Stolze der Franzosen schmeichelten, durch die Sendung der Nordarmee nach Belgien und die Wegnahme von Ancona, die Stimmenmehrheit in der Deputirtenkammer zu erhalten, bis er im Mai 1832 an der Cholera starb. Als die Republikaner sahen, daß nach dem Tode Periers die Regierung noch fortwährend dem Grundsatz der richtigen Mitte treu blieb, erlaubten sie sich nicht nur den frechsten Spott, sondern erhoben auch am 5. Juni in Paris bei dem Begräbniß des Generals Lamarque einen furchtbaren Aufstand, zu dessen Unterdrückung die Regierung eine Macht von 60,000 Mann aufbieten mußte. Als die Ruhe wieder hergestellt war, wurde Paris auf mehrere Wochen in Belagerungszustand erklärt.

Obwohl, wie wir eben schon gehört, die Verbannung der ältern Bourbonen zum Gesetz erhoben worden, so wagte die Herzoginn von Berry dessen ungeachtet, im Monat Mai 1832 nach Frankreich zu kommen, um ihrem Sohne Heinrich die Krone zu verschaffen. Nachdem sie an den Küsten der Provence gelandet, begab sie sich nach der dem rechtmäßigen Königshause ergebenen Vendee, wo es ihr gelang, die Bevölkerung für sich zu gewinnen; aber ihre Absicht erreichte sie nicht, indem die königlichen Truppen durch Uebermacht siegten, und die aufgestandenen Vendeer sich ergeben mußten. Mehrere Anhänger der Herzoginn von Berry wurden aufgegriffen, sie selbst aber irrte lange umher, bis sie endlich am 7. November zu Nantes durch Verrath eines ihrer Vertrauten gefangen, und nach dem Schlosse Blaye bei Bordeaux in strengen Verwahrsam gebracht wurde. Da sich aber die Herzoginn schwanger befand, so wurde sie einige Wochen nach ihrer Niederkunft, die im Monat Mai 1833 erfolgt war, in Freiheit gesetzt. Man fürchtete sie nicht mehr, da sie eine Mißheirath ein-

gegangen war, und die Achtung der Franzoſen nicht mehr beſaß. Die Regierung ließ dieſelbe nach Sicilien einſchiffen, von wo ſie ſich ſpäter nach Oeſterreich begab. Durch das Scheitern der Unternehmung der Herzoginn von Berry, ſo wie durch den am 22. Juli 1832 zu Schönbrunn bei Wien erfolgten Tod des jungen Napoleon wurde der Thron Ludwig Philipps noch mehr befeſtigt.

An der Spitze des nicht lange nach dem Tode Periers ernannten Miniſteriums ſtand der Marſchall Soult, der ſchon ſeit November 1830 Kriegsminiſter geweſen; allein den hauptſächlichſten Einfluß hatten der Herzog von Broglio und Guizot, welche letztere beide Häupter der ſogenannten Doctrinairs waren. Doctrinairs nannte man jene franzöſiſchen Staatsmänner, welchen die Verfaſſung Englands mit ihrer Ariſtokratie des Reichthums als Muſter vorſchwebte. Unter dieſem Miniſterium geſtaltete ſich das Verhältniß Frankreichs zu den auswärtigen Mächten immer freundſchaftlicher; allein im Innern wurden die republikaniſchen Vereine und Geſellſchaften ſtets drohender, und als die Regierung dieſelben ſtrenge unterſagte, kam es am 9. April 1834 in Lyon zu einer blutigen Meuterei, welche von den königlichen Truppen erſt nach ſechstägigem hartem Kampf am 15. April unterdrückt werden konnte. Da die Unzufriedenen einſahen, daß durch offenen Aufruhr ihre Abſicht — Umſturz der beſtehenden Regierung — nicht durchzuſetzen ſei, verſuchten ſie, durch Meuchelmord ihr Ziel zu erreichen. Als am 28. Juli 1835, dem fünften Jahrestage der Juli-Revolution König Ludwig Philipp, von ſeinen Söhnen umgeben, eine Muſterung der Nationalgarden vornahm, und bis in die Gegend des Boulevard du Temple gekommen war, vernahm man plötzlich ein furchtbares Krachen, worauf ein gräßliches Jammergeſchrei folgte; dann ſah man den Boden mit Verwundeten und Sterbenden bedeckt; denn 64 Menſchen waren getroffen worden. Unter den Getödteten befand ſich der Marſchall Mortier, welcher hinter dem Könige geritten; letzterer aber war durch Gottes ſchützende Hand wunderbar erhalten worden. Sein Tod wäre auch beſonders damals für die Ruhe Europas höchſt bedenklich geweſen. Die Höllenmaſchine, welche eine ſolche

grauſe Verwüſtung angerichtet hatte, war von einem Corſen Namens Fieſchi aufgeſtellt und abgefeuert worden. Dieſer Elende verſuchte, ſich durch die Flucht zu retten, wurde aber ergriffen, und am 19. Februar 1836 mit den Mitſchuldigen Pepin und Morey hingerichtet. Später haben noch Alibaud (25. Juni 1836), Meunier (26. December desſelben Jahres) Darmès (15. October 1840), dann Lecomte (16. April 1846) und zuletzt Hénry (Juli 1846) auf den König geſchoſſen; aber deſſen Leben wurde durch Gottes Fügung wunderbar erhalten. Alibaud und Lecomte wurden hingerichtet, Meunier und Darmès lebenslänglich verbannet, und Hénry, den man Anfangs zur Galeere verurtheilt hatte, ſchickte manin ein Irrenhaus, das beſte Mittel, um den Frevel von ſeiner Scheingröße zu entkleiden, womit er von eiteln, verkommenen oder für heidniſch-republikaniſche Grundſätze ſchwärmenden Menſchen umgeben wurde. Als ſehr geeignete Bewohner für Tollhäuſer mochten die Königsmörder nicht erſcheinen, für große Böſewichter zu gelten — ſchämten ſie ſich nicht. Welche Begriffsverwirrung, welche ſittliche Geſunkenheit! Die Doctrinairs hielten ſich mit geringen Unterbrechungen im Miniſterium bis zum Monat Februar 1836, wo Thiers an die Spitze der Verwaltung trat. Dieſer war ein junger Mann, der als Schriftſteller durch ſeine Arbeiten in Zeitungen und durch ſeine im Sinne des Liberalismus verfaßte Geſchichte der Revolution ſich Beifall erworben hatte, und von Laffitte zum höheren Staatsdienſt herangezogen war. Schon 1832 war er Miniſter des Innern geweſen. Thiers, dünkelhaft und keck, und der Eitelkeit ſeiner Landesleute gerne ſchmeichelnd, nahm bald eine drohende Stellung gegen das Ausland an, konnte ſich aber nicht lange auf ſeinem Poſten behaupten, weil die republikaniſchen Vereine, welche noch immer nicht unterdrückt waren, den König beſorgt machten, auch wohl, weil Letzterer, der ſelbſt den Thiers überſchaute und beherrſchte, ihn nicht länger halten wollte. An Thiers Stelle trat ſchon am 7. Sept. Graf Molé, und mit ihm kamen die Doctrinairs wieder an das Ruder, die gegen das Ausland ſich mit Mäßigung benahmen. Sie waren dem Könige genehmer, weil er Frieden und Ruhe wünſchte, um ſeinen Thron immer mehr zu befeſtigen.

Ludwig Bonaparte, Sohn des ehemaligen Königs von Holland, der außer dem Namen und der Verwandtschaft mit dem Kaiser der Franzosen nichts gemein zu haben, und für den Napoleons Schwert zu schwer zu sein schien, versuchte am 30. Oct. in Straßburg, wohin er heimlich gekommen war, einen Aufruhr anzustiften, und sich als Kaiser Napoleon II. ausrufen zu lassen; er wurde aber nebst seinen Anhängern entwaffnet und gefangen genommen. Da die Regierung Bedenken trug, einen Napoleoniden vor Gericht zu stellen, so ließ sie ihn nach Amerika bringen, von woher er im folgenden Jahre zurückkehrte. Später im August 1840 wiederholte er sein keckes Unternehmen, indem er bei Boulogne mit 60 Bewaffneten landete; allein der Abenteurer fand hier keinen Anhang, wurde ergriffen und vor Gericht gestellt. War man das erste Mal zu schonend mit ihm verfahren, so brauchte man jetzt mehr Ernst, und verurtheilte ihn zu lebenslänglicher Einsperrung im Schlosse Ham. (Im Monat Mai 1846 gelang es ihm, von dieser Feste zu entkommen.) So schnell und wirkungslos endigte diese Tragikomödie, deren Held hier nur als Theaterheld auftrat. Später wird er seine Rolle besser spielen.

Das Ministerium Molé behauptete sich bis zum 9. April 1839, wo ein Ministerium Soult an dessen Stelle kam, das sich bis zum Monat Februar 1840 hielt, wo die syrische Angelegenheit die Ruhe Europa's ernstlich bedrohete. Nothgedrungen wandte sich der König wieder an Thiers, „den treuesten Sohn der Juli-Revolution," wie dieser sich selbst nannte. So entstand das Ministerium vom 1. März. Einer der ersten Schritte des Ministeriums Thiers war ein Unternehmen, wodurch der Eitelkeit der Franzosen geschmeichelt, die Begeisterung der großen Nation geweckt, und wahrscheinlich auch gezeigt werden sollte, daß man sich nicht mehr vor den Napoleoniden fürchte, so sehr man auch den Napoleon achte. Man beschloß, die Asche Napoleons zurückzufordern. Als diese Forderung von England bewilligt worden, genehmigte die Deputirtenkammer zu den erforderlichen Kosten eine Million Franken, und der Prinz von Joinville, Sohn des Königs, segelte mit einem Kriegsschiffe nach St. Helena, sie abzuholen. Hier wurde der vierfache Sarg des Exkaisers

am 15. October ausgegraben. Der Leichnam war gut erhalten, und nachdem man nach einer glücklichen Fahrt am 30. November in Cherbourg gelandet, wurde derselbe am 15. December in dem Invaliden-Dom zu Paris mit den größten Feierlichkeiten beigesetzt.

Da inzwischen die europäischen Großmächte in der syrischen Angelegenheit ohne Frankreich gegen Mehemet Ali entschieden hatten, machte Thiers ungeheure Rüstungen, und selbst von der stets höchlichst ersehnten Eroberung der Rheingränze war bei ihm und seinen Anhängern im Ernste wieder die Rede, allein König Ludwig Philipp wollte nicht ganz Europa zum Kampfe herausfordern, seinen eben befestigten Thron nicht wieder zum Wanken bringen, und versagte daher den Planen des kriegerisch gesinnten eiteln Ministers seine Zustimmung. Thiers mußte daher mit seinen Amtsgenossen sich zurückziehen, und das Ministerium Soult trat an deren Stelle. (Soult, noch umgeben von dem Glanze der Kaiserzeit, Kriegsminister und Präsident, ihm zur Seite stand der besonnene und gemäßigte Guizot für die auswärtigen Angelegenheiten.) Die früher schon beabsichtigte, aber dann gescheiterte Befestigung von Paris wurde jetzt durchgesetzt, und nach einem großartigen Maßstabe sogleich damit begonnen. Ein Meisterstück der Regierung! Fürder wird Paris zu bezwingen sein, wenn man nur will; wer aber Paris beherrscht, beherrscht Frankreich. Nachdem der Marschall Soult in der Kammer nachgewiesen, daß Frankreich von den übrigen Großmächten in der syrischen Angelegenheit keinesweges beleidigt, dieses vielmehr durch Thiers Schuld sich von den Verhandlungen zurückgezogen habe, wurde seit Juli 1841 die Stellung gegen Preußen, Oesterreich und Rußland wieder freundschaftlicher; nur gegen England blieb bis in die neueste Zeit die Stimmung eine gereizte, wie sich dieses wiederholt kundgab, und dazu haben die Franzosen allerdings gute Gründe. Während England seine weiten Arme und langen Hände nach allen Gegenden hin ausstreckt, hier erdrückt, dort wegnimmt, und überall, die Pistole in der Hand, einen für Großbritannien vortheilhaften Handelstractat zur gefälligen Unterschrift vorlegt, ohne sich von irgend einer Macht darin beirren zu lassen, möchte es

Frankreich, den treuen Verbündeten, in allen Bewegungen hindern, und gleich sein Veto einlegen, wenn die französische Flotte auch einmal ein Lebenszeichen von sich geben will.

In dem in den letzten Tagen der Restauration eroberten Algier fand Frankreich einen Ableiter seiner unruhigen Köpfe — eine Art Fontanelle — und zugleich der kriegerische Sinn der französischen Nation eine angemessene Beschäftigung, die für das Wohl der Menschheit nicht unnütz ist. Der Kampf, den die Franzosen in Algerien zu bestehen hatten, war ein äußerst schwieriger, und sie erlitten Anfangs deshalb manchen Unfall, weil die dorthin gesandten Streitkräfte zu gering waren, und ihnen der Boden und die numidische Kampfart der Bewohner ungünstig ist. Die Regierung war längere Zeit unschlüssig, ob sie das eroberte Land behalten, oder wieder aufgeben wolle. Als man sich, mehr aus Gründen der Ehre, als des Nutzens, für das erstere entschieden hatte, wurde Oran und Bona erobert, Budgia befestigt und der Marschall Clauzel und der Herzog von Orleans unternahmen im Herbste 1835 einen Zug gegen Maskara, weil der Emir Abdel Kader den Frieden treulos gebrochen hatte. Die Stadt wurde besetzt, weil aber Lebensmittel fehlten, nach einigen Tagen wieder verlassen. Im Spätherbste des folgenden Jahres brachen die Franzosen unter dem Marschall Clauzel gegen den Beherrscher von Constantine, Achmet Bei auf; weil die Stadt sehr fest war, und die Truppen durch die schlechte Witterung bedeutend gelitten, so mußten sie mit großem Verluste am 24. November den Rückzug antreten.

Das Unternehmen gegen Constantine, diesmal gescheitert, gelang im Herbste 1837. Clauzels Nachfolger Damrémont und der Herzog von Nemours, zweiter Sohn des Königs, brachen Ende Septembers gegen Constantine auf, und am 13. October wurde diese feste Stadt mit Sturm genommen, nachdem eine Kanonenkugel den General Damrémont getödtet und der General Valée statt seiner den Oberbefehl übernommen hatte. Durch die Erstürmung von Constantine wurde der Sturz des Raubstaates Algier vollendet. Von 1838—1847 bedrohte Abdel

Kader, obwohl oftmals besiegt, durch Aufwieglung eingeborner Volksstämme in jedem Jahre die Ruhe der französischen Besitzungen.

Im Monat März 1841 trat General Bugeaud an die Stelle des Marschalls Valée; er engte Abdel Kader mehr und mehr ein, nahm demselben Tlemsen und Mascara, ohne ihn vollständig zu vernichten. Leicht würden die Franzosen diese Nomaden in offener Feldschlacht bezwungen haben, aber das wußte auch der kluge und tüchtige Abdel Kader, darum vermied er eine solche, und beschränkte sich auf unvermuthete rasche Ueberfälle und eben so schnelle Rückzüge. In den Jahren 1842 und 1843 erschien Abdel Kader, von Marocco unterstützt, wieder im Felde. Um diesen Raubstaat dafür zu züchtigen, begannen die Franzosen im Sommer 1844 einen Land- und Seekrieg gegen denselben. Eine Flotte unter dem Prinzen von Joinville blokirte die marocanische Küste, beschoß am 11. Tanger, am 15. August Mogador, und zerstörte die Festungswerke beider Städte. Am nämlichen Tage, am welchem Mogador erobert wurde, erfocht das Landheer unter Bugeaud einen glänzenden Sieg über die Maroccaner am Flüßchen Isly, obwohl diese an Zahl den Franzosen weit überlegen waren. General Bugeaud wurde dafür zum Marschall ernannt und erhielt den Titel „Herzog von Isly." Diese, so wie frühere glänzende Waffenthaten der Franzosen in Afrika fanden auch außer Frankreich Anerkennung, und wurden namentlich in Deutschland freudig begrüßt, weil dort die Bildung gegen die Barbarei kämpft, aber leider nicht immer ohne Barbarei. Nach vielen Kämpfen mit den Franzosen und den Maroccanern mußte Abdel Kader von den letztern hart gedrängt sich zuletzt (23. December 1847) dem französischen General Lamorciere ergeben und wurde nach Frankreich gebracht. Jetzt erst, da dieser gefährliche Feind der Franzosen unschädlich geworden, können sich dieselben des ruhigen Besitzes von Algerien erfreuen. Der Emir gehört nebst Mehemed Ali zu den wenigen bedeutenden Persönlichkeiten des Islams aus der neuesten Zeit. Er wird gegen das gegebene Wort noch immer in Frankreich festgehalten, und vergeht vor Sehnsucht nach der heißern Sonne, nach den freien Wild-

niſſen, nach den muthigen Kampfroſſen und nach den Zelten ſeines Vaterlandes. Frankreich befürchtet, daß nach ſeiner Befreiung das alte Spiel wieder beginnen werde, um ſo mehr, als auch die Stämme Afrika's keine Männer von Wort ſind.

Während die franzöſiſchen Waffen in Nordafrika rühmliche Siege erfochten, machte der katholiſche Glaube dort friedliche Fortſchritte. Nachdem in jenen Gegenden bereits einige katholiſche Kirchen entſtanden waren, wurde am 25. Auguſt 1838 zu Algier ein Bisthum gegründet, und der fromme und eifrige Abbé Dupuch daſelbſt als Biſchof eingeſetzt, der aber nachher ſeine Stelle niederlegte. Alles, was ſeitdem in Algerien für die katholiſche Religion geſchieht, berechtigt zu den ſchönſten Hoffnungen für die Zukunft. —

In Frankreich nahm nach der Juli-Revolution der Unglaube ab, die Kirche gewann wieder feſtern Boden und ihre ſegensreichen Anſtalten zum Wohle der leidenden Menſchheit, zur Erziehung und Bildung der Jugend kamen in Aufnahme; die Gotteshäuſer wurden auch in größeren Städten wieder beſucht, die heiligen Sakramente im Ganzen nicht mehr verſchmähet. Der würdigen Geiſtlichkeit fehlte es nicht an jener Achtung, welche ihr zu einer heilbringenden Amtsführung nothwendig iſt. Alle Biſchöfe des Landes begannen vereint den Kampf gegen den Zwang, womit die Pariſer Univerſität den Unterricht feſſelt. (Noch gegenwärtig iſt dieſer Kampf nicht ausgekämpft.) Dies alles geſchah, ſo ſehr auch eine ungläubige Preſſe ſich dagegen ſträubte. In den Jahren 1844 und 1845 ging die wilde Jagd in Frankreich wieder gegen die Jeſuiten, die ſtets von allen Revolutionären, im Staate wie in der Kirche, befehdet wurden.

§ 39.

Die nordamerikaniſchen Freiſtaaten.

Wenden wir unſern Blick jetzt auf die nordamerikaniſchen Freiſtaaten, nach denen aus Europa, beſonders aus

Deutſchland, jedes Jahr viele Tauſende von Auswanderern ziehen, ohne daß die Mehrzahl das erträumte Glück dort findet. In den nordamerikaniſchen Freiſtaaten, deren Entſtehen bereits erzählt iſt, hat der aus dem Senate und dem Hauſe der Abgeordneten zuſammengeſetzte Congreß die geſetzgebende Gewalt. Es ſind mithin zwei Kammern da, wie in England, allein Amerika hat keine engliſchen Erſtgeborne, keinen uralten gebildeten Adel, aus welchem man ein Haus von Lords hätte zuſammenſetzen können. Die beiden Häuſer waren und ſind nur künſtlich hervorgerufene Abtheilungen der nämlichen Demokratie.

Ein Präſident, der alle vier Jahre tumultuariſch neu gewählt wird, übt die vollziehende Gewalt aus, und iſt Sclave ſeiner Partei. Der Gebietsverein beſtand ehemals nur aus 13 Staaten, nämlich: Virginien, Georgien, Maſſachuſetts, Maryland, Neu-York, Neu-Hampſhire, Delaware, Pennſylvanien, Neu-Jerſey, Connecticut, Rhode-Island, Süd-Carolina, Nord-Carolina. Nach und nach wurden noch folgende Staaten in den Verein aufgenommen: Vermont, Teneſſee und Kentucky, Ohio, Louiſiana, Indiana, Miſſiſippi, Illinois, Alabama, Maine, Miſſuri, Michigan, Arkanſas, Florida, Jowa, Texas, Wisconſin. Außerdem gibt es noch einige ſ. g. Gebiete der Union. Sobald ein Gebiet 60,000 Einwohner enthält, kann es ſich eine Verfaſſung geben, und tritt in die Reihe der Staaten. Der Sitz des Congreſſes und die Hauptſtadt ſämmtlicher Vereinsſtaaten iſt Waſhington. Die gegenwärtige Bedeutung von Nordamerika iſt übrigens nicht zu verkennen. Ein deutſcher Geſchichtſchreiber äußert hierüber: „England will ſich die Weltherrſchaft durch ſeinen Handel ſichern; dasſelbe erſtrebt, vorläufig auf ihrer Hemiſphäre, die Union der Freiſtaaten von Nordamerika. Bis an den Anfang der zwanziger Jahre war (Nord-) Amerika, das überdies damals kaum 8—9 Millionen Menſchen hatte, im Nachtheil; von dem Augenblicke an, wo England Rußlands Pläne gegen die Türkei bewachen mußte, kam es in Vortheil. Mit dem Jahre 1842, wo England wegen Afghaniſtan in Noth war, und im Aſhburtonvertrag das Durchſuchungsrecht amerikaniſcher

Schiffe aufgeben mußte, wird dieser Vortheil, der bisher mehr eine Art Geheimniß war, offenkundig, und von nun an beginnt der reißende Lauf der Amerikaner, der Oregon, Texas, Californien verschlingt, und in die nordamerikanische Bewegung hineinreißt. Die Union ist in einem fortwährenden Vordringen über ihre Gränzen begriffen, der Strom europäischer Einwanderung führt ihr mit jedem Jahre neue Kräfte zu, ihre Handelsflotte ist bereits die zweite der Welt. Niemanden sieht der englische Kaufmann so ungern auf seinen Märkten erscheinen, als den Nordamerikaner." — Diese schätzen übrigens hauptsächlich materielle Güter und das Geschick dieselben zu erwerben, deshalb ist Ansehen und Macht vorzüglich bei den Reichen, obwohl die Volksmasse eigentlich Gebieter ist, indem sie durch Wahlen die Staatsämter besetzt, und in außerordentlichen Fällen ihre Ansichten durch die Gewalt der Fäuste geltend macht. „Es ist, sagt Tocqueville, ein unwandelbares Ereigniß heut zu Tage in den vereinigten Staaten, daß die tüchtigsten Männer selten zu öffentlichen Aemtern berufen werden, und man muß bekennen, daß dies der Fall gewesen ist in dem Maße, als die Demokratie ihre vorigen Gränzen überschritten hat." — Ausgezeichnete Männer werden bewogen, eine Laufbahn zu vermeiden, welche sie in Unabhängigkeit und ohne Selbsterniedrigung nicht verfolgen können. — „Wenn du das Haus der Volksvertreter zu Washington betrittst, so bist du erstaunt über die gemeine Erscheinung jener großen Versammlung. Vergebens blickst du umher nach irgend einem Manne von großem Ruhme. Die Mitglieder sind gewöhnlich unbedeutende Menschen, deren Namen auf nichts Merkwürdiges deuten. Es sind meistens Dorfadvocaten, Gewerbetreibende, oder Personen von einem geringen Geschäft. Obgleich Erziehung fast allgemein ist in Amerika, können die Volksvertreter, heißt es, nicht immer richtig schreiben." So sind auch die Prügelscenen zu erklären, die im Congreß vorfallen. In allen genannten Staaten herrschen fortwährend Parteikämpfe der Aristokraten und Demokraten. Blutige Raufereien, schamloser Betrug und Meineid gehören dort fast zur Tagesordnung. Eine wilde und schamlose Demokratie verschlingt alle Gewalt. Schon Jefferson, selbst Amerikaner, klagt hierüber:

„Ich bedaure, daß ich nun ſterben ſoll in dem Glauben, daß die unnütze Selbſtopferung, wodurch das Geſchlecht von 1776 Selbſtregierung und Glückſeligkeit ſeinem Lande erwarb, nichtig gemacht werden ſoll durch die unweiſen und unwürdigen Leidenſchaften ſeiner Söhne, und daß mein einziger Troſt ſein muß, daß ich nicht lebe, um darüber zu weinen.“ Auch der unabhängige Richterſtand iſt von dem Verderben nicht frei geblieben. Reiſende erzählen uns mit Staunen, daß die Richter in Amerika während wichtiger Verhandlungen aßen und tranken, und daß der Vorſitzer beim Ableſen des Urtheils Käſe und Brod aß, und Theilchen dieſer Maſſe mit den Worten zugleich aus ſeinem Munde hervorgehen ließ. In den Gerichtsſälen herrſcht ſo wenig Würde, wie in den Kammern. Die Urtheile ſelbſt aber werden nach der Laune des Augenblicks gefällt. Preßfreiheit herrſcht freilich in Amerika, aber der Schriftſteller iſt vielleicht nirgends in der Welt ſo beſchränkt, als eben im klaſſiſchen Lande der Freiheit. Niemand wagt zu ſchreiben, weil er fürchten muß, dem Pöbel zu mißfallen. Die nordamerikaniſchen Zeitungen wimmeln von Lügen, und die meiſten Redacteure und Mitarbeiter verhalten ſich wie der Pöbel, den man bei den Wahlen braucht. Jemand beſtellt nämlich handfeſte Burſche, die für Geld zu haben ſind, mit Knütteln, der Gegner aber fängt ſie ihm ab, zahlt mehr, und nun ſchlagen ſie mit ihren Knütteln auf den, der ſie zuerſt gedungen.

Der Freiheitsſinn gränzt oft an Wahnſinn, wie bei der Stiftung eines Knabeninſtituts, Gardiner Lyceum genannt, im Staate von Maine. Der Schule ſtand es zu, mit allgemeiner Abſtimmung 8 oder 10 Knaben zu wählen, welche mit der geſetzgebenden Gewalt bekleidet waren, und einmal in der Woche über die Leitung der Schulangelegenheiten ihre Berathungen hielten. Der Schulmeiſter und ſeine Gehülfen hatten nur ein Veto über ihre Proceduren. Sie konnten begnadigen, aber nicht ſtrafen. In dieſer jungen Republik zeigte es ſich bald, daß die geſetzgebende Gewalt eine ſtarke Neigung hatte, die vollziehende zu verſchlingen, — daß der Meiſter, gleich dem amerikaniſchen Präſidenten, nicht der Meiſter war, und daß das Volk und ſeine Vertreter in der Geſetzgebung ihn hinderten, die

Reichsruthe mit solcher Kraft zu schwingen, als nöthig war, um einen heilsamen und dauernden Eindruck hervorzubringen. Wie immer der Fortschritt der Schüler in demokratischer Wissenschaft und in denjenigen Fertigkeiten, welche sich am besten an Feiertagen und halben Feiertagen erlernen lassen, gewesen sein mag, sie machten keine irgendwie gleiche Fortschritte in grammatischem, arithemetischem, geographischem und mathematischem Wissen. Und so ward denn für dienlich erachtet, die Regierungsform in eine derjenigen verwandten umzuändern, welche sich seit den Tagen Salomons am meisten bewährt hat.

Als Uebelstand in den amerikanischen Verhältnissen ist auch noch anzuführen die Unstetigkeit der Gesetze, die Verschiedenheit der Gesetzgeber in jedem einzelnen der vereinigten Staaten, sowie der beständige Wechsel ihrer Hervorbringung. (Sieh P. F. Aickens vergleichende Darstellung der Constitution Großbrittaniens und der vereinigten Staaten von Amerika.) Umstände genug zur Ueberzeugung, daß die amerikanische Verfassung nicht in jeder Beziehung so beneidenswerth ist, wie Unkundige wähnen! Gleichwohl geben wir zu, daß sie auch ihre Lichtseite hat, die aber oft genug und fast allein hervorgehoben ist. Zu der Schattenseite nordamerikanischer Zustände gehört auch der Sclavenhandel, der hier zur Schande der Menschheit noch vertheidigt und geübt wird, und zwar mit fast allgemeiner Billigung. Die Bewohner von Charlestown stürmten vor einigen Jahren das Posthaus ihrer Stadt, und verbrannten die Schriften gegen die Sclaverei, die sich dort befanden. In Washington fehlte nicht viel, daß der Pöbel einen Prediger der Sclavenbefreiung gehängt hätte. Virginien setzte auf Auslieferung eines Führers der Abolibionisten (Freunde der Befreiung) einen Preis von 30,000 Dollars. Am 8. Februar 1836 beschloß die Repräsentenkammer mit 201 gegen 7 Stimmen, daß der Congreß nicht die Befugniß habe, sich in die Sclavenverhältnisse der einzelnen Staaten zu mischen, und daß die Abschaffung der Sclaverei eine Verletzung des öffentlichen Vertrauens und eine für das Bestehen der Union unkluge, unpolitische Handlung sei. Kein Wunder, wenn bei solcher Gesinnung der Regierung

zu St. Louis ein Pöbelhaufe vor das Bureau einer Zeitung, welche die Sclaverei als eine Sünde zu bezeichnen die Kühnheit gehabt, wüthend zog, es zerstörte und den Herausgeber zur Flucht zwang, und wenn der menschlich gesinnte Advokat Birney in Cincinati im J. 1836 ein ähnliches Loos fand, indem man seine Wohnung plünderte, und seine Presse in den Ohio schleuderte, und die Häuser farbiger Menschen niederriß, während Birney hatte flüchten müssen! Der Congreß beschloß noch in den Jahren 1839 und 1840 weder Dank- noch Bittschriften für Abschaffung der Negersclaverei zu berücksichtigen, oder auch nur anzunehmen, denn er scheint mit der Mehrzahl des Volkes zu glauben, die vereinigten Staaten können bei Aufhebung der Sclaverei nicht bestehen. Traurig, seine Freiheit und sein Glück auf den Ruin fremder Freiheit und fremden Wohlstandes gründen zu wollen! Als wenn das Unrecht minder unrecht wäre, weil es Einzelnen Nutzen bringt! Hält man den Nordamerikanern das Beispiel Englands vor, so sagen sie, Amerika würde als Entschädigungssumme nicht nur 20 Millionen Pfund Sterling, sondern mehr als 66 Millionen zu zahlen haben, da England 750,000 Sclaven loszukaufen hatte, Nordamerika aber deren 2,500,000 loskaufen müßte. Aber auch durch diese Entschuldigung wird Unrecht nicht Recht, und es macht einem Volke, das so sehr mit seiner Freiheitsliebe prunkt, wenig Ehre, über solche Massen unglücklicher Sclaven zu herrschen. Selbst die freien Neger finden in Nordamerika ein trauriges Loos. Sie wohnen vorzüglich in den nördlichen Staaten, wie New-York und Neuengland, wo man Sclaven entbehren kann, während sie in den südlichen, wo das Zuckerrohr, die Baumwolle und der Tabak wachsen, die eine sorgfältige Behandlung von vielen Händen erfordern, als Sclaven beibehalten sind. Die freien Neger sind nun freilich Bürger, ohne daß sie ihre politischen Rechte durchsetzen können. In seinen Kirchen will der stolze Yankee sie nicht neben sich dulden. (Zu Ehre der katholischen Religion muß bemerkt werden, daß diese eine solche Unterscheidung nie gekannt hat, noch kennt.) Sie können es nur bis zum Lastträger und Diener bringen, und auf den Dampfwagen und Dampfbooten wird

ihnen nur der schlechteste Platz eingeräumt. Eben so ungerecht wie gegen die Schwarzen, handeln die Nordamerikaner auch gegen die Farbigen überhaupt. Sie drängen die Urbewohner des Landes aus ihren Wohnsitzen, und mäkeln mit ihnen über Abtretung von Ländereien, und hüten sich, daß sie keinen unvortheilhaften Handel abschließen, geben ihnen Gift in dem gebrannten Wasser, oder führen gegen die unglücklichen Indianer Vernichtungskriege, wie denn die alten Stämme auch immer mehr zusammenschmelzen. Menschlich und christlich wäre es, sie für den Ackerbau und die Gesittung zu gewinnen. Dies ist dann auch das Streben der katholischen Glaubensboten.

Während der Protestantismus sich dort in eine Legion von Secten auflöset, ist der Zustand der katholischen Religion in den nordamerikanischen Staaten höchst erfreulich. Den ersten bischöflichen Sitz daselbst gründete Papst Pius VI. im Jahre 1789 zu Baltimore. Dieses Bisthum wurde später zum Erzbisthum erhoben. Nach den genauen Berichten der Jahrbücher zur Verbreitung des Glaubens (1851, VI.) gibt es gegenwärtig in den vereinigten Staaten, 34 Bisthümer und 2 apostolische Vicariate. Die Erzbisthümer sind: Baltimore (Maryland), Neu-York, Neu-Orleans (Louisiana), Cincinati (Ohio), St. Louis (Missouri), Oregon-City (Oregon). Es befinden sich dort 1832 katholische Kirchen und Kapellen, 1303 Priester, 322 Seminaristen, 34 Mannsklöster, 66 Frauenklöster, 194 Lehranstalten, 108 Wohlthätigkeitsanstalten, und nach der amtlich vorgenommenen Volkszählung 1,638,500, während indeß die wirkliche Gesammtzahl der katholischen Bevölkerung viel höher steigt, und von Einigen auf 2, von Andern auf 3 Millionen angegeben wird. Sie erreicht jedenfalls 2 Millionen Da die ganze Bevölkerung 20 Millionen stark ist, so befindet sich also auf 10 Amerikaner ein Katholik, während man zu Ende des vorigen Jahrhunderts nur Einen auf 200 zählte. „In eben dem Maße — sagt Capitän Marryat (ein Tagebuch in Nordamerika) — als sich durch Uneinigkeit und Gleichgültigkeit die protestantische Sache in Amerika von Tage zu Tage schwächt, gewinnt die katholische Kirche daselbst fortwährend an Stärke, und wie leise das Fortschreiten

derſelben im Lande auch ſei, ſie iſt doch ſicher und bleibend.“ Unter den Proteſtanten gibt es über 150 Secten: darunter die Gemeinde der Episcopalen, dieſelbe mit der engliſchen Hofkirche; Puritaner, die eine reinere Lehre zu haben vorgeben, durch Verfolgung aus England vertrieben; Independenten, welche ſich von der engliſchen, geſetzlich etablirten Kirche losriſſen, und aus dem Vaterlande wandern mußten; Congregationaliſten, von den engliſchen Independenten abſtammend, und ihre Kirchenangelegenheiten durch Congregationen und Synoden ſchlichtend. Ferner ſind in Nordamerika Presbyterianer, die nicht Biſchöfe, ſondern nur Aelteſte (Presbyteri) in der Kirche angeſtellt wiſſen wollen; die Methodiſten-Gemeinde, geſtiftet von John Wesley mit ſeinem Freunde Whiteſield, in der Abſicht, ein ſtreng geregeltes Leben zu führen, von welcher Methode ihre Anhänger Methodiſten hießen. Dieſe, anfänglich ſehr eifrig, ſind jetzt zum großen Theile gleichgültig im Glauben, leichtſinnig in den Sitten, dann auch zur tollen Schwärmerei hinneigend; berüchtigt ſind ihre Feldverſammlungen. Man findet dort Baptiſten oder Wiedertäufer; Quäker, unter denen die ſpringenden (Shaking Quakers), die bei ihrem ſ. g. Gottesdienſte tanzen und ſpringen, die merkwürdigſten; Herrenhuter, Unitarier, welche die Lehre von der h. Dreifaltigkeit verwerfen; Mennoniten, Swedenborgianer, Jeruſalemitaner, Bethlehemiten, Sioniten; dann folgen die Bryoniten und die Ranters. Die erſten verſtehen die Bibelſtelle vom Augausreißen, und die letztern jene vom Armabhauen wörtlich, und handeln auch wohl darnach. Die Latidudinarier lehren, der Weg zum Himmel ſei nicht enge, ſondern weit. Die Tunkers, Abkömmlinge von den alten Wiedertäufern, heißen ſo von dem bei ihnen gebräuchlichen Untertauchen bei der Taufe. Die Bibelchriſten eſſen nur Pflanzen und trinken nur Waſſer. Die Rappiſten haben nur zeitliche Zwecke im Auge. Die Atheiſten als Gemeinde ſind jetzt im Verfall. Gegen das Läugnen des Daſeins Gottes empört ſich zu ſehr Verſtand, Gemüth und die entgegengeſetzte allgemeine Annahme aller Völker. Die Marmoniten, laſterhaft, ausſchweifend und unruhig,

so geheißen vom Buche Marmon, einer Sammlung der albernsten Mährchen, z. B. daß Briefe von Gottes Hand geschrieben, für die Marmoniten vom Himmel fielen, deren Schriftzüge verschwinden, wenn man sie abschreiben will. Endlich folgen die Universalisten, welche glauben, daß alle Religionen gleichen Werth hätten, und daß es keine ewigen Strafen gebe, zuletzt gibt es in Amerika noch Deutsch-Holländisch-Vereint-Reformirte, evangelisch-Lutherische, Juden u. s. w. u. s. w.

Wie erhaben steht in der Mitte aller Secten die katholische Kirche, mit ihrer Einheit in der Lehre, im Gottesdienste und in der Kirchenregierung! Sie breitet sich segensvoll überall aus, wo man ihre Hände nicht bindet, während andere Gemeinden sich gerade durch Freiheit in Secten auflösen, und des Zusammenhaltens Seitens weltlicher Regierungen nicht entbehren können. Kein Wunder, daß die katholische Kirche auch in Amerika den Neid der Andersgläubigen erweckt, obschon die Regierung sie durchaus in ihrer Freiheit nicht beeinträchtigt! So zerstörte im Sommer 1844 der protestantische Pöbel zu Philadelphia die katholischen Kirchen und verübte gegen die Katholiken, gegen Priester und Nonnen die furchtbarsten Gräuel, und dieses ist nicht das erste Beispiel ihrer Wuth, und wird auch wohl nicht das letzte sein.

Die Ereignisse in Deutschland von 1830—1848.

§ 40.

Oesterreich.

In Deutschland herrschte jetzt, wenn man die vorübergehenden Bewegungen in den Jahren 1810—33, deren wir schon gedacht, nicht in Anschlag bringt, ein dreiunddreißigjähriger Friede. Aber es war ein Friede, dessen dennoch

nicht Alle froh wurden; durch fremde wie durch eigene Schuld. Der deutsche Bund trat zwar den maßlosen Forderungen und Anmaßungen jener Leute, die mit der bestehenden Ordnung der Dinge unzufrieden waren, entschieden entgegen, wogegen er es versäumte, manche herrschende Mißbräuche und wirkliche Uebelstände abzustellen. Zudem hätte derselbe, selbst nach dem Urtheile besonnerer Männer, mehr für das wahre Wohl des Volkes leisten können, als er gethan hat. Hier soll jedoch nicht geläugnet werden, daß in der Zeit des Friedens manches für das materielle Wohl geschehen; denn Städte und Länder erhielten ein besseres Ansehen; neue Verbindungsmittel wurden geschaffen, zahlreiche Straßen und Eisenbahnen gebauet; auf allen Hauptflüssen Deutschland führte man die Dampfschifffahrt ein, Handel und Gewerbe nahmen einen erfreulichen Aufschwung. Trotzdem stiegen, besonders in den größern Städten und an den Fabrikörtern, Noth und Armuth bei den untern Classen zu einer beklagenswerthen Höhe und zwar aus Gründen, die von obenher nicht alle zu besiegen waren.

Einige Steuern waren für die niedern Classen drückend. Glauben und Religion kamen den Massen des Volkes nicht stets ohne Schuld der Regierungen immermehr abhanden. Aus diesen und noch andern Gründen bereiteten sich die Ereignisse vor, welche im Jahre 1848 hereinbrachen, wie wir in der Folge mittheilen werden.

Jene Männer, welche zur Befreiung Deutschlands von der napoleonischen Herrschaft das Meiste beigetragen hatten, wurden bald nach einander vom irdischen Schauplatze abberufen. Am 2. März 1835 starb Kaiser Franz I. von Oesterreich in seinem 67. Lebensjahre und im 43. der Regierung seiner Erblande. Vierzehn verhängnißvolle Jahre hatte er früher die deutsche Kaiserkrone getragen. Als sein Hinscheiden in Deutschland bekannt wurde, da ergriff es mächtig die Geister und Gemüther, war ja Franz der letzte Kaiser eines tausendjährigen Reiches. Mit seinen trefflichen Eigenschaften als Herrscher verband er die Einfachheit eines Bürgers und braven Hausvaters; er hat in guten wie in schlimmen Tagen sein Vertrauen auf Gott gesetzt. Von seinen Unterthanen wurde Franz aufrichtig geliebt. Sein ältester

Sohn bestieg als Ferdinand I. den Kaiserthron Oesterreichs. Er war schon seit 1830 König von Ungarn. Ein frommer und wohlgesinnter Fürst. Des Vaters kluger Rathgeber, der Fürst Metternich, stand auch ihm zur Seite. Mit Grund wirft man der österreichischen Regierung unter Franz und Ferdinand vor, daß sie zur Zeit des Friedens nicht die wahrhaft zeitgemäßen und wirklich nothwendigen Verbesserungen in der Verfassung und Verwaltung der Länder des Kaiserstaats vorgenommen; allein man fürchtete durch Reformen und einzelne Zugeständnisse unwiderstehlich auf der Bahn der Revolution fortgerissen zu werden. Dann ist auch nicht zu übersehen, daß es sehr schwer hält, in Oesterreich, welches aus so vielen Ländern mit verschiedenen Zuständen, Interessen und Nationalitäten besteht, es Allen recht zu machen. Fürst Metternich verstand es meisterhaft, beide Kaiser in dieser Meinung zu bestärken. Er und seine Gesinnungsgenossen im kaiserlichen Rathe sind wohl nicht von einem großen Theil der Schuld an dem Unglücke loszusprechen, das im Jahre 1848 über den Kaiserstaat hereinbrach, wenn gleich der mächtige Minister auch über Gebür herabgesetzt ist*).

Mehr gereicht es der Regierung Franzens und Ferdinand's zum Vorwurfe, daß sie die Fesseln, in welche die ungläubige Gesetzgebung Joseph's II. die Kirche geschlagen, nicht löste, wobei zugleich zugestanden werden muß, daß die Religiösität und persönliche Milde beider Herrscher die Härte mancher noch bestehenden kirchenfeindlichen Verordnungen weniger fühlen ließ.

Zum „Systeme" Metternich's gehörte auch noch, daß die Presse in politischer und kirchlicher Hinsicht strenge überwacht wurde, dagegen aber die unsittlichsten Erzeugnisse ungehindert zu Tage fördern durfte. Trotz aller Censur fanden damals die Schandschriften anderer Länder ihren Weg nach Oesterreich, und hatten dort einen sehr ergiebigen Markt, was

*) Man muß ihm das einräumen: er wußte, was er wollte, und es fehlte ihm auch nicht an Kraft, daß Gewollte durchzusetzen, das Wesen der Revolution hat er, schon bevor sie losbrach, durchschauet, wie vielleicht kein zweiter Staatsmann, und so lange er am Ruder war, ihr auch mit aller Kraft gesteuert.

zur Entkirchlichung und Entchriſtlichung der ſogenannten Gebildeten viel beitrug, und manche traurige Erſcheinung in ſpäterer Zeit erklärt.

§ 41.

Preußen.

Auch Preußens Monarch, welcher ſchon im achtzehnten Jahrhunderte den Thron beſtiegen, der in einer für Deutſchland trüben Zeit ſchwergeprüfte König Friedrich Wilhelm III., wurde von dieſem irdiſchen Schauplatze abberufen. Er endete am 7. Juni 1840 in ſeinem 70. Lebensjahre, und im 43. ſeiner Regierung. Er war ein Herrſcher, der das Gute aufrichtig wollte. Anfangs folgte er den Regierungsgrundſätzen, welche er von ſeinem Vater geerbt hatte. Dieſe haben Preußens frühern Glanz weder erhalten noch vermehrt. Allein würdevoll erhob ſich Preußen unter ſeinem Könige und dem Miniſter Stein nach der unglücklichen Schlacht bei Jena. Großes und Erhabenes geſchah von dieſer Zeit in Preußen unter dem Einfluſſe bedeutender, das Vaterland wahrhaft liebender Männer; gegen das Ende des Jahres 1816 betrat die preußiſche Regierung, ſo wird ſie von einer großen Partei beſchuldigt, die Bahn des ſ. g. Rückſchrittes, theils weil dem Könige die Vorliebe der Hohenzollern füe eine unumſchränkte Regierungsform gleichfalls angeboren geweſen, weshalb er ſich auch ſchwer von ſeinen bisherigen Rechten als Herrſcher getrennt haben würde, theils weil Zugeſtändniſſe an die freiſinnige, oder wie man ſie damals nannte, patriotiſche Partei in ihren Folgerungen zu den größten Bewegungen hätten führen können, die ſogar von dieſer Partei gewünſcht wurden. Dieſe letztere Vorausſetzung — ſo urtheilen Andere — war auch ſo grundlos nicht, wie die Märzerrungenſchaften und Zugeſtändniſſe des Jahres 1848 es zur Genüge gezeigt haben. Es hindert daher nichts, anzunehmen, der König habe darum gezaudert, ſeine Macht mit Volksvertretern zu theilen, weil er nicht erwartete, daß hierdurch das Volkswohl in der That gefördert werde, zumal da gerade in conſtitutionellen Ländern ſtets das Treiben

der Parteien, die größte Unzufriedenheit, die meiste Unordnung und Gesetzlosigkeit herrscht, und der ewige Streit nie zum Schlusse geführt wird. So kam es, daß Preußen ein rein monarchischer Staat blieb, und die freilich verheissene und von einem Theile des Volkes sehnlichst erwartete freisinnige Verfassung nicht gegeben wurde. Die dem Lande im Beginn der zwanziger Jahre verliehenen Versammlungen oder Landtage der Provinzial-Stände konnten nach der Meinung Vieler schon deshalb keinen Ersatz gewähren, weil sie nach einem mangelhaften Wahlgesetz zusammengesetzt, nur eine berathende Stimme hatten, ihre Wirksamkeit sich fast nur auf die besonderen Angelegenheiten der Provinzen beschränkte, und ihnen die Oeffentlichkeit ihrer Verhandlungen vorenthalten blieb. Kaum konnten die Beschwerden des Volkes laut werden — so sagten die Gegner der damaligen Regierungsweise — indem jede freisinnige Bewegung alsbald unterdrückt wurde. Die Censur, von der sich die Regierung alles versprach, handhabte man wirklich nicht selten parteiisch, namentlich zum Nachtheil der Katholiken. Für höheres und niederes Schulwesen geschah in den Jahren des Friedens sehr viel; aber die Jugend wurde meistens nur in vielen Gegenständen unterrichtet, aber nicht so sehr religiös gebildet und erzogen. Die Massen des Volkes, besonders in protestantischen Landestheilen wurden daher dem Christenthum immer mehr entfremdet; ja es hatte beinah den Anschein, als wenn die preußische Regierung (Minister Altenstein an der Spitze) glaubte, die von ihr so sehr begünstigte unchristliche, in eine Wolke von schwer verständlichen Worten gehüllte Hegel'sche Staatsphilosophie könne die Religion ersetzen. Die vom Könige gewünschte, und von den Behörden mit großer Dienstbeflissenheit und nicht immer ohne Härte ins Werk gesetzte Vereinigung der Lutheraner und Reformirten zu einer „evangelischen Landeskirche," welche fast überall zu Stande kam, sollte den Protestantismus wieder neu beleben, bewirkte aber gerade das Gegentheil, indem diese Maßregel Veranlassung ward, daß der Rationalismus protestirend gegen die Einwirkung des Staates auf die Kirche immer kühner sein Haupt erhob, und Lichtfreunde wie bibelgläubige Protestan-

ten sich immer zahlreicher von der „evangelischen Landeskirche" trennten, und eigene Gemeinden zu bilden trachteten. Ging ja das Ganze aus Religionsgleichgültigkeit hervor, wie konnten sich sonst Lutheraner und Reformirte, die in ihren Lehren so verschieden sind, vereinigen, und was frommte eine äußerliche Vereinigung?

Durch die Besitznahme Posens und der westlichen Provinzen hatte sich die Zahl der Katholiken in Preußen sehr vermehrt, und sie betrug schon damals über zwei Fünftel der gesammten Bevölkerung. Dieser Umstand scheint der preußischen Regierung Angst eingeflößt, und sie wegen des Protestantismus besorgt gemacht zu haben, als dessen vorzüglichste Beschützerinn sie sich betrachtete; denn wohl nur daher rührt das unselige Streben, die Protestanten immer und überall zu bevorzugen, und die Freiheit der katholischen Kirche auf alle mögliche Weise zu beschränken.

Wir haben hier einige unerfreuliche Thatsachen aus der Geschichte Preußens unter Friedrich Wilhelm III. erzählen zu müssen geglaubt, weil in denselben theilweise die Ursachen zu den später nachfolgenden Ereignissen zu suchen sind.

Gehen wir jetzt zu Erfreulicherem aus diesem Zeitraume über. Die vieljährige Regierung Friedrich Wilhelms III. zeichnet sich aus durch Begünstigung des Handels und der Gewerbe, wie durch Förderung der Künste und Wissenschaften, durch weise Ordnung und Sparsamkeit bei der Verwaltung der Finanzen, so wie durch die Gründung des deutschen Zollvereins. Dieser hatte zum nächsten Zwecke die Hebung des materiellen Nutzens, dann auch die Hebung des so sehr danieder liegenden Gefühls der Nationalität und des gemeinsamen Vaterlands. Da von den Verdiensten des Königs um Deutschland zur Zeit der Kriege gegen den französischen Eroberer früher schon die Rede gewesen, so bemerken wir noch, daß wir die Erhaltung des Friedens in den Jahren 1830—33 nächst Gott der Weisheit und Mäßigung Friedrich Wilhelms III. sowie des Kaisers Franz und seines mächtigen Ministers Metternich zu verdanken haben. In seinem Privatleben war der Preußenkönig fleckenlos, wie Kaiser Franz.

In die letzten Lebensjahre der Regierung unsers vorigen

Königs fielen die kirchlichen Wirren, deren Ende er nicht mehr erlebte. Es wird im folgenden Abschnitte davon die Rede sein.

Der Kronprinz ergriff nun als König Friedrich Wilhelm IV. in voller Manneskraft im fünf und vierzigsten Lebensjahre die Zügel der Regierung. Das feierliche Versprechen, das derselbe bei Gelegenheit der Huldigungsfeier vor den Abgeordneten seiner getreuen Unterthanen ablegte, berechtigte zu den schönsten Hoffnungen. Der König sprach:

„Ich gelobe hier vor Gottes Angesicht und vor diesen lieben Zeugen allen, daß ich ein gerechter Richter, ein treuer, sorgfältiger, barmherziger Fürst, ein christlicher König sein will, wie mein unvergeßlicher Vater es war! Gesegnet sei sein Andenken! Ich will Recht und Gerechtigkeit mit Nachdruck üben, ohne Ansehen der Person, ich will das Beste, das Gedeihen, die Ehre aller Stände mit gleicher Liebe umfassen, pflegen und fördern, und bitte Gott um den Fürstensegen, der dem Gesegneten die Herzen der Menschen zueignet, und aus ihm einen Mann nach dem göttlichen Willen macht — ein Wohlgefallen der Guten, ein Schrecken der Frevler! Gott segne unser theures Vaterland!"

Wenn solche Gesinnungen, wie König Friedrich Wilhelm IV. sie bei seiner Thronbesteigung äußerte, ihm schon die Liebe und Verehrung seiner Unterthanen erwarben, so thaten dieses noch mehr seine königlichen Handlungen. Aus allen ging hervor, daß es des Königs sehnlichster Wunsch und unabläßliche Sorge von Anfang an war, sein Volk zu beglücken. So legte er die kirchlichen Wirren, welche der preußischen Regierung so viele Verlegenheiten bereitet hatten, auf eine erwünschte und gerechte Weise bei, gab den Verkehr der katholischen Bischöfe mit dem päpstlichen Stuhle frei, berief einige um das Vaterland verdiente Männer, welche unter der vorigen Regierung in einen unfreiwilligen Ruhestand versetzt waren, wieder in den Staatsdienst, z. B. den General Boyen, den er zum

Kriegsminiſter machte; erniedrigte den Preis des Salzes*), weil es auch dem gemeinen Mann durchaus unentbehrlich iſt; milderte die Strenge der Cenſur, die aber auch nach dieſer Milderung leider noch immer nicht ganz unparteiiſch gehandhabt wurde, freilich nicht durch Schuld des Fürſten, ſondern ſeiner Beamten. Faſt die ganze Tagespreſſe in Preußen war ſchon in den erſten Jahren nach dem Regierungsantritt unſers jetzigen Königs in den Händen von Proteſtanten, Namenkatholiken und Reformjuden. Eine katholiſche Zeitung oder Zeitſchrift zu gründen, gehörte zu den größten Schwierigkeiten, wenn nicht Unmöglichkeiten. Die begründeteſten Anträge um Erlaubniß zur Herausgabe einer neuen Zeitſchrift, wenn ſie auch von den achtbarſten Katholiken ausgingen, die dem Staate alle mögliche Sicherheit gewährten, wurden vom Miniſterium in der Regel abgewieſen, und zwar nicht ſelten mit der verletzenden Bemerkung, daß kein Bedürfniß dazu vorhanden ſei. Dagegen konnten die katholiken-feindlichen Blätter nach Herzensluſt ſo ziemlich ungehindert die katholiſche Kirche und die würdigſten Biſchöfe und Prieſter derſelben ſchmähen und läſtern. Ja, man muß ſtaunen, was damals unter preußiſcher Cenſur gegen das Chriſtenthum überhaupt gedruckt werden durfte. Die Früchte ſind im Jahre 1848 recht zur Reife gekommen, und da konnte ſich die Regierung völlig überzeugen, wo ihre eigentlichen Feinde weilten. —

Man hatte erwartet, daß Friedrich Wilhelm IV. bald nach ſeiner Thronbeſteigung dem Lande eine ſ. g. freiſinnige Verfaſſung mit wahrhafter Volksvertretung verleihen werde. Da der König ſich nicht dazu verſtehen konnte, ſo mußte er den bitterſten Tadel über ſich ergehen laſſen; allein bei ſeiner Gewiſſenhaftigkeit und dem aufrichtigen Wunſche, der ihn beſeelte, alle ſeine Unterthanen dauerhaft zu beglücken, dürfen wir ſicher annehmen, daß gewichtige Gründe**) den Fürſten bewogen haben, dieſem Wunſche vieler aus ſeinem Volke nicht zu willfahren. Daß jedoch unter

*) Das Salz iſt in Preußen Staatsmonopol.

**) In der Thronrede bei Eröffnung des erſten vereinigten Landtags hat der König ſich über dieſe Gründe geäußert.

den Verhältnissen, wie sie einmal in Preußen vorwalteten, in der bisherigen Weise nicht ganz fortregiert werden könne, scheint Friedrich Wilhelms IV. Ueberzeugung gewesen zu sein; darum berief er wiederholt die provinzialständischen Ausschüsse nach Berlin. (Was diese berathen und verhandelt haben, davon ist nur wenig öffentlich bekannt geworden.)

Unter dem 3. Februar 1847 endlich berief der König die gesammten Provinzialstände auf den 11. April desselben Jahres zu einem „vereinigten Landtage" nach Berlin, und theilte denselben in eine „Curie der Fürsten und Herren" und in eine „Curie der drei Stände." Beide Curien sollten theils vereinigt, theils gesondert berathen. Am 11. April wurde der vereinigte Landtag, nachdem vorher für die Mitglieder desselben ein Gottesdienst (für die Protestanten im Dom und für die Katholiken in der St. Hedwigs Kirche) stattgefunden hatte, unter großen Feierlichkeiten im weißen Saale des königlichen Schlosses mit einer ausgezeichneten Thronrede vom Könige eröffnet. Eine so glänzende Landtags-Versammlung hatte man in Preußen noch nicht gesehen, und groß waren die Hoffnungen, welche der König und das Volk von derselben hegten. Der vereinigte Landtag nahm manche nicht unwichtige Angelegenheiten des Landes in Berathung, viele vortreffliche Reden wurden auf demselben gehalten; im Ganzen aber entsprach er weder den Erwartungen des Königs noch denen des Volkes, oder vielmehr einem großen Theile des Volkes, weil er in seinen Forderungen dem erstern zu weit, und dem letztern nicht weit genug ging. Den Wünschen des ganzen Landes konnte der vereinigte Landtag schon deshalb nicht genügen, weil er nach dem für äußerst fehlerhaft gehaltenen Wahlgesetze, das den Provinzial-Landtagen zu Grunde lag, zusammengesetzt war, nach einem Wahlgesetze, welches dem Adel und größern Grundbesitzer eine zu starke, den Städten und Landgemeinden eine zu schwache und zahlreichen Staatsbürgern gar keine Vertretung gewährte. Nachdem der vereinigte Landtag bis Ende Juni getagt hatte, wurde er vom Könige entlassen, ohne von demselben die Zusicherung einer regelmäßigen Wiederkehr, (Periodicität)

welche von den Ständen so dringend beantragt war, erhalten zu haben. Die Verweigerung der Periodicität des vereinigten Landtages wurde mit Unwillen vernommen. Im Winter 1847—1848 berief der König die ständischen Ausschüsse zur Berathung eines neuen Strafgesetzes nach Berlin. Sie waren noch mit ihren Verhandlungen beschäftigt, als die März-Ereignisse eintraten.

Bald nach dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelm IV., im Herbste 1840, drohte dem deutschen Vaterlande eine neue Gefahr von Frankreich. Ueber den Juli-Vertrag, den die europäischen Großmächte ohne Frankreich abgeschlossen hatten, erbittert, und in der Eitelkeit verletzt, erklärte das Ministerium Thiers und die dortige Kriegs- und Bewegungspartei, sich für etwaige Verluste und Uebervortheilungen im Orient durch das linke Rheinufer entschädigen zu wollen, und machte bedeutende Rüstungen. Bei der ersten Kunde von den Drohungen Frankreichs erhoben sich alle deutschen Volksstämme in dem Bewußtsein, einem großen und schönen Vaterlande anzugehören, voll Begeisterung und Muth, dessen Sicherheit und Ehre gegen jede fremde Anmaßung zu vertheidigen.

Am 26. Juli 1844 unternahm ein nichtswürdiger Mensch, Namens Tschech, einen Mordversuch gegen Preußens Königspaar. Die Kunde von diesem unerhörten Verbrechen ward mit Entsetzen und gerechtem Abscheu vernommen. Ueberall im Lande wurde wegen der gnädigen Rettung des geliebten Herrschers und seiner Gemahlinn ein feierlicher Dank-Gottesdienst abgehalten. Uebrigens hat das fluchwürdige Attentat die Liebe des Volkes zu dem erhabenen Herrscherpaar noch gesteigert, und es war, als wenn die göttliche Fürsehung, die über das Leben Friedrich Wilhelms IV. so gnädig gewacht, uns denselben neu geschenkt hätte. Tschech wurde am 3. December desselben Jahres hingerichtet, weil er, der elende Verbrecher, in seiner Fieschi-Eitelkeit es verschmähet hatte, die Gnade des Königs anzuflehen.

§ 42.

Bayern und die übrigen kleinen deutschen Staaten.

In Bayern regierte vom 13. October 1825 bis zum 20. März 1848 der kunstsinnige König Ludwig I. Er gründete in München die Ludwig-Maximilian-Hochschule, welche bald einen europäischen Ruf erlangte, berief den um Deutschland hochverdienten Benediktiner-Orden nach Bayern, und förderte ganz vorzüglich die schönen Künste. Prachtvolle Kirchen und andere herrliche Bauten stiegen unter seiner Regierung, besonders in München, empor, und wurden mit den Schöpfungen der ausgezeichnetesten Maler und Bildhauer auf das würdigste geziert. In Bayern begegnen uns in diesem Zeitraum dieselben Uebelstände, welche wir in den andern süddeutschen constitutionellen Staaten antreffen. Anfangs und zwar bis zum Jahre 1837 war die Regierung eine sogenannte liberale, die nicht selten schroff und feindlich gegen die katholische Kirche auftrat, sie immer ängstlich bevormundete, und jede freie Bewegung derselben zu hemmen wußte. Von 1837 bis Anfangs 1847 stand ein conservatives Ministerium, das man von seinem vorzüglichsten Mitgliede gewöhnlich das Ministerium Abel nennt, an der Spitze der Verwaltung. Es wurde während der ganzen Zeit seines zehnjährigen Bestehens von den Liberalen in den Kammern und der Presse angefeindet. Die katholische Kirche wurde vom Ministerium Abel geschützt, doch mußte dieselbe den Schutz, welcher ihr von der Regierung ward, theuer genug erkaufen.

Das letzte Regierungsjahr König Ludwigs, das an die heillose Wirthschaft am französischen Hofe unter Ludwig XV. unwillkürlich erinnert, und das wohl das schmachvollste in der ganzen bayerischen Geschichte ist, möchten wir gern gänzlich mit Stillschweigen übergehen. Wir bemerken darüber nur Folgendes: Eine Tänzerinn, welche sich Lola Montez nannte, und durch ihre Geburt Spanien oder Irland, durch ihre Bildung Frankreich angehört, und durch ihr Auftreten und Betragen in mehreren Hauptstädten z. B. Berlin, Warschau, Paris übel berüchtigt war, hatte die

Neigung des alternden Fürsten gefesselt. Ihrer Erhebung zur Gräfinn Landsfeld widersetzte sich das Ministerium Abel mit großer Entschiedenheit, und trat auf ehrenvolle Weise ab, als der König von seiner Meinung nicht abzubringen war, am 16. Februar 1847. Wie die Liberalen das abtretende Ministerium häufig ein ultramontanes genannt, so nannte man das jetzt an die Spitze der Regierung tretende Ministerium Zurhein allgemein ein lolamontanes, weil es sich nicht nur mit der Erhebung der Lola Montez zur Gräfinn einverstanden erklärte, sondern sich auch den Launen der Tänzerinn, die sich fortwährend in Regierungsangelegenheiten mischte, stets unbedingt fügte. So wurden nach und nach die Professoren: Lassaulx, v. Moy, Philipps, Döllinger, Sepp und Höfler, welche eine Zierde der Münchener Hochschule waren, wegen ihrer kirchlichen Richtung und ihrer Mißbilligung des herrschenden Aergernisses, theils in unfreiwilligen Ruhestand, theils auf andere ihnen nicht zusagende Stellen versetzt. Solche Maßregeln reiner Willkür mußten Unwillen gegen die Regierung erregen, und versetzten die Studirenden in eine äußerst gereizte Stimmung. Am 29. Januar 1848 starb der Professor Joseph Görres. Die Studenten wollten ihm, dem berühmten Gelehrten, durch ein feierliches Leichenbegängniß eine Huldigung darbringen. Ein Fackelzug mit Trauermusik und Gesang am Grabe des Verewigten sollte der letzte Scheidegruß sein, den ihm die Hochachtung seiner Schüler weihete. Der Rector der Universität und auch die Polizei hatten die Genehmigung bereits ertheilt, als am 3. Februar, dem Tage der Beerdigung, gegen diese Feierlichkeit ein Verbot erschien, dessen Urheberinn man unschwer zu errathen glaubte. Die Studenten unterwarfen sich dem Verbote, und blieben auch selbst dann noch ruhig, als sie in den folgenden Tagen den Kirchhof von Soldaten besetzt fanden, und es ihnen nicht einmal gestattet ward, dort am Grabe des geliebten Lehrers einige Lieder zu singen. Lola Montez, die numehrige Gräfinn Landsfeld, gereizt und erbittert durch den Widerstand, den sie erfuhr, und durch die Verachtung, mit welcher die weit überwiegende Mehrzahl der Studirenden von ihr sprach, soll sogar

geäußert haben, „wenn sich das nicht ändere, so würde sie schon Sorge tragen, daß die Universität geschlossen werde.“ Diese Aeußerung sahen die Studirenden als eine Schmach des deutschen Namens und als einen Mißbrauch der königlichen Gewalt und Würde an. Diese Stimmung theilte sich der Bevölkerung Münchens im Allgemeinen mit. Unruhige Haufen durchwogten die Straßen, und machten ihren erbitterten Gefühlen Luft. Dem Fürsten Oettingen Wallerstein gelang es, nochmals den Sturm zu beschwichtigen. Da aber die Gräfinn Landsfeld ihr Benehmen durchaus nicht änderte, und die von ihr begünstigte wenig zahlreiche Studentenverbindung Allemannia fortfuhr, die übrigen Studirenden zu beleidigen, so kam es zu unruhigen Auftritten. Statt den Gegenstand des allgemeinen Hasses zu entfernen, befahl der König am 10 Februar die Schließung der Hochschule. (Sie zählte damals 1590 Studenten.) Es ließ sich erwarten, daß eine solche Gewaltmaßregel nicht ruhig hingenommen werden würde. Die Bewegung wurde auch bald so ernst, und die Umstände gestalteten sich so drohend, daß der König sich nicht nur genöthigt fand, seinen Befehl zurück zu nehmen, sondern sich auch gezwungen sah, der Gräfinn Landsfeld aufzugeben, ungesäumt die Hauptstadt und das Land zu verlassen. Die Versuche, sich ihrer Verweisung zu widersetzen, scheiterten; geschmähet und aufs tiefste verachtet, aber persönlich ungefährdet, verließ die zweite Pompadour einen Schauplatz, auf welchem sie so viel Unheil angerichtet und uns Deutschen das spöttische Hohnlächeln der Fremden zugezogen hatte. Dies sind die Münchener Februar-Ereignisse des Jahres 1848. Kaum hatten sich die Gemüther wieder etwas beruhigt, so traten Stürme ein, zu denen sich jene Vorgänge nur wie das erste leise Wehen der Luft verhalten hatten. König Ludwig I. legte am 20. März die Krone nieder, und sein ältester Sohn bestieg als Maximilian II. den bayerschen Königsthron.

In Hannover wurde im Jahre 1833 in Folge einer Volksbewegung eine neue Verfassung, das sogenannte Staatsgrundgesetz, eingeführt, wie wir bereits erzählt haben. Als der neue König Ernst August im Juni 1837 zur Regierung gelangte, hob er das Staatsgrundgesetz auf,

weil sein verstorbener Bruder König Wilhelm IV. die bestehende Verfassung eigenmächtig geändert, und die Rechte der Agnaten verletzt habe. Diese Maßregel veranlaßte sowohl in Hannover als auch in den übrigen deutschen Staaten eine lebhafte Aufregung in Wort und Schrift, und selbst in den meisten deutschen Ständeversammlungen wurde diese Angelegenheit eifrigst besprochen. Sieben Professoren der Universität Göttingen, welche den Eid auf die neue Verfassung nicht leisten wollten, weil sie ihren Eid auf das Staatsgrundgesetz für bindend ansahen, wurden ihres Amtes entsetzt, und drei von ihnen des Landes verwiesen. (Sie wurden bald nachher auf andern Hochschulen wieder angestellt.) Aller Einsprüche ungeachtet ging Ernst August auf der von ihm betretenen Bahn weiter. Als er im Jahre 1839 von den Ständen endlich die Genehmigung der veränderten Verfassung erlangte, wurde diese sofort zum Gesetze erhoben. (Der entschiedene und kräftige Ernst August starb am 18. November 1851, nachdem seine Unterthanen völlig mit ihm ausgesöhnt waren, und ihm folgte sein erblindeter Sohn Georg V.)

Von den noch übrigen kleinern deutschen Staaten bemerken wir, daß im Ganzen uns dort manches Unerfreuliche in diesem Zeitraume begegnet; doch würde es sehr Unrecht sein, alle Uebelstände auf Rechnung der Fürsten und Regierungen zu setzen. Wir können hier nicht ins Einzelne gehen. — Besonders in Würtemberg und Baden, die von gewisser Seite als Musterstaaten wegen freisinniger Verfassungen dargestellt wurden, seufzete die katholische Kirche lange vergebens nach jener Selbstständigkeit und freier Bewegung, ohne welche sie ihre erhabene Sendung nicht erfüllen kann. Wahrhaft männlich nach langem Zaudern erhob der verstorbene Bischof von Rottenberg, Johann Baptist von Keller in der Ständeversammlung seine Stimme, und that sonst, was in seinen Kräften stand, für die katholische Kirche Gerechtigkeit zu erlangen. Obwohl seine Bemühungen Anfangs gar keinen Erfolg zu haben schienen, so trat doch allmälig eine geringe Milderung des Druckes ein, der auf der Kirche lastete. Auch den greisen Erzbischof von Freiburg, Hermann von

Vicari, hinderte Milde des Charakters nicht, zu thun was seines Amtes war. Einzelne treffliche Männer an der theologischen Facultät und in seinem Domkapitel, Stawdenmaier an der Spitze, standen ihm dabei als treue Rathgeber und Helfer zur Seite, während leider manche andere Geistliche ihrem würdigen Erzbischofe überall hemmend in den Weg traten. (Auf Badens Zustände in diesem Zeitraume werden wir bei Erzählung der Begebenheiten des Jahres 1848 und 1849 noch besonders zurückkommen.)

Die kirchlichen Ereignisse von 1815—1818.

§ 43.

Pius VII. Leo XII. Pius VIII. Gregor XVI.

Nachdem Papst Pius VII. vielfältige Drangsale in Vertheidigung seiner heiligen Rechte erduldet, nachdem er auch in seinen letzten Lebensjahren für das Wohl der Kirche unermüdlich gearbeitet, die Gesellschaft Jesu wieder hergestellt, mehrere neue Bisthümer in Nordamerika errichtet, die Verfassung der Kirche durch Concordate mit Frankreich, Neapel, Sardinien, Bayern und Rußland, so wie durch eine Uebereinkunft mit Preußen neu geordnet, und durch sein edles und festes Benehmen selbst den Beifall vorurtheilsfreier Protestanten erworben hatte, ging er am 20. Juli 1823 in das bessere Leben ein, um bei dem Herrn, für dessen Sache er gewirkt und gelitten, auszuruhen von allen irdischen Mühen. Der fromme Dulder und Bekenner Pius VII. hat der Kirche länger als 23 Jahre auf eine segensreiche Weise vorgestanden.

Ihm folgte am 28. September desselben Jahres Leo XII. (Hannibal della Genga). Er stand in Deutschland, wo er sich in den neunziger Jahren als Nuntius aufgehalten hatte, in rühmlichem Andenken. Napoleon hatte später auch ihn verbannt. Von seiner nur sechsjährigen

Regierung bemerken wir, daß er ganz im Geiste seines erhabenen Vorgängers dachte und wirkte. Unter Leo's XII. Regierung wurde das heilige Jahr des Jubiläums feierlichst begangen, und zwar 1825 in Rom, und 1826 in der ganzen übrigen katholischen Christenheit. In den Jahren 1800 und 1801 war das Jubiläum wegen der Kriegesunruhen nicht gehalten worden. Die Zahl der Pilger, welche 1825 nach Rom kamen, war sehr bedeutend. Papst Leo XII. erließ im Jahre 1825 eine Bulle gegen die geheimen Gesellschaften (Carbonaris, Freimaurer, Illuminaten u. s. w.) und untersagte allen Katholiken bei der Strafe des Kirchenbannes die Theilnahme an denselben. Dasselbe hatten schon früher Clemens XII. (1738) und Benedict XIV. gethan. Als Leo XII. am 10. Februar 1829 gestorben war, wurde am 31. März Pius VIII. (Franz Xaver Castiglione), Papst. Als Bischof von Montalto war auch er von Napoleon verbannt worden, und hatte von 1808—1814 in Frankreich als Verbannter gelebt. Die Regierung dieses Papstes würde gewiß eine recht segensreiche für die Kirche geworden sein, wäre sie nicht so kurz gewesen. Sein Tod erfolgte schon am 30. November 1830.

Ihm folgte Papst Gregor XVI. (Mauro Capellari aus dem Camaldulenser-Orden — geb. zu Belluno am 18. September 1765), erwählt am 2. Februar 1831, gest. 1. Juni 1846. Gregor war ein Kirchenfürst, der den würdigsten Päpsten kühn an die Seite gestellt werden kann. Mancher Sturm hat während seines glorreichen Pontificats die Kirche bedrohet. Um minder Wichtiges zu übergehen, erinnern wir hier nur an die Gräuel, welche in Spanien gegen die katholische Kirche verübt wurden, und an die Gewaltthätigkeiten, welche im Lande der Ukase noch fortwährend gegen dieselbe an der Tagesordnung sind. Beider haben wir im § 32 und § 37 bereits ausführlicher gedacht.

§ 44.

Die Kölner Wirren und der Erzbischof Clemens August.

In das Pontificat Gregors XVI. fallen auch die Irrungen zwischen der katholischen Kirche und der preußischen Regierung. Da uns dieselben am nächsten berühren, so müssen wir hier darauf näher eingehen. Die Veranlassung dieser Irrungen gab die Wegführung des Erzbischofes Clemens August von Köln; die Ursache derselben waren die gemischten Ehen. Die katholische Kirche hat die gemischten Ehen von jeher ungern gesehen, und nur unter der Bedingung gestattet, daß alle in denselben erzeugten Kinder in der katholischen Religion erzogen würden. Die Päpste Pius VII. und Leo XII. hatten die hinsichtlich der gemischten Ehen bestehenden Vorschriften noch neuerdings wieder eingeschärft. Dagegen verordnete eine königliche Kabinetsordre vom 17. August 1825, daß auch in der Rheinprovinz und Westfalen alle Kinder aus gemischten Ehen ohne Unterschied des Geschlechts in der Religion des Vaters erzogen werden sollten, jedoch mit Ausnahme des Falles, wenn die Eltern über die religiöse Erziehung ihrer Kinder einig wären. Für die östlichen Provinzen des preußischen Staates bestand diese Verordnung bereits seit 1803.

Da durch diese Kabinetsordre den Bischöfen und Pfarrern große Schwierigkeiten bereitet wurden, so wandten sich die Erstern nach Rom. Nachdem längere Zeit Unterhandlungen gepflogen waren, erschien am 25. März 1830 ein Breve Pius VIII., das von der preußischen Regierung erst im Frühjahre 1834 bekannt gemacht wurde. Der hauptsächliche Inhalt dieses Breves war, daß künftig gemischte Ehen, welche auch ohne Beachtung der vom Concilium von Trient vorgeschriebenen Form abgeschlossen würden, gültig sein sollten, und daß die katholischen Pfarrer bei solchen Ehen nach vorgegangenem Aufgebote als Zeugen gegenwärtig sein dürften. Am 19. Juni desselben Jahres kam hinsichtlich der gemischten Ehen eine Uebereinkunft zwischen der Regierung und dem damaligen Erzbischofe von Köln Grafen von Spiegel zum Desenberg zu Stande, welche durch meh-

rere wichtige der Regierung gemachte Zugeständnisse von dem päpstlichen Breve abwich. Dieser sogenannten Bunsen-Spiegel'schen Convention traten nachher auch die Bischöfe von Paderborn, Münster und Trier bei. Kurz vor seinem Tode sandte der Bischof von Trier, Joseph von Hommer, einen Widerruf der vorerwähnten Convention nach Rom, wodurch man dort von dem Bestehen derselben erst sichere Kunde erhielt. Unterdessen war Clemens August Freiherr von Droste-Vischering, ehemals Capitularverweser des Bisthums Münster und später Weihbischof daselbst, ein durch seine Charakterfestigkeit und treu-katholische Gesinnung ausgezeichneter Prälat, der Nachfolger des Grafen von Spiegel auf dem Erzstuhl von Köln geworden. Clemens August trat gegen die Hermesianer, (Anhänger des im Jahre 1831 verstorbenen Professors an der katholisch-theologischen Fakultät zu Bonn Dr. Georg Hermes, — dessen Lehren durch ein päpstliches Breve vom 26. September 1835 verdammt worden waren), entschieden auf, suchte dieselben von den Lehrstühlen der Theologie zu entfernen, und die Verbreitung ihrer Grundsätze so viel als möglich zu verhindern, worüber er schon mit der Regierung zerfiel. Weit wichtigere Folgen hatte aber sein Verfahren hinsichtlich der gemischten Ehen, indem er im Monat September 1837 der Regierung erklärte, „da die Convention in offenbarem Widerspruche mit dem Breve stehe, so habe er seine Pfarrer angewiesen, die feierliche Trauung nicht zu gestatten, wenn von den Brautleuten nicht das Versprechen gegeben sei, ihre Kinder beiderlei Geschlechts in der katholischen Religion zu erziehen." Da der Erzbischof weder die den Pfarrern gegebene Anweisung zurücknehmen, noch sein Amt gutwillig niederlegen wollte, so wurde er am 20. November desselben Jahres unter Anwendung von Gewaltmaßregeln nach Minden abgeführt. Alle guten Katholiken, nicht nur in Preußen, sondern in ganz Deutschland und selbst in den Nachbarländern wurden durch dieses Ereigniß äußerst schmerzlich berührt*). Obwohl

*) In der Angelegenheit des Erzbischofs von Köln Clemens August traten viele tüchtige Vertheidiger der Rechte der katholischen

Papst Gregor XVI. schon in seiner Allocution am 10. December 1837, und auch später, seinen Schmerz über das Geschehene ausdrückte, und gegen diesen Gewaltschritt der weltlichen Macht feierlichst Einspruch that, so konnte er doch die Wiedereinsetzung des gefangenen Erzbischofs nicht auswirken, vielmehr wurde das Zerwürfniß noch größer durch einen zweiten ähnlichen Vorfall. Der Erzbischof von Posen und Gnesen, Martin von Dunin, hatte wiederholt von der Regierung die Erlaubniß, nachgesucht, in Betreff der gemischten Ehen entweder das Breve Pius VIII. vom 25. März 1830, oder das Breve Benedicts XIV. vom 29. Juni 1748 veröffentlichen, oder endlich in dieser für ihn und seine Diöcesen hochwichtigen Angelegenheit beim apostolischen Stuhl anfragen zu dürfen. Da er auf alle diese Bitten abschläglich beschieden wurde, so wies er seine Geistlichkeit an, bei der Einsegnung der gemischten Ehen genau nach den kirchlichen Vorschriften zu verfahren. Dieses Benehmen des Erzbischofs veranlaßte längere Unterhandlungen mit der Regierung, welche keinen andern Erfolg hatten, als daß dem Ersiern der Prozeß gemacht, und derselbe vom Oberlandesgericht zu Posen, wie wohl er den weltlichen Gerichtshof in seiner, als einer geistlichen Sache nicht als berechtigt anerkannt hatte, zur Entsetzung und zu sechsmonatlicher Festungsstrafe verurtheilt wurde. Dieses Urtheil wurde einstweilen noch nicht vollzogen, und Erzbischof von Dunin begab sich im Frühjahr 1839 nach Berlin; als er nach mehrmonatlichem Aufenthalt von dort wieder abreisete, ohne von der Regierung die Erlaubniß dazu erhalten zu haben, wurde er in Posen verhaftet, und nach der Festung Kolberg abgeführt. Dies geschah am 6. De-

Kirche auf, ohne jedoch in ihren Schriften die schuldige Hochachtung gegen das Staatsoberhaupt zu verletzen. Als den vorzüglichsten Kämpen nennen wir hier nur Joseph von Görres, geboren zu Koblenz den 25. Januar 1776, gestorben am 29. Januar 1848 zu München, wo er die letzten Jahrzehnte seines Lebens als Professor der Geschichte eine Zierde der dortigen Universität war. Durch seine Schriften: „Athanasius", „Triarier u. s. w." hat er sich einen bleibenden Ruhm erworben. — Das bekannte Werk des practischen Juristen zeichnete sich vor allen durch Gründlichkeit, Ruhe und Mäßigung aus.

tober 1839. Der Papſt hatte ſich ſchon im September 1838 in einer Allocution über das Verfahren des Erzbiſchofs von Poſen ſehr beifällig ausgeſprochen.

Hinſichtlich der übrigen Oberhirten in Preußen bemerken wir, daß nachdem bereits im Januar 1838 die Biſchöfe von Münſter und Paderborn ihren Rücktritt von der Spiegel-Bunſenſchen Uebereinkunft erklärt hatten, die Biſchöfe von Ermeland und Kulm noch im Sommer desſelben Jahres in Betreff der gemiſchten Ehen durchaus kirchliche Beſtimmungen erließen. Nur allein der damalige Fürſtbiſchof von Breslau, Graf von Sedlnizky machte eine Ausnahme. Er legte im Jahre 1841 ſein Amt nieder*).

Obwohl die Unterhandlungen zwiſchen Rom und Berlin niemals ganz abgebrochen wurden, ſo erlebte Friedrich Wilhelm III. doch das Ende dieſer Zwiſtigkeiten nicht mehr. Erſt unter der Regierung unſers jetzigen Königs kam durch Gottes gnädige Fügung und die großmüthige Nachgiebigkeit aller Betheiligten eine glückliche Ausgleichung zu Stande. Den Erzbiſchof Martin von Dunin entließ Friedrich Wilhelm IV. ſchon im Auguſt 1840 aus Kolberg, und gab ihm die Ausübung ſeines Amtes wieder frei. Der Erzbiſchof Clemens Auguſt von Köln, welcher nach ſeiner Entlaſſung aus Minden, theils auf dem ſeiner Familie gehörigen Gute Darfeld und theils in Münſter gelebt hatte, erhielt im Monat März 1842 in der Perſon des damali-

*) Gegenwärtig ziert den Biſchofsſitz zu Breslau der höchſt ausgezeichnete Fürſtbiſchof Diepenbrock, der würdige Schüler und Freund von Sailer, der ſeinen Sprengel ſo ſehr zu heben verſtand. Er hat ſich früher ſchon als gemüthlicher Dichter einen Namen gemacht, und ſeine Hirtenbriefe ſind vor vielen andern ausgezeichnet durch Geiſt, Gemüthlichkeit, Wärme und claſſiſche Darſtellungsweiſe. In den Wirren der letzten Jahre zeigte er ſo recht, wie der Katholik, ohne Wanken, ſeine Pflichten gegen Kirche und Staat erfüllen ſoll. Nicht die Furcht, bei dem Volke unbeliebt zu werden, hielt ihn ab, dieſes an ſeine Obliegenheiten in einer ſtürmiſchen Zeit zu erinnern, und wo es Noth that, fehlte es ihm auch nicht am freimüthigen Wort, der Regierung gegenüber. So hat denn ſein ſegenvolles Wirken allgemeine Anerkennung gefunden, und es erregte die größte Freude in Deutſchland, als er nebſt dem Erzbiſchofe von Köln zur Würde eines Cardinals vom h. Vater Pius IX. erhoben wurde.

gen Bischofes von Speier, Johannes von Geissel, einen Coadjutor, mit dem Rechte der Nachfolge, und entsagte der Amtsführung, nachdem er die Genugthuung gefunden, durch seinen Landesherrn von den ihm gemachten Beschuldigungen gänzlich freigesprochen zu werden.

Im Spätsommer 1844 reisete der greise Clemens August nach Rom, und wurde nicht nur von dem Papste auf das huldvollste empfangen, sondern Seine Heiligkeit besuchten ihn auch in seiner Wohnung, — eine Ehre, die sonst keinem Bischofe zu Theil wird.

Seine letzten Tage verlebte der große Mann in dem ihm so theuren Münster, streng abgeschlossen von der Welt, nur beschäftigt mit Gott und der Vorbereitung zum Tode. Dieser führte ihn am 18. October 1845 zu einem besseren Leben. Er ertrug seine anhaltende und sehr schmerzhafte Krankheit als Mann und Christ, und fand Trost und Stärke im Gebete und im Empfange der Heilsmittel der katholischen Kirche. Sein Hinscheiden war höchst erbaulich. Nur Gott und die Ewigkeit waren noch Gegenstände seiner Aufmerksamkeit. Er rief die Heiligen um ihre Fürbitte an, und küßte oft das Crucifix und das Bildniß der heiligen Jungfrau mit tiefer Ehrfurcht. Seine letzten Worte waren:

„Herr Jesu, richte mich nicht! Ich glaube an dich! du bist wahrhaftig der Sohn Gottes! Miserere mei secundum magnam misericordiam tuam! Erbarme dich meiner, nach deiner großen Barmherzigkeit! — Herr Jesu, komm, komm bald.“

Dann hauchte er seine edle Seele aus. Die irdische Hülle des willensstarken und entschiedenen Mannes, des großen Bekenners und gottseligen Christen, ruht im Dome zu Münster auf dem hohen Chore vor dem Altare. Wir können uns nicht enthalten, folgende Verse, die er sich in seiner Krankheit oft vorlesen ließ, und die den Grundcharakter seines nach oben gerichteten Gemüthes so schön ausdrücken, hier mitzutheilen:

„Stell' himmelwärts, stell' himmelwärts,
Wie eine Sonnenuhr dein Herz!
Denn wo das Herz nach Gott gestellt,

Da geht es mit dem Schlag, da hält
Es jede Prob' in dieser Zeit,
Und hält sie in der Ewigkeit;
Es geht nicht vor, es geht nicht nach,
Es schlägt nicht stark, es schlägt nicht schwach;
Es bleibt sich gleich, geht wohlgemuth
Bis zu dem letzten Stündlein gut;
Und steht's dann still in seinem Lauf,
Zieht's unser lieber Herrgott auf"*).

Ein Rückblick auf das frühere Leben dieses großen Mannes wird hier nicht unwillkommen sein. Er erblickte das Licht der Welt zu Münster am 21. Januar 1773. Seine Eltern waren eifrige Katholiken, die ihm eine ächt christliche, katholische Erziehung gaben, und alle schlechten äußern Einflüsse von ihm fern hielten. Am 14. Mai 1798 empfing er die heilige Priesterweihe, nachdem er vorher fleißig studirt und sich über seinen Beruf geprüft hatte. Der Umgang mit dem vortrefflichen Fürstenberg und mit jenen durch Geist, Herz, Wissenschaft und Wandel ausgezeichneten Männern, die sich um den Minister als ihren Meister, und um die geistreiche Fürstinn Gallitzin geschaart hatten, wirkte vortheilhaft auf die Erweiterung seiner Kenntnisse, auf die Erstarkung seines kirchlichen Geistes und auf die Entfaltung seines entschiedenen Charakters ein.

Im Jahr 1801 endete der Kurfürst Maximilian Franz, und zum neuen Fürstbischof wurde gewählt Erzherzog An-

*) Der große Erzbischof hat sich auch als ascetischer und kirchenrechtlicher Schriftsteller rühmlichst bekannt gemacht; die Titel dieser vielgelesenen Schriften sind folgende:

„Versuch zur Erleichterung des innern Gebetes, theils zum Betrachten, theils zum Lesen. Münster 1833, Theissing'sche Buchhandlung." — „Ueber die Genossenschaften der barmherzigen Schwestern, insbesondere über die Einrichtung einer derselben, und deren Leistungen in Münster. 2. Ausgabe. Münster 1828, Aschendorf'sche Buchhandlung." — „Predigten, Betrachtungen und Unterweisungen, in frühern Jahren gehalten. Münster 1843. Aschendorf'sche Buchhandlung." — „Ueber die Religionsfreiheit der Katholiken, bei Gelegenheit der von den Protestanten in dem laufenden Jahre zu begehenden Jubelfeier. Im October 1817. 2. Auflage. Münster 1838, Theissing'sche Buchhandlung." — „Ueber den Frieden unter der Kirche und den Staaten, nebst Bemerkungen über die bekannte Berliner Darlegung. Münster 1843. 1., 2. Aufl. 1848 3. Aufl. Theissing'sche Buchhandlung".

ton Victor, worüber das ganze Land lauten Jubel erhob. Noch vor dem Erscheinen des neugewählten Fürsten rückten indeß unter Blücher preußische Truppen ins Land, die es für Preußen in Besitz nahmen. Fürstenberg erkannte, daß Widerstand hier nicht fromme; durch die Schlacht bei Jena kam das Münsterland wieder unter französische Herrschaft, und unter dem 18. Januar 1807 schlug der edle Fürstenberg den 34jährigen Clemens August zu seinem Coadjutor vor, was auch gleich durchging. Er fühlte wohl, daß die neue Zeit junger Kräfte und eines entschiedenen Willens bedürfe, und es macht seiner Einsicht und seinem Charakter Ehre, daß er sich für Clemens August entschied. Ueber ihn schrieb er an das Capitel: „Ich muß diesem Herrn das Zeugniß geben, daß er das Beste der Kirche aufs thätigste zu befördern gesucht, und in jeder Rücksicht seine Pflicht auf die würdigste Weise erfüllt habe, und es gereicht mir zur größten Beruhigung, daß ich ihn als meinen Successor nunmehr völlig eintreten, und die für unsern katholischen Glauben so wichtige Stelle so reinen Händen anvertraut sehen kann.“ Trotz mannigfaltiger Behinderungen führte Clemens August die Verwaltung der Diöcese Münster von 1807—1813 mit Umsicht, Kraft und Segen. Napoleon hob im Jahre 1811 die Klöster auf, und löste das alte Domcapitel auf; dafür wählte er ein neues Capitel, und ernannte in einem Erlasse vom 14. April 1813 den Domdechanten Spiegel aus eigener Macht-Vollkommenheit zum Bischof von Münster. Clemens August konnte diesen Schritt nicht billigen, um aber das Bisthum vor einem Schisma zu bewahren, übertrug er dem Spiegel selbst die Verwaltung, und legte seine Stelle nieder, was jedoch von Rom nicht gut befunden wurde; deswegen trat Droste im Jahre 1815 wieder als Generalvicar auf in der Diöcese Münster, die nun wieder unter preußischer Herrschaft stand.

Es konnte an Streitigkeiten über Kirchen- und Schulangelegenheiten in einem Staate, der sich als einen rein protestantischen betrachtete, besonders im Anfange nicht fehlen, und man muß es dem Generalvicar einräumen, daß er als Mann, mit Muth und Entschiedenheit für die Kirchenfreiheit kämpfte, und zwar zu einer Zeit, wo solche Eigenschaf-

ten eben nicht häufig zu finden waren. Als gemäß des Concordats (1821) die Bischofssitze in Preußen wieder besetzt wurden, trat Droste abermals in die Stille des Privatlebens zurück, und im Jahre 1827 bestimmte ihn sein Bruder zum Weihbischofe. Haben wir den Clemens August bis dahin wegen seiner Thatkraft bewundert, so führen wir jetzt noch Einiges an, weshalb er sich durch sein Herz unsere Liebe erwirbt. Er hat nämlich auch die herrliche Anstalt für die Unglücklichsten der Unglücklichen, für Kranke, jene der „barmherzigen Schwestern" in Münster gegründet, gehoben, zur Blüthe gebracht (seit 1808) und besonders die Jahre 1810 und 1811 legten ein glänzendes Zeugniß von der Liebe und Opferwilligkeit der Schwestern wie ihres Vorstandes ab. Damals wüthete nämlich in den Lazarethen Münsters der Typhus, die bösartigste Nervenkrankheit, welcher 13,000 Franzosen erlagen. Das war ein schöner Wirkungskreis für die heroischen Jungfrauen, welche sich darnach sehnten, ihre leidenden und sterbenden Brüder zu verpflegen, und für sie den Martyrtodt zu sterben. Alle wurden auch angesteckt, aber nur die würdige Mutter starb. Clemens August, welcher, der französischen, italienischen und spanischen Sprache mächtig, am geeignetsten zum Beichtvater der Fremden war, weilte bei Tag und Nacht in den Lazarethen, worin der Hauch der Pest wehte, um die Krieger mit Gott zu versöhnen, und ihnen den Frieden des Erlösers zu bringen. Er zeigte auch hier, wie immer, Muth, dem Tode gegenüber. Er wurde gleichfalls von der Seuche ergriffen, und schon verbreitete sich die Trauerkunde von seinem erfolgten Tode, aber der Herr hatte ihn noch zu höheren Dingen aufbewahrt, ihn, den ein Schriftsteller sehr schön mit der Wache vor Pompeji verglich, welche den Posten selbst unter den Ausbrüchen des Vulcans nicht verließ, und auf seinem Posten unter Lava und Asche sich begraben ließ.

§ 45.

Der Rongeunfug.

Die Folgen der über 4 Jahre dauernden kirchlichen Wirren waren für die katholische Kirche sehr segensreich, und es ist nicht zu verkennen, daß durch das Ereigniß von Köln die religiöse Wiederbelebung des katholischen Deutschlands allmälig eine allgemeine wurde. Durch das Fest aber, das im Herbste 1844 in Trier gefeiert ward, bekam das wiedererwachte katholische Leben einen neuen Schwung. Die Domkirche in Trier besitzt nämlich nach einer uralten, mehr als tausendjährigen Tradition, durch Schenkung der heiligen Helena, den ungenähten Rock unsers Herrn und Heilandes, von dem Joh. XIX. 23 und 24. die Rede ist. Durch die Fürsorge des hochwürdigsten Bischofes von Trier, Wilhelm Arnoldi, wurde diese heilige Reliquie vom 18. August bis zum 6. October zur Verehrung öffentlich ausgestellt, und eine fast unzählbare Menschenmenge, nicht nur aus allen Enden der weiten Diöceſe Trier, sondern auch aus sämmtlichen benachbarten Bisthümern, aus den entferntesten Gegenden, aus allen Ständen und Geschlechtern, Arm und Reich, Gelehrt und Ungelehrt, Hoch und Niedrig, mehr als elfmal hundert tausend an der Zahl, pilgerten in dieser feierlichen Zeit nach dem altehrwürdigen Dom von Trier, um Dem die Ehre zu geben, dessen irdisches Leidenskleid die Sehnsucht ihrer fernen Reise war. Das Fest in Trier erschien in Wahrheit als ein Siegesfest des wiedererwachten Glaubenslebens, bei welchem der Laienstand, so wie die Priester und Bischöfe zum ersten Male in Deutschland nach den Tagen der unseligen Glaubensspaltung in solcher Allgemeinheit und Innigkeit, in so herzlicher, durch nichts getrübter Uebereinstimmung sich betheiligten.

Kaum war nach Ablauf der Kölner Irrung der confessionelle Friede zwischen den Protestanten und Katholiken scheinbar wieder hergestellt, als derselbe durch die im Jahre 1843 protestantischer Seits gegründete „evange-

lische Stiftung des Gustav-Adolph-Vereins" an manchen Orten wiederholt gestört wurde.

Obwohl bei dem Feste in Trier nicht das Mindeste geschehen war, was die Andersgläubigen irgendwie verletzen konnte, so nahm doch eine große Zahl protestantischer Zeitungen und Zeitschriften davon Veranlassung, mit einer Wuth und einem Ingrimm, der alles Maß und Ziel überschritt, die katholische Kirche, ihre Lehren und Einrichtungen anzufeinden, und tausendmal widerlegte Verläumdungen mit frecher Miene nochmals wieder vorzubringen: so daß der Zeitpunkt, wo man von protestantischer Seite allgemein der katholischen Kirche Gerechtigkeit widerfahren läßt, nochmals in die weite Zukunft gerückt zu sein scheint.

Es gab einzelne Katholiken, die beschränkt genug waren, und ihre Religion so wenig kannten und schätzten, daß sie in diesen unwürdigen Ton einstimmten. Ein junger schlesischer Kaplan, Johannes Ronge genannt, ohne theologische Bildung und ohne gründliche Wissenschaft, trat gegen den ehrwürdigen Bischof von Trier mit einer maßlosen Schmähschrift auf, in welcher Phrasen und Tiraden in der Art protestantischer Zeitungen und Romane die mangelnden Gründe ersetzen sollten. Dort wurden mit Keckheit und Unverschämtheit viele Irrthümer und Lügen vorgebracht, und ein Zerrbild ward von der ehrwürdigen katholischen Kirche geliefert. Die Einwürfe waren schon hundertmal von Protestanten gemacht, und von Katholiken eben so oft siegreich zurückgewiesen, ja ein gut unterrichtetes Schulkind kann sie widerlegen. Bischof Arnoldi hätte den knabenhaften Uebermuth durch Klage bei den Gerichten ahnden können, und den Ronge würde die Strafe eines Verläumders getroffen haben; aber es war gegen die Würde jenes hohen Prälaten, sich mit solchem Gegner einzulassen, und er fand es christlicher und größer, zu verzeihen. Der Kaplan, der seine unkatholischen Behauptungen nicht widerrufen wollte, wurde mit Recht abgesetzt und von der Kirche ausgeschlossen; dafür aber von Protestanten mit Lob, Adressen, gereimten und ungereimten Phrasen, mit Geschenken und Geld überschüttet, so daß er eitel hätte werden müssen, wenn er es nicht längst

gewesen wäre. Hätte er, bemerkt ein Protestant sehr gut, den Beruf eines wahren Apostels gehabt, so würde er aus andern Bechern, als aus Ehrenpokalen, haben trinken müssen. Es war aber eine Schmach für Deutschland, daß man der Oberflächlichkeit und Unverschämtheit Kränze wand, die nur dem Verdienste gebüren. Wahrlich, für Größen können Ronge und Compagnie nur gelten im Lande der Liliputer. Ronges schülerhafte Schmähschrift ward in tausenden Exemplaren verbreitet, protestantische Zeitungen stimmten denselben Ton an, priesen und erhoben den „Reformator" mehr, als die Katholiken ihre Heiligen, und erregten geflissentlich den finstersten Fanatismus gegen die katholische Kirche. Ein unsittlicher Priester aus dem Posenschen, der zu heirathen wünschte, Czerski mit Namen, schloß sich dem Ronge an, ward excommunicirt, schmähte, hielt Hochzeit, nachdem er lange vor derselben Kindtaufe gefeiert, und stiftete ein neues Duodez-Kirchlein zu Schneidemühl. Unter Mitwirkung und Unterstützung protestantischer Behörden, Beamten, Freimaurer, Rationalisten, Communisten, Indifferentisten aller Bekenntnisse, armseliger Literaten, Fabrikherren, Kaufleute u. s. w. bildeten sich im Jahre 1845 allmälig in verschiedenen gemischten Orten kleine sectirische Gemeinden, die sich, um Unwissende zu täuschen, deutsch-katholisch nannten, obschon jene, welche den Frieden im Vaterlande durch Sectenwesen stören, weder wahre Deutsche sind, noch jene, welche die katholische Kirche verunglimpfen und katholische Glaubenslehren verwerfen, Katholiken genannt werden können; zudem ist „deutsch-katholisch", deutsch-allgemein ein Widerspruch, hat ja der göttliche Stifter der christlichen Religion, der alle Nationen mit gleicher Liebe umfaßt, nicht eine besondere Kirche für Deutschland, sondern nur Eine für die ganze Welt gegründet. Der Deserteur kann aber nicht verlangen, daß er noch zu dem Heere gezählt werde, welches er verrätherisch verlassen hat. Richtiger nannte man diese Secte „täusch-katholisch."

Zu Leipzig hielten die Sectirer eine Versammlung, welche sie Concilium nannten. Ein seltsames Conciliabulum, so wie kein's in der ganzen Kirchengeschichte vorkommt! Die Kirchenväter waren einige abgesetzte Geistliche, dann Soldaten,

Kaufleute, ein Theaterschreiber, ein Doctor und Gewerbetreibende. Mit der Glaubenslehre wurden sie bald fertig, das Credo wurde kurz und klein gemacht, selbst die Gottheit Christi, die Grundlehre des Christenthums, war übergangen. Nachdem man das schwierige Geschäft in einigen Stunden zu Ende gebracht, fielen sich die ehrwürdigen Väter in die Arme, wie Theaterhelden. Man hatte sich vereinigt, daß Jeder so viel und so wenig glauben könne, wie ihm beliebe. Ist je ein Kirchlein auf so schwankender Grundlage errichtet? Ist es denkbar, daß erst im Jahre 1845 nach Christi Geburt die wahre christliche Religion bekannt geworden sei? Die Prediger der genannten Secte sind einige abgesetzte katholische Geistliche und Studenten, die übertraten theils aus Eitelkeit, theils aus Nahrungssorgen, theils aus Haß gegen die geforderte Ehelosigkeit der Priester, theils aus Unglauben, Männer, die in der katholischen Kirche nicht mehr zu gebrauchen waren. Kein ehrwürdiger Priester von gediegenem Wissen, von hohem Rufe und ausgezeichneter Sittlichkeit schloß sich ihnen an. Auch protestantische Candidaten waren den Rongeanern als Pfarrer willkommen. Von ihren Vorstehern, (Barbirern, Kleidermachern, Schustern, Zeitungsschreibern, Buchbindern), die nun auf einmal als Bibelerklärer und Theologen auftraten, zeichneten sich die meisten aus durch — Unwissenheit, die nur von ihrem Dünkel übertroffen wurde. Einer hatte selbst das Vater unser verlernt, und hätten sie Katechismusfragen beantworten sollen, sie würden schmälich bestanden haben.

Die meisten Anhänger dieser Secte waren Namenkatholiken, die ihre Religion zu wenig kannten, und zu wenig Grundsätze und Selbstständigkeit besaßen, um sich von bösen Einflüssen ihrer Umgebung frei halten zu können: Leute, die in gemischten Ehen lebten, ihre Kinder protestantisch erziehen ließen, und sich an ihre Pflicht nicht erinnern lassen wollten; andere, die geschieden und anderweitig getraut zu werden wünschten; dann solche, denen die Beichte als ein Joch erschien, und die überhaupt seit Jahren nicht mehr nach den Vorschriften der katholischen Religion lebten, endlich Unwissende, Gleichgültige, Halb- und Ganzungläubige, auch abhängige Menschen, die dessen Lied sangen, wessen Brod sie aßen.

Ihnen schlossen sich Protestanten an, die glaubten, in ihrer Kirche sei noch zu viel Christenthum; auch Communisten und Gegner der bestehenden Verfassungen und Verhältnisse waren ihnen hold, und beuteten die religiösen Wirren aus politischen Gründen wacker aus. Gegen die verhaßte, das Bestehende und Rechtmäßige schützende katholische Kirche, die sich keiner Gönnerschaft weltlicher Obrigkeit erfreute, ließ sich ungestraft manches erlauben, und nebenbei im Trüben fischen. Beispiellos waren die Schauspiele bei der Gründung solcher Gemeinden: der Zeitungsschreiber blies ins Horn, und machte den Ausrufer, wann die Versammlungen stattfinden würden, lud alle Freisinnigen ein, und ließ sich sehr tolerant über die Finsterniß und den Fanatismus der Katholiken aus. Man verschrieb sich einen Apostaten aus Schlesien oder sonst woher, der wie ein Triumphator von Rongeanern und Protestanten empfangen ward. Protestantische Landräthe und Bürgermeister glaubten, bei diesem Spectakelstück mitspielen zu müssen; galt es ja, Deutschland von dem auswärtigen Obern im Vatican loszureißen, und wohl gar mit so leichter Mühe ein einiges Deutschland herzustellen. Der Apostat hielt nun den s. g. Gottesdienst in einer bereitwillig eingeräumten protestantischen Kirche. Von dem katholischen Ritus hatte man ein Gerippe beibehalten, Fleisch, Schönheit, Fülle, Leben fehlten. Da wurden protestantische und katholische Lieder gesungen von Liedertafeln, da hielt man ein Liebesmahl ohne vorhergehende Beichte, ein Abendmahl, das kein Geheimniß mehr war, eine Predigt, die mit allgemeiner Menschenliebe begann, und mit Flüchen und Verwünschungen gegen die katholische Kirche, namentlich gegen den Papst und die Geistlichkeit, endete.

Hier fehlte auch keinesweges der im Trierer Dom so finster angesehene Opferkasten, und selbst der Fabrikherr, der mit seinem Sklaven um einen Silbergroschen mäkelte, wurde urplötzlich großmüthig, und warf mit Selbstüberwindung ein — Goldstück hinein, aus Hochachtung gegen den Reformator und aus Liebe zu der auf Actien erbauten gluthfunkelnagelneuen Kirche. Vielleicht berechnete er indeß bereits, wie viele Procente er mehr einnehmen würde, wenn seine Rongeaner auch am Sonntage arbeiten dürften. — Nun ward die

Scene verlegt. Der Zug ging vom Gotteshause zum Wirthshause. Es fand jetzt ein Zweckessen und Zwecktrinken statt. Denn dies ist seit einiger Zeit bei manchen Deutschen üblich geworden: „Erst ein Fest, dann ein Denkmal dem Fest, dann ein Fest für das Denkmal.“ Alle Confessionen, auch freisinnige Kinder Israels, nahmen Antheil. Während man unzähliges Geflügel vernichtete, schwur man den armen Jesuiten, die natürlich an allen Uebeln in der Welt die Schuld tragen, gleichfalls den Untergang, und mit den Pfropfen von Champagnerflaschen operirte man gegen den Petersfelsen. Da schrien die Redner sich heiser mit ihrem ewigen No popery, mischten dann, merkwürdig genug, noch die Toleranz ein, und die Apostel waren hier wirklich, wegen der vielen Toaste, voll des süßesten Weines. Tages darauf klatschten alle radicalen Zeitungsschreiber nochmals in die Hände von wegen der verrichteten Heldenthaten, und brachten die Kunde von dem erbaulichen Feste, nämlich vom Gottesdienste mit Zweckessen, durch alle Gaue Germaniens.

„Einstimmig preist man neugebornen Tand,
Ward er auch aus vergangnem nur geformt,
Und schätzt den Staub, ein wenig übergoldet,
Weit mehr, als Gold, ein wenig überstäubt.“

Hat es je eine solche Secte gegeben, und konnte diese nach allen Seiten und Richtungen klägliche Sache, einsichtige, ernste, gläubige Gemüther als Anhänger gewinnen? Sie trug bei ihrer Geburt bereits den Keim des Todes in sich, und theilte sich, kaum geboren, in zwei verschiedene Zweige. Die Einen, welche doch erschauderten, allen christlichen Glauben zu verwerfen, und noch Rückerinnerungen an die vorigen Glaubensschätze besaßen, folgten dem Czerski, und machten den geringsten Theil aus, die andern, mit Ronge an der Spitze nahmen eine rationalistische Richtung, und verhehlten auch kaum ihren Unglauben. Daher der Beifall der Gleichgesinnten. Man sieht, sobald man aus der katholischen Kirche tritt, ist man der Spaltung und Uneinigkeit verfallen. Der katholische Dichter Brunner geißelt in seinem deutschen Hiob die kläglichen Umtriebe und deren Hauptbeförderer in folgender Weise:

Wer kennet nicht den großen Mann,
Den Mann der tausend Adressen,
Dem man zu Liebe allerwärts
Getrunken und fest-gegessen?

Zu wem ist Ronge's Name nicht
Auf Ruhmesschwingen geflogen?
Wer kennt die unsterblichen Werke nicht
Ein jedes zu Einem Bogen?

Desselben, welcher beim Concil
Zu Leipzig Cigarren rauchte,
Und der zur Gestaltung der Zukunft nur
Ein Paar kleine Stündchen brauchte!

Der Gott gedankt, nachdem es vorbei;
Mit Zähren auf den Wangen,
Und der mit seiner Klerisei
Zum „Antheil des Teufels" gegangen. —

Du armer Held der jüngster Zeit,
Du bist, genau gemessen:
Ein jeder Zoll — Erbärmlichkeit,
Trotz tausend Lobadressen!

Den s. g. Deutschkatholiken war es übrigens durchaus um Religion und Kirche nicht zu thun, ihre Absicht ging vielmehr darauf hinaus, wie sie später selbst zugestanden haben, die Bewegung vom kirchlichen Gebiete auf das politische hinüber zu spielen. So thut Ronge gegenwärtig nur noch in Revolution, und die rongeanischen Prädikanten werden jetzt von protestantischen Regierungen wegen ihrer politischen Predigten aus den Städten verwiesen. So haben es die Katholiken von Anfang an geweissagt.

Die katholische Kirche benahm sich, den genannten Umtrieben und Spectakelstücken gegenüber, mit hoher Würde. Sie fürchtete sich nicht, denn sie hat im Laufe der Zeiten ganz andere Feinde besiegt, als die hier geschilderten. Sie hat eine Geschichte, und weiß, daß es nichts Neues unter der Sonne gibt. Das Loos ihrer verirrten und bethörten Kinder war ihr zwar keineswegs gleichgültig, aber sie konnte sprechen: „Ihr selbst habt nicht gewollt!" Nur jene haben verloren, nicht sie. Was schadet es der Eiche, wenn Zweige von Stürmen abgerissen werden? Der Wind weht ja den

festen Baum selbst nicht um, nur die Zweige, welche vom Mutterstamme gerissen, keine Kräfte mehr erhalten, müssen dürre werden. Die Kirche hat nicht allein nichts verloren, sondern auch viel gewonnen, denn es gereicht dem ganzen Körper zum Heile, wenn faule und verwesete Glieder sich ablösen. Am meisten wird durch die Wühlereien der Sectirer und deren Gönner unser armes Vaterland leiden. Die Katholiken sind wirklich durch unzählige fanatische Schmähschriften in allem verletzt, was ihnen heilig ist. Man hat sich bestrebt, sie verhaßt und verächtlich zu machen. Kann dieses zur gegenseitigen Duldung beitragen, wird dadurch das Band enger geschlungen, das deutsche Brüder in Freude und Leid vereinigen sollte? Wir wollen nicht Unrecht mit Unrecht vergelten, sind auch weit entfernt, allen oder auch nur den meisten Andersgläubigen die Erregung des Fanatismus zuzuschreiben, und selbst den wirklichen Feinden wollen wir die Waffen der Wahrheit, des Rechts und der Liebe entgegenstellen. Möge man uns an unsern Früchten erkennen!

Die neuesten Zeitereignisse auf religiösem Gebiete aber haben uns abermals von der Festigkeit des Felsens Petri überzeugt, dessen Fuß in Wetterwolken, dessen Gipfel im Sonnenscheine steht, sie haben uns überzeugt von der Macht der Kirche, die durch geistige Waffen und den Beistand des Höchsten sich hält und siegt, ob sie auch von keinen weltlichen Freunden geschützt wird, und von allen verlassen zu sein scheint. Das ist unsere Freude, unsere Zuversicht, unser Triumph.

Während die katholische Kirche alles Feindselige ausstößt, bleibt sie rein und unangesteckt; die protestantischen Bekenntnisse hingegen nehmen alle Secten in sich auf, und tragen also den Keim der Zerstörung in sich selbst. Sie sind auch in Deutschland wirklich der Auflösung nahe. Wie klein ist die Schaar, die sich noch an Luther, Calvin, Zwingli und die symbolischen Bücher hält? Die Bekenner des Protestantismus zerfallen in Altgläubige, Pietisten und Rationalisten. Der Unglaube reißt immer mehr ein, und wird mit kecker Stimme öffentlich verkündet, von Lehrern an Universitäten, von Predigern, Beamten, Zeitungsschreibern und unzähligen

Schriftstellern, und sie leiden kaum mehr einen Widerspruch von den höchsten Behörden. Sie wollen die Grundsäulen des Christenthums niederreißen, und manche sind bereits über das Heidenthum hinausgekommen. Sie protestiren in ihrem Dünkel gegen alle Autoritäten und auch gegen die nöthigsten Schranken. — Wohl uns, daß wir bei den Stürmen der Zeit an eine feste Säule uns halten können!

Der Rongerausch ließ allmälich nach, auch die Regierungen traten gegen die Sectirer, deren Anzahl sehr übertrieben ward, aus politischen Gründen auf, und die Katholiken wiesen die umherziehenden Unruhstifter mit Verachtung zurück. Eine so schwache und schlechte Sache mußte schnell fallen. Die Katholiken waren bald großentheils wieder von Glaubenseifer und von wahrer Glaubensfreudigkeit beseelt, wie es sich z. B. bei dem schönen Feste zeigte, das im September 1845 in Münster zur Ehre des hochwürdigsten Jubilarbischofes Caspar Max Droste zu Vischering (starb 1846) mit allgemeiner Theilnahme, mit der rühmlichsten Anhänglichkeit an die Kirche und die bischöfliche Würde und mit musterhafter Ordnung gefeiert ward.

§ 46.

Das Werk zur Verbreitung des katholischen Glaubens.

Wenden wir jetzt unsere Aufmerksamkeit auf die auswärtigen Missionen der katholischen Kirche, als eine der erfreulichsten Erscheinungen der neuern Zeit. Eingedenk der Worte unsers Heilandes: „Gehet hin und lehret alle Völker, und taufet sie im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes" Matth. XXVIII., 19. 20. hat die katholische Kirche von jeher sich bemühet, alle diejenigen der in Christus erschienenen Wahrheit und Gnade theilhaftig zu machen, die ihrer noch nicht theilhaftig geworden; hat fortwährend Glaubensboten ausgesendet, damit alle Völker, die noch sitzen in den Finsternissen und dem Schatten des Todes, den dreieinigen Gott erkennen, lieben und preisen lernen. Die Geschichte der Ausbreitung des

Christenthums macht einen stehenden Abschnitt in der Kirchengeschichte aller christlichen Jahrhunderte. Die Missionen der katholischen Kirche sind nichts anders, als ein Beweis des in ihr fortwirkenden christlichen Geistes und Lebens. Besonders viel ist in den letzten drei Jahrhunderten für die auswärtigen katholischen Missionen geschehen, und es ist eine erhebende Beschäftigung, ihren Anstrengungen, allen Völkern die Botschaft des Heils zu verkündigen, im Geiste nachzugehen.

Wenn in der Zeit von 1790 bis 1820 weniger dafür geschah, so lag der Grund davon in den blutigen Kriegen, welche Europa verheerten, und deren nachwirkenden Folgen. Als aber der Friede dauerhaft hergestellt war, wurde das Werk der auswärtigen Missionen mit erneuertem Eifer wieder begonnen, und wird gegenwärtig fast in allen Welttheilen unter Gottes augenscheinlichem Beistande fortgesetzt. Glaubensprediger, von heiligem Eifer beseelt, die Kirche Jesu Christi, das sichtbare Reich Gottes auf Erden, auszubreiten, und Christo Seelen zu gewinnen, gehen aus in die unermeßlichen Länder des Morgen- und Abendlandes, und verkünden den Völkern das Evangelium, und bringen ihnen die Schätze und Verdienste unsers göttlichen Erlösers. Nur Liebe Gottes und des Nächsten belebt diese frommen Missionäre, und deswegen achten sie keine Gefahr, scheuen keine Hindernisse und Schwierigkeiten, die ihnen ohne Zahl entgegenstehen; ja selbst Marter und Tod können sie nicht abschrecken von dem höchsten Werke, wozu der Herr sie berufen hat. Mit herrlichem Erfolge ist ihr mühevolles Wirken gekrönt*). Großartige Anstalten bestehen in Europa, nicht nur um

*) Die auswärtigen Missionen bestehen jetzt aus 5 großen Länderbereichen:

1) Die Missionen der Levante, welche den griechischen Archipel, Constantinopel, Syrien, Armenien, die Krimm, Aethiopien, Persien und Aegypten umfassen. 2) Die Missionen von Indien, die bis nach Manilla und den neuen Philippinen sich erstrecken. 3) Die Missionen China's, wozu auch die von Siam, Conchinchina und Tongking gerechnet werden. 4) Die Missionen in Amerika. 5) Die Ocean-Missionen, welche für Australien bestimmt sind.

Glaubensboten auszubilden, sondern auch ihnen den Segen Gottes herabzuflehen, und endlich um sie zu unterstützen durch milde Beiträge, damit sie wegen ihres Unterhaltes keine Hindernisse finden mögen, und die zum segensreichen Erfolge nöthigen Kirchen und Schulen errichten können. Wir nennen hier zuerst die großartige Anstalt de propaganda fide in Rom (gestiftet 1622), welche Glaubensboten in allen Sprachen bildet und sie aussendet. Vor den Zeiten der französischen Revolution gab es in Spanien, Portugal, namentlich in Frankreich und selbst in Deutschland*) ähnliche Anstalten, gleichsam Töchter der ehrwürdigen Mutter zu Rom. Noch gegenwärtig besteht in Neapel ein Seminar zur Ausbildung von Missionären für China und andere asiatische Länder.

Dann verdient auch das im Jahre 1822 in Lyon gestiftete „Werk zur Verbreitung des Glaubens," welches die auswärtigen Missionen in der ganzen Welt umfaßt, und mit mehrern Ablässen begnadigt ist, eine besondere Erwähnung: Um dieses Gnadenschatzes theilhaftig zu werden, ist es, nebst der stets vorgeschriebenen Herzensreinheit und dem Bußeifer, hinreichend, täglich das „Vater unser" und den englischen Gruß andächtig zu beten, und wöchentlich einen Sous (jährlich = 20 Sgr. = 16 Ggr. = 64 Kreuzer) zur Unterstützung der Missionen zu entrichten. Fast 300 Bischöfe sprachen für die Gesellschaft zur Verbreitung des Glaubens, die Päpste Pius VII., Leo XII., Pius VIII. hatten sie schon mit Ablässen begnadigt, und endlich empfahl sie der Papst Gregor XVI. durch sein Rundschreiben vom Jahre 1840 den sämmtlichen Kirchen, und erhob diese segensreiche Anstalt dadurch zum Range einer allgemeinen christlichen Anstalt.

Die Einnahme „des Werkes zur Verbreitung des Glaubens" betrug im Jahre 1843 im Ganzen 4,163,065 Franken

*) Z. B. in Dillingen, wo der Papst auf seine Kosten eine Anstalt unterhielt, in welcher die Zöglinge ihre theologischen Studien machten, übrigens die Verpflichtung auf sich nahmen, sich auf Verlangen Roms zu den Missionen verwenden zu lassen: eine Verpflichtung, von welcher der Papst in der letztern Zeit selten Gebrauch machte.

88 Centime*), und findet immer weitere Verbreitung; denn welches katholische Volk wollte sich von dem Antheil an der Verbreitung des Reiches Christi ausgeschlossen wissen? Um die Mitglieder des Vereins beständig über dessen Wirksamkeit in Kenntniß zu erhalten, werden seit längerer Zeit schon die Berichte der Missionäre gedruckt, und allen Betheiligten zum Lesen übermacht. Diese Berichte oder Jahrbücher erscheinen in französischer, deutscher, englischer, spanischer, flamändischer, italienischer und holländischer Sprache, in deutscher, englischer und italienischer sogar zweimal. Ihr Inhalt ist eben so erbaulich, als lehrreich.

In Bayern besteht der Ludwigs-Missions-Verein, dessen Einnahme im Jahre 1842 im Ganzen 104,733 Gulden 58 Kreuzer betrug.

Von der Jahreseinnahme des Ludwigs-Missions-Vereins wird etwa die Hälfte an den Centralrath in Lyon zur Vertheilung an die verschiedenen Missionen in Asien, Afrika und Amerika abgegeben, und die andere Hälfte selbstständig für die auswärtigen Missionen verwendet; seit 1844 besteht zu Altenötting in Bayern, unter der Leitung der Redemtoristen, ein Haus, in welchem Jünglinge zu Priestern für die nordamerikanischen Missionen ausgebildet werden. Endlich müssen wir hier noch der im Jahre 1829 zu Wien zur Unterstützung der nordamerikanischen Missionen gegründeten Leopoldinischen Stiftung erwähnen. Sie ist unter ähnlichen Bedingungen, wie das Werk zur Verbreitung des Glaubens, gestiftet, und erfreuet sich des Schutzes des österreichischen Kaiserhauses. Obschon die Gaben der einzelnen Mitglieder aller dieser Vereine nur gering sind, so kommen doch durch die Theilnahme Vieler bedeutende Gaben zusammen. Doch stehen diese frommen Spenden fast in keinem Vergleiche mit den ungeheuern Geldmitteln, über welche die protestantischen Missions-Gesellschaften, besonders in England und Nordamerika, zu verfügen haben. Der Erfolg derselben ist aber verhältnißmäßig nicht bedeutend, indem die protestantischen Missionäre glauben, die Heiden

*) Wenn in den nachfolgenden Jahren die Einnahme sich in etwa verminderte, so ist dieses den ungünstigen Zeitereignissen zuzuschreiben. Jedoch betrug dieselbe jedes Jahr noch weit über 3 Millionen Frank.

hauptsächlich durch Vertheilung von oft ungenauen und schlechten Bibelübersetzungen*) bekehren zu können, und diese wirklich in einer Unzahl verbreiten, während doch keinem Einsichtigen entgeht, daß von dem göttlichen Stifter der Kirche nicht diese Verbreitungsart seiner Lehre vorgeschrieben ist, daß das lebende Wort eine größere Kraft hat, als der todte Buchstabe, und daß es von höherem apostolischen Berufe zeugt, heldenkühn unter Barbaren aufzutreten, den Pfeilen der Wilden die wehrlose Brust zu bieten, und des Chinesen Zwangholz auf sich zu nehmen, als in Sicherheit, geschützt von englischen Bayonnetten, das heilige Buch an solche zu verkaufen oder zu verschenken, die es, seinen göttlichen Werth verkennend, nur zu oft entweihen.

§ 47.

Uebertritte zur katholischen Religion.

Zu den erfreulichsten Erscheinungen auf dem Gebiete der katholischen Kirche gehören noch die vielen Rücktritte ausgezeichneter Protestanten zu derselben. Wir stellen hier die wichtigsten seit etwa zweihundert Jahren stattgehabten zusammen. Herzog Ulrich von Neuenburg wurde 1651 in Brüssel katholisch. Im Jahre 1667 kehrte der Standesherr Graf Ernst Wilhelm von Bentheim-Steinfurt in den Schooß der katholischen Kirche zurück; seinem Beispiele folgte Arnold Moriz von Bentheim-Steinfurt, ein Neffe des vorigen, welcher im Jahre 1688 in Münster öffentlich den katholischen Glauben annahm. Im Jahre 1670 wurde die Herzoginn Dorothea Hedwig von Holstein-Sonderburg, Aebtissinn des protestantischen Fräuleinstiftes Gandersheim katholisch. Der Reichsgraf Thomas von Essing entsagte 1688 der lutherischen Lehre, und vereinigte sich mit der katholischen Kirche.

*) Diese Uebersetzungen können schon allein aus dem Grunde nicht genau sein, weil ungesitteten Völkern für geistige Dinge die Begriffe und darum auch die Worte fehlen, abgesehen davon, daß es dem Ausländer so sehr schwer fallen muß, diese ihm durchaus fremden Idiome zu erlernen.

Faſt alle Bewohner ſeiner Herrſchaften Eſſing und Geiſſing folgten ſeinem Beiſpiele. Dasſelbe thaten 1682 ein Graf Windiſchgräz und 1699 ein Graf Horn. Außer den Genannten traten im ſiebenzehnten Jahrhundert auch noch mehrere Mitglieder des churfürſtlichen Hauſes Brandenburg und von deſſen Nebenlinien zur katholiſchen Kirche zurück. Das größte Aufſehen erregte aber ohne Zweifel die Bekehrung des lutheriſchen Erzbiſchofes von Magdeburg, Markgrafen Chriſtian Wilhelm von Brandenburg, die in Böhmen erfolgte. Dieſer Mann hatte die Freude, daß ſeine erſte Gemahlinn Dorothea, Tochter des Herzogs Georg von Braunſchweig, und ſpäter ſeine dritte Gemahlinn Maximiliana Gräfinn Salm zur katholiſchen Kirche zurücktraten. Seine zweite Gemahlinn war katholiſch. In einem jetzt ſelten gewordenen Schriftchen, welches er betitelte Speculum Brandenburgicum (Brandenburgiſcher Spiegel), ſetzte er die Gründe ſeiner Rückkehr auseinander, und forderte in demſelben ſeine frühern Glaubensgenoſſen, beſonders ſeine Verwandten aus den fürſtlichen Häuſern Deutſchlands auf, ſich mit der Mutterkirche wieder zu vereinigen. Auch Karl Wilhelm, Markgraf von Brandenburg, Sohn Friedrich Wilhelms, Churfürſten von Brandenburg und erſten unabhängigen Herzogs von Preußen, trat in Turin heimlich zur katholiſchen Kirche, und verehelichte ſich daſelbſt. Er ſtarb 1695, erſt 23 Jahr alt. Seine Gemahlinn trat nach ſeinem Tode in das Kloſter der Heimſuchung Maria der Saleſierinnen zu Turin.

Auch im achtzehnten Jahrhunderte erfolgten viele Rücktritte zur katholiſchen Kirche. Chriſtian Auguſt, Herzog von Holſtein, wurde katholiſch 1705, Eliſabeth Chriſtina von Braunſchweig-Wolfenbüttel 1707, dann 1710 deren Großvater Anton Ulrich, Herzog von Braunſchweig-Lüneburg, ferner deſſen Töchter Henriette Chriſtina und Auguſte Dorothea; 1716 Moritz Adolph von Sachſen-Zeitz, 1712 Friedrich Auguſt, Kurfürſt von Sachſen, 1723 Chriſtian Ulrich von Würtemberg-Oels, 1727 Ernſt, Graf von Metternich, 1746 Friedrich Michael, Herzog von Birkenfeld, 1753 Ferdinand, Graf von Schulenburg, im nämlichen Jahre der meklenburgiſche Geſandte zu Wien, Freiherr von Berkemeyer mit ſeiner ganzen Familie, 1754 Joh. Joachim Winckel-

mann, einer der größten Kenner der Kunst und des Alterthums, der so entschieden segensreich auf die Bildung damaliger und jetziger Zeit einwirkte, 1755 der Erbprinz Friedrich von Hessen-Kassel, 1758 Christian, Herzog von Pfalz-Zweibrücken, 1800 Friedrich Leopold, Graf zu Stolberg nebst seiner Gemahlinn und seinen Kindern mit Ausnahme seiner ältesten, bereits verehelichten Tochter; 1811 der Dichter Zacharias Werner, dann kurz nach einander Friedrich IV., Herzog von Sachsen-Gotha und Friedrich Ferdinand, Herzog von Anhalt-Cöthen, sowie dessen Gemahlinn, die Herzoginn Julia, geborne Gräfinn von Brandenburg, ferner der Dichter und Philosoph Friedrich von Schlegel, die ausgezeichneten Lehrer der Staatswissenschaft, Ludwig von Haller und Adam Müller, dann Schlosser, die Maler Schadow und Overbeck, Beckedorf, Philipps, Jarke, Herbst, Haas, von Hardenberg und andere ausgezeichnete Männer, wie der gelehrte Engländer Digbhi und der Israelit Ratisbonne, und im Sommer 1844 Friedrich Hurter, der gediegene Geschichtschreiber, welcher in Rom zur katholischen Kirche zurücktrat. Denselben Schritt thaten in neuster Zeit der gediegene Politiker Florencourt und die geistreiche Schriftstellerinn Gräfinn Ida Hahn-Hahn, und der tüchtige protestantische Prediger Meinhold wurde nur durch den Tod davon abgehalten. An sie schließen sich sehr viele Prediger und berühmte Professoren Englands mit ihren Schülern. Nach der „Kirchen- und Staatszeitung" sind von den berühmten Universitäten und Collegien von Oxfort 92 (darunter 63 Geistliche), von Cambridge 43 (19 Geistliche), vom Trinity-Colleg zu Dublin 5 und von Durham einer katholisch geworden, zahlreicher Bekehrungen aus den andern Ständen hier gar nicht zu gedenken. In der That, lauter Personen, ausgezeichnet durch ihre hohe Stellung, durch Gelehrsamkeit, durch den Adel ihrer Gesinnungen, durch ihren Lebenswandel so wie durch die mannigfachsten Verdienste. Wiegen sie, die Vorurtheile zu überwinden, schwere Opfer zu bringen, und Verunglimpfungen mancher Art zu erdulden hatten, nicht eine ganze Schaar gleichgültiger und unwissender Ueberläufern zu andern Bekenntnissen auf?

Die neueste Zeit oder Revolution in Europa.

I. Frankreich.

§ 48.

Die dritte französische Revolution*).

Wer hätte so plötzlich eine Revolution in Frankreich erwartet? Daß eine Aenderung dort eintreffen würde, sah Jeder voraus; doch glaubte man, sie würde bis zum Tode des schlau berechnenden Ludwig Philipp, der wirklich geleistet hat, was durch Klugheit sich erreichen läßt, auf sich haben warten lassen. Doch, das Wahrscheinliche ist nicht immer das Wahre und Wirkliche, und nicht Sterbliche leiten die Geschicke der Menschen. Daß übrigens ein Gewitter dort ausbrechen würde, konnte man unschwer begreifen. Waren doch die unteren Classen offen und geheim seit Jahren zum Umsturze bearbeitet, erregte doch die ungleiche Vertheilung der Glücksgüter und das verschuldete oder unverschuldete Elend so vieler aus dem Volke Neid, Haß, Rachsucht, Begierlichkeit nach fremdem Gute, Leidenschaften, die zudem noch geflissentlich aufgestachelt wurden. Das ärgerliche Betragen vieler Großen, ihre unchristliche Eigensucht, ihr Unglaube und ihre Sittenlosigkeit, Auftritte, wie die Vergiftungsgeschichte der Laffarge, wie der Mord des Herzoges von Praslin und der Prozeß gegen den Minister Teste wegen Bestechung, waren auch nicht geeignet, den unteren Classen Achtung gegen die höhern einzuflößen. Wie immer bei gewaltsamen Ausbrüchen der Volkswuth, ward auch hier ein Opfer ausersehen, auf das man alle Schuld lud, obschon doch bei Streitigkeiten selten ein Theil allein die Schuld zu haben pflegt. Dieses Opfer war Ludwig Philipp; von dem, was seine Gegner ihm lieblos nachsagten, ist Einiges wahr, Vieles unwahr,

*) Nach den historisch-politischen Blättern von 1848 bearbeitet.

das Meiste übertrieben. Er habe — so sagte man — die beschworne Verfassung verletzt, wenn auch nicht dem Buchstaben, doch dem Geiste nach; er habe Frankreich die verheissene freie Entwicklung vorenthalten; seine Regierung sei durch und durch verdorben, seine Minister und seine Pairs seien nur gehorsame Diener seiner Willkür, seine Abgeordneten feile Geschöpfe gewesen, die er durch Vertheilung von nicht weniger als 628,000 Staatsämtern bestochen und erkauft habe. Aber wie hätte das alles ein Bürger-, ein Charten-König vermocht, auch wenn er gewollt hätte? Zum Schutze gegen Verbrechen gab es doch eine eben nicht blöde Presse, Feinde der Regierung in der Kammer immer in genügender Anzahl, die anklagen, und unabhängige Gerichtshöfe, die urtheilen konnten. Machte er von den ihm durch die Verfassung verliehenen Rechten Gebrauch, wer kann ihn deswegen anklagen, selbst wenn diese Rechte bedenklich sein mögen? Da ihm diese spärlich genug zugemessen sind, so muß er doch die Mittel, die ihm durch die Constitution noch zu Gebote stehen, anwenden dürfen, wenn er nicht ganz zu einem Schattenkönig herabsinken will? Wozu denn ein so gewaltsamer Umsturz? Wenn man zudem bedenkt, daß 7mal Meuchelmörder dem wehrlosen Könige das Leben zu nehmen trachteten, und wenn man alle Schwierigkeiten erwägt, die ihm in den Weg traten, so wird man doch ein milderes Urtheil über ihn und seine Minister fällen. Doch, wie man auch hierüber urtheilen möge, so viel gibt Jeder zu, wir sind jetzt wieder zu einem neuen und wichtigen Zeitabschnitte gekommen, und unermeßlich für ganz Europa waren die Folgen der Ereignisse in Frankreich, die wir nun mittheilen wollen.

Unmöglich kann ein Land glücklich genannt werden, wo es nur des Verbotes eines Bankettes bedurfte, um ein seit 18 Jahren mühsam zusammengefügtes Gebäude zu stürzen, alle Ruhe, Ordnung und Gesetzlichkeit zu zerstören, und alle Bande der Gesellschaft zu zerreissen. Es war die Erweiterung des Wahlgesetzes für die Vertretung in der Kammer, welche die radicalen und republikanischen Gegner der Regierung seit Monaten mit aller Leidenschaftlichkeit bei ihren Banketten und bei den letzten Verhandlungen über die Thronadresse so eingeleitet hatten, daß allmälig das ganze Land in

Unruhe gerieth, und besonders bei den niedern Classen sich eine schreckliche Mißstimmung und Aufgeregtheit zeigte. Festredner bei den Banketten wetteiferten mit ihren treuen Verbündeten, den Zeitungsschreibern, den Brand fortwährend anzufachen, und Holz hinzuzulegen. Wenn sich aber die Leidenschaftlichkeit erst eines Stoffes bemächtigt hat, so ist an eine richtige, friedliche, dem Volkswohle förderliche Lösung kaum mehr zu denken. Das Volkswohl ist freilich stets das Losungswort, aber Ehrgeiz und Eigennutz der eigentliche und tiefere Grund der Wühler, die sich vordringen, um im Trüben zu fischen. Nicht darum grollte man dem Ministerium, weil es nicht genug Sorge getragen für leibliche und geistige Nahrung des armen Volkes, woran man recht gehabt, sondern weil es nicht überall an die Spitze jeder Revolution treten, weil es der Nationaleitelkeit nicht schmeicheln, weil es den eidgenössischen Vögten zur Knechtung der katholischen Cantone nicht helfen, in Italien Oesterreich nicht den Fehdehandschuh zuwerfen wollte. Bei den offen hervortretenden Absichten der Banketthalter glaubte die Regierung, in die Nothwendigkeit versetzt zu sein, diese Bankette mißbilligen, und die Mißbilligung derselben zu einer Kabinetsfrage machen zu müssen.

Die Mehrheit der Kammer war in dieser Sache für die Regierung, was frommte es? Das souveräne Volk von Paris war ja dagegen. Man wollte nun zum Trotz und Hohn, gerade in Paris, vor den Augen der Regierung, ein Bankett halten, und zwar ein so glänzendes, als nie, es sollte eine förmliche Herausforderung sein. Die Widerstandspartei (Opposition) in der Kammer versprach gar die Theilnahme an dem Bankett, und zeigte, wie wenig sie den Ausspruch der Mehrheit achtete, wie tief sie die Regierung verachtete.

Die Regierung verbot das Bankett, als im Widerspruch mit gesetzlichen Bestimmungen stehend. Die Anordner des Festes luden nun auch die ohnehin aufgeregten Studenten und selbst die Nationalgarde ein, die zwar unbewaffnet, aber doch in Uniform erscheinen sollte, um Spalier zu bilden, um der Regierung Trotz und Hohn zu bieten. Diese fand hierin eine angemaßte Gegenregierung, und erklärte, daß sie mit ihrer ganzen Macht gegen solchen Unfug ein-

ſchreiten werde. Nun wollten die Herren aus den Kammern nicht mehr Antheil am Feſte nehmen, und luden ſich dadurch die Erbitterung oder Verachtung der Parteien auf. Sie ſeien ſchlecht genug geweſen, die geſetzliche Ordnung mit zerſtören zu helfen, ſagten die Einen; ſie ſeien zu feige, die Folgen ihrer Handlungen zu vertreten, ſagten die Andern. Nun verlangten die Zeitungsſchreiber, dieſe ſo mächtig gewordenen Herren und Rufer in jedem Streite, die von ihnen abgefallenen Kammerherren ſollten aus den Kammern austreten. So war die Lage der Dinge zu Paris am 21. Februar 1848. Am folgenden Tage ſollte endlich das Bankett ſtattfinden. Die Verbote der Regierungen waren überall angeſchlagen, auch die Nationalgarde wurde durch eine Kundmachung an die Beſtimmungen des Geſetzes erinnert, wonach ſie an ſolchen Verſammlungen keinen Theil nehmen dürfte, und dieſelbe wurde aufgefordert, ihrer Pflicht zufolge, zur Aufrechthaltung der Ordnung zu erſcheinen. Große Streitkräfte waren in und um die gährende Stadt zuſammengezogen. Selbſt reiche Pariſer Bürger zeigten nicht üble Luſt, der Regierung Trotz zu bieten, und mit den Bankettgebern zu halten; war es doch ein Majeſtätsverbrechen, daß die Regierung ſo herriſch gegen das ſouveräne Volk von Paris, gegen die Herren und Könige von Frankreich, aufzutreten wagte. Daß bei dem Fallen von Königsſchlöſſern auch Bürgerhäuſer mitfallen, dachten ſie in ihrem Leichtſinn und ihrer gekränkten Eitelkeit nicht. Zahlloſe Nationalgardiſten hatten ſich entſchloſſen, Spalier zu bilden. Alles erwartete einen Sturm, und darauf deuteten ſämmtliche Anzeichen hin. Handel und Geſchäfte ſtockten, die Arbeiter feierten, vorſichtige Leute verließen Paris. Der verhängnißvolle 22. Februar, der Tag des verbotenen Feſtes, kommt. Erſt um 9 Uhr Morgens zeigte ſich eine ungewöhnliche Bewegung. Beſonders aus den Vorſtädten ſtrömten die Haufen in Blouſen nach dem Innern; es waren meiſt brodloſe und hungernde Arbeiter. Als Führer geſellten ſich zu ihnen die Geſellen der vornehmeren Gewerke, viele Pariſer Taugenichtſe ſchloſſen ſich an. Die Studenten der Medizin und des Rechtes fehlten natürlich nicht, dann folgte eine Maſſe von Müſſiggängern, Armen, Abenteurern, Schwindlern, die

bei einem Umsturze nichts zu verlieren hatten. Neugierige Gaffer aus dem Volke kamen und gingen. Der Volkskoloß wuchs lawinenartig, aus dem Flusse ward allmälig ein wahres Volksmeer. Zunächst wollte man der Deputirtenkammer seine Unzufriedenheit bezeugen, dem Ministerium Guizot ein Pereat und der Reform ein Vivat bringen.

Um halb 1 Uhr Mittags ließ die Regierung die ersten Truppen ausrücken. Wo die Linie sich zeigte, wurde sie frohlockend von der singenden Volksmasse empfangen. Man schwang Hüte und Mützen, und schrie: »Vive la ligne!« Das befremdete die Truppen, sie schienen keiner besondern Groll gegen das Volk zu hegen. Die Marsellaise und das Lied der Girondisten: »Mourir pour la patrie« singend, wälzte sich die Volkswoge auf die Deputirtenkammer. Schon waren einige Lärmer bis in den Sitzungssaal der Kammer vorgedrungen, schon waren einige Fenster eingeworfen: aber die bewaffnete Macht schaffte der Ordnung Achtung, säuberte den Palast, und drängte die heranstürmenden Studenten zurück. Nun begab man sich nach dem Ministerium des Aeußern, wo man unter dem Rufe: „Nieder mit Guizot! ein Hoch der Reform!" die Fenster einwarf. Die Reiterei trieb die heulende Menge auseinander und vor sich her, und diese erwiederte hier und da mit Steinwürfen, aber die Krieger zeigten Ruhe, Selbstbeherrschung und Schonung. Die Volksmassen zerstreuten sich. In der Kammer schloß sich die conservative Mehrheit enger an die Regierung an, die radicale Minderheit schmollte und kündigte an, das Ministerinm in den Anklagestand setzen zu wollen, aber es geschah nicht mit der Entschiedenheit und dem Muthe, den das Recht ertheilt, ihr böses Gewissen quälte sie, und sie wollte die eigene Schuld auf Andere schieben. Das Volk zischte Thiers aus, den unter allen Regierungen möglichen Staatsmann, und rief: »A bas Barrot!« Die Feilheit, Halbheit und leere Taktlosigkeit findet nie Achtung. Die Ruhe war in der Gegend der Tuilerien hergestellt. Noch herrschte kein förmlicher Aufstand, nur ein Auflauf, wie er in Paris nicht zu den Seltenheiten gehört. Mit Furcht sah man aber dem Abende entgegen. Darum ließ die Regierung nach 5 Uhr die Nationalgarde durch den Generalmarsch zu den Waffen

rufen, 2 Bataillone von jeder Legion. Drei verschiedene Waffengattungen waren also aufgeboten, den Sturm zu beschwichtigen: die Linie, die Nationalgarde und die Municipalgarde. Von ihrem Verhalten hing das Schicksal von Paris und so von ganz Frankreich, und mittelbar auch der Friede und der Bestand der gegenwärtigen Ordnung von Europa ab. Ob auch die Mehrheit der Kammer, die gesetzliche Vertreterinn des Landes, für die Regierung war, das frommte dieser nicht, weil die eigentliche Herrinn Frankreichs, nicht mit den Kammern ging, und weder mit der Rechten noch mit der Linken zufrieden war. Also die Truppen mußten entscheiden. Louis Philipp scheint das meiste Vertrauen auf die Linie gesetzt zuhaben. Aber er erwog nicht, daß er kein rechtmäßiger, auch kein ritterlicher König war, der die Krieger hinreißt, daß er kein Feldherr war wie Napoleon, der an der Spitze seines Heeres große Schlachten geschlagen, die Gloire der Franzosen angeregt, und unter dem Donner der Kanonen sich die Achtung und die Herzen seiner Soldaten erworben hatte. Er war auch kein König von Gottes Gnaden, wie selbst Karl X., der auch zur Zeit der höchsten Noth immer noch Unterthanen zählte, die ihm mit alter ererbter Treue anhingen. Louis Philipp war aber nur ein König von Volks Gnaden, von den Barrikaden zum Throne gestiegen, von Volks Gnaden mit dem Zepter geziert, vom Volke gehoben, vom Volke gestürzt. Er hoffte ohne Zweifel, die Entfaltung einer achtunggebietenden Waffenmacht würde schon hinreichen, den Aufstand ohne Blutvergießen zu beendigen. So schien es auch anfänglich, wo die Truppen auftraten, sprengten sie die Massen. Noch hatte aber das Heer die Feuerprobe nicht bestanden, denn noch hatte es keinen bedeutenden Widerstand gefunden. Die Linie läßt sich auch nicht gerne im Polizeidienst verwenden, zumal wenn es sich um politische Fragen handelt, worüber der Eine so, der Andere anders denkt. Im Straßenkampfe sind für den Krieger nicht so schöne Lorbeeren zu erkämpfen, wie im offenen Felde. Es schien schwer, für einen König zu fechten, den alle Welt angriff, für ein Ministerium, das in den Staub gezogen ward, für ein hochverrätherisches ausgegeben wurde, und zu fechten gegen ein Volk, aus dem man selbst hervorgegangen

war, von dem die Linie mit dem Brudergruße überall bewillkommt wurde. Dann pflegte man in Frankreich jede Revolte, wenn sie mit Erfolg gekrönt war, mit Glanz zu umgeben, ihre Freunde als Freiheitshelden und Märtyrer für das Volkswohl darzustellen: gegen eine Revolution sollten sie auftreten, die möglicherweise eine glorreiche werden konnte: eine schwere Versuchung für die Linie! Was aus diesem Aufstande werden konnte, ließ sich aus dem Betragen der Nationalgarde, welche Paris und somit Frankreich vertrat, unschwer erschließen. Von ihr hing in diesen Tagen das Schicksal des Julikönigs und Frankreichs ab. Die Nationalgarde erschien auf den Trommelschlag, aber nicht in gewünschter Anzahl, kalt und verstimmt. Wohlhäbige, behagliche Bürger, berechnende Philister, Familienväter, pflegen keine sonderliche Lust zu haben, sich mit einem wüthenden Gesindel zu schlagen, wie es die Stadt zu Tausenden zählt, und wie sie Schaarenweise bei einem Aufstande erscheinen, gleich den Geiern bei einem Hochgericht, gleich Hyänen nach blutigen Schlachten. Besondere Anhänglichkeit gegen den König und sein Haus besaßen sie auch nicht, sonst liebten sie ihn nicht und haßten sie ihn nicht, jetzt aber grollten sie ihm und sie grollten ihm und der Regierung, denen in solchen Fällen alle Uebelstände aufgebürdet werden, wegen des Stockens von Handel und Gewerbe. Dann waren sie auch unter sich in ihren politischen Ansichten nicht einig, Partei gegen Partei. Zwar lag es gerade in ihrem Vortheile, die bestehende Ordnung und Gesetzlichkeit zu handhaben, aber das sahen viele nicht ein, ließen sich von ihren Leidenschaften hinreißen, mit den Umsturzmännern Chorus zu machen, wollten doch auch für freisinnig gelten, und dachten, so weit würde die Sache wohl nicht kommen, daß diese gerade ihrer Person gefährlich werden könnte. Diese Stimmung entging auch den Rebellen nicht, darum suchten sie, die Nationalgarde durch Schmeicheleien zu sich herüberzuziehen. Also auch von ihr war keine feste Stütze des Julithrones zu erwarten. Für die Regierung blieb nur noch die Municipalgarde übrig, eine Art Gensdarmerie, nebst der Polizei mit Aufrechthaltung der öffentlichen Sicherheit betraut. Sie kannte diese Rebellen aus Erfahrung, und sie erblickte in diesen

Barrikadenhelden nichts anderes, als freches, zu allem fähiges, hungriges, raubgieriges, verkommenes Gesindel, das nur ein Dichter mit großer Einbildungskraft mit dem Lorbeerkranze schmücken kann; doch eins muß man auch diesen Massen zugestehen, Todesverachtung, Muth, aber mehr den Muth der Verzweiflung, als jenen Muth, der aus dem Bewußtsein, für eine edle und gerechte Sache, zu kämpfen, hervorgeht. Die Municipalgardisten haben von den Kriegern allein ihre Pflicht erfüllt, und dafür den entsetzlichsten Haß der Aufständischen auf sich geladen. Diese kannten auch die Municipalgardisten, und verzichteten gleich darauf, sie mit ihren Verführungskünsten an sich zu ziehen. So haben wir das Heer gemustert, welches die Revolution dämpfen sollte.

Die Nationalgarden erschienen nach 5 Uhr Abends, vom Generalmarsch gerufen, zu Fuß und zu Pferde. Ihre Patrouillen durchzogen die Straßen, und sie bivouakirten mit der Linie. In dem Winkel des Marais und im Quartier St. Martin zimmerten die Blousenmänner bereits hier und da Barrikaden, aber Erbauer und Gebäude verschwanden bei dem Erscheinen der Truppen. Ein wohlgekleideter Mann theilte den Tumultuanten 5 Frankenstücke aus, und sprach dabei: „Trinkt auf mein Wohl, und schlagt euch gut!“ Die Menge war aber noch fast unbewaffnet. Einige vereinsamte Wachtstuben zerstört, ein Octroigebäude eingeäschert, ein Wachtposten draußen an der Barriere entwaffnet, aufgerissenes Straßenpflaster, das waren die Heldenthaten der Nacht vom 22. auf den 23. Februar.

Waffen, Führer, Plan, Ziel fehlten jetzt dem Aufstande noch. Gegen Mitternacht herrschte Stille in der Stadt. Der Morgen des 23. erschien. Die Regierung kündete an, daß sie jeder Unordnung mit Kraft begegnen werde. Mehr Reiterei wurde aufgeboten, das Fußvolk der Linie besetzte zahlreicher die Hauptplätze. Um 9 Uhr erscholl abermals der Generalmarsch, die ganze Nationalgarde sollte erscheinen, wohl 65,000 Mann, aber sie erschien nicht in hinreichender Anzahl. Wieder strömten die Wogen des Volkes durch die Straßen, vor den Tuilerien standen 8000 Mann von der Linie mit 2 Batterien. Ganz Paris war nach und nach von einem Truppennetz überzogen. Die Blousenmänner hausten

vorzugsweise in dem Viertel St. Denis. Es waren jetzt schon mehr Bewaffnete unter ihnen; man hatte sich mit Gewalt oder in Güte Waffen verschafft, Wachtposten überfallen, Magazine geplündert, und dieselben von den Nationalgarden oder Andern sich schenken lassen oder sie genommen. Nun erhoben sich auch wieder zahlreiche Barrikaden, aber nicht sonderlich kunstgerecht gebaut, nicht vertheidigt von nobeln Gestalten. Die Elite der Revolution, die Triarier der Barrikadenhelden waren noch nicht aufgetreten.

Gegen Mittag hat die Regierung ihre größte Heersmacht entwickelt, an 80,000 Mann von der Linie, die durch Zuzüge bis zu 100,000 verstärkt worden. Alle wichtigen Punkte sind mit Batterien besetzt. Die Trommel wirbelt immer fort. Der Eintrachtsplatz ist zu einem großen Feldlager umgeschaffen, um den alten Obelisken von Luxor campiren alle Waffengattungen, die durchnäßten Krieger trocknen ihre Kleider, kochen die Speisen, füttern die Pferde. Noch beherrscht die Linie ganz Paris, alle Brücken sind von ihr gesperrt; die Stadt ist in 2 Hälften getheilt. Der Stern des Julikönigs glänzt, wie nie, aber er wird bald genug seinen Schein verlieren. Drohender werden die Zeichen in der Stimmung der Nationalgarde. „Nieder mit Guizot! es lebe die Reform!" ruft man schon lauter und allgemeiner.

Der Aufruhr nimmt zu an Heftigkeit, die Nationalgarde wankt, die Gefahr ist jetzt am größten. Es bedarf der entschiedenen Thatkraft. Louis Philipp ist nicht geneigt, sie zu zeigen, er ist ein Greis von 75 Jahren, seine besten geistigen und leiblichen Kräfte hat ein sturmbewegtes Leben aufgerieben; sein sonst klarer Geistesblick ist getrübt, seine lange mit Glück angewandten Maßregeln wollen nicht mehr verfangen, das Staatsschiff ist durch Laviren nicht mehr zu retten. Vielleicht beschwerte es auch in diesem Augenblicke sein Gewissen, wenn er gedachte, was er Karl X. bereitet, und er mochte ahnen, daß die Nemesis sich jetzt ihm nahe. Ihm fehlte das beruhigende Gefühl, für eine gerechte und große Sache aufzutreten, welches Helden und Märtyrer hervorruft, und die Religion konnte dem alten Voltairianer keine Schwungkraft ertheilen. Zum Aeußersten mochte er es zudem nicht kommen lassen, befürchtend, daß

vergossenes Blut Frankreich von ihm und seinem Hause ganz entfernen möge. Dann waren die so lange von ihm gefaßten und geförderten Plane auf einmal vernichtet. Darum ergriff er nur halbe Maßregeln, die stets die verderblichsten sind. Statt des entschiedenen und wackern Bugeauds, den das Ministerium verlangt, erhielt der unfähige Sebastiani den Oberbefehl. Die Minister überzeugten sich, daß sie des Königs Zutrauen nicht mehr besaßen, und dieser stand nun so einsam und verlassen da.

Der beliebte Herzog von Orleans war nicht mehr, Nemours erfreute sich der Volksgunst nicht, die er auch nie gesucht. Montpensier noch jung und weicher Natur, Joinville, der beliebteste und ausgezeichnetste seiner Söhne, weilte mit Aumale in Algier. Dienstbereitwillige und gehorsame Diener, so lange die Glückssonne schien, hatten sich bei dem getrübten Himmel zurückgezogen. Der König stand einsam da inmitten der Gefahren; nur seine treue, gläubige, fromme, und wie es scheint, auch charakterstarke Gemahlinn hielt aus an seiner Seite, und benahm sich hochherzig. Ludwig Philipp glaubte aber noch immer, durch seine alten Maßregeln zum Ziele gelangen zu können, einige Zugeständnisse, die man dem Wallfische als Tonnen zuwarf, damit zu spielen, oder im schlimmsten Falle ein Ministerwechsel, meinte er, wie auch die Pariser Bürgerschaft, würden genügen, den Aufstand zu dämpfen.

Die Sachen standen anders, es handelte sich nicht um eine politische, sondern um eine sociale Revolution; nicht der dritte Stand war es so sehr, der etwas werden wollte (er war ja mehr als etwas geworden, fast alles), wie bei der ersten Revolution; der vierte Stand war es jetzt, der alles sein und alles haben wollte; eine Arbeiter-Revolution war im Gange. Doch kehren wir zum Kampfplatze zurück.

Um halb 1 Uhr tobte der Aufstand mitten in der Stadt, in den Straßen Montmartre, St. Martin und Montorgueil. Ein schreckliches Sturm und Regenwetter! Ueberall umgestürzte Wagen. Das Volk ist mit Gewehren versehen. Die Barrikaden in der Straße St. Martin werden genommen, neue wieder errichtet. In der Straße Montorgueil

feuert eine Abtheilung Municipalgarde, die von den Boulevards heranrückt, unter die Menge; von den Hallen her kommt eine Compagnie Infanterie, das Volk befindet sich zwischen 2 Feuern, es flüchtet zu den Nebenstraßen, aber auch hier Krieger; es versucht, in die Häuser zu dringen, die Thüren sind verschlossen. Große Verwirrung! Die Truppen bleiben hier Meister, besetzen um 1 Uhr die Fisch- und Gemüsehallen und das Stadthaus, und sperren die Straße Mandar und das Palais Royal ab. Um halb 2 Uhr zieht sich der Kampf gegen den Faubourg du Temple und den Bastillenplatz. Reiterei galoppirt durch alle Straßen der innern Stadt, die Aufständischen im Rücken anzugreifen. Gegen 2 Uhr wird das Schlachtfeld immer weiter, das Feuer heftiger. Ueberall Todte und Verwundete, überall umgeworfene Wagen, zerstörte und von Truppen genommene Barrikaden. Nun hat sich der Aufstand wieder in den Straßen St. Denis und St. Martin festgesetzt; vier Kanonen drohen von der Pforte St. Denis, vier von der Pforte St. Martin her. Alle Straßen sind gesperrt. Alle Straßen und Boulevards sind mit Menschen bedeckt, welche die Truppen mit lärmendem Zuruf empfangen. Immer hitziger wird der Kampf von beiden Seiten; die Blousenmänner zeigen Muth und Verwegenheit. Die Truppen feuern, überall Kampf, Flucht, Tod, Verwundung, Geschrei, Plünderung, Schrecken. Der entscheidende Augenblick scheint nahe. Das Betragen der Nationalgarde führt den Ausgang herbei. Immer bedenklicher wird ihre Stimmung, immer lauer ihr Kampf gegen das Volk, schon zeigt sich Widersetzlichkeit. Gegen 2 Uhr bricht die Meuterei offen aus. An vielen Plätzen kreuzt die Nationalgarde das Gewehr gegen die auf das Volk andringende Municipalgarde, auch gegen die Reiterei der Linie. An der Pforte St. Denis will sogar ein Theil der Linie nicht mehr kämpfen. In der Rue du Mail schließen Nationalgarde und Linie Brüderschaft; die Krieger von der 7. Legion geben den Empörern Waffen. In der Straße St. Martin tritt eine Abtheilung der 3. Legion vor die Mündung zweier Kanonen, und zwei ihrer Führer rufen: „Schießt nicht, wollt ihr nicht auf uns schießen! Wir werden das Blutvergießen hindern.“

In der Rue des Petits-Champs klettert vor den Augen der dichtgedrängten Menge ein Blousenmann auf den Balkon, reißt die Fahne herab, und befestigt sie an eine Latte. „Nach den Tuilerien!“ ruft man, und der Fahnenträger wendet sich nach den Tuilerien hin, gefolgt von zahllosen Schaaren, welche die Marseillaise und das Lied der Girondisten singen. „Vive la Reforme! Vive la Garde nationale!“ schallt's aus allen Winkeln und Fenstern.

Der Oberst Lemercier reitet zu einem Bataillon der 10. Legion und spricht: „Meine Herren, alles ist in Paris beendigt. Der Aufstand ist niedergeschlagen, die Nationalgarde hat der Regierung einen Beweis des Vertrauens gegeben.“ — „Oberst!“ entgegnet ihm ein Gardist, „wir sind für Ordnung und Sicherheit erschienen, aber nicht, um unser Vertrauen zu bezeugen, wir wollen ein anderes Ministerium und die Reform, vive la Reforme!“ Der Oberst steigt ab, und faßt den Kecken, seine Kameraden umgeben und befreien ihn. „Oberst!“ sprechen sie, „man verhaftet einen Mann nicht, weil er vive la Reforme! ruft.“ Lemercier reißt seinen Ringkragen ab, und sprengt mit Entrüstung davon, um den Generalstab von der Stimmung der Legion zu unterrichten. Aehnliche Auftritte gehörten nicht mehr zu den Seltenheiten. Ueberall aus den Reihen der Nationalgarde schallt der Ruf: „Nieder mit dem Ministerium! Es lebe die Reform!“ Schon am Morgen war die zweite Legion nach den Tuilerien gezogen, mit diesem Rufe und mit dieser Forderung, aber von den höhern Offizieren abgewiesen. Jetzt, Nachmittags um 2 Uhr, waren die gutgesinnten Vorgesetzten ihrer Untergebenen nicht mehr Meister, weswegen sie eine Abordnung an den König schickten, mit der Nachricht, daß sie nicht mehr für ihre Abtheilungen stehen könnten, wenn er sich nicht schnell zu Zugeständnissen entschlösse. Eine Abtheilung der Nationalgarde begibt sich nun auf den Weg, ihre Bittschrift dem Könige zu überbringen, eine andere, von der Volkswoge begleitet, zieht aus derselben Absicht zur Deputirtenkammer. Eilen wir ihnen voraus zum Palais Bourbon. Die Deputirtenkammer hatte durch ihre ewigen heillosen Kämpfe für und gegen die Regierung dieser das Ansehen beraubt,

und so auch das eigene verloren, und zum jetzigen Stande der Dinge beigetragen. Um 1 Uhr wird die Sitzung eröffnet, kaum 10 Abgeordnete sind anfangs gegenwärtig, nach einer Stunde wachsen sie zu 150 an, Alle geängstigt von den Auftritten, die ihnen auf den Straßen begegnet waren, die Minister sind vollzählig, nur Duchatel fehlt. An eine ruhige Berathung ist bei der Verwirrung nicht zu denken. Guizot, fortwährend abgerufen, kommt und geht; endlich ist die Kammer vollzählig. Auch der niedergeschlagene Odillon Barrot, der Führer der Widerstandspartei, tritt ein. Um halb 4 Uhr schallt der Schreckensruf: „Die Nationalgarde stürmt auf die Deputirtenkammer los." Die Nationalgardisten kommen in großer Anzahl, bewaffnet, Paar an Paar, von einer großen Volksmenge gefolgt. Mitten auf der Eintrachtsbrücke stoßen sie auf das Bataillion der 10. Legion von der Nationalgarde, welches ihnen den Weg sperret. Jetzt nahen sich mehrere Abgeordnete der Kammer, zur Widerstandspartei gehörend, Odillon Barrot, Cremmineur und Garner Pages an ihrer Spitze.

Cremmineur nimmt aus den Händen der bewaffneten Nationalgardisten deren Bittschrift, worauf das Volk Vivat ruft, und sich mit den Nationalgardisten zurückzieht. Die Abgeordneten begeben sich in die Kammer, um die Bittschrift dort zu vertreten. Der heftig angegriffene, todtbleiche Guizot nennt schon den Namen des Grafen Molé, den der König zur Bildung eines neuen Ministeriums zu sich berufen; doch behällt er Fassung genug, um zu erklären, daß er auf jede Rede antworten, und die Ordnung aufrecht erhalten werde, so lange noch die Leitung der Geschäfte in seinen Händen ruhe. Während man in der Kammer streitet und zittert, stehen vor dem Palaste 3 kecke Burschen, laut schreiend: à bas Guizot! à bas Guizot!"

Die Kammer schließt noch vor 5 Uhr, und geht in großer Aufregung auseinander. Auf den Straßen herrscht Jubel, Abtheilungen der Nationalgarde durchziehen mit dem Rufe die Stadt: „Alles zu Ende! das Ministerium hat abgedankt, es lebe die Reform!"

Schon eine halbe Stunde nach Mittag hat der König wegen der bedenklichen Stimmung der Nationalgarde den

Grafen Molé berufen, und mit ihm das neue Kabinet berathen. Die noch eben so sehr empörte Menge wallet ruhig und heiter auf Boullevards und Straßen durcheinander, die Truppen ziehen still von ihren Standplätzen ab, begrüßt mit dem Vive la ligne! Linie und Nationalgarde bewillkommen sich herzlich, und die ganze Bevölkerung schwenkt im Jubel Hüte und Mützen, aber gegen die Municipalgarde läßt das Volk seinen Zorn aus, mehrere ihrer Posten wurden erst nach heftigem Widerstande genommen, sie selbst tief gedemüthigt, und kaum der Wuth des Volkes glücklich entzogen. Die Bürger von Paris beleuchteten nun ihre Häuser auf das glänzendste, wähnend, Alles sei durch diese Zugeständnisse völlig beendigt, und das Wesen dieser Bewegung gänzlich verkennend.

§ 49.

Weiterer Verlauf der Revolution. — Abdankung und Flucht des Königs.

Der rings verbreitete Glanz erleuchtete unheimliche Gestalten mit trotzigen Gesichtern. Es verbreiteten sich verschiedene Gerüchte, man schlage sich um die Polizei-Präfectur, um Befreiung der Verhafteten, die Municipalgarde habe es gewagt, das mit Nationalgardisten der 12. Legion gemischte Volk mit Flintenschüssen zurück zu weisen.

Um 8¼ Uhr zieht schon wieder ein Haufe aus dem Innern der Stadt gegen das Palais Royal, und die Tuilerien, die Linie hält ihn von diesen zurück. Gegen halb 10 Uhr bewegt sich ein dritter Zug von der Bastille nach der Madelaine, singend und jubelnd, und bringt vor dem Bureau des National diesem ein Hoch. Jetzt wälzt sich der Hauptzug vor den Boulevards gegen das Ministerium des Aeußern, in der Rue des Capuziners, um dem Guizot ein Charivari zu bringen. Das Thor öffnet sich plötzlich vor der erstaunten Menge, und 2 Bataillone von den Linientruppen, denen noch kein Befehl zugekommen ist, ihre Posten zu verlassen, stellen sich längst der Façade in

Schlachtordnung auf, und treten der Volkswuth als Damm entgegen. Man staunt, und geräth in Wuth. Einer der Wortführer der Volksmenge will dem Befehlshaber der Linie vorstellen, der Zug sei unbewaffnet, und man beabsichtige nur, zu rufen und weiter zu ziehen. Aber die aufgeregte Menge drängt immer ungestümer heran, die Krieger trauen ihrer Absicht nicht, sie glauben sich bedroht, unversehens fällt ein erster Schuß, ihm folgt ein Pelotonfeuer der Linie auf die dicht zusammengedrängte Menschenmasse, die vor den Läufen ihrer Gewehre steht. Der Erfolg kann nicht zweifelhaft sein, jede Kugel trifft, mitten in ihrem Freudentaumel stürzen 52 todt oder verwundet auf dem Pflaster nieder

Die Menge weicht entsetzt, wüthend, unter schrecklichem Rachegeschrei zurück, stäubt nach allen Seiten auseinander, bringt mit Blitzesschnelle die Schreckensnachricht nach allen Theilen der Hauptstadt, und rasch wird der unter der Asche eben glimmende Funke des Aufstandes wieder zur hellen Flamme angefacht, die den Julithron verzehren soll. War hier ein Verbrechen begangen, so konnte weder Louis Philipp noch Guizot, sondern nur der befehlhabende Offizier zur Verantwortung gezogen werden. So weit denkt aber die empörte Masse nicht, Niemand anders, als der verhaßte Guizot oder Bugeaud konnte den Mordbefehl gegen waffenlose Bürger in ihrer harmlosen Freude gegeben haben. „Zu den Waffen, zu den Waffen! rächen wir den Verrath, rächen wir unsere ermordeten Brüder!“ erscholl es aus jedem Munde. Die Verwundeten wurden nach den Spitälern und in die benachbarten Häuser gebracht; die Todten aber auf Bahren gelegt und zur Schau bei Fackelschein durch die Straßen geführt, und wo der Zug erschien, da rief man: „Rache, Waffen und Kampf!“ Die Leiter der Widerstandspresse und Demagogen aller Art fachen den Ingrimm des Volkes immer noch mehr an, überall vernimmt man ein Hämmern zur Errichtung von Barrikaden, überall ruft der Generalmarsch die Mannschaft unter Waffen; von den Thürmen von Notre Dame, zu der man den Eintritt erzwungen, und von mehreren andern Kirchen erdröhnet Sturmgeläute. Schon um 11 Uhr ruhte alle

Gewalt bei der Masse und ihren Führern, über 50 Barrikaden erhoben sich auf verschiedenen Straßen und Plätzen. Jetzt stand nicht mehr die Bürgerschaft und die Nationalgarde, sondern der Proletariat auf dem Kampfplatze, jetzt erschallt es: „Republik!"

Welche Nacht! Bis gegen 2 Uhr wird fortwährend geschossen und gehämmert bei dem Bau der Barrikaden. Alle sind bewaffnet. Woher diese Waffen? Jetzt sind alle Thüren verschlossen. Schon am Abend ging man in die Häuser, höflich aber nachdrücklich fragend: „Habt ihr Waffen? Gebet sie!" Dann schrieb man an die Thüre: „Hier sind die Waffen bereits abgeliefert." Der König glaubte mit der Pariser Bürgerschaft noch immer an ein glückliches Ende. Er hatte ja in Molé den Vorsitzenden eines neuen Ministeriums ernannt, das hoffentlich dem Volke genehmer sein würde, als das des Guizot. Molé fand aber nicht gleich Männer, die geneigt waren, in sein Ministerium einzutreten. Zudem war er in der Revolutionszeit auch gar zu conservativ. Deßwegen wurde dann der radikale Thiers beliebt, Zeitungsschreiber und Volksmann ehedem, ein wahrer Kammer-Napoleon, der das Schwert der Rede gegen Regierung und Minister zur Freude des Volks wohl zu führen wußte. Er nahm den Vorsitz an, unter der Bedingung, daß auch Odilon Barrot, Duvergier, de Hauranne, Remusat und General Lamoriciere, Führer der Widerstandspartei, in das Ministerium eintreten sollten. Der König willigte ein.

Da brach nach einer angstvollen Nacht der Morgen des 24. Februar heran; und was zeigte sein Licht? Ein ganzes Volk in Waffen, alle Straßen gesperrt, Barrikade hinter Barrikade. Die Truppen, immer unzuverlässiger, ließen das Volk gewähren und Bollwerke errichten, ja sie entflammten dasselbe wohl selbst zum Sturze des Thrones, um auf dessen Trümmer den Präsidenten der Republik zu setzen. Die Führer der republikanischen Partei, das demokratische Wahlcomité genannt, erließen am Morgen eine Kundmachung, die wohl berechnet war, der Revolution Anerkennung zu verschaffen, und der constitutionellen Monarchie den Todesstoß zu geben. Es hieß darin unter

anderm, daß es der Nationalgarde einzig zustehe, eine Revolution von einer Emeute zu unterscheiden, und daß das ganze Volk der Nationalgarde einverleibt werden müsse. Unterschrieben hatten nebst andern: Louis Blanc, Martin von Straßburg, Goudchaux, Felix Pyat, Jules Bastide. Wir sehen, die Republikaner wagen es bereits, offener hervorzutreten. Sie verkünden schon unverholen die Alleingewalt der Nationalgarde und des Proletariats; vom Könige, von Ministern, von Kammern und Gerichten, den bestehenden gesetzlichen Gewalten, ist keine Rede mehr. Was sollten nun die Truppen beginnen? Auf das souveraine Volk schießen, für einen verhaßten König? So war die Lage der Dinge gegen 8 Uhr Morgens: da gelang es den Vorgesetzten der Soldaten, daß die Jäger von Vincennes, die Dragoner und die Jäger der Linie die Barrikaden am Eingang der Vorstadt und des Boulevards St. Denis angriffen, wo sie das Volk mit hartnäckigem Muthe empfing. Einige Bollwerke wurden von den Soldaten im Sturm genommen, dann nahm sie das Volk den nicht mit Begeisterung kämpfenden Kriegern wieder ab. Während so der Kampf abermals begann, dem der Herzog von Nemours von einem Fenster der Tuilerien aus, zusah, sprach dieser von Kanonen, und der König und seine Minister? Jener glaubte noch, durch halbe Maßregeln zum Ziele gelangen zu können, und das glaubten auch seine Minister, die zudem ihre seit Jahren mühsam erworbene Volksgunst durch Gewalt nicht einbüßen wollten, und wähnten, ihre Zugeständnisse und Ansprachen würden wie Kanonen wirken. Sie vergaßen, daß auch der beliebte Mann in aufgeregten Zeiten nur so lange bei der Masse gilt, als er ihren Leidenschaften dient und ihrem Willen gehorcht, daß sie ihn aber nachher, wie ein nutzloses Werkzeug, wegwirft. —

Der Julithron war auf Trümmern des rechtmäßigen Thrones errichtet, die Revolution war die Säule, die ihn stützte. Wurde diese weggezogen, so mußte er fallen. Der König bestand nur von Volksgnaden, sein Stab war die öffentliche Meinung, seine Krücke die Nationalgarde von Paris, zog das wetterwendige souveraine Volk seine Gunst zurück, so

mußte der Günſtling fallen. Verließ ihn die Nationalgarde, die er als ſeine Leibgarde anſah, erklärte die öffentliche Meinung, die er ſelbſt für ſeine Beherrſcherinn hielt, ſich gegen ihn, ſo war er ganz verlaſſen.

Um 8 Uhr begab ſich Emile Girardin, ein Zeitungsſchreiber und ehemaliger Abgeordneter zu den Tuilerien, um dem Könige die Größe der Gefahr darzuſtellen. Man weiſet ihn erſt an Thiers, bei dem ſeine Genoſſen verſammelt ſind. Girardin erzählt ihnen, was er geſehen, und daß die Sache bedenklicher ſtehe, wie die Miniſter meinen. Sie gehen jetzt zu den Tuilerien. Da wird beſchloſſen, das Feuer einzuſtellen, die Truppen und auch die Kammer heimzuſchicken, damit das Volk durch neue Wahlen entſcheide, was ihm beliebe, und die verlangten Verbeſſerungen durch eine neue Kammer erhalte. Eine Kundmachung von Thiers im verſöhnlichen Sinne wird entworfen, mit Mühe gedruckt, um überall angeſchlagen zu werden. Die Truppen erhalten inzwiſchen den Befehl, ſich in die Kaſernen zurückzuziehen. Aber Thiers, obſchon ein ächter Sohn der Revolution, war jetzt kein Volksmann mehr, denn er hatte bei dem Reformkampfe, um ſich in den Tuilerien nicht unmöglich zu machen, nicht entſchieden genug geſprochen (man hatte der detaſchirten Forts auch noch nicht vergeſſen), und darum verwarf ihn jetzt die Revolution.

Ueber Odilon Barrot konnte ſie indeß nicht klagen, er hatte laut genug bei genannter Gelegenheit gegen die Regierung gedonnert. Er ſollte alſo den Sturm der Revolution mit dem Verſprechen der Reformen bei dem Volke beſchwören. Unterdeſſen hatten ſich die Truppen immer enger an das Volk und an die Revolution angeſchloſſen, und den Blouſenmännern haufenweiſe ihre Waffen überliefert, wofür ſie denn Artigkeiten entgegen nahmen.

Da erſchienen nun Odilon Barrot und Lamoriciere als Friedensſtifter. Die Begleiter wollten dem erſtern, dem Vorkämpfer der Widerſtandspartei Bahn machen, das gaben aber die Blouſenmänner nicht zu. Er redete ſie recht artig an: „Meine guten Freunde! unſere gemeinſchaftlichen Anſtrengungen — wir haben den Sieg davon getragen. Wir haben die Freiheit, ja, was noch mehr iſt, die Rechtſchaf-

fenheit wieder erobert." Weiter konnte Odilon Barrot nicht reden, die Blouſenmänner verſchmähten ſeine Freundſchaft und Kameradſchaft, und riefen: „Das genügt nicht! Kein Waffenſtillſtand! Hütet euch, Bürger, vor den Einſchläferern und Betrügern! Nieder mit den Bourbonen! Nieder mit Louis Philipp! Es lebe die Republik!" Gedemüthigt mußte der Miniſter heimkehren. Jetzt hatte der König alle ſeine Stützen aufgegeben oder verloren.

Auch die Worte Lamoriciers wurden mit Hohn und Erbitterung aufgenommen. Die Kundmachung, von der man ſich ſo viel verſprochen, und worin alles zugeſtanden wurde, hatte eben ſo wenig Erfolg, man ließ ſie nicht mal anſchlagen, oder riß ſie gleich herunter. Beſſer gefiel ein anderer Anſchlag: „Louis Philipp läßt uns ermorden, wie Karl X.; ſo möge er denn hingehen, wo Karl X. hingegangen iſt!" — Die Aufſtändiſchen werden immer zahlreicher, wüthender, übermüthiger. Zu den Arbeitern, Studenten, Polytechnikern und den Zöglingen der Militairſchule geſellt ſich das wüthende, wilde Straßengeſindel, zum Theil berauſcht, zu jeder Schreckensthat fähig. Sie begnügten ſich nicht mal damit, wenn ihnen die Linientruppen, wo ſie noch wichtige Wachtpoſten behaupten mußten, ihre Waffen freiwillig übergaben, ſie forderten es als eine Schuldigkeit, und bei dieſer Gelegenheit zeigten manche Poſten wahren Heldenmuth und herzerhebende Berufstreue. Da riefen Böſewichte: „Dicht neben euch, am Palais Royal morden die Soldaten die Bürger!" Keiner bezweifelte es, jeder glaubte an einen neuen Verrath des Königs, und die Maſſen antworten mit einem wilden Gebrüll. Die Wogen des Aufruhrs ſchlugen jetzt mit aller Gewalt gegen das Königsſchloß, und ſchienen die königliche Familie begraben zu wollen. Da zeigte ſich der Greis, der, Banditendolchen gegenüber, 5 Mal ſeine Faſſung nicht verloren hatte, ſich wieder als Mann: er beſtieg ſein Pferd, und näherte ſich unerſchrocken dem Haufen, an den er beſchwichtigende Worte richten wollte. Flüche und Drohungen waren die Antwort. Bleich und erſchöpft zog ſich der Tiefgekränkte zurück, deſſen einziger Schutz nur noch die Truppen waren, betraut mit der Vertheidigung der Tuilerien. Gegen ſie wälzten

ſich nun von allen Seiten die Volkswogen, um ſie zu verſchlingen. Einen eben ſo ſchlimmen Stand, wie der Poſten im Hofe des Palais Royal, hatte bei dieſem Herandrängen auf der andern Seite der Tuilerien ein Wachtpoſten der unglücklichen und treuen Municipalgarde am Eingange der Champs Elyſe'es, und je mehr ihre Reihen gelichtet wurden, deſto größer ward die Wuth gegen den König, der das Blutvergießen allein verſchulden ſollte. Als die Nationalgarde mit der Linie kameradſchaftlich über die Contregards nach dem Eintrachtsplatze zog, forderte auch hier das Volk den Poſten auf, die Waffen abzuliefern und ſich zu ergeben. Da die Municipalgardiſten ſich weigerten und ſchoſſen, und die ſich ergebenden Truppen die Urſache des Schießens ſich kaum zu deuten wußten, ſo ward das Wachthaus geſtürmt, und alle Municipalgardiſten in demſelben wurden niedergemacht. Das Volk aber brüllte: „Man verräth uns! Man ſchießt auf das Volk! Nach den Tuilerien! nach den Tuilerien!“ Auch die Truppen riefen: „Nach den Tuilerien!“ Der Ruf ging von hier aus über die Boulevards zurück, und die Rufenden wachſen immer mehr an, an der Spitze Nationalgarden, Schaaren von Volk hinter ihnen. Was begab ſich nun im Schloſſe? Emile von Girardin, den Unglücksraben und Zeitungsſchreiber treffen wir dort wieder an. Er will eine zweite Kundmachung in Vorſchlag bringen, nachdem die erſte ſo jämmerlich mißlang. Der König ruht in einem großen Armſeſſel nahe am Fenſter, beobachtend, ob das Unwetter noch nicht verziehe.

Thiers und Remuſat ſtehen ſtumm da. „Was gibt es, Herr von Girardin?“ fragt der König den Zeitungsſchreiber. — „Daß Sie eine koſtbare Zeit verloren gehen laſſen, und daß, wenn nicht unverzöglich der kräftigſte Entſchluß gefaßt wird, es in einer Stunde kein Königthum mehr in Frankreich gibt. — Befragen Sie nur H. Merruau über die Aufnahme der eben im „Conſtitutionel“ wie in der Preſſe abgedruckten Kundmachung, ob man nur geſtattet, ſie anzuſchlagen. Merruau, der Herausgeber des Conſtitutionel, beſtätigt die Ausſage. Der niedergeſchlagene König fragt nach kurzem Schweigen: „Was thun?“ — Girardin entgegnet: „Abdanken, Sire! — Abdanken! — Ja, unge-

säumt, und unter Uebertragung der Regentschaft an die Herzoginn von Orleans; denn der Herzog von Nemours wird nicht angenommen werden." — Der König erhebt sich, fragend: „Meine Herren, wollen Sie, daß ich zu Pferde steige?" — Nein ist die Antwort. — Der König spricht: „Ich danke ab." Von der Rivoli-Straße schallen Flintenschüsse hell herüber, das Heranziehen der Empörer verkündend. Der dortige Posten hatte sich ihnen widersetzt. Ein Angriff auf die Tuilerien steht nahe bevor. — Gehen Sie, gehen Sie, H. Girardin! bittet der König den Zeitungsschreiber. Dieser geht, eine neue Ansprache zu verfassen.

Die Abdankung, auf ein unregelmäßiges Papier geschrieben, lautet: „Ich entsage dieser Krone, die zu tragen die Stimme der Nation mich berufen hatte, zu Gunsten meines Enkels, des Grafen von Paris. Möge er in der großen Aufgabe, die ihm heute zufällt, glücklich sein! Paris den 24. Februar 1848. Louis Philipp."

Er gab das Blatt einem der gegenwärtigen Generale, um es dem Volke zu zeigen, und in die Deputirtenkammer zu bringen. Es war Gefahr im Vorzuge. Louis Philipp bietet der Königinn den Arm, und so eilte die königliche Familie durch den Tuileriengarten nach dem Eintrachtsplatze. Etwa 30 Personen von der Nationalgarde folgten dem König. Niedergeschlagen, gesenkten Haupts, geht der unglückliche Greis dahin, den rechten Arm in den linken der Königinn gelegt, auf den er sich stützte. Die Königinn in Trauerkleidern schritt fest und mit ruhigem Blick. Die Prinzessinnen und Ehrendamen, schwarz gekleidet, die erschrockenen Kinder auf den Armen, tragen kleine Bündel mit den Habseligkeiten, die sie in Eile zusammengerafft. Die Eilenden ersucht der greise König, langsamer zu gehen. Die begleitenden Nationalgardisten bitten, man möge sich aller beleidigenden Aeußerungen gegen ein großes Unglück und gegen eine unglückliche Familie enthalten. Gegen 1 Uhr Mittags trat der König durch das eiserne Gartenthor auf den Platz. Dort wirft die Königinn den Soldaten noch Küsse zum Abschiede zu. Alte Krieger weinen. Der König muß sich Platz machen

vor dem herandrängenden Volke, welches die Garde zurückhält. Vive la Reforme! Vive la France! rufen viele Stimmen; einzelne auch: Vive le Roi!

Auf dem Platze bleiben König und Königinn plötzlich stehen, sie sind von einer dichten Masse eingeschlossen, so daß sie sich nicht mehr frei bewegen können. Der König dreht sich rasch um, und läßt den Arm der Königinn besorgt fahren, und ruft, seinen Hut schwenkend, einige Worte, die man wegen des Lärms nicht verstehen kann. Ein Offizier, besorgt um des Königs Leben, fleht: „Meine Herren, verschonen Sie den König!" — Sind wir denn Mörder? entgegnete eine Stimme aus der Menge barsch — er mag gehen!" — Ja, er mag gehen, er mag gehen, ruft man von allen Seiten. — Die Königinn ergreift wieder den Arm ihres Gemahls, und beide gehen auf zwei einspännige Kutschen zu. In ersterer saßen 2 Kinder. Die unglücklichen Gatten steigen ein; die Kinder schauen neugierig durch die Wagenfenster auf die Massen. Der Kutscher peitschte heftig auf das Pferd, der Wagen rollte rasch dahin, von Nationalgardisten und andern Truppen umgeben. So auch die zweite Kutsche mit zwei Frauen. Die Herzoginn von Montpensier nebst andern Damen eilte noch durch den größten Schmutz nach Passi. Hier hörten sie, wie ein Weib zum andern sprach: „Weißt du schon, die Canaille hat den König gehen lassen, er ist fort." In St. Cloud trafen sie wieder mit dem König zusammen. Von da ging's in größter Eile nach Trianon. Nur der Adjutant hatte Geld, und auch nur wenig. Man faßte hier den Entschluß, nach England zu flüchten, und getrennt zu reisen, um so leichter den Verfolgungen zu entgehen. Der König mit der Herzoginn von Nemours und ihren beiden Knaben begab sich nach Dueux, wo er bei einem vertrauten Pächter übernachtete. Hier verkleidete er sich, und kam endlich glücklich in England an, nachdem ihm fast ein Menschenalter wie ein Traum verschwunden war, abermals verbannt und abermals vor der Revolution eine Zufluchtsstätte findend im fremden Lande. Gewissensbisse mußten ihn ängstigen, denn er rief wiederholt: „Wie Karl X.! wie Karl X.! Es war, als wollte er zu sich sagen: „Wir sind alle schuldig gegen unsern

Bruder; darum iſt dieſes Leid uns zugeſtoßen." — Aber indem wir die Wege der Fürſehung anerkennen, wollen wir keineswegs der gefallenen Größe ſpotten.

§ 50.

Ereigniſſe in Paris nach der Flucht des Königs.

Kehren wir nach Paris zurück!

Nach der Flucht des Königs fuhren die wilden Empörer fort, gegen den Wachtpoſten im Chatenau d'Eau zu kämpfen, der Poſten hielt ſich wacker. Nun wollte das wilde Heer nicht mehr ablaſſen, auf die Tuilerien loszuſtürmen. Dort führte der Herzog von Nemours den Befehl über bedeutende Truppenmaſſen, und war entſchloſſen, die Herzoginn von Orleans und ihr Kind zu ſchützen. Schon machten die Empörer Miene, das Gitter zu durchbrechen, und es war ein furchtbares Blutbad zu erwarten, wenn die Truppen ſich ſo hielten, wie der Poſten im Chateau d'Eau; aber die Rebellen hatten Glück, ohne Schwertſtreich ſollten ſie in das Schloß eindringen. Der Herzog von Nemours, der nicht wußte, was aus ſeinem Vater geworden, was aus der Herzoginn, dem Grafen von Paris und ihm ſelbſt werden ſollte, wurde übel berichtet und eingeſchüchtert, obſchon es ihm keineswegs an Entſchloſſenheit fehlte. Er gab den Befehl zum Abzuge der Truppen. Nachdem ſo das Schloß geräumt war, zogen die Nationalgardiſten mit umgekehrten Gewehren hinein, gefolgt von einem wahren Höllengeſindel, das ſich beſonders in den Kellern aufhielt, und ſich im Wein des Königs berauſchte. Die Nationalgardiſten wollten aber nicht, daß die Schätze des Königsſchloſſes die Beute der Räuber würden, darum ſchriebenſie überall hin: „Tod den Dieben!" und ſtellten an die Ausgänge Wachen, um jeden zu unterſuchen. Zwei von ihnen wurden erſchoſſen, und ihnen die Aufſchrift angehängt: „Diebe!" Aber, wer vermag den einmal durchbrochenen Damm zu verſtopfen! Gegen 150 der Auerleſenſten aus der Hefe von Paris ließen ſich hier, als wären

sie rechtmäßige Besitzer, häuslich nieder, und waren weder durch Drohungen noch durch Versprechungen wegzuschaffen. Sie bewohnten die königlichen Prunkgemächer, kochten ihr Fleisch in einem Schlafzimmer der Königinn, zechten, raubten, sangen und jauchzten; andere schnarchten auf den Prunkbetten; der Thronsaal hallte wieder von ihren wilden Gesängen. Für die Räumung forderten sie erst eine Summe von hunderttausend, dann von hundertachtzig tausend Franken, oder eine jährliche Rente von 800 Franken für Jeden; sonst drohcten sie, das Schloß in Brand zu stecken. Erst am 6. März wurde es der Nationalgarde möglich, 16 von diesem Gelichter zum Abzuge zu bewegen, und am 7. endlich auch die übrigen. Als die Herzoginn von Orleans mit dem Grafen von Paris eben die Tuilerien durch das Gartenthor verlassen hatte, um ihren Sohn von der Kammer anerkennen zu lassen, drangen Haufen auch von andern Seiten in das Schloß. Die werthvollsten Meublen, vergoldete Stühle, Tische, Gemälde, Kleider wurden aus den Fenstern geworfen, und mit dem königlichen Wagen in dem Hofe verbrannt. Die Flammen des Scheiterhaufens umtanzte die Rotte in wilder Freude. Auf gleiche Weise wurden die königlichen Zimmer des Palais Royal geplündert und verwüstet. Man bringt endlich den Thron im Triumphe nach dem Bastilleplatze, und verbrennt ihn vor der Julisäule. An die Stelle des verbrannten Königsthrones sollte nun der Sessel des Präsidenten der Republik gesetzt werden.

§ 51.

Die Republik.

Die Herzoginn von Orleans hatte sich mit ihren beiden Söhnen, dem Grafen von Paris und dem Herzoge von Chartres, und in Begleitung ihrer Schwäger, Nemours und Montpensier zu dem Sitzungssaale der Volkskammer begeben. Von den 300 dort versammelten Abgeordneten begrüßten die Meisten sie freudig. Sie setzte sich auf einen

Seſſel, die Kinder zu ihrer Seite, die Schwäger hinter ihr. Odilon Barrot bemühte ſich nun in einer Rede, die Vortheile einer Regentſchaft der Herzoginn für Frankreich hervorzuheben. Da riefen einige Stimmen, die Herzoginn dürfe während der Berathung nicht zugegen ſein. Während man ſich hierüber ſtritt, drangen Bewaffnete in den Saal, Nationalgardiſten, Studenten, Arbeiter. Da war an eine ruhige Berathung nicht mehr zu denken. Als Chevalier vorſchlug, die Herzoginn ſolle ſich ſelbſt mit ihren Söhnen zum Volke begeben, um von dieſem die Regentſchaft zu erlangen, unterbrach ihn das Geſchrei: „Zu ſpät! keine Regentſchaft! Es lebe die Republik!“ Die Herzoginn entſchlüpfte mit ihren Kindern durch die Thüre, die der Rednerbühne gegenüber lag, und verlor im Gedränge den 8jährigen Herzog von Chartres, der ſich weinend auf eine Treppenſtufe ſetzte, ſeinen Namen aber nicht verrieth, und erſt nach mehreren Stunden mit der ängſtlich harrenden Mutter wieder vereinigt ward. Der Herzog von Nemours entfloh verkleidet. Auf die Erklärung Dumoulins, der König ſei entflohen, das Volk in den Tuilerien, es habe den Thron verbrannt, und ſeine Unabhängigkeit wieder errungen, verwarf Ledru Rollin die Einſetzung einer Regentſchaft, und brachte eine vorläufige Regierung in Vorſchlag. Großer Beifall. Lamartine ſtimmte ihm in einer glänzenden Rede bei. Da drangen neue Schaaren von Bewaffneten ein, ſchreiend: „Nieder mit der Kammer! Es gibt keine Kammer mehr!“ Schon richtet ein Arbeiter von der Gallerie her ſeine Flinte gegen die Rednerbühne, da ruft ihm Jemand zu: „Es iſt ja Lamartine, der redet!“ Als der Vorſitzende der Kammer ſich vergeblich bemüht hatte, die Ruhe herzuſtellen, ſchloß er die Sitzung. Lamartine aber bleibt am Reden, und wünſcht, daß man Männer nennen möge, denen man die Leitung der Regierung anvertrauen wolle. Man nennt Namen, und kann ſie vor Lärm nicht verſtehen, endlich verſteht man einige, worauf Beifall und Mißfallen ausgedrückt wird. Zuletzt wird man mit genauer Noth mit einer Liſte fertig. Folgende ſtehen darauf: Dupont de l'Eure, Präſident; Franz Arago; Marie Lamartine; Cremmineur; Ledru Rollin; Garnier Pagès, Mitglieder

der proviſoriſchen Regierung; Louis Blanc, Armand Marraſt, Ferdinand Flacon, Albert, Schriftführer.

Dieſe Regierungsmitglieder begaben ſich nun auf das Stadthaus, und ſie begannen ihren Regierungsantritt mit Ausrufung der Republik in Frankreich. So war man 1848 dort angekommen, wovon man bei der erſten Revolution ausgegangen war. Man hatte alle Verfaſſungsarten verſucht, und war wieder bis zum erſten Verſuche gelangt, den man abermals verſuchen wollte. Man hatte ſich im Cirkel herumgedreht, und das nannte man Fortſchritt. Nachdem der Thron im Jahre 1792 zum erſten Male geſtürzt war, wurde er dreimal wieder aufgerichtet, und ſtürzte dreimal wieder nieder. Wer das Heil Frankreichs von einer Republik erwartet, würde arge Verblendung verrathen, Republiken zum Wohle eines Landes, erfordern andere Bewohner, einfachere Sitten, natürlichere Verhältniſſe, als wir ſie in Frankreich finden. Dort wird ſie nicht lange beſtehen*). Die

*) In kleineren Staaten, bei einfachen Sitten, bei ganz natürlichen, nicht verwickelten Verhältniſſen, wie ſie uns in der alten Schweiz begegnen, mag eine Republik zum Wohle des Volkes dienen, nicht aber in größern Staaten, wo der Eigennutz, die Herrſchſucht, die Stellenjagd, die Leidenſchaften ſich vordrängen, wo ein kräftiger Oberer das große Ganze zuſammen halten muß, wenn es nicht auseinander fallen ſoll, wo durch eine Volksherrſchaft dem Reiben und Treiben der Parteien nur mehr Vorſchub geleiſtet wird. Konnten doch ſelbſt im kleinen Griechenland nur durch Oſtracismus und andere Willkürmaßregeln die Parteien bewältigt werden. In Frankreich war es vom Jahre 1792 bis zum Kaiſerthume nicht anders. Wie nach der conſtitutionellen Verfaſſung die Könige unverletzlich ſind, und dennoch Ludwig XVI. hingerichtet, Karl X. und Louis Philipp vertrieben wurden, ſo ſind auch nach der republikaniſchen Verfaſſung die Volksvertreter unverletzlich, aber dieſes hinderte nicht, daß Maratiſten, Girondiſten, Dantoniſten, und wie die Parteien heißen mögen, ſich gegenſeitig ſtürzten und unter die Guillotine brachten. Beneidenswerthe Freiheit, wo Niemand ſeines Lebens ſicher iſt! Aber in Republiken ſoll man den Staatshaushalt beſſer verſtehen. Nichts irriger als das! Die letzte franzöſiſche Republik führte zum Staatsbankerot, und noch jetzt findet man in Frankreich Zimmer, die mit Aſſignaten tapezirt ſind; die zweite Republik machte die Geldkaſſen bald leer. Zu Ende 1851 wird die Schuld Frankreichs etwa 677 Millionen betragen, jedes Jahr werden faſt 100 Millionen mehr ausgegeben, als eingenommen, und nach den Erörterungen in der Nationalverſammlung wird Frankreich

vorläufige Regierung erließ eine schön geschriebene Ansprache an das Volk, worin die Ursachen, die Folgen und das Ziel der Begebenheiten der Hauptstadt in einer den Franzosen genehmen Weise dargelegt wurden. Der Sturz des Thrones ward im Allgemeinen mit Gleichgültigkeit aufgenommen, die neue Ordnung der Dinge mit Freude, und wer gegen dieselbe war, wagte nicht, es zu sagen, und ein ruhiges Wort wäre von den Schreiern leicht überschallt. In solcher Gehässigkeit, mit solchen Gräueln, wie die erste Revolution, sollte die dritte nicht auftreten: das war wenigstens das edle Bemühen Lamartines, eines Dichters und Gefühlsmenschen; zwar keineswegs bei der Weichheit seines Charakters als Herrscher und Leiter für so stürmische Zeiten auf die Dauer geeignet, war er jedoch im Anfange, zur Abwehr von barbarischen Handlungen, wegen seiner für Franzosen sehr passenden Beredsamkeit, eine willkommene Erscheinung. Als mehrere Haufen die blutrothe Fahne entfaltet hatten, erhob sich Lamartine mit Wärme dagegen, und setzte die Tricolore durch, welche einst triumphirend Europa durchzogen hatte. Gleich am Tage nach ihrer Einsetzung verpflichtete sich die Regierung, den Unterhalt jedes Arbeiters durch Arbeit zu sichern. Daß für die hungernde Classe etwas geschah, war nicht mehr, als Recht und

bald bei einem Deficit von 710 Millionen stehen. Man pflegt sich auf Nordamerika zu berufen, um die Vorzüge einer Republik zu beweisen. Aber, was für Nordamerika leidlich oder auch gut ist, paßt darum noch nicht für Europa, und nicht für jeden Staat in Europa. Dort gibt es über 100,000 □Meilen fruchtbares Land, von großen Flüssen durchschnitten, zum Handel sehr gelegen, mit einer für dieses große Gebiet kleinen Bevölkerung (20 Millionen), die Arbeit und Lohn genug finden, während in Frankreich auf 10,000 □Meilen, 36 Millionen Bewohner kommen. Dort ist leichter zu regieren. So viele Steuern brauchen in den vereinigten Staaten nicht gezahlt zu werden, weil der Staat durch Verkauf von Ländereien jährlich erhebliche Summen bezieht. Daher weniger Druck und weniger Unzufriedenheit. Der Ackerbau nimmt die Menschen dort in Anspruch, sie wohnen weit auseinander, daher sind Reibungen nicht so leicht zu befürchten. Wegen seiner Lage bedarf es im Frieden keines stehenden Heeres, das in Europa so viele Millionen verschlinget: das sind ganz andere Umstände, wie sie in Europa obwalten; und dann ist auch in Nordamerika nicht alles Gold, was glänzt, wie wir das bereits hervorgehoben haben, und der Zustand der republikanischen Länder in Südamerika ist wahrlich keineswegs beneidenswerth.

Pflicht, aber was hier geschah, war Thorheit, weil unmöglich: keine Regierung kann Jedem unmittelbar Arbeit beschaffen. Und doch machte die neue Regierung diesen Versuch: sie eröffnete nach einem von Louis Blanc entworfenen Plane am 6. März die sogenannten Nationalwerkstätten, in welchen wenig geleistet und Unzähliges verschlungen wurde. Kurz, das Unternehmen mißlang durchaus, mochte nun die Regierung allein um Volksgunst buhlen, oder es wirklich gut mit dem Volke meinen*). Für die öffentliche Sicherheit gab sie sich anerkennenswerthe Mühe. Viel böses Blut bei den besitzenden Classen setzte dagegen die Verfügung ab, daß jeder waffenfähige Pariser in die Nationalgarde eingereihet werden sollte, wodurch eine Bürgerwehr von fast 200,000 Mann geschaffen wurde. Das war den vornehmen Bürgern nicht recht, daß sie so viele und so geringe und auch so schlechte Bestandtheile unter sich aufnehmen sollten. Was war es dann noch für eine Ehre, ein Pariser Bürger, ein Nationalgardist zu sein? Die Erbitterung stieg, als Ledru Rollin befahl, daß die besonderen Grenadier- und Voltigeur-Compagnien, welche gerade aus den wohlhabensten Parisern bestanden, und eine schönere Kleidung trugen, sollten aufgelöset werden. Das kränkte ihre Eitelkeit; das schien ihnen undankbar; hatten sie doch so viel zum Sturze des Juliusthrones beigetragen. Letzteres gewiß; aber der vierte Stand rief nun dem dritten entgegen: „Freiheit! Gleichheit! Brüderlich-

*) Die englische Zeitschrift »Morning Chronicle« äußerte sich gleich im Anfange über die provisorische Regierung in Frankreich sehr vernünftig: „Man hat gesagt, daß Revolutionen nicht mit Rosenwasser gemacht würden; aber Regierungen können sich auch nicht mit Phrasen befestigen. Wenn das Volk satt ist von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, so wird es seinen alten Ruf nach Panem et Circenses wieder erschallen lassen, und wir werden sehen, ob Herrn Louis Blancs Plan, der Concurrenz ein Ende zu machen, und Jedermann in den Stand zu setzen, von seiner eigenen Arbeit zu leben oder von der seines Nachbars (denn das ist nach seiner eigenthümlichen Theorie ziemlich gleichviel), ob sein Plan die große Aufgabe der Gesellschaft lösen wird. Seiner Vorstellung nach ist eine wohlgeordnete Regierung verpflichtet, Beschäftigung für Jeden zu finden, welcher darnach verlangt. Er könnte eben so wohl den berühmten Wunsch Heinrichs IV., daß jeder Bauer sein Huhn im Topfe habe, zur Grundlage seiner Gesetzgebung machen."

keit!“ und damit konnten keine Vorrechte der dritten Classe bestehen. Die verletzten Compagnien zogen am 15. März mit ihren Anhängern, wohl 30,000 Mann, zum Stadthause, damit die gegen sie gerichtete Maßregel zurückgenommen würde. Das Volk traute ihnen nicht mehr, gab sie für Rückschrittsmänner aus, und empfing die verschiedenen Abtheilungen mit Hohn, viele konnten nicht mal bis zum Stadthause vordringen, die Haufen wehrten es, und die, welche so weit kamen, richteten bei der Regierung nichts aus. Das war eine große Demüthigung für die bisherigen Herren von Frankreich. Aber, wie konnten sie für sich Hochachtung und Folgsamkeit erwarten, die sie selbst dem Könige und der Regierung versagt hatten? Wie konnten sie voraussetzen, daß die Arbeiter nicht weiter gehen würden, als es den Herren Bürgern beliebte? Am folgenden Tage versammelten sich die Arbeiter nebst denen, die mit ihnen hielten, und die sich ihrer bedienten; an 200,000 Menschen erschienen vor der Regierung, ließen sie loben, und verlangten die Vertagung der Wahlen zur Nationalversammlung; und von nun an tritt der Kampf des besitzenden Bürgerstandes gegen die untern Classen und umgekehrt offen hervor. Die Regierung öffnete jetzt die Kerkerthüren für alle, die wegen politischer Vergehen verhaftet waren. Diese fehlten auch noch. Sie wollten nun gern ihren Lohn für ihre frühern Leistungen haben, und bildeten Clubs, die aber nicht alle den Zweck hatten, das wirkliche oder vermeintliche Wohl des Landes zu berathen, sondern das Bestehende zu stürzen, das Eigenthum und die Familie aufzuheben, alle Stützen der bestehenden Ordnung zu zerbrechen, und eine neue Ordnung oder Unordnung der Dinge einzuführen. Vor der Hand bildeten sie eine Macht neben der Regierung, einen Staat im Staat. Die Regierung gab nun Gesetze auf Gesetze, weise und unweise, gute und schlechte, nöthige und unnöthige. Sie bestimmte unter andern einen Ausschuß für Umgestaltung des Schulwesens; damit griff sie freilich die Sache bei dem rechten Ende an, wenn sie nur ächt christliche Schulen hätte gründen wollen, denn es kommt doch nicht allein auf die Gesetze an, und wären diese auch die weisesten, sondern auch auf die Menschen, die bereit sein müssen, die Gesetze zu befolgen, und daran fehlte es in

Frankreich, wie anderswo; ein besseres Geschlecht zu bilden, ist eben die Aufgabe und das Ziel der christlichen Schule. Die Regierung schaffte am 28. Februar die Adelstitel ab, was auch mindestens das nöthigste Bedürfniß nicht war und erließ am 4. März ein Wahlgesetz, das auf allgemeines und unmittelbares Stimmrecht gegründet war; nach diesem sollten am 9. April die Wahlen zur verfassunggebenden Nationalversammlung in ganz Frankreich vorgenommen werden, und die Abgeordneten sich am 20. April in Paris versammeln.

Am 4. März sprach sich Lamartine über die Verhältnisse Frankreichs zum Auslande aus. Er entsagte im Namen seines Landes allen herrsch- und eroberungssüchtigen Absichten, sicherte aber zu gleicher Zeit allen Völkern, welche die Fesseln der Knechtschaft zu sprengen versuchen sollten, Frankreichs Beistand zu.

Am 5. März wurde die Sclaverei in allen französischen Colonien aufgehoben, und das von Rechtswegen. In ihren Finanzmaßregeln zeigte sich die Regierung weder klug noch glücklich, und mußte viele nachher zurücknehmen. Die öffentlichen Cassen wurden immer leerer, und man suchte, sie durch jedes Mittel wieder zu füllen. Nun meinten schon Manche, eine Republik sei doch keine so wohlfeile Verfassung, sondern eine theure Regierung. — Da man einmal übernommen hatte, den Arbeitern Beschäftigung zu geben, und nicht mal hinreichende für die einheimischen zu schaffen vermochte, so griff man zu der harten Maaßregel, die englischen gewaltsam auszutreiben, und zu der ungerechten, die belgischen, italienischen und deutschen bewaffnet an die Gränzen zu schicken, in ihr Vaterland mit Gewalt einzudringen, und die französischen Februarerrungenschaften, Revolution und Republik, ihren Landesleuten zu bringen oder aufzunöthigen. Es mißlang überall, so viele Summen Ledru Rollin auch dafür geopfert hatte. Dieser Mann zeigte überhaupt, daß das Herrschen doch so leicht nicht ist, und erlaubte sich Willkür-Handlungen, die ein König oder früherer Minister von Frankreich sich nicht hätte gestatten dürfen. Er verlieh den Bevollmächtigten, die er in die Departements entsandte, eine Gewalt, die ihnen in einem Freistaate am wenigsten gebürte, übte Zwang auf die Wahlen aus, und führte eine Sprache, wie nur irgend ein

Purpurbekleideter, woher Lamartine Veranlassung nahm, offen Tadel gegen seinen Mitregenten auszusprechen. Ueberhaupt wurde die Regierung durch das Streben, sich bei den untern Schichten der Gesellschaft, die sie gehoben, in Gunst zu erhalten, zu mancher Handlung der Schwäche getrieben. So gab sie am 12. März dem oft vorgebrachten Verlangen der Arbeiter nach, den Zeitpunkt der Wahlen auf den 23. April, und das Zusammentreten der Nationalversammlung auf den 4. Mai zu verschieben. Wozu dieß? wenn das ganze Volk regieren, wenn die Mehrheit entscheiden soll, warum will man denn nicht möglichst bald ihre Stimme hören? Durch solche Zugeständnisse wurden die Ansprüche der niedern Classe doch nicht befriedigt, sondern nur vermehrt. Die Clubs stachelten immer dreister die Massen an, Ledru Rollin half ihnen, und wagte schon in einem Maueranschlag vom 15. April die Aeußerung, wenn die Wahlen nicht nach den Forderungen der großen Masse des Volkes ausfielen, so würde dieses seine Rechte noch einmal auf den Barrikaden erkämpfen müssen. Eine treffliche Freiheit! Wenn das ganze Volk sich ausgesprochen hatte, und dieser Ausspruch nicht so ausfiel, wie dem vierten Stande in Paris es beliebte, dann sollte das ganze Volk von diesem Bruchtheile des Volkes zum Gehorsam gezwungen werden. Schon Tages darauf versuchte man einen Hauptschlag, die Nationalgarde zu entwaffnen, die gemäßigten Mitglieder der Regierung abzusetzen, und die Wahlen weiter aufzuschieben. Das kräftige Einschreiten der Nationalgarde, die von Lamartine zum Schutze der Sicherheit aufgerufen war, bewirkte, daß diese Empörung scheiterte. Weil die Clubs doch gar zu unbescheiden und zu keck wurden, und allzu viel mitherrschen wollten, erließ man am 2. April ein Verbot gegen bewaffnete Vereine; lag diese Verfügung im Wunsche aller, die Gesetzlichkeit und Ordnung liebten, so konnte eine andere, die an demselben Tage gegeben ward, die Aufhebung der Unabsetzbarkeit der Richter, nur zu gegründete Befürchtungen erregen, kann man ja nur von einem unabhängigen Richter mit Sicherheit und Ruhe, Unparteilichkeit und rücksichtslose Gerechtigkeit erwarten, nicht aber von einem Richter, den die Regierung, wie die übrigen

Beamten in Frankreich, ein- und abſetzen, und wie Werkzeuge gebrauchen und wegwerfen konnte.

Die Wahlen fanden in Frankreich am 23. April ſtatt, im Ganzen ruhig. Sie fielen aber durchaus nicht im Sinne der Wühlerpartei aus. Trotz des allgemeinen und unmittelbaren Stimmrechts, von welchem dieſe ſich ſo viel verſprochen hatte, und trotz der Bemühungen Ledru Rollins und der zahlreichen Vereine, erlangte die gemäßigte Partei eine unendlich überwiegende Mehrheit: ein Beweis, daß auch in Frankreich ein geſunder Kern vorhanden iſt, daß es dort Bewohner genug gibt, welche Geſetzlichkeit und Ordnung wollen, nur daß ſie dort, wie überall, ſich von einer kleinen, aber überaus kecken, verwegenen, enggeſchloſſenen, thätigen und um die Mittel nicht ſehr beſorgten Schaar, nur zu oft überflügeln ließ. Nun gaben die Wühler vor, das Wahlgeſetz tauge durchaus nicht, ſo ſehr ſie es früher auch geprieſen hatten. Da das Stimmrecht gegen ſie war, wollten ſie das Fauſtrecht ausüben, und eine abermalige Umwälzung hervorrufen; ein ſolcher Verſuch in Rouen und der Umgegend wurde aber, nicht ohne Blutvergießen, unterdrückt.

Am 4. Mai hatte die feierliche Eröffnung der Nationalverſammlung ſtatt. Damit man nicht lange und leidenſchaftlich um die künftige Verfaſſungsart zu ſtreiten brauche, beantragte der Abgeordnete Berger, „man möge die Republik als die einzig mögliche Verfaſſungsweiſe anerkennen.“ Das geſchah, und dieſer Beſchluß wurde dem vor dem Sitzungsſaale verſammelten Volke bekannt gemacht.

§ 52.

Kampf der Beſitzenden und der Beſitzloſen, des Bürgerthums und des Proletariats in Paris.

Zeigte man ſich auch der Republik geneigt, ſo wollte man doch keine weſentlichen Veränderungen in dem Zuſtande der Geſellſchaft, keinen Umſturz, keine fortwährende Revolution. Das Bürgerthum ſollte ungeſchwächt beſtehen bleiben, und herrſchen, nicht aber der Proletariat. Nun hatten die Vereine wieder die ſchönſte Veranlaſſung, den Maſſen zuzu-

sprechen, man wolle sie abermals um die Früchte der mit ihrem Blute erstrittenen Freiheit bringen. Es sollte daher abermals Blut fließen. Die Sache der Polen und die Wiederherstellung ihres Reiches bot den Vorwand; hierüber sollte am 15. Mai berathen und dieses unterstützt werden; dann sollte eine großartige Demonstration (Kundgebung) stattfinden, wobei es eigentlich auf die Absetzung der Regierungsmitglieder (mit Ausnahme von Ledru Rollin) und auf die Auflösung der bei den souverainen Massen in Ungnade gefallenen Nationalversammlung abgesehen war. Auf mächtige Stützen auch bei den Machthabern konnten die Umsturzmänner rechnen; da war Ledru Rollin, bei der Regierung selbst, General Courtais, Anführer der Nationalgarde, Caussidiere, der Polizeivorstand, Barbès und sein Schweif in der Nationalversammlung. Diese konnten alle kräftigen Maaßregeln zur Verhütung oder Abwehr des Aufstandes, in ihren wichtigen Wirkungskreisen lähmen, und die Empörung erfolgreich fördern. Das thaten sie denn auch redlich. So durften es die Aufständischen wagen, in den Sitzungssaal der entmuthigten Versammlung einzudringen, in welcher jetzt Blanqui, Raspail, Barbès, Ludwig Blanc, der allen Menschen Arbeit und Brod geben wollte, und Huber das große Wort führten, und als Dictatoren den Vertretern des ganzen Volkes Gesetze vorschrieben. Huber erklärte endlich, die Nationalversammlung sei aufgelöset, und nun stürmten die Schaaren nach dem Stadthause, um nach so kurzer Frist eine neue und wo möglich verbesserte Ausgabe der eben erschienen Republik zu veranstalten, und eine neue vorläufige Regierung zu ernennen. Dazu sollten gehören Blanqui, Raspail, Barbès, Ludwig Blanc, Huber, die sämmtlich nicht umsonst so laut geredet; dann Ledru Rollin, wie sich von selbst versteht, Albert der Arbeiter, eine gewiß ehrenhafte Benennung, womit man aber jetzt ohne anders schon Ruhm einlegen konnte, und nebst andern endlich Proudhon, der zuerst ungestraft den eben so aberwitzigen als abscheulichen Satz aufstellen durfte: „Eigenthum ist Diebstahl," also lauter Communisten, Socialisten oder Revolutionäre auf der breitesten Grundlage. Als die Meisten von den Versammelten merkten, daß es sich hier um ganz

andere Dinge, als um die Sache der Polen, handle, entfernten sie sich; sie wollten nur für die Polen sich verwenden, aber nicht schon wieder eine Revolution machen. Daher gelang es der Nationalgarde ziemlich leicht, den Aufstand zu unterdrücken, die abgesetzten Regierungsmitglieder wieder einzusetzen, und die Häuptlinge der Empörer zu verhaften. Das Bürgerthum zu Paris hatte nun abermals den Sieg davon getragen, und wurde um so mehr gekräftigt, als es auch Verbündete in andern Städten Frankreichs gefunden hatte. Deswegen feierte man auf dem Marsfelde und den elysäischen Feldern ein großartiges Volksfest; eine bedenkliche Feier! Jubel des siegenden Volkes über das besiegte Volk, über den Theil des Volkes, den man damals allein oder doch vorzugsweise das Volk nannte! Die Vereine waren unterdrückt, aber nicht erdrückt. Sie hatten ja die Nationalwerkstätte noch für sich, an Armen und Werkzeugen fehlte es noch immer nicht, und man erfand nun einen neuen Köder, wodurch man die alten Truppen angeln wollte, man stellte die Wiedererrichtung des Kaiserthrones in Aussicht, man rief den eiteln und stolzen Franzosen eine für sie glorreiche Zeit ins Gedächtniß zurück; man versuchte, ob das Wörtchen „Gloire" noch die alte Zauberkraft bewähren würde, wie ehedem zu Napoleons Zeiten. Ludwig Napoleon, Sohn des Bruders vom Kaiser, der unter Louis Philipp schon zweimal den verfehlten Versuch gemacht hatte, durch seinen Namen Anhang und den Thron in Frankreich sich zu verschaffen, versuchte jetzt sein Glück zum dritten Male. Es gelang ihm wirklich, zum Volksvertreter gewählt zu werden. Aber die Nationalversammlung hatte die Kühnheit, seine Wahl für nichtig zu erklären, und das gegen die Familie Bonaparte bestehende Verbannungsgesetz zu erneuern. Dann wagte sie es sogar, ein strenges Gesetz gegen Zusammenrottungen zu erlassen, und die Auflösung der theuern und unnützen Nationalwerkstätte zu beschließen. Gewiß, alles sehr löblich und offenbar zur Sicherung der wahren Freiheit, des Volkswohles und der bestehenden Ordnung! aber so sahen es die Arbeiter nicht an. Daher wurde es den Umsturz-Vereinen und den Empörer-Hauptmännern leicht, die, wie sie glaubten, tiefverletzten Massen zum Losschlagen

zu bestimmen. Man hatte sich für dieses Mal sorgfältig vorbereitet: Waffen und Schießbedarf war in Fülle da: die Arbeiter der Werkstätte waren, wie Truppen, gehörig geordnet und mit Führern versehen. Man zweifelte nicht, daß ein großer Theil der Nationalgarde wieder abfallen würde, wie das erste Mal; Schmeicheleien und Huldigungen sind ja wohlfeil; dasselbe setzte man von der beweglichen Garde voraus; kämpften ja deren Väter und Brüder in den Reihen der Aufständischen. Militairische Entwürfe hatte man sich auch verschafft; wie konnte der Ausgang zweifelhaft sein?

Die Regierung hatte sich nicht so gut vorgesehen, manche ihrer Mitglieder begünstigten sogar den Aufstand. Von der Linie waren kaum 10,000 Mann in Paris anwesend, und die Nationalgarde war in ihren Gesinnungen getheilt. Schlechte Aussichten! Der Aufstand kam am 23. Juni zum Ausbruch, hatte anfänglich glückliche Erfolge, und würde ohne Zweifel den Sieg davon getragen haben, wenn sich die Nationalversammlung nicht zu einem entscheidenden Schritte entschlossen hätte. Sie legte nämlich die oberste Gewalt in die Hände des Kriegsministers und Generals Cavaignac; nur ein Dictator konnte Frankreich vor der rothen Republik retten, wie man auch zu Rom in den bedrängtesten Lagen des Staates zu diesem Rettungsanker griff. Der General war entschiedener Republicaner aus Grundsätzen, aber nicht für die rothe Republik, er hatte eine politische Umwälzung gewollt, aber keine sociale; Pöbelherrschaft konnte den an Ordnung gewöhnten Krieger nicht ansprechen. Er war ein umsichtiger Feldherr, zudem ein kräftiger Charakter, und zeigte am offensten jene Tugenden, die wir in den bessern alten Republiken finden. Seine Anordnungen verriethen Geist und Kraft. Mittelst der Eisenbahnen wurden Truppen von allen Seiten herbeigezogen, und Schaaren von Bürgerwehr strömten auch aus den entfernten Provinzen des Landes herbei, um dem Umsturze zu wehren. Endlich hatte es die besitzende Klasse eingesehen, was die Umsturzmänner wollten, endlich hatte sie sich überzeugt, daß es sich hier um Sein oder Nichtsein, um Leben oder Sterben, um Besitz oder Raub handelte. Endlich waren es auch die Provinzen müde, sich vom Pariser Gesindel Gesetze geben und nehmen, Regierungen rauben und auf-

dringen zu lassen. Hinsichtlich der beweglichen Garde hatten sich die Aufständischen am meisten getäuscht. Jene verfocht die Regierung mit Tapferkeit und Erbitterung, die in wahre Wuth ausartete, als die Blousenmänner, ingrimmig über ihre getäuschte Hoffnung, sich Grausamkeiten erlaubten. Ein furchtbares, unmenschliches Gemetzel! Es ist, als ob Raubthiere der Wildniß sich gegenseitig zerfleischten. Am 24. war es den Aufständischen gelungen, im Pantheon und in der Kirche Saint Severin sich festzusetzen. Diese dienten ihnen als Festungen. Nur mit schwerer Mühe, mit vielen Opfern und Anwendung des groben Geschützes, konnte das erste Gebäude erstürmt, die Kirche St. Severin erst am 25. genommen werden. Von nun an wurden die Empörer allmälig aus allen Stellungen verdrängt und in die Vorstädte getrieben. Zuletzt kämpfte man den Verzweiflungskampf in der Vorstadt St. Antoine, wo sich die Aufständischen erst am Morgen des 27., von der Uebermacht der Gegner erdrückt, ergaben oder entwichen. Sie hatten mit einer Tapferkeit gekämpft, die einer bessern Sache würdig gewesen wäre, und mit einer Wildheit, über die wir Europäer, die wir uns die gebildesten Völker nennen, erröthen müssen. Die Zahl der kämpfenden Empörer gibt man auf 30—50,000 Mann an, die Zahl der auf beiden Seiten Getödteten und Verwundeten, worüber man vorsichtiger Weise kein amtliches Verzeichniß geliefert hat, auf 15,000 Menschen. Krieger des Kaiserreiches versicherten, keiner so blutigen Feldschlacht beigewohnt zu haben. Auf dem Schlachtfelde Paris endeten 7 Generale, 4 Mitglieder der Nationalversammlung und der edle Erzbischof von Paris, Affre, der seiner Heerde den Frieden bringen wollte, und den Tod fand.

§ 53.

Der Tod des Erzbischofs von Paris.

Verweilen wir auf einige Augenblicke bei dem so traurigen, als erhebenden Schauspiele, das der würdige Oberhirt von Paris mitten unter Auftritten der Gräuel uns gewährt. Schon am 24. Juni hatte sich der Erzbischof bei

dem General Cavaignac um die Ermächtigung verwandt, ohne Bedeckung von Kriegern, in biſchöflicher Kleidung, zu den Empörern ſich zu begeben, um Worte des Friedens und der Liebe an ſie zu richten, und ſie, wo möglich, zur Niederlegung der Waffen zu vermögen. Es that ihm weh, daß ſo viel Blut floß; gehörten doch die Kämpfenden zu ſeiner Heerde, wenn auch viele verirrte unter ihnen waren. Der General nahm das großherzige Anerbieten gerne an, und übergab dem Erzbiſchofe eine an die Empörer gerichtete Kundmachung. Am Abende des 15. Juni begibt ſich dieſer muthig, wie ein Krieger ins Feld, auf den Weg, um durch die Straße Antoine auf den Baſtilleplatz, den Mittelpunkt des wüthendſten Kampfes, zu gelangen. Die ihm begegnen, preiſen ſeinen Schritt, umdrängen ihn, knieen vor ihm nieder, wünſchen ſeinem edlen Entſchluſſe des Himmels Segen, und flehen um den ſeinigen: es ſind Bürger, Krieger, Männer und Frauen; es iſt nicht zu läugnen, der Franzoſe hat ein empfängliches Herz auch für das Gute, Schöne, Edle, Ritterliche: daher dieſe Aeußerungen der Hochachtung und Liebe gegen den edlen Erzbiſchof. Einige mahnen ab, ſtellen vor, der Schritt ſei mit großer Gefahr und nur mit geringer Ausſicht auf Erfolg verbunden. Er antwortete wiederholt: „Ein guter Hirt gibt ſein Leben für ſeine Schafe.“ Auf dem Kampfplatze angekommen, fragt er den Oberſten, ob nicht auf einige Augenblicke das Feuern eingeſtellt werden könne, denn er ſchmeichelte ſich mit der Hoffnung, dann würden die Aufſtändiſchen dasſelbe thun, und dieſen augenblicklichen Waffenſtillſtand gedenkt er dann zur Unterredung und zur Vermittlung des Friedens zu benutzen. Der Oberſte rühmte des Prälaten Abſicht, und gibt den erbetenen Befehl, auch auf Seite der Empörer ſchweigen nun die Geſchütze. Sie zeigen ſich ſchon auf der höchſten Barrikade des Foubourg's, man glaubt, wirklich auf eine Vermittlung hoffen zu dürfen. Der Erzbiſchof geht mit ſeinen beiden Generalvicarien auf die Barrikade zu, ein Blouſenmann, einen Baumzweig als Friedenszeichen tragend, geht vor ihnen her. Die Aufrührer ſteigen von der Barrikade herunter, einige ſind gutgeſinnt und ſcheinen den Frieden zu wollen, andere ſind wild von Geſicht und Haltung, und drohen. Die Par-

teien machen sich Vorwürfe, und bedrohen sich gegenseitig. Dadurch wird das Werk der Versöhnung verzögert. Auf einmal fällt ein Schuß, man weiß nicht woher und warum, ob absichtlich, ob zufällig. Da schreiet man auf beiden Seiten: „Verrath! Verrath!" Die Kämpfenden trennen sich, das Feuern beginnt nun wüthender, wie zuvor. Der Erzbischof steht zwischen zwei Feuern. Er weicht nicht zurück, nach keiner Seite, steht, wie ein pflichtgetreuer Posten, dem die wichtigste Wache anvertraut ist, er tritt vielmehr vorwärts, der Gefahr entgegen, um ganz zur Barrikade zu gelangen, von der ihn noch einige Schritte trennen, er erklimmt sie, in Begleitung seiner Generalvicarien, er gelangt endlich zum Gipfel, so daß er von beiden Seiten gesehen werden kann. Die Kugeln pfeifen um ihn, einem seiner Generalvicarien sind schon 3 durch den Hut gegangen. Der Erzbischof ist noch immer verschont. Er steigt nun, sehend, daß seine Friedensstimme den Donner der Geschütze nicht übertönen könne, herab, und kaum hat er einige Schritte abwärts gethan, da sinkt er nieder, von einer Kugel in den Lenden getroffen. Der Schuß war aus einem nahen Hause, welches ein Posten der Rebellen besetzt hielt, gekommen. Ein treuer Diener, der seinem Herrn ohne dessen Vorwissen gefolgt war, will ihn aufheben, stürzt aber gleichfalls verwundet nieder. Die Aufständischen tragen ihn gerührt nach dem Hospital des Quinze-Vingts, und halten bei ihm Wache. Haben sie auch Haß und Wuth im Herzen, solche Liebe, solches Opfer ergreift sie doch; alle sind von Hochachtung und Bewunderung durchdrungen, die von des Erzbischofs Unternehmen Kunde erhalten. Noch eine Stunde währte das Feuern, da hörte es ganz auf. Ruhe und christliche Heiterkeit hatten den Helden seit seiner Verwundung keinen Augenblick verlassen. Er fragt einen seiner Generalvicarien: „Bin ich schwer verwundet?" — Ja. — „Ist mein Leben in Gefahr?" — Ja. — „Wohlan, gelobt sei Gott; möge er das Opfer annehmen, das ich ihm von neuem für das Heil dieses verirrten Volkes darbiete!" Er verlangt und empfängt die Stärkungsmittel der Religion, zeigt Geduld, Ergebung und Zufriedenheit, und äußert noch: „Das Leben hat nicht viel auf sich; was ich noch zu leben

hatte, iſt von keiner Bedeutung; ich habe Gott und den Menſchen, die nach ſeinem Bilde geſchaffen, und mit ſeinem Blute erlöſet ſind, wenig genug zum Opfer gebracht." Am folgenden Morgen trägt man ihn nach ſeiner Wohnung, das herbeiſtrömende Volk fällt auf die Knie, um den Segen des ſterbenden Dieners Gottes noch zu empfangen, eine Abtheilung der Mobilgarde gibt ihm das Ehrengeleit. Einem derſelben, den er am Vorabende noch wacker kämpfen geſehen, gibt er ein Krucifix, das er von ſeinem Halſe losmacht, mit den Worten: „Laß nie dies Kreuz von dir, trag' es an deinem Herzen, es wird dir Segen bringen." Er wendet ſich kurz vor ſeinem Hinſcheiden nochmals an die Geiſtlichen, die ſein Sterbelager umſtanden, empfahl ihnen, ihren Eifer und ihre Hingebung in dem Berufe des Friedens und der Selbſtverläugnung zu verdoppeln, und zu Gott zu flehen, daß ſein Blut das letzte ſein möge, welches in Frankreich unter ſolchen Umſtänden vergoſſen werde. Es iſt 4 Uhr Nachmittags, als der Edle im Herrn entſchläft. Alle Parteien bewundern, ſchätzen und betrauern den guten Hirten, der ſein Leben für ſeine Heerde opfert, und wenn die Revolution für dieſes Mal nicht ſo gehäſſig und ſo racheſchnaubend in Frankreich gegen die Kirche auftrat, wie das erſte Mal und wie ſchier in allen Ländern, ſo hat der Opfertod des Erzbiſchofs jedenfalls Antheil daran, obſchon auch andere Urſachen gegenwärtig mitwirkten: Die Geiſtlichkeit Frankreichs beſaß jetzt weder den politiſchen Einfluß noch die Reichthümer, wie bei der erſten Revolution, und konnte alſo auch nicht ſo ſehr der Gegenſtand des Neides und Haſſes ſein, wie ehedem; zudem ſind die Biſchöfe dieſes Landes höchſt ehrenwerthe Männer, und wir müſſen es dem Ludwig Philipp nachrühmen, daß er eine gute Wahl getroffen hat, und auch die übrigen Geiſtlichen wetteifern mit ihren trefflichen Vorgeſetzten.

Kehren wir jetzt zu der abgebrochenen Geſchichte zurück. Der Sieg Cavaignac's bewahrte Frankreich und Europa vor der rothen Republik, vor Theilung der Güter und Raub im Großen, vor vandaliſcher Verwüſtung und vor der Guillotine. Paris wurde in Belagerungszuſtand erklärt, die Nationalverſammlung blieb zuſammen, um dem Dictator

entgegen zu wirken, wenn er etwa Lust haben sollte, seine große Macht zu mißbrauchen. Dieser benahm sich aber ehrenwerth, obschon er seine Gewalt vielleicht zu seinem Nutzen hätte ausbeuten können. Er gab sie nach beendigtem Kampfe und nach erlangten Ziele denen zurück, die ihn damit betrauet hatten, den Vertretern der Nation, welche ihn aus Dankbarkeit an die Spitze der ausübenden Macht mit dem Titel eines Präsidenten des Ministerraths stellten. Der Belagerungszustand war den Parisern sehr lästig, 15,000 Gefangene wurden vor die Kriegesgerichte gestellt, der Presse Schranken gesetzt; lauter nöthige Maßregeln, die indeß kein König in Frankreich hätte wagen dürfen; nun geschahen sie im Namen der Republik, und viele waren zufrieden, oder mußten es sein.

§ 54.

Wahl Karl Ludwig Napoleons zum Präsidenten der französischen Republik.

Die verfassunggebende Versammlung von Frankreich hatte gerade nach zweimonatlichen Berathungen am 4. November 1848 ihr Werk vollendet, und die dem französischen Volk gegebene Verfassung — die siebente seit sechszig Jahren — mit 739 gegen 30 Stimmen genehmigt, worauf der Präsident Marrast verkündigte: „Im Namen des französischen Volkes erkläre ich, daß die constituirende Versammlung die Verfassung angenommen hat."

Der Titel V. dieser Verfassung, welcher von der vollziehenden Gewalt handelt, überträgt diese letztere einem Bürger, welcher den Titel als Präsident der Republik erhält, auf vier Jahre gewählt wird und erst nach vier Jahren wieder wählbar ist.

Er wird in geheimer Abstimmung und mit unbedingter Mehrheit der Stimmenden durch die Wahl aller Wähler der französischen Departements und Algeriens ernannt.

Wer ſollte der erſte Präſident der franzöſiſchen Republik ſein? Außerhalb Frankreichs, namentlich in Deutſchland, zweifelte anfänglich Niemand über die Perſon, auf welche die Stimmen Frankreichs ſich vereinigen würden. Es ſchien in der That nur einen einzigen Candidaten zu geben: Cavaignac; denn der Stern Lamartine's, der zu Anfang der Revolution ſo glänzend geſchienen, war längſt untergegangen in dem Dunſtkreis, mit welchem der Dichter ſich ſelbſt umgeben. Raspail hatte nur die Socialiſten und Communiſten für ſich, Ledru Rollin nur die rothen Republikaner. Cavaignac, der dem franzöſiſchen Volksgefühl durch ruhmvolle Siege aus Algier empfohlen war, ein ebenſo ehrlicher als kräftiger Charakter, hatte der Republik und der Ordnung noch neulich durch die Beſiegung des Juniaufſtandes einen unermeßlichen Dienſt geleiſtet. Und doch gab es einen andern Candidaten, der Cavaignac in der öffentlichen Stimmzahl ſoweit überflügeln ſollte. Das durch die Einführung der Republik überraſchte Volk hatte das ihm verliehene allgemeine Wahlrecht ſchon bei Berufung der verfaſſunggebenden Verſammlung dazu benutzt, ſeine geringe Vorliebe für die neue Staatsform durch die Wahl von Männern zu erkennen zu geben, welche der Mehrzahl nach als Anhänger der Monarchie bekannt waren, und legte bei der Ernennung des Präſidenten von Frankreich abermals ein unwiderſprechliches Zeugniß derſelben Geſinnung ab. Es wünſchte eine geordnete Regierung, und wendete ſich von allen Denen ab, welche die Revolution gemacht, oder durch ſie zur Gewalt gelangt waren. Das Alte ganz zurückzuführen, war nicht an der Zeit, aber unter den aufgetretenen Bewerbern ſuchte das Volk denjenigen heraus, der die Erinnerung an eine Zeit des Ruhmes für ſich geltend machte, mit den großen Parteien nicht zuſammenhing, und dem Lande eine ruhige und wohlfeile Verwaltung verſprochen hatte. Obwohl Ludwig Napoleon bisher keineswegs eine glänzende Rolle geſpielt hatte, ſo wählte das franzöſiſche Volk ihn doch mit faſt ſechstehalb Millionen Stimmen zum Präſidenten der Republik. Auf Cavaignac waren noch nicht ganz anderthalb Millionen Stimmen gefallen.

Freilich hatten auch Ludwig Napoleon und seine Anhänger ihr Möglichstes gethan. Durch ganz Frankreich waren vorher Sendlinge gewandert, welche zu Gunsten der Bonapartischen Präsidentschaft gewirkt; an allen Straßenecken sah man die Bilder des Kaisers Napoleon und seines Neffen, in jeder Kneipe, auf jeder Drehorgel wurden die Erinnerungen des kaiserlichen Ruhms laut. Die Frankreich durchwandernden Sendlinge hatten einem Jedem versprochen, was er wünschte. Den Gewerbetreibenden wurde Friede, den nach Ruhm dürstenden Soldaten Krieg, den Bauern Nachlaß der Steuern zugesagt. Während der künftige Präsident bereits gänzlich in Schulden steckte, und Verwandte und Freunde sogar schon ihre Kostbarkeiten für ihn verpfänden mußten, wurden die Stimmen des armen französischen Landvolks erkauft mit dem Trugbilde der Millionen, die sich in den Truhen des Kaiserneffen befinden sollten, und mit denen er alsbald zum allgemeinen Besten herausrücken würde. Man darf behaupten, daß Ludwig Napoleon gegen seinen Mitbewerber, den aufrichtigen Republikaner Cavaignac, siegte, theils durch die Gedankenlosen, die den großen Namen mit dem kleinen Träger verwechselten, theils und hauptsächlich durch die Monarchisten, die keine Fortdauer der Republik wünschten, und ihn als Brücke zur Rückkehr in alte Formen zu benutzen gedachten.

Am 21. December 1848 empfing Cavaignac die Abdankung der Minister, und legte seinerseits die ihm anvertrauten Gewalten wieder in die Hände der National-Versammlung, ohne Schritte zur Behauptung seiner Gewalt zu thun, wozu ein ehrgeizigerer und weniger gewissenhafter Mann wohl Versuchung gefühlt haben möchte. Römertugend kann man ihm nicht absprechen. Dann verkündete der Vorsitzende die Wahl Ludwig Bonaparte's zum Präsidenten der französischen Republik, vom gegenwärtigen Tage bis zum zweiten Sonntag des Monats Mai 1852, und lud ihn ein, den Rednerstuhl zu besteigen und den Eid zu leisten. Als dieses geschehen, sprach der Präsident der Republik: „Die Stimme der Nation und der Eid, den ich so eben geleistet habe, zeichnen mir mein künftiges Verhalten vor. Meine Pflichten sind mir vorgeschrieben, ich werde

sie als Ehrenmann erfüllen. Ich werde Feinde des Vaterlandes in allen Denen sehen, die suchen würden, durch ungesetzliche Mittel das zu ändern, was ganz Frankreich eingesetzt hat." Im weitern Verlauf seiner Rede versprach er Befestigung der demokratischen Staatseinrichtungen, Linderung der Leiden des Volkes, Zurückführung der Verirrten auf den rechten Weg und Beschwichtigung der Leidenschaften. Anerkennende Worte für den General Cavaignac und der Ausruf: „Seien wir Männer des Landes, nicht die einer Partei, so werden wir mit Gottes-Hülfe mindestens das Gute thun, wenn uns das Große zu thun nicht vergönnt ist!" beschlossen seinen mit Beifall angehörten Vortrag.

Die neuen Minister, welche der Präsident wählte, waren allen Parteien entnommen, weil sie alle vereinigen und versöhnen sollten. Aus den Reihen der Social-Demokraten war begreiflicherweise Niemand gewählt.

Von Seiten der fremden Mächte wurde die Erhebung Ludwig Napoleons nicht ungern gesehen; sie erwarteten von ihm die Niederhaltung aller Parteien im Innern, während sie in ihm keinen Kriegsfürsten zu fürchten hatten, da alle Welt einsah, daß die Talente des Kaisers als Feldherrn kein Erbtheil seines Neffen geworden waren. Die Erklärung, welche der Minister des Aeußern an die fremden Gesandten richtete, war vollständig geeignet, diese wenigstens vorläufig über Frankreichs Zukunft zu beruhigen. Er sagte ihnen: „Die äußere Politik, welche ich zu vertreten die Ehre habe, wird eine Politik des Friedens, der Versöhnung und der völkerrechtlichen Verbrüderung sein."

Der Form nach war Frankreich noch eine Republik, thatsächlich war die Monarchie wiederhergestellt. Ludwig Napoleon besaß im Wesentlichen alle Macht eines constitutionellen Königs, der Unterschied bestand nur darin, daß der eine nach dem Erbrechte sein Lebenlang regiert, während der andere nur auf 4 Jahre durch die Volkswahl und Gnade am Ruder bleibt. Frankreich ist also gegenwärtig ein Wahlreich; die bedenklichste aller Verfassungsarten für große Staaten, wie Polen zeigt, welches noch wohl

gegenwärtig bestände, eben so gut, wie Rußland, wäre es ein Erbreich gewesen.

Die Regierung und Verwaltung in Frankreich, die Befehlshaberstellen im Innern waren mit Anhängern der Monarchie besetzt. Die Republikaner bildeten die Widerstandspartei, wie früher, nur daß sie jetzt zahlreicher waren.

§ 55.

Frankreich unter dem Präsidenten.

Obwohl Ludwig Napoleon durch seine Erhebung zum Präsidenten sich am Ziele seiner ehrgeizigen Wünsche sah, so war seine Stellung doch von Anfang an eine äußerst schwierige.

Die Ernennung des ausgezeichneten und braven Generals Bugeaud zum Oberbefehlshaber des Alpenheeres wurde von Vielen schon nicht gern gesehen, weil derselbe für einen Freund des Rückschritts galt, als offener Anhänger der Familie Orleans bekannt war, und bei dem Heere wegen seiner militärischen Eigenschaften in hohem Ansehen stand. Die ersten Angriffe in der Nationalversammlung richteten sich gegen den damaligen Freund des Präsidenten, den General Changarnier, weil dieser zum Befehlshaber der ersten Militärdivision und der Mobilgarde des Seine-Departements ernannt wurde, wobei er gleichwohl den Oberbefehl über die Nationalgarde noch beibehielt. Auch mit seinem Ministerium gerieth der Präsident sehr bald in ein Zerwürfniß. Er wollte doch in der That auch etwas gelten, indem er sich die Ernennung zu den höhern Beamtenstellen vorbehielt. Der Minister des Innern Malleville widersetzte sich aber diesem Vorhaben mit Entschiedenheit, indem er behauptete, da das Ministerium für seine Organe einstehen müsse, so dürfe ihm auch das Recht nicht genommen werden, dieselben nach eigenem Ermessen zu wählen. Ein zweiter Gegenstand trat hinzu: Der Präsident verlangte die Auslieferung aller Schriftstücke, in seinen Aufstandsversuchen zu Straßburg und Boulogne. Es wurde

ihm versichert, daß diese Papiere gleich nach vollzogener Präsidentenwahl unter Siegel gelegt seien, und aus dem Staatsarchiv nicht entfernt werden könnten.

Die social-demokratische Partei griff den Präsidenten sowohl als dessen Regierung nicht nur durch Reden in den Clubs, sondern auch durch die Presse mit maßloser Heftigkeit an. Die Gerichte säumten jedoch diesmal nicht, durch strenge Verurtheilungen dagegen einzuschreiten.

Ludwig Napoleon ließ in seinem Benehmen nichts von jener Einfachheit der Sitten und jener Sparsamkeit merken, die doch von dem Begriff eines republikanischen Beamten unzertrennbar erscheinen. Das Elysée, von dem ersten Tage an, da es der Präsident bezogen hatte, strotzte von Livreen, und hallte wieder von Bällen und Festlichkeiten. Dieser Luxus war um so thörichter, weil Jedermann wußte, wie mißlich es mit den Finanzen des Präsidenten stand. Wirklich mußte er sich schon im März unter dem Titel von Repräsentationskosten einen Zuschuß bewilligen lassen, durch welchen der verfassungsmäßige Gehalt des Präsidenten von sechs mal hundert tausend Franks verdoppelt wurde.

Die durch die Hinrichtung der Mörder des General Bréa schon erregte Wuth der Social-Demokraten stieg, als einige demagogische Clubs geschlossen wurden, und man einen Gesetzentwurf gegen die Clubs in die Nationalversammlung einbrachte, welcher zwar bei der Berathung einige Milderung erfuhr, dennoch aber der Regierung eine starke Waffe in die Hand gab. Die Aufregung hierüber war so groß, daß zur Erhaltung der Ruhe bedeutende Truppenmassen aufgeboten werden mußten. Noch ernster gestalteten sich die unruhigen Bewegungen, als die 12 Bataillone Mobilgarde zu 6 vermindert wurden. Durch ernstliches Einschreiten der Linie wurde auch dieses Mal die Ordnung leicht wiederhergestellt.

Am 7. März 1849 begann der Prozeß gegen die Juni-Angeklagten vor dem Staatsgerichtshofe zu Bourges, dem die Untersuchung überwiesen war. Jedes Generalconseil von Frankreich hatte einen der 86 Geschworenen gewählt. Auf die Einzelheiten dieses langen und

ſcandalreichen Prozeſſes, der am 2. April Nachts 11 Uhr endigte, können wir hier nicht eingehen. Barbès, Albert, Blanqui, Sobrier, Raspail, Louis Blanc, Huber, Cauſſidière und andere Leiter und Lieblinge der ſocial-demokratiſchen Partei mußten theils in die Verbannung, theils in das Gefängniß wandern.

Italien ſchien für Frankreich das Land zu ſein, wo es ſeine Weltſtellung behaupten zu können glaubte. Zwar hatten die Italiener fremde Hülfe ſtolz zurückgewieſen. „Italien wird ſich ſelber helfen," war das kühne Wort im Munde aller dortigen Radikalen, dem die That nicht nachfolgte. Unterdeſſen war das ſtolze Selbſtvertrauen durch die Siege Radetzky's in den Märztagen von 1849 gebrochen, und Oeſterreichs Macht in ganz Oberitalien vollſtändig gekräftigt worden. In dem untern Theil der Halbinſel war es der rechtmäßigen neapolitaniſchen Regierung gelungen, ihre volle Geltung wieder zu gewinnen. Nur im Kirchenſtaat ſaßen die ausſchweifendſten Demagogen noch am Ruder. Hier wollte die franzöſiſche Regierung „die Freiheit mit der Ordnung verſöhnen," und zugleich eine Stelle gewinnen, auf der dem Einfluſſe Oeſterreichs in Italien die Wage zu halten war. Die weit überwiegende Mehrzahl in der Nationalverſammlung forderte ein Einſchreiten in die italieniſchen Angelegenheiten, wenn auch die geheimen Plane der Parteien ſehr auseinander liefen.

Die Männer des Widerſtandes traueten den Abſichten der Regierung nicht, und forderten von dieſer eine offene Darlegung des einzuſchlagenden Weges. Die unbeſtimmte Erklärung Odilon Barrot's am 28. März, daß der Beſtand Piemonts, wie die Ehre Frankreichs, gewahrt werden ſollten, genügte nicht. Auch der zwei Tage ſpäter mit 444 gegen 320 Stimmen gefaßte Beſchluß, einige italieniſche Städte zu beſetzen, zu welchem Zweck am 16. April 1,200,000 Franken bewilligt wurden, ließ ebenſo wenig den künftigen Gang der Politik mit Sicherheit errathen. Die Worte, welche von den Miniſtern und ihrer Partei während aller dieſer Verhandlungen gefallen waren, flößten den Machthabern Roms geringes Vertrauen ein, und anſtatt

die Franzosen als Bundesgenossen zu empfangen, setzten sie ihnen den hartnäckigsten Widerstand entgegen, als General Oudinot am 30. April vor den Thoren der Stadt erschien, und zum gewaltsamen Angriff schritt, der aber zurückgeschlagen wurde. Der Schimpf, den die französischen Waffen durch diese Niederlage erlitten hatten, mußte gerächt werden. Den weitern Verlauf dieser Expedition hier übergehend, bemerken wir noch, daß zwar von der französischen Regierung ein gewisser Lesseps als Unterhändler nach Rom geschickt wurde. Dieser überschritt indeß entweder die ihm ertheilten Vollmachten, oder dieselben waren zweideutig, und wichen wesentlich von denjenigen Weisungen ab, welche der General Oudinot erhalten hatte. Der General sprach gleich bei seinem Erscheinen mit soldatischer Offenheit zu den Römern: „Wir kommen nicht zum Schutze der bestehenden (republikanischen) Regierung, die wir niemals anerkannt haben, sondern um den Kirchenstaat vor unsäglichem Verderben zu bewahren. Frankreich beabsichtigt nicht, sich in Angelegenheiten einzumischen, welche wesentlich die der römischen Bevölkerung sind, sondern nur in solche, welche in allgemeiner Wechselwirkung, nicht bloß Beziehungen zu Europa, sondern zu der ganzen christlichen Welt haben. Frankreich vermöge seiner Stellung hat ganz besonders den Beruf gefühlt, einzuschreiten, damit um so leichter ein Staat hergestellt werde, der auf gleiche Weise den Mißbräuchen, die hier für immer durch die Großherzigkeit des erlauchten Pius IX. abgeschafft worden sind, wie der Gesetzlosigkeit der letzten Tage abhold sei. Die Fahne, welche Frankreich am Ufer des Meeres aufgepflanzt, ist die des Friedens, der Ordnung, der Versöhnung, der wahren Freiheit.“ Der Unterhändler Lesseps mit seinen gemachten Vorschlägen wurde auch bald von der französischen Regierung gänzlich verläugnet. Man darf wohl behaupten, Rom war für Frankreich, was Schleswig-Holstein für Preußen.

Inzwischen hatte die verfassunggebende Nationalversammlung sich am 27. Mai aufgelöset, und bald darauf trat die erste gesetzgebende Versammlung zusammen. Die Wahlen zu dieser Versammlung hatten schon seit einer Reihe von Wochen ganz Frankreich in Aufregung erhalten,

und mit unsäglicher Spannung sah man deren Eröffnung entgegen. Am meisten geschah dieses von Seiten derjenigen Partei, die ihre Hoffnung auf eine neue Umwälzung gesetzt hatte, und die aus der verdrießlichen Minderheit, in der sie sich in der verfassunggebenden Versammlung befunden hatte, gerne heraus kommen wollte. Wir meinen die Partei der Social-Demokraten, der rothen Republik, oder wie sie sich, in Nachäffung der ersten französischen Revolution zu nennen beliebte, den Berg. Die ersten Sitzungen der neuen Versammlung lieferten den Beweis, daß die Radikalen zu ihren Hoffnungen keinen Grund gehabt. Das allgemeine Wahlrecht, in der Ausdehnung wie es in Frankreich zur Ausübung gekommen, ist ein zweischneidiges Schwert, das sich auch gegen denjenigen kehren kann, der sich am sichersten damit zu vertheidigen denkt. Weit entfernt, das Ruder des Staats in die Hände der äußersten Linken zu bringen, erschien die neue Versammlung im Gegentheil viel gemäßigter, als die verfassunggebende gewesen war. Auch die sogenannte honnette Republik war nur sehr schwach mit kaum 80 Stimmen darin vertreten.

Da die Hoffnungen der radikalen Partei sich so sehr gesteigert hatten, so war um so größer jetzt ihr Unwille, und fest stand ihr Vorsatz, den parlamentarischen Weg zu verlassen, also die gegenwärtige Versammlung überhaupt zu sprengen, und eine neue revolutionäre, einen Convent, mit einem Worte, eine solche Versammlung, welche die Zustände von 1793 über Frankreich brächte, herzustellen. Während in Clubs und Vereinen, geheim und öffentlich, Alles zum gewaltsamen Ausbruch vorbereitet ward, stellte Ledru Rollin am 11. Juni in der gesetzgebenden Versammlung einen Antrag auf Versetzung in den Anklagestand, sowohl gegen die Minister als gegen den Präsidenten der Republik. Ueber diesen schon verbrauchten Antrag ging die Versammlung, obwohl Ledru Rollin mit Aufstand gedroht hatte, mit bedeutender Stimmenmehrheit zur einfachen Tagesordnung über. Einen in Paris am 13. Juni versuchten Aufstand warf die Regierung mit leichter Mühe nieder, bemächtigte sich der Führer, oder nöthigte sie zur Flucht. Keinen größern Erfolg hatten die Erhebungen, welche in vielen

Städten der Provinz vorbereitet waren, und von denen einige, wie namentlich in Lyon, Toulouse, Bordeaux, Rheims, Dijon u. s. w. in der That zum Ausbruch kamen. Auch sie wurden mit unverhältnißmäßig geringer Mühe unterdrückt. Die Angeklagten wurden im November vor den Staatsgerichtshof zu Versailles gestellt; die Urtheile lauteten auf Verbannung (Deportation). Ueber Paris und Lyon wurde der Belagerungszustand verhängt; alle Clubs und Vereine konnte die Regierung auf die Dauer eines Jahres untersagen; auch die Presse wurde durch ein neues Gesetz etwas gezügelt. Nach diesen Beschlüssen vertagte sich die Versammlung vom 30. Juli bis zum 1. October.

Diese Zwischenzeit suchten alle Parteien für ihre Zwecke auszubeuten, namentlich die Anhänger des Kaiserthums auf der einen, und die Legitimisten auf der andern Seite. Auch der Präsident machte verschiedene unwürdige Versuche, der Volksgunst zu schmeicheln, und die öffentliche Meinung zu seinen Gunsten umzustimmen. Hauptsächlich sollten ihm dazu die römischen Angelegenheiten dienen. Am 18. August schickte er, ohne Vorwissen seiner Minister, ein Schreiben nach Rom an den Obersten Edgar Ney, seinen Adjutanten, in welchem die römische Politik Frankreichs gemißbilligt, und der Papst wegen seiner Regierungsmaßregeln bitter getadelt ward, weil er dadurch sowohl seine kaum wiederhergestellte Regierung, als namentlich auch die Ehre Frankreichs in Gefahr setze. Als dieses Schreiben bekannt ward, (und auch das gewiß nicht ohne Zustimmung des Präsidenten selbst), trat einer der Minister, der eifrige Katholik (von Fallour) aus der Verwaltung. Die übrigen erklärten, als die Kammer wieder zusammengetreten war, sich mit dem Inhalt des obigen Schreibens des Präsidenten nicht einverstanden; ja sogar dieser selbst nahm es durch ein zweites Schreiben gleichsam zurück. Solche Nachgiebigkeit war jedoch nur Schein; denn der Präsident entließ plötzlich sein Ministerium, dem die Nationalversammlung stets Beweise ihres Vertrauens gegeben hatte. Die Bildung des neuen Ministeriums, ward am 31. October der Nationalversammlung durch eine Botschaft angezeigt. Dieses Ministerium bestand aus lauter neuen Männern, von denen man glaubte, daß sie der bonoparti-

schen Politik befreundet wären. Man sah jetzt deutlich, wohin der Präsident eigentlich zielte. In dieser Botschaft stellte er sich als die einzige Stütze Frankreichs dar, und sprach solches auch ausdrücklich mit Worten aus. Es hieß in derselben: „Inmitten der Verwirrung sucht Frankreich, unruhig, weil es keine Leitung sieht, den Willen, die Hand des 10. December. Ein ganzes System hat am 10. December triumphirt, denn der Name Napoleon ist ein Programm. Er besagt im Innern Ordnung, Autorität, Religion, Volkswohl, nach außen Nationalwürde. Dies ist die durch meine Erwählung inaugurirte Politik, die ich mit Unterstützung der Versammlung und des Volkes triumphiren machen will," u. s. w.

Ihre Fortsetzung erhielt diese Verherrlichung des Namens Napoleon bei der feierlichen Einsetzung und Beeidigung der Gerichte im Justizpalaste. Der Präsident betonte mit nachdrucksvoller Stimme, daß Napoleon allein von allen Regierungen verstanden habe, etwas Dauerndes zu schaffen. „Trotz der politischen Stürme, die seit 1815 hereingebrochen sind, leben nur noch die vom Consulat und Kaiserreich auf breiter Grundlage gegründeten Einrichtungen."

Außerdem ergingen Aufforderungen an die Präfecten, schon jetzt auf die Wiederwählung des Präsidenten hinzuwirken, so wie auch den alten Soldaten und andern Anhängern des Kaiserreichs Verheißungen gemacht wurden. Bei allem dem dachte Ludwig Napoleon für jetzt noch an keinen Staatsstreich, sondern er wollte die Zeit abwarten, wo man ihn gleichsam dazu zwingen würde. Zudem lähmte den Strebsamen auch wiederum die leidige Geldverlegenheit, die ihn zu der beleidigten Mehrheit in der Nationalversammlung zurückführte. Diese beschäftigte sich mit der Berathung einiger wichtigen Gesetze. So wurde die abgeschaffte verhaßte Getränkesteuer wieder eingeführt, weil die Staatskasse einen solchen Ausfall nicht leiden, und ein Ersatz dafür nicht aufgefunden werden konnte. Das Gesetz über die Schullehrer, das am 10. Januar 1850 angenommen wurde, brachte dieselben in gänzliche Abhängigkeit von der Regierung. Auch ein Gesetzentwurf über den Unterricht wurde mit manchen Abänderungen angenommen.

Dieses Gesetz sollte den alten Streit zwischen der Universität und der Geistlichkeit beilegen; hatte aber das sonderbare Schicksal, allen Parteien zu mißfallen. Die Bischöfe, obwohl nicht ganz damit zufrieden, traten der Ausführung desselben jedoch nicht entgegen. In der That machte dieses Gesetz den geistlichen Genossenschaften und den kleinen Seminarien nicht unbedeutende Zugeständnisse *). Die Annahme des Unterrichtsgesetzes, so wie eine Maaßregel des Polizeipräfecten gegen die Freiheitsbäume von Paris und eine Verfügung, wodurch die wichtigsten Bezirke Frankreichs in vier Militärdivisionen getheilt, und an thatkräftige Generale übertragen wurden, setzten die Socialisten wieder in Wuth. Es gelang ihnen, die Masse so zu bearbeiten, daß die Candidaten ihrer Partei bei den Ergänzungswahlen, nämlich Videl, Carnot, Flotte und später Eugen Sue, der Verfasser sittenloser Romane, aus den Wahlurnen hervorgingen. Auch in den Provinzen hatten die Candidaten derselben Partei eine bedeutende Stimmenzahl für sich gehabt, obwohl die Mehrzahl der Wahlen gemäßigt ausfiel. Die Regierung antwortete darauf durch die Vorlegung eines Preßgesetzes, welches den Zeitungsstempel herstellen, und die Cautionen für die politischen Tagesblätter erhöhen sollte; sie verlangte zudem, daß das am 19. Juni ablaufende Club- und Vereinsgesetz verlängert werden möchte. Diesen beiden Gesetzentwürfen folgte ein anderer zur Reform des Wahlrechtes, der solche Befugniß

*) Wir können uns nicht versagen, aus der vortrefflichen Rede, welche der berühmte Montalembert bei Gelegenheit der Berathung über das Unterrichtsgesetz hielt, hier eine Stelle mitzutheilen. Nachdem er gezeigt, daß der Socialismus der Mensch sei, welcher sich für Gott halte, sich die Macht zuschreibe, das Uebel und das Leiden zu vernichten, fragt der Redner, wer sich hinter dieser Lehre verstecke, etwa die großartigen Bösewichter von 1789? „Nichts der Art: die Gesellschaft ist bedroht von Verschwörern aus dem untern Stockwerk, von grämlichen kleinlichen Rhetoren, deren Mittelmäßigkeit ebenso unzweifelhaft, als unglücklicher Weise mächtig ist, von Menschen, deren Erfolg und Einfluß in den Augen der Geschichte das unbegreiflichste Phänomen dieses Jahrhunderts sein wird." Dann setzt er hinzu, daß es nur eine einzige Rettung gegen diese Gefahr gebe: „Nur mit Hülfe der Kirche werden wir die Strömungen des Rationalismus der Demagogie überwinden."

mindestens vier Millionen Wählern entziehen sollte. Thiers sagte bei der Berathung der Wahlreform: „Wen wollen wir ausschließen? Die Klasse der Vagabunden, nicht die Armuth, und selbst wenn es sich um diese handelte, die in einer christlichen und gesitteten Gesellschaft aller Sorge würdig ist, könnte die Frage Erwähnung verdienen, ob ein geordneter Staat wohl daran thue, die großen Fragen, die ihn bewegen, von einigen tausend Stimmen im Bicetre oder in der Salpetriere abhängig zu machen. Alles für die Armen, nur nicht die Regierung! Und diese Vagabunden, wer sind sie? Zum Theil Leute von beträchtlichem Erwerb, zum Theil von unerlaubtem Erwerb, wie sie sich in der Bevölkerung großer Städte anhäufen — der Pöbel. Dieser gemeine Pöbel hat alle Republiken zu Grunde gerichtet, er ist die Furcht der wahren Republiken. Dieser Pöbel ist es, der nach Annahme des Tausches der römischen Freiheit für Brod und Schauspiele die Kaiser erwürgte, der den Mediceern die Freiheit von Florenz überlieferte, der in Holland die Witt erwürgte, die, wie ihr wißt, die wahren Freunde der Freiheit waren, dieser elende Pöbel ist es, der Bailly ermordete, und der Hinrichtung der Girondisten zujauchzte, der nachher Robespierre's Hinrichtung zujauchzte, der der eurigen, der unsrigen zujauchzen würde, der den Despotismus des großen Mannes annahm, welcher ihn kannte und zu unterwerfen wußte, der in der Folge seinem Sturz zujauchzte, und im Jahr 1815 ein Seil um seine Bildsäule warf, um ihn in den Koth zu ziehen."

Das die Wahlenform bezweckende Gesetz wurde mit 443 gegen 241 Stimmen angenommen. Einige Tage nach der Bestätigung des Wahlgesetzes brachten die Minister den Vorschlag ein, die Besoldung des Präsidenten auf 3 Millionen Franken zu erhöhen. Die Nationalversammlung bewilligte die geforderte Summe ein- für allemal, oder mit andern Worten, sie setzte Ludwig Napoleon in den Stand, seine Schulden bezahlen zu können, und versagte ihm zugleich die Mittel, seine Verschwendung oder gar Bestechung fortzusetzen.

Jetzt gelangte man zur Berathung des oben schon erwähnten Preßgesetzes. Die Debatte über dasselbe war

äußerst leidenschaftlich; jedoch nahm die Kammer, obwohl von häufigem Lärm unterbrochen, einen Paragraphen nach dem andern an. Mit diesem Gesetz hielt die Nationalversammlung ihre Aufgabe für jetzt erledigt, und vertagte sich am 11. August 1850 auf drei Monate.

Später versuchte ein großer Theil der Versammlung, die Revision der Staatsverfassung durchzusetzen, Einige bezweckten dabei, es dem Präsidenten möglich zu machen, im Jahre 1852 abermals gewählt zu werden, Andere dachten, die Monarchie wieder einzuführen, entweder für das Haus Bourbon oder Orleans. Seitdem war das große und in mancher Beziehung höchst wichtige Frankreich ein Spielball der Parteien, zerrissen im Innern von seinen eigenen Kindern, blutend aus tausend Wunden, und dennoch von zahllosen Tagesweisen und politischen Kindern als Götze verehrt und bewundert. Nirgends findet ein so widerliches Getriebe der Parteien statt. Da kämpfen Monarchisten gegen Republikaner, da theilen sich die Monarchisten wieder in Orleanisten und Legitimisten oder Freunde der Bourbonen; diese wiederum in solche, die eine Vereinigung, Zusammenschmelzung (Fusion) der beiden Regentenhäuser anstreben, und in solche, die das nicht wollen. Da gibt es zahme und honnette, blaue Republikaner, und blutrothe, die Robespierre's Herrschaft zurückwünschen. Da will der letzte Stand alles theilen, und der dritte Stand, der Neuadel, die höhere Bürgerschaft, alles behalten. Da hat der Adler des Kaiserreichs seine Verehrer, wie die rothe Fahne. Da stehen Voltairianer und Cäsaropapisten den entschiedenen Katholiken und Freunden der Kirchenfreiheit gegenüber. Da will man Könige von Volksgnaden und Könige von Gottesgnaden, Monarchien mit republikanischen Formen umgeben, oder absolute Herrscher, oder auch einen Präsidenten, als ersten Beamten des souveränen Volkes. Kann aus solchen Gegensätzen ein Einheit hervorgehen? Kann bei den stäten Befehdungen der zahllosen Parteien das Glück der Unterthanen bestehen, kann Ruhe, Friede, Freiheit, Brüderlichkeit dabei gedeihen? Wer wäre so kurzsichtig und thöricht, dieses behaupten zu wollen? Frankreich hat seit der ersten Revolution und Republik bis zur gegenwärtigen, alle Verfassungsarten durchgemacht, und

es ist zu seinem Anfangspunkte zurückgekehrt. Es hat einen Kreislauf gemacht, es hat mit der Republik begonnen und ist zu ihr zurückgekehrt: ist es glücklicher, reicher, gesitteter, blühender geworden? Ist die Bewegung in einem Kreise Fortschritt? Mögen die abgöttischen Verehrer Frankreichs und französischer Zustände unter den Deutschen, welche aus jenem Lande den Schnitt ihrer Kleider wie ihrer Verfassungen herholen zu müssen glauben, diese Fragen sich mit Besonnenheit beantworten!

Frankreich ist sehr passend die Unruhe in der Uhr von Europa genannt worden. Mit den 3 französischen Revolutionen hangen alle Revolutionen in Europa zusammen. Paris ist die rechte Werkstätte, wo zuerst die Plane zum Umsturze entworfen, und die Waffen für alle Rebellen geschmiedet werden, Frankreich das Land, wo die verheerenden Ströme des Aufruhrs entspringen. Frankreich ist daher mit Recht das Land der Hoffnung für alle Umsturzmänner, und das Land des Schreckens für alle Freunde der Ordnung und Gesetzlichkeit. Alle sehen mit Freude oder Furcht dem Jahre 1852 entgegen, wo ein neuer Präsident zu wählen ist. Was wird es bringen? Wer vermöchte den Schleier der Zukunft zu lüften Wird zur Abwehr der drohenden Gefahr die Verfassung verändert werden? Wird Ludwig Napoleon wieder gewählt werden? Die Verfassung ist dagegen, aber die Mehrheit der Nationalversammlung und der Generalräthe ist für die Revision der Verfassung. Er hat Feinde, aber auch Freunde, und Viele, die ihm eben nicht gewogen sind, wählten ihn doch wohl, um Unglück abzuwenden; dann ist er auch schon im Besitze der Macht. Der Graf von Chambord, der rechtmäßige Erbe der französischen Krone, der Bourbon, hält sich still und ruhig und wartet die Ereignisse ab; leider sind seine Anhänger, die Legitimisten, getheilt und verlieren so an Macht. Der Graf von Paris ist noch ein Kind, und eine Regentschaft nicht beliebt, und in der That auch nicht ohne Bedenken. Die Söhne des schlauen Ludwig Philipp scheinen sich vor dem souveränen Volke, das ihren Vater vertrieb, demüthig zu verbeugen und zu versichern, daß sie allezeit zu den Befehlen der Nation stehen. Wer vermag vorauszusagen, welcher

das Glück oder Mißgeschick haben wird, über Frankreich zu regieren? Wird Ludwig Napoleon auch noch im Jahre 1852 erster Beamter des Volkes sein? Wird er sich mit dem Frack begnügen, oder es wagen, den Imperatorenmantel seines Oheims umzulegen? So leichten Kaufes wird er nicht abtreten. Er rüstet sich schon mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln. Er beruft sich jetzt auf die Volkssouveränität, das souveräne Volk soll das allgemeine Stimmrecht wieder erhalten: nichts mehr als recht, wenn das Volk wirklich souverän ist! Dadurch gewänne er viele Stimmen. Die andere Partei erklärt sich vorgeblich auch für die Volkssouveränität, und dennoch soll nur ein Bruchtheil des Volkes seine Herrschaft ausüben. Das ist nicht folgerecht! Freilich, das allgemeine Stimmrecht ist höchst bedenklich, ja höchst verderblich; aber gibt man das Eine zu, dann darf man das Andere nicht läugnen. Beide Parteien spielen nun ihre höchsten Trumphe aus, und der Präsident spricht: Va banque! Die Ruhe, und das Glück Frankreichs und vielleicht Europa's steht auf Einer Karte! Wird der Bourbonide das Erbe Ludwigs des Heiligen erhalten, oder ein Orleanide die Charte wieder zu einer Wahrheit machen? Hat Cavaignac mit dem alt-römischen Charakter Hoffnung, oder Ledru Rollin, das Kind der allerneuesten Revolution, der Communist und Socialist? Wird ein erblicher König von Gottes Gnaden, gesalbt mit dem heiligen Oele zu Rheims, seinem Volke Gesetzlichkeit, Ruhe und den Palmzweig des Friedens bringen, oder ein zweiter Napoleon die Revolution mit dem Schwerte erwürgen? Wird die rothe Republik siegen, und ihre Brandfackeln und Guillotinen auch nach Deutschland führen? Letzteres hängt nächst dem Allerhöchsten, von der Einigkeit und Gerechtigkeit der Großmächte, Oesterreichs, Preußens und Rußlands, und von der Treue ihrer Völker ab. Zweimal waren die Deutschen bereits in Paris, und schrieben den Frieden vor, und es möchte ihnen zum dritten Male leichter werden, wie in den Jahren 1814 und 1815, weil ihnen kein Napoleon, der Einzige, mehr entgegensteht. So schrieben wir im November 1851. Da kam wie ein Blitz aus heitern Höhen der 2. December.

§ 56.

Der Staatsstreich und die allerneuste französische Staatsverfassung.

Am ersten December 1851 Abends, war zahlreiche Gesellschaft im Elysée. Man merkte nichts am Präsidenten, der ein so überaus gewagtes Spiel zu vollführen im Begriffe war. Er schien sehr heiter, doch war er in der That aufgeregt und ging nicht selten in sein Cabinet. Um 2 Uhr hörte der Ball auf. Napoleon gab Befehle, die Wachen am Elisée zu verstärken. Er arbeitete erst mit 3 vertrauten Freunden, hieß sie dann, sich zur Ruhe zu begeben, weckte sie aber schon wieder vor 3 Uhr. Er ging schweigend an der Seite seines Adjutanten auf und ab, bis gegen 4 Uhr eine Rakete auf dem Hotel de Ville aufstieg. Da rief Napoleon aus: „Wir sind gerettet!" Der Polizeipräfect Maupas hatte nämlich mit dem Präsidenten die Vereinbarung getroffen, dieses Zeichen zu geben, so bald die bekannten Mitglieder der Nationalversammlung, zumal die Generale, deren Einfluß auf die Soldaten man fürchtete, verhaftet wären. Napoleon war tief erschüttert. Gleich darauf ritt er mit nur 2 Adjutanten durch die wichtigsten Theile der Stadt, um sich selbst von der Ruhe zu überzeugen. Gegen 2½ Uhr waren die Minister nach dem Elisée beschieden, und Befehle ertheilt, die Proclamation zu drucken.

De Thorigny war mit den Maßregeln nicht einverstanden, und wurde sofort durch de Morny ersetzt. Darauf wurden die Obercommandanten der Armee von Paris von dem Beschlusse der Auflösung der Nationalversammlung und von dem Belagerungszustande in Kenntniß gesetzt, um die nöthigen Anstalten treffen zu können. Um 6 Uhr Morgens setzten sich die Truppen in Bewegung. Seit dem Morgen des 2. December bedeckten folgende Proclamationen die Straßenecken von Paris: „Im Namen des französischen Volkes:

Der Präsident der Republik decretirt: Art. I. Die Nationalversammlung ist aufgelöset. Art. II. Das allgemeine Stimmrecht ist wieder hergestellt. Das Gesetz vom 31. Mai

ist abgeschafft. Art. III. Das französische Volk ist vom 14—21. dieses Monats in seine Wahlcomitien berufen. Art. IV. Der Belagerungszustand ist im Umfange des 1. Militairbezirks decretirt. Art. V. Der Staatsrath ist aufgelöset. Louis Napoleon Bonaparte. Der Minister des Innern, de Morny." Die Kundmachung ans Volk sagte aus, die gegenwärtige Lage könne nicht länger dauern; die Versammlung, welche die festeste Stütze der Ordnung sein sollte, sei ein Heerd von Complotten geworden. Statt im allgemeinen Interesse Gesetze zu machen, schmiede sie Waffen zum Bürgerkriege. — — „Heute, wo der Grundvertrag von denen selbst, die ihn ohne Unterlaß anrufen, nicht mehr geachtet wird, und wo die Menschen, die schon zwei Monarchien zu Grunde gerichtet haben, mir die Hände binden wollen, um die Republik zu stürzen, ist es meine Pflicht, ihre treulosen Plane zu vereiteln, die Republik aufrecht zu erhalten und das Land zu retten. Ich erlasse daher eine aufrichtige Berufung an die ganze Nation, und sage euch: Wenn ihr diesen unglücklichen Zustand, der uns entwürdigt und unsere Zukunft gefährdet, fortdauern lassen wollet, so wählet einen Andern an meiner Statt; denn ich will nicht mehr eine Gewalt, die ohnmächtig ist, das Gute zu thun, und mich verantwortlich macht für Handlungen, die ich nicht hindern kann, und mich ans Steuerruder anschmiedet, wenn ich das Schiff dem Abgrunde zueilen sehe. Wenn ihr im Gegentheile Vertrauen in mich setzt, so gebt mir die Mittel, die große Sendung zu vollbringen, die ihr mir übertragen habt." Er führt an, seine Sendung bestehe darin, Einrichtungen zu schaffen, welche die Menschen überdauern, und endlich Grundlagen zu bilden, auf die man haltbarer bauen könne. Folgende Grundlagen einer solchen Verfassung, welche von den Kammern später auszuführen seien, werden der Zustimmung des Volkes unterworfen:

1) Ein verantwortliches Staatsoberhaupt, auf 10 Jahre ernannt.

2) Minister, die von der Executivgewalt allein abhängen.

3) Ein aus den ausgezeichnetsten Männern gebildeter Staatsrath, um die Gesetze zu entwerfen und sie vor dem legislativen Körper zu discutiren.

4) Ein legislativer Körper, der die Gesetze discutirt und votirt, durch das allgemeine Stimmrecht, aber ohne listenweises Scrutinium, das die Wahlen fälscht, ernannt.

5) Eine zweite Versammlung, aus den Berühmtheiten des Landes gebildet, als schiedsrichterliche Gewalt, die den Grundvertrag und die öffentlichen Freiheiten schützt.

Geschlossen wird mit einer Rückerinnerung an die glorreichen Zeiten des großen Oheims.

Der entschlossene und muthige Polizeipräfect de Maupas forderte die Bewohner von Paris auf, Vertrauen zu hegen gegen den, welchem 6 Millionen Stimmen, die höchste obrigkeitliche Würde des Landes gegeben hätten, wenn er das ganze Volk berufe, um seinen Willen auszudrücken; die Aufrührer allein könnten sich diesem entgegenstellen wollen, und jeder Versuch, die Ruhe zu stören, werde daher schnell mit aller Kraft unterdrückt werden.

Ein Aufruf des Präsidenten an die Armee war keineswegs ungeschickt abgefaßt. „Seid stolz — so beginnt er — auf nur Sendung; ihr werdet das Vaterland retten, denn ich rechne auf euch, nicht um die Gesetze zu verletzen, sondern um das erste Gesetz aufrecht zu erhalten: Die Volkssouverainität, deren gesetzmäßiger Stellvertreter ich bin: — — Die Versammlung hat versucht, meine Gewalt anzutasten, welche ich von der ganzen Nation empfangen habe; sie hat — hier folgt eine Phrase von dem rechten Napoleon — sie hat aufgehört, zu existiren. Nun kommen Aufregungen und Schmeicheleien, und die Aufforderung, in den Regeln der Disciplin und der Ehre unverändert zu bleiben. Dann sagt Louis Napoleon noch, daß er nicht spreche von den Erinnerungen, welche sein Name hervorriefe. Diese Ansprache hat ihre Wirkung nicht verfehlt. Ein großer Theil von den Volksvertretern und von den feindseligen und tüchtigsten Generalen ward verhaftet, die wichtigsten Stadttheile wurden mit Truppen besetzt. Das Volk hält sich, unbedeutende Vorfälle abgerechnet, zuerst ruhig. Das neue Ministerium bestand aus de Morny, Fould, Rouher, Magne, Ducos, Duruflé, St. Arnaud, Fortoul, Turgot: muthige und entschlossene Männer! Die Wahl war überaus gelungen, und macht der Einsicht Napoleons Ehre.

Die bedeutendsten Generale, die in der Nacht verhaftet wurden, waren Cavignac, Changarnier, Lamoricière und Bedeau. Changarnier soll zum Pistol gegriffen haben, aber auf die Vorstellung, daß er einen unschuldigen Familienvater tödte, sich freiwillig haben verhaften lassen.

Nach Granier de Cassagnac's Bericht lag Thiers im Schlaf, als der Polizeicommissar erschien, und erschrak nicht wenig bei dem Erwachen. Er wurde beruhigt, sein Leben sei nicht in Gefahr. Der Polizeicommissar sprach: „Ich verhafte Sie im Namen des Gesetzes," worauf Thiers knirschend entgegnete: „Sagen Sie lieber im Namen der Gewalt." Der Sendling der Polizei bedeutete ihm: „Ich erfülle meine Aufträge, wie ich die Ihrigen erfüllte, als Sie Minister des Innern waren." Während Thiers sich ankleidete, sprach er: „Aber, wenn ich Sie erschieße?" — „Ich halte Sie nicht dazu fähig, habe übrigens für alle Fälle meine Maßregeln getroffen," war die Antwort. Es war hierbei auch weniger zu wagen, wie bei den Generalen. Den Thiers, den Speculanten in Revolution, dessen Haupttugend wahrlich die Treue nicht ist, können wir am wenigsten bedauern*). Die übrigen Abgeordneten zeigten sich theilweise entschlossen, theils feige. Sie handelten nicht halb so kühn, als sie in den Kammern redeten. Die Verhaftung gelang vollständig. Sie traf meist die Männer vom Berge, einige Orleanisten; die Legitimisten fanden Schonung.

In der letzten Versammlung der Abgeordneten in der Mairie, am 2. December, wurde der Präsident abgesetzt, und General Oudinot mit dem Oberbefehl der Truppen bekleidet. Nach langem Hin- und Herreden traten Abgesandte des Kriegsministers ein, mit dem Geheisse, die Volksvertreter zu verhaften, die nicht gleich aus einander gehen

*) Thiers sagt in seiner Geschichte der Revolution, indem er die Umwälzung vom 18. Brumaire erzählt: „Sieyes, der die revolutionären Bewegungen sehr gut kannte, verlangte, daß man 40 Mitglieder des Raths der Fünfhundert während der Nacht verhaften solle; allein Bonaparte widersprach: — ein Widerspruch, den er schon am nächsten Tage bereuen mußte." Der Neffe scheint sich das gemerkt zu haben: er berichtigte diesen Fehler in der 2. Ausgabe des 18. Brumaire.

würden. Man macht Umstände, man ruft: „Man führe uns nach Mazas (ins Gefängniß)!“ Gegen 3 Uhr Mittags waren 220, gegen 6 Uhr Abends 232 verhaftet. Diese ungerechte, aber kluge Maßregel war vollkommen gelungen. Die Widerstandepartei war ihrer Häupter beraubt, und so nur eine todte Masse.

Bei den Straßenkämpfen in Paris am 3. und 4. December, sollen 1—2000 vom Volke geblieben sein, und 100 von den Truppen. Im Ganzen ist die Ruhe schnell und leicht hergestellt, nur wenige Departements widersetzten sich; die Socialisten und Kommunisten übten entsetzliche Gräuel aus, und gaben einen Vorgeschmack von dem, was die Rothen im Jahre 1852 würden gethan haben, wo sie ihre Vorbereitung geendet.

Ein Erlaß des Präsidenten vom 31. December nach den so glücklich ausgefallenen Wahlen verkündete: „Das französische Volk will die Fortdauer der Autorität Louis Napoleon Bonaparte's, und überträgt ihm die nöthigen Gewalten, um eine Verfassung auf den in seiner Kundmachung vom 2. December vorgeschlagenen Grundlagen einzurichten. Die Zahl der Abstimmenden hat 8,166,773 betragen; es haben mit Ja gestimmt 7,409,216, mit Nein 640,737; 36,820 Stimmzettel wurden für ungültig erklärt. Ein wahrer Triumph! Auf solche Mehrheit hin ließ sich schon etwas wagen. Frankreich ist also in seiner Mehrheit nicht für die Revolution, es ist die Täuschungen, Lügen und das Unglück derselben müde.

Im Namen des französischen Volkes wurde in einem zweiten Erlasse verordnet, daß der französische Adler auf den Fahnen der Armee und auf dem Kreuze der Ehrenlegion wiederhergestellt werden sollte, als Erinnerungen des Kaiserreiches und als Abzeichen, die dessen Ruhm zurückriefen. Freilich ist an den Adler mehr Gloire geknüpft, als an den gallischen Hahn. Einige stellten jedoch die boshafte Vermuthung auf, der Hahn, als Sinnbild des Gewissens, hätte natürlich bald möglichst entfernt werden müssen.

Ein dritter Erlaß beschränkte die zügellose Presse: „Die Erkenntniß aller durch die Gesetze über die Presse vorgesehenen und durch Worte begangenen Vergehen ist den

Zuchtpolizeigerichten übertragen; also nicht mehr den gegen politische Sünden so überaus gnädigen Geschwornen. Auch schon vorher entfaltete Napoleon nebst seinen Ministern eine große Entschiedenheit und Kraft Am 16. December forderte de Morny die Präfecten auf, „die Nationalgarden, welche, der Unordnung gegenüber, Schwäche oder Unthätigkeit gezeigt, und diejenigen, welche mit den Wühlern unterhandelt, aufzulösen. Der Präsident erließ unter demselben Datum eine Weisung an den Polizeipräfecten, „jene Wühler aus Paris oder nöthigen Falls aus Frankreich zu entfernen, welche schwache Menschen verführten, und die Revolutionen bereiteten. Paris müsse endlich aufhören, der Zufluchtsort der Banditen aller Länder zu sein, die sich gegenseitig dahin bestellten, um die Gesellschaft in Gefahr zu bringen." Auch die Kaffee- und Wirthshäuser wurden genauer beaufsichtigt, viele Rothe, Verbrecher und Bannbrüchige nach dem Pfefferlande Cayenne ausgeführt, die verhafteten Abgeordneten wurden vor- und nach wieder entlassen, nachdem die größte Gefahr vorüber war, die gefährlichsten wurden indeß ins Ausland verbannt. Napoleon brach immer offenet mit der Revolution; selbst die revolutionären Inschriften an öffentlichen Gebäuden: „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit!" wurden ausgelöscht, und ein Witzling schlug als Ersatz dafür vor: Kavallerie, Infanterie, Artillerie! Auch die unfruchtbaren Freiheitsbäume ohne Blätter, Blüthe und Früchte mußten fallen. Kurz, man faßte die Sache bei dem rechten Ende an, wenn man endlich in Frankreich die Ruhe dauerhaft herstellen wollte.

Am 31. December Abends halb 9 Uhr empfing der Präsident, von seinen Ministern umgeben, die Mitglieder der Consultativ- (berathenden) Commission, wobei Baroche, deren Vicepräsident, die Anrede hielt. Frankreich, — so bemerkt dieser — setze Vertrauen in den Prinzen, in seinen Muth, seine hohe Einsicht, in seine Liebe zu demselben; niemals und in keinem Lande habe sich der Nationalwille so feierlich kundgethan; er solle sich der ihm verliehenen Gewalt bedienen, in Frankreich das seit 60 Jahren erschütterte Autoritätsprincip herzustellen, und die anarchischen Leidenschaften zu bekämpfen, welche die Gesellschaft

bis in ihre Grundlage angriffen, und Frankreich von Menschen befreien, die immer zu Mord und Plünderung fähig seien, und die im 19. Jahrhundert die Gesittung schaudern machten, und uns um 500 Jahre rückwärts zu versetzen schienen.

Diese Rede erntete vielen Beifall; der Präsident erwiderte: „Ich danke Ihnen, amtlich festgestellt zu haben, wie volksthümlich und feierlich diese Kundgebung war. Wenn ich mir zu dieser großartigen Zustimmung Glück wünsche, so ist es nicht aus Stolz, sondern weil sie mir die Kraft gibt, so zu regieren und zu handeln, wie es dem Oberhaupte einer großen Nation, wie die unserige, gebührt. (Wiederholte Bravos, welche nie fehlen, wenn man sich gegen die große Nation verneigt, und selbst das Wort „Oberhaupt" statt ersten Beamten des Volks wird überhört oder ertragen.) Ich begreife die ganze Größe meiner Sendung, ich täusche mich nicht über ihre ernsten Schwierigkeiten. Aber mit einem geraden Sinn, mit dem Beistande aller rechtschaffenen Männer, welche, wie Sie, mich mit ihrer Einsicht erleuchten und mit ihrer Vaterlandsliebe unterstützen werden, mit der erprobten Ergebenheit unsers tapfern Heeres, endlich mit dem Schutze, um dessen Gewährung ich morgen den Himmel bitten werde, hoff' ich, mich des Vertrauens werth zu machen, welches das Volk in mich zu setzen fortfährt. (Lebhafter und verdienter Beifall.) Ich hoffe, Frankreichs Geschicke durch Gründung von Einrichtungen zu sichern, die gleichzeitig den demokratischen Instincten der Nation und dem allgemein ausgesprochenen Wunsche nach einer starken und geachteten Regierung entsprechen. (Das ist allerdings eben die Kunst!) Den Erfordernissen des Augenblicks durch Einrichtung eines Systems genügen, das die Autorität wiederherstellt, ohne die Gleichheit zu verletzen, und ohne die Wege zum Bessern zu verschließen, heißt die wahren Grundsteine zu dem einzigen Gebäude legen, das fähig ist, späterhin eine weise, wohlthätige Freiheit zu ertragen." (Letzteres ist nur der gewöhnliche Phrasen-Kammerton, und klingt schier, wie ein Messer ohne Heft, woran die Klinge fehlt.)

Am Neujahrsabend um halb 10 Uhr empfing Napoleon

die Geistlichkeit, an deren Spitze der Erzbischof von Paris, welcher des Präsidenten Grundsätze und Handlungsweise nicht billigt. Der Prälat begrüßte ihn in einer Anrede von etwa 2 Minuten. Der Pfarrer von St. Nicolas-des-Champs, M. Frascy, ein Greis von 80 Jahren, der älteste Pfarrer von Paris, sprach hierauf vertraulich und mit jugendlicher Begeisterung zu Napoleon: „Mon prince, vous avez bien fait, et vous réussirez quand même!“ Das machte großen Eindruck auf den Präsidenten und auf die ganze Geistlichkeit. Der Redner ist eine kleine, untersetzte Gestalt, von schneeweißem Haar, munter, lebendig, ein echter Sohn Frankreichs, zudem allgemein geachtet und geliebt, der schon bei der ersten Revolution im Kerker schmachtete, zum Tode verurtheilt, und wie durch ein Wunder gerettet wurde, seine Brust ist mit vielen Orden bedeckt. Der Präsident zeigte sich sehr freundlich gegen die Geistlichkeit. Am ersten Januar 1852 war Te Deum in Notre-Dame. Der Präsident zog glänzend auf, eine starke Truppenabtheilung begleitete ihn, um den Glanz zu erhöhen, wohl auch zu seinem Schutze.

So hat Napoleon sein gewagtes Unternehmen mit vieler Klugheit, Berechnung und Vorsicht begonnen, mit Entschiedenheit und Muth ausgeführt, und mit Folgerichtigkeit und Mäßigung benutzt. Es ist jedoch hierbei zu bemerken, daß wir nur zu oft nach dem Erfolge einer Handlung beurtheilen; wie würde das Urtheil wohl lauten, wenn sie mißlungen wäre? Doch, das bleibt wahr: Napoleon tritt hier nicht mehr als der Held von Straßburg und Bologne auf, und er hat sich jetzt Anspruch auf den Namen eines ungewöhnlichen, ja ausgezeichneten Mannes erworben. Gerechtfertigt vor dem Gesetze und der Sittenlehre kann indeß nach meiner Ueberzeugung seine That nicht werden, wenn auch sehr Vieles zu ihrer Entschuldigung sprechen mag. Daß sie aber nützliche Folgen für Frankreich, ja für ganz Europa haben werde, ist eben so wenig einem Zweifel unterworfen.

Wodurch ist dem Napoleon aber sein überaus keckes Unternehmen gelungen? Wie ist er zu einer solchen Mehrheit von ihm geneigten Stimmen gelangt? Die besitzende Classe wünschte vor allen Dingen Ruhe, und sah mit Zit-

tern dem Mai 1852 entgegen, wo die allgemeine Theilung in Aussicht stand.

Männer von Einsicht überzeugten sich immer mehr, daß die Revolution ihnen kein Glück bringe, und daß in den Verfassungen allein, die sie ja in allen Formen gehabt, kein Heil zu finden sei, daß namentlich die Republik sich am allerwenigsten für Frankreich eigne. Sie sahen das niedrige selbstsüchtige Treiben der Parteien, sie hörten die hohlen Reden in der Kammer, die keineswegs den Sitten und dem Charakter der Redner entsprachen; sie erblickten keine feste Stützen für Ruhe, Ordnung und Gesetzlichkeit, sie bemerkten, wie der Handel und der Gewerbfleiß bei den steten Umwälzungen stockten, wie die Steuern immer zunahmen, wie die Achtung gegen alle Vorgesetzten schwand, und Parteileidenschaften sämmtliche Verhältnisse zerwühlten. Kein Wunder, daß sie festere Zustände wünschten! Sie wollten lieber einen Herrscher, als einige hundert, da doch nun einmal in der menschlichen Gesellschaft regiert werden muß.

Manche ließen sich auch von dem glorreichen Namen Napoleon bestechen, Andern schmeichelte es, daß der Präsident sich so tief vor dem souveränen Volke beugte, welches freilich wiederum Andern gerade als das Bedenklichste bei seinen Schritten erschien. Letztere werden wohl Recht haben.

Der Sturz der Abgeordneten fand wenig Theilnahme; sie hatten zum größten Theile die Achtung verloren, selbst zwei Regierungen gestürzt, und durch ewigen Widerstand jede geregelte Regierung unmöglich gemacht. Die Departements waren meist für Napoleon, weil sie sich von der Stadt Paris nicht mehr regieren, Gesetze und Staatsverfassungen octroyren lassen wollten, wenn es etwa einigen Blousenmännern belieben mochte, in die Straßen zu steigen. Die meisten Legitimisten gaben dem Napoleon ihre Stimme, und einer ihrer ausgezeichnetsten Führer, Montalembert, sprach sich auch über die Gründe aus, die sie dazu veranlaßten: „Das Stimmen für Louis Napoleon heiße nicht, Alles billigen, was er gethan habe; es heiße, zwischen ihm und dem völligen Ruin Frankreichs wählen.“ — „Meine Wahl ist getroffen. Ich bin für Autorität gegen den Aufruhr, für die Erhaltung gegen die Zerstörung, für die Ge-

sellschaft gegen den Socialismus, für die mögliche Freiheit des Guten, gegen die gewisse Freiheit des Bösen; und in dem großen Kampfe zwischen den zwei Kräften, welche sich in die Welt theilen, glaube ich, indem ich so handle, heute wie allezeit, für die katholische Religion gegen die Revolution zu sein." Viele waren mit Montalembert der Meinung, sie müßten die jetzt einzig mögliche Gewalt mit der nöthigen Kraft ausrüsten, um das Heer der Verbrecher zu bändigen, um Kirchen, Heerd und Frauen gegen diejenigen zu schützen, deren Begierlichkeit nichts achtet, die nach dem „feinen Rock" schießen, selbst wenn ihn ein Gleichgesinnter trägt, die auf den Eigenthümer zielen, und deren Kugeln die Pfarrer nicht verschonen." Berryer war den Schritten des Präsidenten entschieden abhold; auch der übrigens gemäßigte Fallour nahm Anstand, sich dem Napoleon anzuschließen, und mit diesen ihren ausgezeichneten Führern stimmten andere Legitimisten überein. Sie waren aber bei weitem in der Minderheit.

Die Katholiken erfreute es, daß unter Louis Napoleon die Freiheit des Unterrichts leidlich gewährleistet, der h. Vater durch französische Waffen zurückgeführt, die Kirche in ihre Würden eingesetzt, und die St. Genoveva-Kirche, bis dahin ein heidnisches Pantheon mit der Asche der Neuheiden Mirabeau und Voltaire, dem Gott der Christen wieder zurückgegeben war. Sie gehorchten dem Präsidenten als der bestehenden Obrigkeit. So stimmten für Napoleon der Eine aus Liebe, der Andere aus Furcht, der Dritte aus Achtung vor Muth und Entschlossenheit, der Vierte aus Hoffnung, zu gewinnen. Das Heer nebst vielen seiner Führer war schon früher durch Schmeicheleien gewonnen; der Krieger ist überhaupt für kein Volksregiment, für keine Unordnung, am wenigsten für die Herrschaft von Schwätzern in den Kammern, die dort mit dem Munde donnern, während er den Kanonendonner hören muß. Viel trug zur Stimmung des Heeres der Quästorenantrag bei: Die Truppen wollten sich von einem Advocaten, wie Baze, oder von einem Hofgeneral nicht befehligen lassen. Sie sollen auf den Degen geschworen haben, wenn dieser Antrag durchginge, nicht Folge leisten zu wollen.

Als das Verantwortlichkeitsgesetz zur Sprache kam, beschloß man, den Präsidenten zu unterstützen, wenn er nach Durchgehen desselben die Kammer aus einander sprengen wollte. Ohne diese Unterstützung der Soldaten wäre Napoleon nicht zu seinem Ziele gelangt, ohne die Unterstützung der Religion wird Napoleon dieses Ziel nicht behaupten, und überhaupt keine dauerhafte Ruhe in Frankreich und in der Welt herrschen. Das Schwert der Krieger vermag es ja nicht allein, und eine Prätorianerherrschaft ist eben auch nicht wünschenswerth. Napoleon scheint dieses zu begreifen. Er zeigt sich der Religion und ihren Dienern geneigt, ob aus innerer Ueberzeugung, oder nur aus Klugheit und Politik, können wir jetzt noch nicht entscheiden.

Sein neuestes Vorhaben, die Einziehung der Orleanschen Güter, hat gerechten Tadel gefunden. Mehrere ehrenwerthe Minister und ausgezeichnete Männer, wie Montalembert, haben sich hierauf von ihm zurückgezogen. Sittliche Güte und Größe ist überhaupt bei dem Präsidenten noch nicht hervorgetreten.

Im Anfange des Jahres 1852 ließ Louis Napoleon seine Verfassung, nach den Grundlagen seiner Kundmachung vom 2. December, bekannt machen, welche Grundlagen auf den im J. 1789 verkündigten Grundsätzen beruhen. Die Republik bleibt (dem Namen nach). Der Präsident derselben regiert durch Minister, einen Staatsrath, einen Senat und einen gesetzgebenden Körper. Der Präsident ist das Haupt des Staates, der oberste Befehlshaber der Land- und Seemacht, erklärt den Krieg, schließt den Frieden, Bündnisse, ernennt sämmtliche Beamte, hat die Initiative zu den Gesetzen, begnadigt, bestätigt die Gesetze, u. s. w. Der Senat ist der Wächter des Grundvertrages und der öffentlichen Freiheiten. Der Präsident und die Vicepräsidenten des Senats werden durch den Präsidenten ernannt. Zum gesetzgebenden Körper wird auf 35,000 Wähler ein Abgeordneter durch das allgemeine Stimmrecht ernannt, für 10 Jahre, ohne Besoldung. Der gesetzgebende Körper discutirt und votirt die Gesetzes- und Steuervorschläge. Der Sitzungsbericht durch Zeitungen oder durch jedes andere Mittel der Veröffentlichung wird nur in der Wiedergebung des am

Schluſſe jeder Sitzung durch die Fürſorge des Präſidenten des geſetzgebenden Körpers abgefaßten Protocolls beſtehen. (Dadurch wird der Einfluß der Redner auf das Volk ſehr beſchränkt.) Der Präſident der Republik ernennt den Präſidenten und Vicepräſidenten des geſetzgebenden Körpers (wodurch er viel gewinnt). Der Präſident der Republik beruft, vertagt, verlängert und löſet ihn auf. Die Staatsräthe, 40—50, vom Präſidenten ernannt, haben den Beruf, unter Leitung des Präſidenten der Republik, die Geſetzentwürfe, ſo wie die auf die Staatsverwaltung bezüglichen Verordnungen zu redigiren, und die bei Verwaltungsangelegenheiten aufſtoßenden Schwierigkeiten zu löſen. Der hohe Gerichtshof wird, ohne weitere Berufung, richten über alle Perſonen, die vor ihn werden verwieſen werden als angeklagt wegen Verbrechen, Angriffe oder Verſchwörungen wider den Präſidenten der Republik und wider die innere oder äußere Sicherheit des Staates. Er kann nur in Kraft einer Verordnung des Präſidenten der Republik ſich mit einer Sache befaſſen. Man ſieht ſchon aus den gegenen Umriſſen, daß der Präſident die Hauptfäden der Regierung in ſeine Hände nimmt, und daß bei einer ſolchen Staatsverfaſſung im Grunde von keiner Republik mehr Rede ſein kann. Möge es dem Staatsoberhaupte von Frankreich gelingen, dieſem Lande und Europa Ruhe und Frieden zu bewahren, ein Erfolg, der aber nur auf der Grundlage des Rechtes möglich iſt!

II. Italien.

A. Die Ereigniſſe in Neapel und Sicilien.

§ 57.

Die Vorboten des Sturms.

Obwohl die Oeſterreicher den Aufſtand in Neapel im Jahre 1830 ſchnell und leicht unterdrückt hatten, fehlte es

dort dennoch nicht an Unzufriedenen, zumal da die Regierung alle Zugeständnisse verweigerte. Manche, besonders viele s. g. Gebildeten, fingen an, die Verhältnisse der ehemaligen französischen Herrschaft zurück zu wünschen, welche man selbst hatte zertrümmern helfen. Außerdem lebte in Neapel und durch ganz Italien in vielen Gemüthern die Hoffnung auf eine Wiedergeburt des Vaterlandes fort, und Alle, welche diesen Wunsch unter günstigen Umständen zur That zu gestalten dachten, schlossen sich einem geheimen, von dem verschmitzten Joseph Mazzini aus Modena begründeten Bunde an, der sich das junge Italien (Giovine Italia) nannte. Dieser Bund war bald von dem einem Ende der Halbinsel bis zum andern verbreitet, und überall unablässig thätig, den Boden für die Revolution vorzubereiten. Den Anhängern „des jungen Italiens" konnte nichts erwünschter kommen, als die Reformen Pius IX., und bald war das: „Evviva Pio nono!" das Losungswort aller Radikalen in Italien, wie wir in der Folge erfahren werden. Während nun Karl Albert von Sardinien*) und Leopold II. von Toskana ihren Völkern alle nur gewünschten Zugeständnisse machten, hielt Ferdinand II. von Neapel den Grundsatz unbedingter Herrschaft mit Strenge aufrecht.

Gab es in Neapel der Unzufriedenen eine große Anzahl, so war dieses noch mehr der Fall auf der Insel Sicilien, wo eine aus den verschiedensten Volksstämmen gemischte heißblütige Bevölkerung seit Jahren nur mit Widerwillen der neapolitanischen Herrschaft sich fügte. So sehr auch die Presse überwacht wurde, so suchte sie doch auf geheimen Wegen den angeblichen Wünschen des Volkes einen Ausdruck zu verleihen, und dasselbe „über seine Bedürfnisse" aufzuklären. Witzige Zerrbilder führten auch dem gemeinen Volke, das wenig las, die öffentlichen Zustände in einer Weise vor das Auge, durch welche die Lachlust und der Unmuth zugleich erregt wurden, und die Aufrufe, das-

*) Dieser hatte durch eine unumschränkte Regierung seine frühere Verbindung mit den Liberalen bei den Fürsten in Vergessenheit zu bringen gesucht; strebte jetzt aber, durch eine entgegengesetzte Handlungsweise sich die Liebe der Völker Italiens zu seinem Vortheile zu erwerben.

Digitized by Google

jenige, was in Güte verweigert werde, mit Gewalt durchzusetzen, folgten diesen Andeutungen bald nach. Am gerechtesten noch waren die Klagen der Bewohner beider vereinigten Königreiche über die unverhältnißmäßigen Verzehrungssteuern*) auf Salz, Mehl und Wein, so wie auch über die Erpressungen und die Bestechlichkeit des Beamtenstandes. Wohl nicht ganz mit Unrecht gab man den Beamten, diesen Mittelpersonen zwischen dem Volke und der Regierung, Schuld, daß sie Alles, was in den Gesetzen und Anordnungen der letztern Wohlthätiges lag, unwirksam machten. Ein Uebelstand, den oft die Regierung beim besten Willen nicht ganz beseitigen kann.

Schon im August 1847 wurde zu Palermo eine Verschwörung entdeckt, in die selbst einige Artillerieoffiziere verwickelt waren, und am 2. September brach in Messina und in dem gegenüberliegenden Reggio ein Aufstand aus. Diese und ähnliche unruhige Bewegungen wurden zwar bald unterdrückt, die Hauptanführer hingerichtet, und die weniger Betheiligten begnadigt; allein die Anhänger des „jungen Italiens" waren noch keineswegs eingeschüchtert. Sie brauchten dieselbe List, welche auch anderswo später mit Erfolg von den Demokraten angewendet ward. Sie suchten nämlich das Volk in Neapel durch falsche Gerüchte von ausgebrochenen Unruhen in Palermo, so wie das von Palermo von Bewegungen in Neapel zu täuschen. Unruhige Bewegungen gaben sich während der Monate November und December in den meisten Städten kund. Trüb und düster verging in Neapel das sonst so gemüthliche Christfest, und die unzufriedene Bevölkerung machte ihrem innern Grimme nur durch das lärmende Geschrei: Evviva Pio nono! — Es lebe Pius IX. — Luft, so daß dieser Ausruf verboten wurde. Beim Beginn des Jahres 1848 sah man dies- und jenseits der Meerenge dem 12. Januar, dem Geburtstage des Königs, mit Spannung entgegen, weil im Volke die zuversichtliche Erwartung angeregt worden war, daß er

*) Besteurung nothwendiger Lebensmittel erregt überall Unzufriedenheit, weil die mittlere und untere Classe der Gesellschaft davon hauptsächlich betroffen wird.

dieſen Tag benutzen werde, ſeinen Unterthanen ausgedehnte politiſche Rechte zu verleihen. Der König dachte nicht daran, und das ganze Gerücht war nur von den geheimen Leitern der Bewegung abſichtlich ausgeſtreuet worden, um einen Ausgangspunkt für den zu erregenden Aufſtand zu gewinnen.

§ 58.

Der Sturm bricht los.

Als der 12. Januar ohne die gehofften Bewilligungen vorüberging, erhoben ſich die Städte Meſſina und Palermo, und bald war die ganze Inſel Sicilien im vollen Aufſtande gegen die neapolitaniſche Herrſchaft. Nach mörderiſchen Gefechten mußten die königlichen Truppen die Hauptſtadt räumen, und es bildete ſich eine vorläufige Regierung, an deren Spitze der Contre-Admiral Don Ruggiero Settimo, Fürſt von Silalglia, trat. Die königlichen Truppen waren auf den Beſitz der Feſte Caſtellmare beſchränkt, von der ſie Bomben und Raketen in die Stadt Palermo warfen, welche bedeutenden Schaden anrichteten. Obwohl der König auf die erſte Nachricht von dem Aufruhr neun Dampfſchiffe mit 6000 Mann von Neapel zur Verſtärkung der Kriegsmacht nach Sicilien abgeſchickt hatte, welche am 15. in der Nähe der Hauptſtand gelandet waren: ſo änderten die nächſten Tage doch wenig in dem Zuſtand der Dinge, nur daß der Muth der Aufſtändiſchen wuchs, während ſich die Lebensmittel und Hülfsquellen der in den Feſten zuſammengedrängten königlichen Truppen minderten. Ein königlicher Erlaß an die Sicilianer, der ihnen bedeutende Zugeſtändniſſe machte, blieb gänzlich unbeachtet, obwohl derſelbe zu einer andern Zeit die Bewohner der Inſel gewiß zufriedengeſtellt haben würde.

Da der König den Sicilianern ſo weſentliche politiſche Rechte eingeräumt, ſo konnte er ſeine feſtländiſchen Unterthanen unmöglich leer ausgehen laſſen. Zuerſt wurden der Preſſe einige Erleichterungen gewährt, dann wurden die Rechte der Conſulte di Stato (Staatsrath), der Provincial-

Verſammlungen erweitert, und die Gemeinden erhielten die Befugniſſe, ihre Vorgeſetzten ſelbſt zu wählen. Alle dieſe Zugeſtändniſſe befriedigten nicht. In Neapel folgte der eine unruhige Auftritt dem andern. Der König mußte die Bildung einer zahlreichen Bürgerwehr geſtatten, der die Waffen auf Staatskoſten geliefert wurden, und bald auch die gewünſchte Verfaſſung ertheilen. Am 29. Januar erſchien die königliche Bekanntmachung, wodurch dem Lande eine der franzöſiſchen Charte nachgebildete Verfaſſung verliehen wurde. Der Jubel hierüber war ziemlich allgemein, nur gefiel manchen Anhängern der Revolution die Beſtimmung der neuen Verfaſſung nicht, daß keine andere Gottesverehrung als die der katholiſchen Kirche öffentlich geduldet werden ſolle.

Der König hatte gehofft, daß jetzt auch die Inſel Sicilien, der dieſelbe Verfaſſung mit einer abgeſonderten Verwaltung unter einem Statthalter und eigenem Miniſterium zugeſtanden war, bald zum Gehorſam zurückkehren, und die dargebotene Gabe dankbar hinnehmen würde; allein der König wurde in dieſer Hinſicht bald ſchmerzlich enttäuſcht; der Kampf dauerte mit Erbitterung fort. Die jetzt folgenden Ereigniſſe zählen wir nur kurz auf.

In Palermo, wo während der Belagerung Geſetz und Ordnung bisher noch einigermaßen aufrecht erhalten worden war, hatte die proviſoriſche Regierung die Schwäche, dem Pöbel nachzuſehen, als dieſer ſeinen Rachedurſt an den gefangenen neapolitaniſchen Polizeibeamten kühlte. Ueberall wurden dieſe Unglücklichen aufgeſpürt, eine förmliche Hetzjagd gegen ſie angeſtellt, und 34 aus den Gefängniſſen geriſſen, die Alle auf grauſame Weiſe niedergemetzelt wurden. Dieſe Schandthat ſtimmte die gute Meinung, die man in den meiſten Ländern Europa's anfänglich von den aufſtändiſchen Sicilianern hegte, ungemein herab. Auch die Stadt Meſſina wurde von neapolitaniſchen Truppen andauernd ohne beſondern Erfolg beſchoſſen.

Den 24. Februar beſchwur der König die neue Verfaſſung; auch das Heer leiſtete den Eid auf dieſelbe. Am 9. März wurden die neapolitaniſchen Kammern für den Mai einberufen; da aber die Sicilianer die Verfaſſung Neapels nicht anerkennen wollten, ſo machte der König

jetzt unter dem Drange der Umstände noch einen Versuch zur Ausgleichung mit Sicilien. Er ernannte nämlich den Präsidenten der dortigen revolutionären Regierung Don Ruggiero Settimo zum königlichen Statthalter der Insel, und lud das Parlament ein, sich am 25. März in Palermo zu versammeln, „um die Verfassung von 1812*) den jetzigen Zeitumständen anzupassen, und für alle Ereignisse Siciliens vorzusehen, wobei die Abhängigkeit beider Reiche, diesseits und jenseits der Meerenge von einem einzigen Könige, behufs der Ganzheit der Monarchie, in Kraft zu bestehen habe." Auch von diesen Maßregeln ließ sich kein günstiger Erfolg erwarten, da man in Palermo die Wahlen zum Parlement ohne Rücksicht auf die königlichen Anordnungen gleichfalls ausgeschrieben, und dasselbe zum 25. März einberufen hatte. Dunkle Gerüchte ließen befürchten, daß es mit Ausrufung der Republik seine Thätigkeit beginnen werde; jedenfalls verlangten die Sicilianer schon jetzt, daß der König der Krone von Sicilien zu Gunsten seines Nachfolgers entsage.

Am 13. März verließen die Jesuiten Neapel, wo große Erbitterung gegen sie herrschte, weil die Radikalen das Volk gegen die Väter aufgestachelt hatten; sie mußten durch Truppen zum Hafen geleitet werden. In Folge dessen brach eine

*) Von 1806 bis 1815 residirte der neapolitanische Hof in Sicilien. Auch damals war es auf der Insel sehr unruhig. Dem Könige und seinem Volke von Sicilien wurde durch England, seinen Verbündeten, und durch englische Waffenmacht eine Constitution aufgedrungen. Der Generalcapitain Lord Bentink drohte, den König und die Königinn als Gefangene nach England zu führen, und das Reich im Namen des zweijährigen Sohnes des Kronprinzen durch Louis Philipp von Orleans regieren zu lassen. Das fruchtete: jetzt war der Britte im Grunde König, und octroyirte im Jahre 1812 für das Land eine Verfassung nach englischem Zuschnitt, die für italienische Zustände, Sitten und Gewohnheiten durchaus nicht paßte, auch waren nur wenige neumodische Larven dafür, die später gleichfalls als Empörer auftraten. Der Engländer mußte Aufstände bekämpfen, das sicilianische Heer auflösen, und behandelte Sicilien, wie einen Vasallenstaat von England. So war mit dieser Constitution von 1812 und den dazu überall geböhrenden Parteiumtrieben der Funke zum künftigen Brande in Italien gelegt. Im Jahre 1816 schaffte Ferdinand I. die englische Verfassung ab, und stellte die alte Herrschaft wieder her.

Lazaronibewegung aus, da dieſe Leute die Ordensmänner der Geſellſchaft Jeſu ungern ſcheiden ſahen, weil ſie ihnen viel zu verdanken hatten. Bei dem genannten Auflauf blieben 3 Lazaroni auf der Stelle todt, und einige dreißig wurden ſchwer verwundet. Der König hatte ſich bald darauf rathlos nach Coſerta zurückgezogen, weil die Ungenügſamkeit, der Undank und die Leidenſchaftlichkeit ſeiner Unterthanen ihm das Regieren allzu ſchwer gemacht hatte.

Sicilien ſollte indeß nicht aufgegeben werden. Eine königliche Verwahrung gegen alle dort gefaßten Beſchlüſſe und getroffenen Anordnungen, ſo wie gegen Alles, was künftig zum Nachtheil der königlichen Rechte vorgenommen werden könnte, wurde bekannt gemacht, und um dieſer Verfügung Nachdruck zu geben, gingen am 23. März 14 Segel- und Dampfſchiffe nach Meſſina ab, wo ſämmtliche königlichen Streitkräfte auf der Inſel zuſammengezogen werden ſollten.

Wie einige Wochen früher die Februarrevolution in Paris, ſo wurde jetzt der ſiegreiche Aufſtand der Lombarden, der Abfall Venedigs, die Revolution in Wien, Alles, was ſich in Deutſchland zutrug und ſich Schlag auf Schlag folgte, vom Volke in Neapel durch Freudenfeſte gefeiert. Man glaubte, daß alle Theile der öſterreichiſchen Monarchie, ſo wie ganz Deutſchland, republikaniſche Staatsformen annehmen würden, und man daher in Neapel und überhaupt in Italien nicht raſch genug vorwärts gehen könne. Bei ſolcher Stimmung erſchien Alles ungenügend, was die Regierung that, eben ſo, wie etwas ſpäter in Wien und Berlin. Was auch immer von obenher geſchehen mochte, es wurde in der Preſſe, in Volksverſammlungen u. ſ. w. begeifert, entſtellt, lächerlich gemacht, ſo daß man es den Miniſtern beinah unmöglich machte, die Regierung fortzuführen. Wiederholt erklärten dieſelben ihren Rücktritt, mußten aber doch im Amte bleiben, weil der König keine geeignete Männer zu finden wußte, welche die Plätze der Abgehenden einnehmen konnten.

Um den Volkswünſchen nachzugeben, ließ der König allen Fürſten Italiens, die eine verfaſſungsmäßige Regierung eingeführt hatten, den Antrag zu einem gemeinſchaftlichen Schutzbündniß machen. Vor allen andern ging der Papſt

hierauf bereitwillig ein; allein den Neapolitanern war mit dieser Maßregel wenig gedient; sie wollten, daß sämmtliche Völker Italiens gemeinschaftlich die Oesterreicher angreifen sollten. Freischaaren, die sich bildeten, ließ die Regierung ungehindert den Lombarden zu Hülfe ziehen. Sie waren nicht so zahlreich, wie man Anfangs erwartet hatte.

In Palermo war das Parlament am 25. März zusammengetreten, hatte Ruggiero Settimo als vorläufigen Regenten anerkannt, und schickte eine Abordnung nach Neapel, um die Absendung des Kronprinzen als Vicekönig zu verlangen. Am 26. und 27. herrschte in Neapel große Aufregung. Eine große Anzahl junger Leute, etwa 5000, zogen vor die Wohnung des österreichischen Gesandten, rissen das Wappen seiner Regierung herab, und verbrannten dasselbe unter Freudengesängen, ohne daß die Regierung dagegen einzuschreiten wagte. Hierauf wogten die Haufen vor die Wohnungen der Minister, und forderten unter wüstem Geschrei deren Absetzung. Dann wendete sich dieser Strom zum königlichen Schlosse, verlangte die Entfernung der Minister und die unverzügliche Absendung von Hülfstruppen in die Lombardei. Der König erschien auf dem Balkon, und versprach Alles. Die Bildung einer freiwilligen Legion von 10,000 Mann wurde sofort angeordnet. Der österreichische Gesandte, der in diesen Handlungen eine offene Kriegserklärung sehen mußte, forderte seine Pässe, und verließ Neapel am 28. März; auch der russische drohete abzureisen.

Die Anwerbungen zu dem Zuge nach der Lombardei nahmen nicht den erwarteten Fortgang. Tapfer mit der Zunge ließen diese Helden den Muth sinken, als es zu der That kommen sollte. Unter dem Vorwand, der König wolle nur die Freunde der jungen Freiheit aus Neapel entfernen, um sie von den Oesterreichern hinschlachten zu lassen; hier wären sie zum Schutze der guten Sache nöthiger als in der Lombardei, weigerten sich die Maulhelden, an dem Kampfe Theil zu nehmen.

Troya, dem Vorsitzenden des höchsten Gerichtshofes, gelang es endlich, nach längerm Zögern, ein neues Ministerium zu bilden. In seinem Programme machte derselbe neue

Zugeständnisse des Königs bekannt: größere Wahlfreiheit, Herabsetzung des erforderlichen Steuerbetrags u. s. w. so wie Absendung von Truppen nach der Lombardei. Selbst diese neuen Zugeständnisse, so umfassend sie auch waren, genügten noch nicht, weil die Radikalen unersättlich sind. Das neue Kabinet beschleunigte die Absendung von einer bedeutenden Anzahl Truppen nach der Lombardei; die äußerste Partei hätte aber gerne gesehen, daß das Land gänzlich von denselben entblößt worden wäre; für ihre Zwecke freilich höchst wünschenswerth!

Noch bedenklicher waren die Zustände in Sicilien. Das Parlament in Palermo beharrte auf der früher schon geforderten Zusendung des minderjährigen Kronprinzen, was der König für gefährlich erachtete, da dieser mehr eine Geißel in feindlichen Händen, als der Beherrscher der Insel gewesen sein würde. Dagegen erfüllte der König sein Versprechen, an einem italienischen Bundesstaate Theil zu nehmen und ernannte Bevollmächtigte bei den zu Rom einzuleitenden Verhandlungen. Auch „volksthümliche" Männer für die innere Verwaltung wurden ernannt; alles vergeblich, indem es dem Könige nicht gelang, dadurch das Mißtrauen gegen seine Person zu verscheuchen. Das Parlament in Palermo beschloß am 13. April: Ferdinand Bourbon und sein Geschlecht sind für immer des sicilianischen Thrones verlustig. Sicilien wird einen italienischen Fürsten auf den Thron berufen, sobald es seine Verfassung festgestellt haben wird. Das war offener Hochverrath.

§ 59.

Unterdrückung des Aufstandes in Neapel.

Die allgemeinen Wahlen für die Kammern der Abgeordneten wurden auf dem festen Lande am 18. April vorgenommen. Sie sollten am 1. Mai in Neapel zusammentreten. Die radikale Partei erwartete nur die Eröffnung der Kammern, um ihren Plan, die Einführung der Republik — durchzu-

setzen. Der König war zum voraus fest entschlossen, das Aeußerste zu versuchen, ehe er es bis dahin kommen ließe. Er schien jetzt wirklich den Willen zu haben, an der beschworenen Verfassung festzuhalten, aber zugleich den Boden zu vertheidigen, den diese ihm übrig ließ. Während die heftige Partei für die Republik thätig war, und namentlich das Volk in Calabrien aufstachelte, regten sich auch die Besonnenen, und es fehlte bald auch nicht mehr an Aufständen im entgegengesetzten Sinne. Die Radikalen hatten es hauptsächlich auf die Schätze der Kirchen und das Vermögen der Geistlichkeit und der Klöster abgesehen; die Lazaroni hingen diesen aber an und machten daher häufig die Angeber.

Am Morgen vor dem Eröffnungstage der Kammern erschien eine königliche Verordnung, welche die Namen der 50 vom Könige ernannten Pairs enthielt. Diese Bekanntmachung überraschte die Radikalen unangenehm, weil dieselben gehofft hatten, den König zum Aufgeben der Pairskammer zu bewegen. Die Aufregung wuchs daher sehr bedeutend; schon in der Nacht wurden Barrikaden errichtet, und man sah deutlich, daß die Demokraten ihren Willen mit gewaffneter Hand durchsetzen wollten.

Die Abgeordneten waren schon in einer Vorversammlung am 14. Mai aufgefordert worden, dem König und der Verfassung Treue zu schwören; sie weigerten sich dessen jedoch, mit Hinweisung auf das ihnen zugestandene Recht, Aenderungen an der Verfassung zu berathen, und erklärten, erst die aus solcher Vereinbarung hervorgegangene Verfassung eidlich bekräftigen zu wollen. Dieser Anspruch schien billig, nur besorgte der König wohl nicht mit Unrecht, daß es nicht auf Aenderungen, sondern auf Umsturz der Verfassung abgesehen sei; das Recht zu Abänderungen, bemerkte er, liege ja eben in der Verfassungsurkunde, und werde durch den Eid auf dieselbe nicht aufgehoben, vielmehr bekräftigt.

Während die Unterhandlungen hierüber noch im Gange waren, hatten sich 80 Abgeordnete in bleibender Wirksamkeit (für permanent) erklärt, und vom Könige verlangt, daß er alle, bis zum 3. April nachträglich ertheilten Zuge-

ständnisse, als zur Verfassungsurkunde gehörend erklären sollte, und der Monarch war auch bereit, darauf einzugehen; die bedrohliche Lage der Stadt, in der bereits das Pflaster aufgerissen war, und wo Bewaffnete auf den Barrikaden standen, hatte ihn jedoch veranlaßt, Truppen herbeizuziehen. Dadurch hielten sich die Abgeordneten in ihrer Sicherheit bedroht, und brachen die Unterhandlungen ab.

Die Nationalgarde stand kampfbereit; man hatte derselben zum Losschlagen unter der Vorspiegelung gerathen, daß die nahe liegende französische Flotte durch ihr Feuer das „Volk" unterstützen werde. Am 15. Mai, 11 Uhr Morgens, fiel von Seiten der Bürger der erste Schuß. Sogleich rückten die Schweizerregimenter und die übrigen königlichen Truppen zum Angriff vor. Ein blutiger Straßenkampf entbrannte, der von beiden Seiten mit Erbitterung geführt wurde, und über 24 Stunden dauerte.

Zwar verloren besonders die Schweizer viele Leute, aber der vollständigste Sieg blieb ihnen und den königlichen Truppen. Die Nationalgarde wurde entwaffnet und aufgelöst, die Stadt unter das Kriegsgesetz gestellt, und das Ministerium trat zurück, an dessen Stelle der König sofort ein anderes, mit dem Fürsten Cariati an der Spitze, ernannte. Eine von den Aufständischen in aller Eile ernannte vorläufige Regierung verschwand spurlos. Am 17. wurde die Kammer der Abgeordneten aufgelöset; gleichzeitig rief auch der König die neapolitanischen Truppen aus der Lombardei zurück. — Die Zahl der im Straßenkampf Gefallenen war sehr bedeutend; man gibt sie auf 1753 an.

Nicht nur in Italien, sondern in den meisten Ländern Europas wurde der größte Unwille laut gegen den König von Neapel, den man nun den „Kartätschen-Ferdinand" nannte, und kaum durfte eine gemäßigte Zeitung es wagen, ein Wort zu seiner Vertheidigung oder Entschuldigung vorzubringen, so heftig und entscheidend war damals das Geschrei der Demokraten. Daß der König für seine Krone gegen erklärte Rebellen kämpfte, dürfen wir ihm doch nicht verargen, daß in dem Kampfe unnöthige Grausamkeiten von bei-

den Seiten vorfielen, war nicht seine Schuld. Uebrigens benahm sich derselbe nach vollständiger Bewältigung des Aufstandes mit der größten Mäßigung.

Der König hielt an der Verfassung fest, berief die neue Kammer auf den 1. Juli ein, und bestimmte, daß die Wahlen nicht nach dem Gesetz vom 5. April, sondern nach freisinnigern Bestimmungen vollzogen werden sollten.

§ 60.

Unterdrückung des Aufstandes in Sicilien.

War jetzt auch der Aufstand in Neapel vollständig unterdrückt, so dauerte er in Sicilien noch fort. In Palermo wurde am 11. Juli Ferdinand, Herzog von Genua, zweiter Sohn König Karl Albert's von Sardinien, zum Könige von Sicilien gewählt. Der Gewählte, dem die Sicilianer den Namen Albert Amadeus beilegten, erklärte, daß die Herstellung des Friedens abgewartet werden müsse, bevor man einen festen Entschluß hierüber fassen könne. Dagegen erklärte der König von Neapel, der durch diese Wahl natürlich sehr gereizt war, den festen Willen, Sicilien durch Waffengewalt um jeden Preis wieder zu unterwerfen, und betrieb die Rüstungen zum Kriege jetzt mit erneuertem Eifer und in größerm Maßstabe. Auch Ruggiero Settimo war nicht müßig. Er forderte die ganze Bevölkerung der Insel auf, zu den Waffen zu eilen, „um die Freiheit und den Thron des selbstgewählten Königs zu schützen." Da es der revolutionären Regierung in Sicilien an Geld fehlte, verbannte sie am 31. Juli die Jesuiten, und zog die Güter derselben ein, fand jedoch die durch diese Maßregel gehoffte reiche Hülfsquelle nicht.

Messina sollte zuerst von den Neapolitanern angegriffen werden. In Reggio sammelten sich die nach Sicilien bestimmten Truppen, und bis zum 2. September belief sich das Heer bereits auf 20,000 Mann. Die Bewohner Messinas machten die äußersten Anstrengungen zum Widerstande, ver-

barrikadirten ihre Stadt, und verwarfen alle ihnen gemachten Anträge zur Uebergabe. Am 3. Morgens begann eine zwanzigstündige Beschießung der Stadt von den Schiffen und aus der Feste, welche noch im Besitze der Neapolitaner war. Nachdem über 20,000 Bomben und Raketen gegen das unglückliche Messina geschleudert waren, welche viele Feuersbrünste angerichtet, und sonstige Zerstörungen verursacht hatten, gelang es den Neapolitanern vollständig, zu landen, und die Stadt zu stürmen. Bis zum Abende des 6. dauerte der entsetzliche Kampf fort, und erst am 7. konnten die königlichen Truppen Messina vollständig besetzen, welches die Bewohner größtentheils verlassen hatten. Den Brand vermochte man nicht eher, als am 9. zu bewältigen; die Soldaten wütheten aber gegen die in ihre Hände Gefallenen noch fort. Freilich waren sie auf's Aeußerste gereizt; denn die Messinesen hatten sich gegen die Gefangenen Gräuel zu Schulden kommen lassen, welche wir nicht wieder erzählen mögen; Gräuel, von denen die Kriegsgeschichte der wilden Völker kaum Beispiele kennt. Wahrscheinlich würden die Neapolitaner schon jetzt ganz Sicilien wieder bezwungen haben, wenn nicht England Einsprache erhoben hätte: England, welches überall, vorzüglich aber in Italien, Unkraut säete, um für sich Weizen zu ärnten, England, welches Rebellen gegen ihre Regierungen hetzte, und überall die Flamme der Revolution anblies, gleich Dieben, die Feuer anlegen, um ungefangen und ungehangen stehlen zu können. Der Winter verging unter Unterhandlungen, die zu keinem Ergebnisse führten. Im April 1849 erhob sich der Kampf von Neuem. Den rebellischen Sicilianern kam eine Fremdenlegion zu Hülfe, welche der Pole Mieroslawki befehligte. Die ungeordneten Haufen erlagen in Catania, am Fuße des Aetna, den neapolitanischen Truppen, und ergriffen die Flucht. Dann rückte das neapolitanische Heer über Syracus nach der Hauptstadt. Am 15. Mai 1849 hielten die siegreichen königlichen Truppen ihren Einzug in Palermo, und die ganze Insel kehrte unter die Herrschaft des Königs von Neapel zurück. Die Häupter der Empörung flüchteten nach der gastlichen Insel Malta.

B. Königreich Lombardei-Venedig. — Krieg Sardiniens gegen Oesterreich.

§ 61.

Aufstand in Mailand und Venedig.

In der Lombardei war die deutsche Herrschaft nichts Neues. Schon durch den Frieden von Baden (7. September 1713) war Oesterreich in den Besitz derselben gekommen, und hatte 1796 dieselbe wieder verloren, wo Mailand die Hauptstadt der cisalpinischen Republik, später die des Königreichs Italien, wurde. Nach dem Sturze Napoleons erhielt Oesterreich die Lombardei zurück und zugleich auch Venedig. Für Letzteres hatte es die südlichen Niederlande abgetreten. Im Vergleich zu andern italienischen Staaten hatten die österreichischen Länder in Italien große Vorzüge genossen, und der 33jährige Zeitraum der kaiserlichen Regierung hatte sie in einen Zustand von Wohlfahrt und Reichthum gesetzt, wie ein solcher auf der übrigen Halbinsel nicht anzutreffen war.

Auch die gesellschaftlichen Einrichtungen des Landes hoben die Lombardei und Venedig sogar weit über die andern Theile des Kaiserstaats empor, wie dann selbst der Britte Cobden das österreichische Italien für das bestregierte und glücklichste Land der Halbinsel erklärte. Das in den übrigen Ländern Oesterreichs geltende s. g. Toleranzedict war hier nicht aufgedrungen; zwischen der Geistlichkeit dieses Landes und zwischen dem h. Stuhl war das Band enger geknüpft, wie in den andern Gebieten, auch genoß die Kirche in Bildung und Erziehung ihrer Diener ziemliche Freiheit. Es herrschte zudem Gewerbs- und Handelsfreiheit. Die Gemeindeverfassung konnte freisinnig genannt werden.

Lehnsherrliche Einrichtungen und drückende Adelsvorrechte

waren dort unbekannt, und kein Rechtsunterschied trennte die verschiedenen Stände. Gegen Sitte und Sprache des Landes verstießen die Oesterreicher nicht, sie ließen ihm die letztern in allen Unterrichts- und Geschäftszweigen, so wie sie auch nicht darauf ausgingen, aus den Italienern Deutsche zu machen. Unterricht und Wissenschaften wurden von ihnen mit Freigebigkeit sehr gefördert. Insbesondere nahm sich die österreichische Regierung des Volksschulwesens an. Die eigentlichen s. g. politischen Rechte des Volkes dagegen, die in neuerer Zeit geforderte Theilnahme desselben an der höchsten Regierung, waren in dem Königreich Lombardei-Venedig freilich geringer. Jeder der beiden Regierungen zu Mailand und Venedig stand eine Central-Congregation d. h. eine Versammlung aus adeligen und nicht adeligen und städtischen Grundbesitzern mit berathender Stimme zur Seite. Die Spitze der Regierung bildete ein Vicekönig, Erzherzog Rainer, seine Rechte jedoch waren ebenfalls sehr beschränkt. Obwohl es das Nationalgefühl der Lombarden und Venetianer von Anfang an verletzte unter deutscher Herrschaft zu stehen, so fanden doch die Aufstände in Neapel und Piemont im Jahre 1820 im Ganzen keinen Anklang bei der Bevölkerung. Eine damals entdeckte Verschwörung, in welche viele angesehene und ausgezeichnete Männer verwickelt waren, wurde hart bestraft*).

Als Pius IX. den Kirchenstaat neu zu gestalten begann, und die Ereignisse in Neapel und Sicilien bekannt wurden, fing es überall in den Königreichen Lombardei und Venedig an, sich zu regen. Wie an allen Orten, so sprach sich auch hier die allgemeine Stimme für den neuen Papst aus. Es währte aber nicht lange, so war das Evviva Pio nono! das Losungswort aller Unzufriedenen und Radikalen, und wurde daher von den Oesterreichern verboten. Auch das „junge Italien" hatte hier seine zahlreichen Anhänger. Da die Lombardo-Venetianer einen offenen Kampf mit der kaiserlichen Macht noch scheueten, so unternahmen sie

*) Die Leiden des Grafen Silvio Pellico von Saluzzo sind aus dessen Schrift: „Meine Gefangenschaft" überall in Deutschland bekannt.

einen andern Angriff. Die Verfertigung des Tabaks ist in Oesterreich ein ausschließliches Recht der Regierung, und diese soll nach italienischen Angaben jährlich einen Nutzen von 2 Millionen Lire aus dem Verkauf der Cigarren im Königreich Lombardei-Venedig gezogen haben.

Im Anfang des Jahres 1848 wurde nun plötzlich von den mit der Regierung Unzufriedenen das Rauchen von Cigarren verboten, und merkwürdiger Weise entsagte man allgemein lebenslänglichen Gewohnheiten, um die Einnahmen der Staatskasse zu vermindern. Dieser sogenannte Cigarrenkrawall führte zu einem blutigen Zusammenstoß mit der bewaffneten Macht, bei dem vom Volke 5 todt blieben und 59 verwundet wurden. Auf ähnliche Weise wurde die Annahme der österreichischen Banknoten verweigert, und das Benutzen ausländischer Kleidungsstoffe verboten. Der Haß gegen die Deutschen nahm immer zu; Beamte, Offiziere, Soldaten durften sich nicht einzeln mehr auf öffentlichen Plätzen sehen lassen, ohne Kränkungen zu erfahren, und bald war der Ruf: „Tod den Deutschen!" allgemein. Alles wurde von den Führern des Volkes aufgeboten, den Haß gegen die Regierung aufzustacheln, und selbst einige Geistliche entwürdigten die Kanzeln durch politische Reden, um die Flammen des Aufruhrs noch mehr anzufachen. Die Revolutionsgelüste fanden übrigens selbst unter der sonst so lockenden Firma der Nationalität bei den Landleuten wenig Anklang, man begegnete ihnen am meisten bei den reichen und vornehmen Herren der Lombardei, die eben keine gnädige Herren gegen ihre Pächter sind; Capitalisten, Renteverzehrer, Advocaten, Schreiber in den Städten schlossen sich den Besitzern (Nobili) an. Die Regierung, welche nicht ohne Besorgniß von deren Stimmung und von den Vorfällen Kenntniß nahm, verbot am 1. Februar die Ein- und Durchfuhr von Waffen, und ließ am 22. sogar das Standrecht im ganzen Lande verkündigen.

Obwohl der Unwille hierüber gränzenlos war, so schien die strenge Maßregel dennoch Eindruck zu machen, und selbst die Nachrichten von der Februarrevolution in Paris hatten keine Störung der Ruhe zur Folge.

Als aber die Ereigniſſe in Wien vom 15. März bekannt wurden, erhob ſich das Land zum offnen Aufruhr. Vergebens machte die Regierung in Mailand bekannt, der Kaiſer habe die Cenſur abgeſchafft, werde unverzüglich ein freiſinniges Preßgeſetz erlaſſen, und die Stände ſeiner deutſchen und ſlaviſchen Staaten, ſo wie die Central-Congregationen der Lombardei und Venedigs zur Berathung nach Wien berufen u. ſ. w. Vergebens wurde den Mailändern die Bildung einer Bürgergarde bewilligt, und ihnen noch mehrere Forderungen zugeſtanden, wie ſie im Geiſte der damaligen Zeit lagen. Der Entſchluß der Mailänder war Abfall, und mit der Ermordung 2 ungariſcher Grenadiere der Wache und mit dem Entwaffnen anderer begann der Kampf. Die öſterreichiſche Militärmacht war gering in Mailand*) und betrug höchſtens 8 bis 10,000 Mann. Aber an ihrer Spitze ſtand ein großer Mann, Radetzky, ein Greis von Jahren, aber jugendlich an Geiſt und Muth, ein Fabius Cunctator, ſo lange die Vorſicht es gebot, dann aber raſch wie ein Adler, der ſeine Beute ergreift, zudem ein Menſchen- und zumal ein Soldatenfreund. Erſcholl ſein Name, dann kannten die Krieger keine Müdigkeit mehr, dann verſchwand jegliche Beſchwerde, dann ſprangen alle auf zum Sturm, unter dem Ruf: „Hoch unſer Marſchall!“

Nachdem die Oeſterreicher unter Radetzky fünf Tage hintereinander ohne Ruhe und Raſt bei Tag und Nacht mit Ausdauer und Unerſchrockenheit gegen die aufſtändiſchen Mailänder, gekämpft, welche hinter ihren zahlreichen Barrikaden eine weit günſtigere Stellung hatten, traten ſie in der Nacht vom 22. auf den 23. März in vollſtändiger Ordnung unbeſiegt den Rückzug an. Um für die Sicherheit der öſterreichiſchen Gefangenen eine Bürgſchaft zu haben, nahm Radetzky 17 angeſehene Männer als Geißeln mit ſich fort. Faſt gleichzeitig mit Mailand hatten ſich faſt alle bedeutenden Städte erhoben, und die Oeſterreicher mußten ſich überall zurückziehen und Verſtärkungen erwarten.

*) Wegen der bedrohenden Anzeichen hatte der Oberbefehlshaber nicht gewagt, eine einzige bedeutende Stadt von Soldaten ganz zu entblößen.

Während sie sich in Mailand so tapfer mit den Aufständischen schlugen, ging Venedig ohne Schwertstreich verloren, indem der altersschwache Gouverneur Graf Ludwig Palfy den schlauen Führern des Volkes zuerst Alles zugestand, und dann den Oberbefehl an den Grafen Zichy abtrat. Dieser hatte nichts Eiligeres zu thun, als am 23. März eine Uebereinkunft abzuschließen, wodurch Stadt und Festung Venedig einer vorläufigen (provisorischen) Regierung übergeben wurde. Die Bedingungen waren schmachvoll: Das Seearsenal mit seinen reichen Vorräthen an Waffen und Kriegsvorräthen, die öffentlichen Kassen blieben in den Händen der Aufständischen; die Soldaten wurden theils entwaffnet und mit dreimonatlichem Sold entlassen, theils einstweilen zurückbehalten. Der schwache Graf Zichy blieb in den Händen der Aufständischen als Geißel. Der brave Befehlshaber des Arsenals, Oberst Mortinovich, welcher seiner Pflicht nicht untreu werden wollte, fand einen grausamen Tod, seine Kameraden gingen in die Gefangenschaft, und so war das äußerst wichtige Venedig für Oesterreich verloren.

Besonders hervorgehoben zu werden verdient, daß 16. heldenmüthige Steyermärker vom Regiment Kinsky, die den Pulverthurm von Santo Spiritu besetzt hielten, sich durchaus nicht ergeben wollten. Sie mußten darin von den Venetianern verpflegt werden, weil sie drohten sich mit demselben in die Luft zu sprengen, um dadurch die Festungswerke zu zerstören.

§ 62.

Karl Albert, das Schwert Italiens.

Der wankelmüthige Karl Albert, König von Sardinien und Piemont, hielt die Zeitumstände für günstig, die Fahne der italienischen Nationalität und Unabhängigkeit aufzupflanzen, und fiel, gegen den völkerrechtlichen Gebrauch und ohne förmliche Kriegserklärung an Oesterreich, in die Lombardei ein, um den Lombarden Hülfe zu bringen. Er

dachte, dadurch sich den Besitz des Königreichs Lombardei-Venedig zu erwerben, so wie die Gunst sämmtlicher Italiener. Anfangs schien es, als wenn das Vorhaben Karl Alberts gelingen sollte, indem seine Truppen die Oesterreicher, die durch den Austritt vieler Italiener sehr geschwächt worden waren, in den Monaten März und April, trotz der tapfersten Gegenwehr, überall zurückdrängten und die Festung Peschiera eroberten. Ueberhaupt waren die Piemontesen nach den Zugeständnissen kaiserlicher Offiziere, die den Feldzug mitmachten, keinesweges Feiglinge, sondern schlugen sich brav. Ihr Unglück führten vorzugsweise die Crociati herbei, eine Art von Freischärlern, und die Lombarden, deren Landleute nicht geneigt waren, sich für ihre reichen Herren erschießen zu lassen.

Die Piemontesen und Lombarden hofften, dem kaiserlichen Heere den Zuzug von Tyrol her abzuschneiden, und hierzu schien sich ihnen eine vortreffliche Gelegenheit darzubieten, da das an die Lombardei gränzende Wälschtyrol entschiedene Neigung hatte, sich von Deutschland abzulösen, und mit den sprachverwandten Lombarden zu vereinigen. Trient und Roveredo, die bedeutendsten Städte des Landes, gaben die Losung zum Abfall; man knüpfte Unterhandlungen mit der provisorischen Regierung in Mailand an u. s. w. doch kamen die Oesterreicher einem Ausbruche der Empörung zuvor. Am 9. April erreichte Oberst Zobel mit einem Bataillon Kaiserjäger Trient, und verhaftete die Leiter des Aufstandes. Drei Tage später fielen 600 Piemontesen und 2000 Freischärler in Wälschtyrol ein, besetzten Tione und drangen bis Vezzano, drei Stunden von Trient, vor. Dem Rufe des Erzherzogs Johann folgend, strömten die wackern Gebirgsschützen aus dem Vintschau, dem Burggrafenamt, dem Passeyr u. s. w. herbei, um den eingedrungenen Feind zu vertreiben. Auf verschiedenen Punkten wurde vom 18—22. gekämpft, und der deutsche Boden vom Feinde vollständig gereinigt.

Obwohl das Heer Karl Alberts aus allen Ländern Italiens einen bedeutenden Zuzug erhielt, so nahmen die Dinge in Oberitalien doch jetzt bald eine andere Wendung.

Wir können hier, wie überhaupt aus diesem Kriege, nur das Wichtigste hervorheben. Karl Albert lag die Eroberung Mantua's, welches man den Schlüssel der Lombardei nennt, besonders am Herzen. Nach vergeblichen Versuchen, es durch Bestechung in seine Gewalt zu bringen, sollten ernste Anstalten zur Belagerung und zum Angriff getroffen werden. General Bava warf sich am 18. Juli auf die Oesterreicher, welche das linke Ufer des Mincio von Mantua bis Governola besetzt hielten, und schlug sie zurück. Hierauf umstellten 35,000 Piemontesen die Festung Mantua. Dadurch hatte Karl Albert sein Heer, das bei Verona den Oesterreichern unter Radetzky gegenüberstand, sehr geschwächt. In der Nacht vom 22. auf den 23. Juli verließ dieser greise, damals schon 86jährige Heerführer, unter einem heftigen Gewitter, mit der Hauptmacht das Lager bei Verona. Das österreichische Heer langte um 7 Uhr vor dem Feinde an, und stürmte mit unwiderstehlicher Kraft die Anhöhen von Sona und Sommecapagna. Nach anderthalbstündigem Gefecht war der Feind in voller Flucht. Einen noch weit glänzendern Sieg erfocht Radetzky am 25. bei Custozza. Morgens um 10 Uhr, bei einer Hitze von 28 Graden, wurde der Kampf eröffnet; 9 Stunden dauerte die mörderische Schlacht; 50 Offiziere und 600 Mann verlor das österreichische Heer an Todten und Verwundeten; aber herrlich war der Erfolg, und das Schicksal des Krieges entschieden. Nachdem Radetzky die Piemontesen am 26. und 27. bei Goito und Volta und am 3. August bei Lodi nochmals geschlagen, hielt er schon am 6. seinen Einzug in Mailand*). Ein Waffenstillstand wurde abgeschlossen. Am 12. ward Triest von seiner Sperrung erlöset, am 13. öffnete Peschiera seine Thore; nur Venedig verwarf alle Bedingungen zu seiner Uebergabe.

---

*) Damals war es, wo mit Recht dem größten Feldherrn Oesterreichs der größte Dichter Oesterreichs (Grillparzer) zurief:

„In deinem Lager ist Oesterreich,
Wir Andern sind elende Trümmer!“

§ 63.

Das Schwert Italiens wird ſtumpf.

Leider folgte dem Waffenſtillſtande noch kein Friede. Der niedergebeugte Muth der Italiener richtete ſich an den Erfolgen der aufſtändiſchen Magyaren wieder auf. Kaum hatte Oeſterreich durch die Verfaſſung vom 4. März 1849 den Abgrund der Revolution im eigenen Lande geſchloſſen, als das wilde Toben der demokratiſchen Partei in der Kammer zu Turin den König Karl Albert drängte, den Waffenſtillſtand mit Oeſterreich am 12. März zu kündigen. Arge Täuſchung und Ueberſchätzung der eigenen Kraft lag dieſem verhängnißvollen Schritte ohne Zweifel zu Grunde, der in den Reihen des öſterreichiſchen Heeres nur ſiegesgewiſſen Jubel hervorrief. Der Plan des alten Radetzky war eben ſo durchdacht, als kühn. Unbekümmert wegen der drohenden Stimmung in der Lombardei, wollte er mit raſchen Schlägen die Piemonteſen niederwerfen. Daher ging das kaiſerliche Heer ſchon am 20. März bei Pavia über den Po. Auch die Ueberſchreitung des Gravellone fand nur geringe Schwierigkeiten, und am Abende dieſes Tages ſtand Radetzky's Hauptmacht an dem rechten Ufer des Ticino. In dem Heere der Piemonteſen fanden ſich viele polniſche Anführer z. B. Romerino, Chrzanowski u. A. Das vordringende öſterreichiſche Heer ſtieß zuerſt am folgenden Tage auf den Feind. Die Abtheilung, welche hier zuerſt in das Treffen kam, war die Vorhut. Zu ihrer Unterſtützung rückte Feldmarſchallieutenant Wohlgemuth heran, und trotz der entſchloſſenſten Gegenwehr wurde die ſardiniſche Stellung bei Sforceska in der Nähe von Vigevano überwältigt.

Dies trug ſich am äußerſten rechten Flügel zu; Feldzeugmeiſter d'Aspre traf dagegen am Abende dieſes Tages bei Montara auf eine piemonteſiſche Heeresabtheilung von 15,000 Mann, unter den Generälen Trolli und Delle Marmore, die ſich eines Angriffs in der Abendzeit nicht mehr verſahen. Die öſterreichiſchen Sturmſäulen waren

schnell gebildet, trieben den Feind in die Stadt, nahmen diese noch in der Dunkelheit, wobei ihnen 2000 Mann und 6 Kanonen u. s. w. in die Hände fielen. Am 22. März um Mittag bewegte sich das Heer in der Richtung nach Novarra, und setzte diesen Marsch am andern Morgen fort. Karl Albert stand mit 55—60,000 Mann seiner besten Truppen in und um Novarra. Hier fiel die Entscheidung. Der heiße Kampf wüthete von 11 Uhr Morgens bis spät in die Nacht, und endete mit dem vollständigsten Siege der Oesterreicher.

Schon während der Nacht erschien ein piemontesischer General als Unterhändler, um dem österreichischen Heerführer Heß, der die Anordnungen zur nächtlichen Verfolgung des Feindes leitete, einen Waffenstillstand anzutragen. Der Unterhändler ward auf den folgenden Morgen in das Hauptquatier beschieden. Hier wurde ein Waffenstillstand geschlossen, dem am 6. August ein Frieden folgte. Derselbe führte die Zustände vor Ausbruch des Krieges zurück, legte aber dem Königreich Sardinien-Piemont eine Entschädigungssumme von 75 Millionen Franken auf, und stellte den Handelsvertrag vom 4. December 1844 wieder her.

Karl Albert legte die Krone nieder, zu Gunsten seines Sohnes Victor Emmanuel, und starb bald darauf in Oporto. Die Schlauheit, womit er die jedesmaligen Zeitverhältnisse auszubeuten getrachtet, hatte ihm nicht gefrommt, und das Unrecht nicht sein Glück gefördert.

Die Lombardei hatte nicht Zeit gehabt, sich zu erheben; nur Brescia hatte sich empört, und weigerte, seine Thore zu öffnen, und drohte sogar, alle gefangenen und verwundeten Oesterreicher zu ermorden, wenn aus dem Kastell auf die Stadt geschossen würde. Haynau umringte die Stadt, und stürmte sie trotz verzweifelter Gegenwehr am 1. April.

Sehr gefehlt hatte allerdings Brescia; dennoch können wir das Verfahren Haynaus in der eroberten Stadt von Grausamkeit nicht ganz freisprechen.

Am 22. August ergab sich das lange von der Land- und Seeseite belagerte Venedig. Die Bedingungen waren: Uebergabe der Stadt und Festungswerke mit allen Kriegs-

vorräthen und Schiffen; ungehinderter Abzug zu Wasser und zu Lande für Alle, welche Oesterreichs Rache zu fürchten hatten, und Verzeihung für alle Soldaten vom Feldwebel abwärts. Seitdem breitet Oesterreichs Doppeladler aufs Neue seine Flügel über dem Königreich Lombardei-Venedig aus. Oesterreichs Heer hatte den Kaiserthron gerettet. Musterhaft war die Haltung der Krieger, unglaublich mühsam waren diese Feldzüge, man denke an die Lagunen Venedigs, die glühende Sonne Italiens, die langen Märsche im heißen Clima, an die Entbehrungen aller Art, schlechte Nahrung und Kleidung, Fieber. Besonders verdient das Benehmen der kaiserlichen Offiziere hervorgehoben zu werden. Sie waren überall an der Spitze ihrer Mannschaft, im italienischen Feldzuge wird auf je 10 Mann Gefallener ein Offizier gerechnet. So hielten sich die Krieger, treu ihrem Fahneneide, während sonst überall Revolution, Untreue, Verrath herrschten, so brachten sie schwere Opfer, so handelten sie, während man in Kremsier schwätzte, so duldeten sie, während die genußsüchtigen Wiener schwelgten, und deutsche Zeitungsschreiber, Männer von der Feder, jubelten, wenn die bravin Truppen, Männer des Schwertes, von den Ausländern eine Schlappe erlitten hatten.

C. Pius IX., die Revolution in Rom und die römische Republik*).

§ 64.

Anblick Roms. Ursachen der Bewegung. Zugeständnisse.

Die Erwählung Pius IX. zum Papste und die ersten Schritte seiner Regierung haben wir bereits erzählt. Außerordentliches war seitdem in Rom vorgegangen. „Wer Rom in den Tagen Gregors XVI. gesehen" sagt ein deut-

*) Größtentheils nach den hist. pol. Blättern.

scher Augenzeuge in den hist. politischen Blättern, „der mußte staunen über die Veränderungen, die seit der Thronbesteigung Pius IX. daselbst Platz gegriffen. Rom schien ehedem seine ganze Größe nur in dem Glanze zu suchen, der von den ehrwürdigen Resten grauer Vorzeit und von dem erhabenen Stuhle Petri, vom Vatikan her auf dasselbe zurückstrahlte, jetzt hatte es den Anschein, als wolle es nur durch und in sich selbst, aus eigener Kraft, und in seinem eigenen Busen voll stolzer Selbstgenügsamkeit als groß sich zeigen. Wo sonst das Volk in seinem Regenten vor Allem den Träger der höchsten Würde der Christenheit, seinen heiligen Vater erkannte, da sah es nur Pius, nicht den Papst, „seinen Pius." — —

Wie sonst alle Feierlichkeiten einen kirchlichen Charakter an sich trugen, so ward jetzt allen selbst rein religiösen Festen ein politischer Charakter aufgeprägt, und selbst die Kanzel ward bisweilen ein Lehrstuhl neuer politischer Weisheit. Wie die Religion sonst alle Kreise des Lebens beherrscht, so nahm jetzt die neue Freiheit für sich fast alle Huldigungen in Anspruch. Es war den Römern ja Eines; denn — so hörte man selbst einen der ersten Kanzelredner sagen — „Religion ist Freiheit, und Freiheit ist Religion." Und wo man sonst kaum an die Möglichkeit einer freien und ungehinderten Bewegung des Radikalismus glaubte, da waren über Nacht, gleich Giftschwämmen, ganze Schaaren aufgeschossen von radikalen Weltverbesserern, tobenden Advokaten, fanatisirten Proletariern. Wo ehedem Züge von Pilgern, Wallfahrern und anderer Andächtigen überall dem Auge begegneten: da sah man nur elegant gekleidete Civilisten, schwärmende Kaffeehausgäste und bebartete Freiheitshelden; wo sonst Auferstehungs- und Weihnachtshymnen mit Madonnaliedern ertönten, da hörte man jetzt nur Trommelschlag und Freiheitsgesänge, oder doch die bis zum Ekel wiederholte Piushymne; wo sonst die größte, ich möchte fast sagen eine heilige Todtenstille geherrscht, wenigstens in Vergleich zu den andern so geräuschvollen Hauptstädten Europa's, da war wilder Lärm, und widriges unsinniges Getöse an der Tagesordnung. Man fühlte es tief: Rom ist nicht mehr, was es war und was es sein sollte; der dem

katholischen Gemüthe sonst so wohlthuende Eindruck des Gedankens, hier im Centrum der Christenheit sich zu befinden, er war geschwächt, und trat in den Hintergrund. Rom war nicht mehr die glaubensvolle Stadt des heiligen Petrus." — — —

Woher aber — so wird man fragen — diese Umwandlung? Woher diese plötzliche Veränderung des römischen Volkes, das bei allen seinen Fehlern doch stets einen tief religiösen Sinn bewahrt? Wir antworten: Das Volk als Masse hat keine höhere Einsicht und kein Urtheil; es gibt sich jedem Einflusse hin mit kindischer Leichtgläubigkeit; es läßt zum Guten sich anleiten, aber auch zum Bösen verführen, wer es an sich zu ziehen versteht, dem folgt es blindlings. Denken wir uns aber noch das italienische Volk, das weit erregbarer und reizbarer ist, als die mitteleuropäischen Stämme, und dabei noch viel unerfahrerer und ungebildeter auf dem Gebiete der Politik, so läßt sich schon Manches erklären, was sich in Rom seit Anfang des Jahres 1848 ereignet hat. Vieles was den Nordländer noch kalt und gleichgültig sein läßt, setzt den Südländer in Feuer, seine üppige Einbildungskraft und sein mächtiges Gefühl kommen nur zu oft dem Urtheil des berechnenden Verstandes zuvor, und reissen ihn, sind seine Leidenschaften einmal erregt, bis zu Schritten fort, deren Folgen er nicht bemessen kann.

Hierzu kamen die Mittel, welche die revolutionäre Propoganda seit Jahren in Ueberfluß verschwendet, um das römische Volk zu verderben, wie wir dieses früher schon angedeutet haben. In der Schweiz und in andern Ländern wurden zahllose Flugblätter und Druckschriften für das italienische Volk verfertigt, die trotz Beschlagnahmen und anderer hindernden Maßregeln von Seiten der Regierungen ihren Weg in die Halbinsel fanden; namentlich hatte der für Ausbreitung republikanischer Grundsätze unermüdlich thätige Mazzini in seiner „Unterweisung des italienischen Volkes" und in vielen andern Schriften die aufopfernde Hingabe für das Vaterland als erste Religionspflicht, und die Unabhängigkeit und Einheit Italiens als

deren erstes Erforderniß darzuthun gesucht, so wie auch das Papstthum als mit der Freiheit und dem Wohle der Nationen unvereinbar geschildert, dabei, wenigstens mittelbar, ein Annähern an den Protestantismus, der die Freiheit vertrete, empfohlen. Von Malta und Livorno aus wirkten England und seine Freimauerer auf die ganze Halbinsel; die zahlreichen in Italien lebenden Britten förderten ohnehin die radikalen Grundsätze nach Kräften.

Hatte die göttliche Vorsehung Gregor XVI. bewahrt vor dem Schmerze, den Undank seines Volkes noch hienieden zu erfahren, so wurde er dem edlen Pius IX. in überströmenden Maaße zu Theil. Die Amnestie (Verzeihung), welche der Papst am 17. Juli 1846 allen, die politischer Verbrechen oder Vergehen schuldig oder verdächtig waren, ertheilt, und welche einen so endlosen Jubel hervorgerufen, gewährte den Radikalen vielfältige Vortheile.

Nebst der Freilassung vieler der ärgsten Revolutionshelden hatte die radikale Partei nicht nur Gelegenheit, durch beständiges Jubelrufen und unaufhörliche Festlichkeiten das Volk im Taumel zu erhalten, und zu immer schwärmerischeren Hoffnungen für die Zukunft anzuregen, sondern sie nahm auch daher einen Grund, Pius für einen Mann der Freiheit und des Fortschrittes nach ihrem Sinn zu erklären. Sie hatten einen unbescholtenen Mann nöthig, der das ihnen fehlende Ansehen ersetzen konnte. Um den blinden Pöbel von der Liebe und Anhänglichkeit der Radikalen an Pio nono zu überzeugen, dazu waren hohle Phrasen hinreichend, wie „unser angebeteter Pio, die Wonne des Menschengeschlechtes, der neue Moses — der — zweite Christus." Und um den innigen Zusammenhang zwischen Pius und den Häuptern der Fortschrittsbewegung noch klarer und anschaulicher zu machen, stellte man beide auf Bildern neben einander.

Die allgemeine Begeisterung für Pius täuschte natürlich auch den gutgesinnten und besonnenern Bürger; er sah die drohenden Gefahren nicht, und hielt dafür, daß bei der innigen Liebe, mit der alle Herzen an dem großen Pius hingen, in Rom keine Revolution möglich sei.

Der Radikalismus in Rom wußte sehr gut, was er

wollte; Alles diente ihm; Tausende waren unbewußt seine Handlanger, und Viele gab es von denen, die nach Göthe's Ausdruck zu schieben glaubten und doch geschoben wurden. Jedes Zugeständniß, der Revolution gemacht, enthielt für sie nur eine neue Aufforderung, ein weiteres zu ertrotzen. Eine einige italienische Republik, das war der Grundgedanke der Häupter der Bewegung, Sturz der Fürsten und Säcularisation des Kirchenstaats war dadurch gefordert. Das konstitutionelle System sollte den Uebergang bahnen zur Republik.

Ganz besonders war den Radikalen an der Einführung einer Bürgerwehr gelegen. Dieselbe sollte die Rolle der alten Prätorianer übernehmen. Trotz des Widerstrebens des Staatssecretairs Gizzi, der die Verantwortung für diese Maßregel nicht übernehmen wollte, und daher abdankte, wurde das Gesetz zur Einführung der Bürgerwehr (Civica) erlassen. Der Papst selbst weihte die Fahnen der Bürgerwehr.

Am 14. Juni 1847 führte Pius durch ein sogenanntes Motu proprio (Verordnung aus eigener Bewegung) den Anfang einer Volksvertretung durch Berufung der Notabeln (ausgezeichneter Männer) ein.

Im Monat Juli bot sich ein Ereigniß, das den römischen Radikalen sehr gelegen kam. Den Wiener Verträgen zufolge, gegen welche der damalige Staatssecretair Consalvi Einspruch erhoben hatte, stand Oesterreich das Recht der Besatzung in dem Castell von Ferrara zu. Da aber die Vorgänge im Kirchenstaat die österreichische Regierng bedenklich machten, so ließ sie um die Mitte des Monats Juli auch die Stadt Ferrara selbst besetzen. Dieser Zwist gewährte die willkommenste Veranlassung, Haß gegen die Oesterreicher und die Deutschen überhaupt anzufachen. Die päpstliche Regierung mußte es zugeben, daß Militair und Freiwillige nach den Nordgränzen des Kirchenstaats abgingen, um dieselben zu schützen. Obwohl dieser Zwist bald zur Zufriedenheit beider Regierungen beigelegt wurde, so blieb doch die Erbitterung gegen die Oesterreicher.

Im Monat October verlieh Pius IX. den Römern eine neue Stadtverfassung, und bestimmte auch zugleich die nähere Einrichtung einer Staatsconsulta (Staatsrath), und am Schlusse des Jahres setzte er ein verantwortliches Ministe-

rium ein, das aber noch aus geistlichen Würdenträgern zusammengesetzt war, und darum den Wünschen der Radikalen durchaus nicht genügte.

§ 65.

Noch mehr Zugeständnisse!

Der erste Tag des neuen Jahres 1848 brachte in Rom schon so ziemlich den Vorgeschmack alles dessen, was in ihm zu erwarten stand. Alles war in Unruhe und Beängstigung. Daß ein Sturm drohe, ahneten Viele; woher aber, das war den Wenigsten klar. Jeden Tag war ein Aufruhr zu befürchten, und dem Papste ward im Geheimen immer mehr der Boden untergraben. Damals tauchte jene Liste der „Vierundddreißig Postulate (Forderungen) des Volkes" auf, die immer mehr der Masse eingepredigt wurden. Das erste verlangte Preßfreiheit, das zweite Entfernung der Jesuiten, das dritte Bewaffnung der Bürgergarde u. s. w. Sehr bezeichnend war noch der elfte Punkt: Judenemancipation; eine Forderung desselben Volkes, das so entrüstet sich zeigte, als nur davon die Rede war, der jüdischen Bevölkerung das Wohnen außerhalb ihres Ghetto zu gestatten! Schon hieraus allein kann man entnehmen, daß verborgene Souffleure thätig gewesen, denn die Masse des Volkes ist und war stets gegen die Juden, ob nun mit Recht oder Unrecht. Am Neujahrstage wollten die Radikalen mit Gewalt bis zum Papste dringen, um diese bereits an mehreren Orten angeschlagenen Volkswünsche ihm selber zu überreichen. Da der Kirchenfürst diese Abordnung nicht vorließ, ehe dem Staatssecretair jene Forderungen selbst überreicht waren, so kam der politische Harlekin, der sogenannte Volkstribun Ciceruachio*) mit den Volksgesandten zu Ferretti (dem Nachfolger Gizzis). Der Cardinalstaatssecretair las das Blatt,

*) Er hieß eigentlich Angelo Brunetti; wegen seiner natürlichen Beredsamkeit hatte ihm das Volk den halbspöttischen Beinamen Ciceruachio gegeben. Er war ursprünglich ein bloßer Kärner, hatte es aber zu einem ziemlichen Wohlstande gebracht.

und warf es entrüstet dem Ueberbringer vor die Füße. „Ihr Schurken! rief er aus, seid ihr nie zufrieden? Seid ihr unersättlich? Wie weit soll eure Unverschämtheit noch gehen! „Auf einen solchen Empfang nicht gefaßt erschrak der „Volkstribun", und stammelte zitternd: Eminenz, ich wußte nicht, was auf dem Blatte steht; einige Volksfreunde haben es mir übergeben. — „Ich weiß es, sprach Ferretti, daß nicht ihr der Hauptschurke seid, ihr seid das willenlose Werkzeug Anderer. Aber ihr nehmet keinen Rath an; Euch ist nicht zu helfen." Solche Vorgänge verschwieg die wühlerische Presse freilich; aber desto mehr stieg ihre Wuth gegen den Cardinal. Ja sie stellte später sogar die Sendung des „Volkstribuns" an den Staatssecretair in Abrede, und erklärte sie für ein eitles Mährchen.

Unterdessen konnte der Geist des Aufruhrs auch in den übrigen Staaten Italiens sich erheben; in Sicilien war bereits ein Aufstand ausgebrochen; in Mailand, Genua, Livorno hatte es Tumulte gegeben. Englische und schweizerische Sendlinge reichten sich durch ganz Italien die Hände; die schöne Halbinsel sollte eine zweite Heimath des Radikalismus werden, wie es die Schweiz bereits geworden.

Der Staatssecretair Ferretti nahm seine Entlassung, weil die Radikalen gegen ihn besonders erbittert waren. Der Cardinal Bofondi wurde sein Nachfolger. So war bereits der dritte Staatssecretair ernannt; auch diesem konnte man keine lange und glückliche Führung des Ministeriums versprechen. Die Regierung wurde jetzt zu immer neuen Zugeständnissen gezwungen; die Besetzung dreier Ministerstellen mit Laien wurde zwar mit Freuden begrüßt, aber es war immer noch zu wenig; die nie zu sättigenden Radikalen riefen immer nach Mehr, besonders noch einer Constitution. Pius war keineswegs der Constitution abgeneigt; er hielt sie für ein Bedürfniß der Zeit. Aber er wollte erst vorbereiten, und dahin zielten die meisten der vorausgehenden Motu proprio. Man wartete niemals den Erfolg der frühern Maßregeln ab, und ließ der Regierung nie Zeit, die Früchte ihres Bemühens zu ärnten; sondern im Sturmschritte drängte man sie zu immer neuen Einrichtungen und Gesetzen. Waren sie erschienen, so wußte man sie dem Volke gleichgültig zu

machen. Ebenso hatte das Volk an der Constitution, ehe sie erschien, schon so ziemlich alle Theilnahme verloren.

Am 15. März verkündigte der Papst dieselbe. Hiernach sollte das Cardinalcollegium ein von der Person des Papstes untrennbarer geistlicher Senat bleiben, die Mitberathung der Gesetzgebung in weltlichen Dingen aber auf zwei Kammern übergehen. Die Mitglieder der I. Kammer, oder des sogenannten hohen Raths, wurden auf Lebenszeit ernannt; hohe Staatsämter, wissenschaftliche Verdienste oder ein jährliches Einkommen von 4000 Scudi befähigten zu dieser Würde. Die Mitglieder der II. Kammer wurden vom Volke gewählt, doch mußte der Wähler 12, und der Wählbare 100 Scudi Steuer jährlich entrichten. Die Mitglieder beider Kammern versammelten sich jährlich auf drei Monate, und konnten vom Papste berufen, vertagt und aufgelöst werden. Sie hatten die Steuern zu verwilligen, und alle Gesetze (kirchliche Angelegenheiten waren ausgenommen) zu berathen, die erst nach erlangter päpstlicher Bestätigung in Kraft traten. Steuerbefreiungen waren aufgehoben, die richterliche Unabhängigkeit, die persönliche Freiheit verbürgt, und die Censur (mit Außnahme für geistliche Schriften) aufgehoben.

Hatte die Pariser Februarrevolution, von der die ersten bestimmten Nachrichten am 3. März in Rom eintrafen, die Gemüther schon in Bewegung gesetzt, so that dies noch weit mehr die Kunde von den Vorgängen in Wien. Der Nationalstolz gestattete den Nachkommen der Gracchen und Scipionen nicht, hinter den Deutschen zurückzubleiben, auch schien der Zeitpunkt gekommen, das sehnsüchtige Verlangen nach dem Sturze der Fremdherrschaft und der Einheit Italiens zu erfüllen.

Der erste Angriff galt dem Wappen der österreichischen Gesandschaft, das am 22. März abgerissen und beschimpft wurde. Bei Eingang der Nachrichten aus Mailand und Venedig wurde der Papst am 24. genöthigt, das Heer an die Gränze rücken zu lassen, welches unter General Durando bald darauf, ohne die Genehmigung seines Landesherrn, an dem Kampf gegen die österreichische Macht Theil nahm, während zugleich zahlreiche Freischaaren in das Königreich Lombardei-Venedig einfielen.

§ 66.

Eine Harlekinade von Ciceruachio und die Jeſuitenhetze.

P. Gavazzi und der ſchon genannte Ciceruachio donnerten ihre Philippiken gegen die Tedeschi (Deutſchen). Wir können uns nicht verſagen aus vielen Anekdoten von dieſem „Volkstribun" hier eine anzuführen, die ihn und ſeine Umgebung am beſten bezeichnet. Dieſer „Schutzgeiſt Roms" predigte einſt im Amphitheater des Titus beſonders heftig den „heiligen Krieg" gegen Oeſterreich, und um ſeine aufmerkſamen Zuhörer noch mehr zu entflammen, fügte er gravitätiſch hinzu, er ſelber werde perſönlich Theil nehmen an dieſem glorreichen Kreuzzug; und um es (denn, da er noch nie ein Schwert geführt, konnte es etwas zweifelhaft ſcheinen) unzweifelhaft zu machen, erhob er die Hand, wie zum Schwur: Vi giuro! — Haltet ein! — ſo rief jetzt plötzlich eine Stimme aus der Menge, du darfſt nicht ziehen, du biſt der Schutzgenius der Stadt. — Ich muß, donnerte der Held, ich muß, mein Patriotismus drängt mich, ja, ich will mein Blut vergießen für das Vaterland. Aber der Zwiſchenredner gab noch nicht nach. Wie? ſprach er, du Schutzengel, ſag einmal aufrichtig, willſt du, daß Rom zu Grunde geht, daß die Feinde es plündern und anzünden, daß ſie unſere Weiber und Kinder tödten? Willſt du das? — Nein ſprach der große Mann, etwas abgekühlt, nein, das will ich nicht. — Nun aber fuhr der Zwiſchenredner fort, wenn du wegziehſt, dann iſt Rom verlaſſen, entblößt, ſchutzlos verloren, und die Maſſe ſtimmte ein mit lautem Gebrüll. Nein, nein Schutzengel, nicht wegziehen! Jetzt gab ſich der Held gefangen, eine Thräne der Reſignation vergießend. O es fällt mir ſchwer, ſprach er; mein Herz ſehnt ſich nach dem heiligen Kampfe. Aber euch zu Liebe, ihr Bürger, dir zu Liebe, edle Roma, will ich das Opfer bringen und — bleiben. Bravo Schutzengel! brüllte die Maſſe. — Aber, fuhr der Schutzgeiſt fort, wenn ich nicht ziehen kann, ſo will ich doch von meinem Geblüte, ich will meine Söhne ſenden; und dabei wies er auf zwei rothwangige Knaben; das waren die jungen Helden, die der Heldenvater für ſolche Heldenthaten beſtimmte; ſo will ich doch mein Blut vergießen!

Bei dieſem Erguß ſeiner Vaterlandsliebe brach der Jubel von Neuem los: Evviva Padronangelo, evviva! Vor Rührung verſagte jetzt dem Helden die Stimme. Als bald nachher wieder Freiſchaarengeſindel in die Lombardei zog, gingen die beiden Knaben des Ciceruachio natürlich nicht mit; ſie mußten ja die Großthaten in Rom mit anſehen, und dadurch zu republikaniſchen Helden geſtempelt werden.

Mittlerweile war ſchon wieder ein neues Miniſterium eingetreten; der öftere Miniſterwechſel war ein gutes Zeichen für die „Volkspartei.“ Männer wie Galletti und Sturbinetti waren willkommen; die Mehrzahl der Miniſter waren bereits Laien, und gegen den Cardinal Antonelli als Staatsſecretair wußte man vorerſt noch nichts einzuwenden. Der losbrechende Sturm richtete ſich deswegen, außer auf die Oeſterreicher, auch auf die Jeſuiten und die Geiſtlichen überhaupt. Die Radikalen wußten aus früheren Erfahrungen ſehr wohl, daß man zuerſt die Ordensgeiſtlichkeit angreifen müſſe, um dann der Pfarrgeiſtlichkeit beizukommen; nicht minder wußte man, daß von allen kirchlichen Orden nothwendig zuerſt die Jeſuiten, als die entſchiedenſten oder doch einflußreichſten, geſtürzt werden mußten. Daher hatte der römiſche Radicalismus gleich im Anfang, ähnlich dem in der Schweiz, ſein beſonderes Augenmerk auf dieſe gerichtet. Hatten ſie doch vorzugsweiſe den gelehrten Jugendunterricht in Händen, nicht bloß in der Theologie, ſondern auch in der Philoſophie und in den vorbereitenden Gymnaſialſtudien, und war ihr Einfluß als Prediger und Beichtväter, ſo wie als Leiter der großartigen Anſtalt für geiſtliche Uebungen bei St. Euſeb höchſt bedeutend. Die unermüdliche Thätigkeit der Jeſuiten für religiös-ſittliche Erziehung der Jugend war den Helden des Tages ein Dorn im Auge; andere, weniger nach außen thätige Congregationen konnte man eher dulden; die Jeſuiten mußten fallen, ſollten die neuen Anſichten verwirklicht werden. Der Haß der Radikalen, zwar nur zuerſt und zunächſt gegen die Geſellſchaft Jeſu ausgeſprochen, galt jetzt, wie in der letzte Hälfte des vorigen Jahrhunderts, nicht den Mitgliedern dieſes Ordens allein, ſondern dem Prieſterthume überhaupt und damit der Kirche. Erſt rief man: Morte ai Gesuiti! (Tod den

Jeſuiten!) dann Morte ai frati! (Tod den Ordensgeiſtlichen!) Nicht lange darnach hörte man ſchon das: Morte ai preti! (Tod den Prieſtern!) und das Morte ai Cardinali! bis endlich das wilde Geſchrei ſich auflöſte in ein Morte a Pio nono! Das römiſche Ça ira ging immer eine Octav höher.

Beſonders hatte ein ſuspendirter Geiſtlicher, Namens Vincenz Gioberti, durch ſeinen Gesuita moderno ein weitſchweifiges und bis zum Ekel langweiliges Werk, wie es ſelbſt von Liberalen geſchildert wird, die Jeſuiten verdächtigt und verläumdet. Dies war genug, Gioberti hatte ein bänderreiches Werk gegen die Jeſuiten geſchrieben. Wer nun noch widerſprach, der konnte kaum dem Verdachte entgehen, auch er ſei ein Jeſuit, ein Feind des Volkes und der öffentlichen Wohlfahrt.

Die Faſtenpredigten in der Jeſuitenkirche wurden auch in den Märztagen des Jahres 1848 noch äußerſt zahlreich beſucht. Bald aber ſah man neben den gewöhnlichen Zuhörern noch eine Schaar außerordentlicher Andächtiger, die ſonſt um Predigt und Kirchenbeſuch ſich wenig zu kümmern pflegen, ſtark bebartete Helden, viele in der Kleidung der Bürgergarde, an den vorderſten Plätzen, mit der geſpannten Aufmerkſamkeit, dem Vortrage des Predigers folgen. Es kam aber nicht das, was ſie wollten, und was ſie zu ſuchen ſchienen. Endlich waren ſie doch ſo glücklich, nach täglichem ſauern Predigtbeſuch das ſehnlich Erwartete zu finden. Der Redner ſprach von der Liebe, mit welcher die Kirche, weil ſie katholiſch iſt, alle Nationen umfaſſe, und machte davon eine Anwendung auf das wilde Geſchrei, das man jetzt zum Aergerniß aller Guten in der Hauptſtadt der Chriſtenheit ſo oft vernehmen müſſe: Tod den Deutſchen! Daran knüpfte ſich eine ernſte und eindringliche Abmahnung vor einem ſolchen blinden Haſſe, der geradezu dem Weſen des katholiſchen Glaubens widerſtrebe, und nur geeignet ſei, die Ruhe und den Frieden der Staaten zu untergraben. Das war genug; mit lautem Ziſchen und Gemurmel entfernte ſich die Schaar der eifrigen Predigtbeſucher, und am Abend erſchien ein vielfach entſtellter Auszug aus dieſer Rede, gedruckt unter dem Titel: „Eine Jeſuitenpredigt“ der natürlich auf dem Corſo feilgeboten wurde. Die darüber entſtandene Aufregung veranlaßte

eine Untersuchung der Predigt. Das Urtheil der geistlichen Obrigkeit ging nun dahin: Wenn man nicht mehr in dieser Weise predigen dürfe, so müsse man aufhören, in Rom katholisch zu predigen. Dennoch fand die „Jesuitenpredigt" ihren Absatz; eine kleine Niederlage bereitete den Radikalen durchaus keine Verlegenheit.

Aber noch erfolgreicher wurden die Jesuiten von der anderen Seite aus verdächtigt, als seien sie Gegner des Papstes. Sie waren ebensowenig Gegner des Oberhauptes der katholischen Kirche, als dieser ihr Gegner war; vielleicht befürchteten sie nur von der Gutmüthigkeit und Nachgibigkeit des h. Vaters üble Folgen, welchen diesen selbst, die Kirche und seinen Staat treffen möchten. Das hätte keineswegs eine feindselige Gesinnung verrathen. Die Partei, welche den Namen desselben, den sie „ihren Pio" nannte, bis zu den Sternen erhob, und das Volk nie zur Besinnung kommen ließ, verstand es jedoch sehr gut, ihre Gegner auch als Gegner des Papstes hinzustellen. Pius ließ sich zwar durch die fortwährend gehäuften Anschuldigungen gegen die Jesuiten nicht täuschen, war aber nicht im Stande, die Väter zu halten. Nächtliche Ruhestörungen vor den Ordenshäusern der Jesuiten deuteten darauf hin, daß die Radikalen einen entschiedenen Schlag gegen dieselben beabsichtigten. So zogen während des Monats März 1848 wiederholt wilde Haufen des elendesten Gesindels vor die Collegien der Jesuiten, und riefen: „Entfernt euch alle aus diesem Hause, sonst wird es angezündet." Die Jesuiten sahen wohl ein, was ihnen in Rom bevorstand, da nach und nach fast alle ihre Ordensbrüder aus kleinern Häusern im Kirchenstaate durch Gewalt und Pöbelaufläufe vertrieben worden waren. Bald wurden schon einzelne Mitglieder des Ordens auf den Straßen unter den Augen der Bürgergarde verhöhnt, andere außerhalb der Thore sogar mißhandelt.

Unter diesen Umständen ließen die Jesuiten wiederholt beim Papste anfragen, was sie zu thun hätten, und erklärten sich bereit, Rom zu verlassen, wenn dem heiligen Vater ihre Entfernung für die Herstellung der öffentlichen Ruhe erforderlich, oder sonst dem Staate nützlich erscheine. Ihnen stand ja die Welt offen, so weit sie ist; mit geringen

Bedürfnissen und vielseitiger Bildung konnten sie überall hingehen, einen Theil des freien gebildeten Europa's ausgenommen. Endlich ward auf Galletti's Vortrag im Rathe des Papstes beschlossen, da die Regierung außer Stande sei, für Sicherheit und Leben der Glieder dieses Ordens gut zu stehen, und sie wider allenfallsige gewaltsame Angriffe zu beschützen, so sei demselben der Rath zu geben, nicht mehr als Communität in Rom zu leben, sondern sich zu zerstreuen, bis günstigere Zeiten eintreten würden; alle ihre Rechte und die Güter ihrer Collegien sollten inzwischen gewahrt bleiben. Der Cardinal Castraccane, der den Jesuiten besonders gewogen war, mußte mündlich diesen Rath ihrem Ordensgeneral überbringen. Letzterer war bereit, sich diesem Ansinnen zu fügen, verlangte aber, Seine Eminenz möge ihm auch schriftlich bezeugen, daß der heilige Vater diesen Rath ertheilt; sonst hätte man leicht ausstreuen können, aus bloßer Furcht habe der Jesuitengeneral selber den Orden aufgelöst, oder er sei durch einen päpstlichen Befehl dazu genöthigt worden. In drei Tagen wurden nun von der Gesellschaft ihre Häuser geräumt*).

Nun jubelten mit dämonischer Freude die Radikalen; ein großer Schlag war geschehen; das Unglaubliche war vollbracht. Was sie gethan, das sollte jetzt das Oberhaupt der Kirche gethan haben. Der Papst (so hieß es jetzt, nicht Pio nono) der Papst hat den Jesuitenorden aufgehoben, weil er seinem kirchlichen Zwecke nicht entsprach, und den staatlichen Verbesserungen entgegen war. Dagegen erklärte die amtliche Gazzetta di Roma vom 30. März, nicht die kirchliche Gewalt habe den Orden aufgelöst, sondern die Regierung habe, der harten Nothwendigkeit nachgebend, eine einstweilige Zerstreuung der Ordensglieder für räthlich erachtet; von einer kirchlichen Maßregel gegen diese als eifrige Arbeiter im Weinberge des Herrn bewährten Männer sei keine Rede.

*) Einige der berühmtesten Jesuiten suchten die Bewegungsmänner selber in Rom zu erhalten; so besonders den gelehrten Archäologen Marchi, den Dogmatiker Perrone und einige andere. Die meisten Jesuiten gingen nach Nordamerika oder Belgien, manche auch nach England, der berühmte Astronom de Vico starb auf dem Wege dorthin.

Das hinderte aber die revolutionäre Partei nicht, die ihr vortheilhafte Lüge noch weiter auszubreiten, und ihre „gesinnungstüchtigen" Freunde im Auslande wiederholten sie getreulich.

Die Begebenheiten im Kirchenstaate, die von jetzt an sich drängen, erzählen wir hier nur in der Kürze.

§ 67.

Verwickelungen mit Oesterreich.

Die am 17. April erfolgte Niederreissung der Thore des Ghetto — Judenviertels — gab demselben Pöbel, der so laut Judenemancipation gefordert hatte, Veranlassung zu groben Gewaltthätigkeiten — gegen die Juden, die mit Strenge unterdrückt werden mußten. Die von dem Papste in dem Consistorium am 29. April abgegebene Erklärung, daß der Krieg ihm ein Gräuel sei, und er als Oberhaupt der katholischen Christenheit nie seine Einwilligung zum Kampfe unter seinen Kindern geben werde, führte heftige Unruhen herbei, die Pius dadurch zu beschwichtigen suchte, daß er die Minister für die weltliche Regierung verantwortlich machte. Das radikale Ministerium Mamiani, welches am 5. Mai die Geschäfte übernahm, setzte es durch, daß die geistlichen Güter Bürgschaft für auszugebende Schatzscheine zum Betrage von $2\frac{1}{2}$ Million Scudi gewähren mußten, und machte sich zugleich anheischig, im Innern die Entwickelung der verfassungsmäßigen Freiheit, nach außen die „heilige Sache Italiens" zu fördern; das hieß mit andern Worten, dem Landesherrn des Kirchenstaats seine Macht zu nehmen, und in ganz Italien, auch in dem österreichischen, das Feuer der Empörung anzufachen. Damit war der Krieg thatsächlich erklärt, und der Graf Lützow, österreichischer Botschafter, verließ Rom, löste die Gesandschaft auf, und ließ nur einen Botschaftsrath zur Besorgung der kirchlichen Angelegenheiten zurück.

Ein s. g. freisinniges Preßgesetz erschien am 3. Juni; an demselben Tage wurden auch die Kammern durch den Cardinal Altieri im Namen des Papstes eröffnet. Am 10. war Gene-

ral Durando genöthigt worden, mit dem ganzen Heere eine Capitulation einzugehen, die jede fernere Theilnahme seiner Truppen an dem Kriege untersagte. Die Minister wurden dadurch nicht entmuthigt; sie ordneten andere Rüstungen an, und forderten am 23. von den Kammern 4 Mill. Scudi für den Krieg.

Die Adresse der II. Kammer auf die Thronrede sprach sich unumwunden für die Entziehung der weltlichen Herrschaft des Papstes aus, erhielt aber am 11. Juli von demselben eine so scharfe Abweisung, daß die Kammer deren Verlesung verbot. Die Oesterreicher waren über den Po gegangen, um Ferrara zu entsetzen und zu versorgen. Dieses Ueberschreiten der Gränze Seitens der Oesterreicher brachte in Rom eine ungeheuere Aufregung hervor; die Minister Mamiani und Galletti drängten den Papst, und die Kammern ersuchten ihn in einer Adresse, daß er den Krieg erklären möge, aber Pius blieb standhaft, und beschränkte sich auf eine Verwahrung gegen den Angriff Oesterreichs. Die Minister boten ihre Entlassung an, in Bologna bildete sich ein Kriegsausschuß, der sich der öffentlichen Einkünfte, wie der Staatsgewalt überhaupt, bemächtigte, und einen Angriff auf die zurückziehenden Oesterreicher anordnete. Dieser Rückzug befreite den Papst einstweilen von noch größern Verlegenheiten.

§ 68.

Graf Rossi, Ministerpräsident.

Auch das Ministerium Mamiani war von keiner langen Dauer; am 6. August trat ein noch radikaleres an seine Stelle. Die Kammern wurden jetzt, theils weil es an Gesetzvorlagen fehlte, theils wegen der obwaltenden Meinungsverschiedenheit zwischen dem Papste und den neuen Ministern, bis zum 15. November vertagt. Da kein Einverständniß zu Stande kam, so ertheilte Pius dem frühern Gesandten Louis Philipp's, Grafen Pallegrino Rossi (geboren zu Carrara im Jahre 1787, früher Lehrer der Rechtswissenschaft in Genf, dann von Louis Philipp zu wichtigen

diplomatischen Zwecken verwendet) den Auftrag, ein anderes Kabinet zu bilden, das vier Tage später in Wirksamkeit trat.

Die immer größerwerdende Zügellosigkeit des Volkes, ja die eingetretene beinah vollständige Gesetzlosigkeit hatte endlich doch selbst entschiedenen Fortschrittsmännern die Augen geöffnet und man fing an sich über die drohenden Gefahren klar zu werden. Deswegen setzten alle ordnungsliebenden Leute auf den gewandten und entschiedenen Grafen Rossi, der jetzt eben an die Spitze der Verwaltung getreten war, ihre Hoffnung. Allein man täuschte sich, zwar nicht in seiner Person; aber doch in der Möglichkeit, die Ordnung wiederherzustellen; es fehlte an den Mitteln.

Zwar waren viele unruhige Köpfe auf den „Kreuzzug gegen die Barbaren" ausgezogen, allein auch die treuen Schweizerregimenter hatten mit marschiren müssen, und so sah sich auch Rossi außer Stand, zu helfen, obwohl ihm der ehemalige österreichische General Zuchi*) als Kriegsminister zur Seite stand, der vergeblich bemüht war, die gesunkene Kriegszucht wiederherzustellen.

Die wiederzusammentretenden römischen Kammern hielten am 14. Nov. eine Vorberathung, wobei Sterbini den Ministerpräsidenten mit so schonungsloser Heftigkeit angriff, und seinen Charakter wie seine Thätigkeit in so empörender Weise verdächtigte, daß diese noch nie gehörte freche Sprache selbst in Rom Aufsehen machte. Es sollte damit wohl zum voraus der beschlossene Mord Rossi's gerechtfertigt werden, der als er am folgenden Tage, Nachmittags um 2 Uhr sich in die Sitzung der Abgeordneten begab, auf die Treppe des Ständehauses, an derselben Stelle, wo Cäsar verblutete, durch den Dolch eines gedungenen Mörders am Halse so gefährlich verwundet wurde, daß er wenige Minuten darauf sein Leben aushauchte. Der Mörder wurde von dem Pöbel auf den Schultern herumgetragen, das blutige Messer voran, während die Speranza d' Italia (die italienische Hoffnungsschaar) patriotische Lieder sang.

---

*) Er war kurz vorher aus einem österreichischen Staatsgefängniß entkommen.

Daß die Ermordung Rossi's in den Clubs der Radikalen vorher beschlossen war, geht unter Anderm auch daraus hervor, daß am 15. November ein Mann in einem Kaffeehause zu Bologna die Uhr aus der Tasche zog und dabei äußerte: „Jetzt ist Rossi ermordet!" Dieses abscheuliche Verbrechen rief weder in der Kammer, noch im Volke oder in der Presse eine Entrüstung hervor, vielmehr fand der Mord als eine neue Brutusthat Vertheidiger, unter denen Karl Bonaparte Fürst von Canino war. General Zuchi war demselben Schicksal nur durch seinen Aufenthalt in Bologna, wo er mit Nachdruck die Ordnung wiederherstellte, entgangen. Im Schrecken über die That löste sich das Ministerium auf, und die Empörung vollendete, was der Meuchelmord begonnen hatte.

§ 69.

Gewaltthaten zu Rom. Flucht des Papstes.

Nachdem der Revolution dieses Opfer gefallen war, lechzte sie nach dem Blute des Papstes. Am 16. zogen Linientruppen, Bürgerwehr und Volk, zusammen eine, auf 30,000 Menschen angegebene Masse nach dem Quirinal, wo der Papst, um den sich die fremden Gesandten und viele Cardinäle versammelt hatten, von nur wenigen Schweizern bewacht wurde. Eine Sturmpetion wurde ihm überreicht, worin die Unabhängigkeit Italiens, eine verfassunggebende Versammlung (Constituante) und die Ernennung eines Ministeriums aus Sterbini, Mamiani, Galletti, Muzzarelli und Campello, verlangt wurde.

Als das Volk in den Palast eindringen wollte, wurden die Vordersten durch die Hellebarden der Schweizer niedergestoßen, worauf die Wuth furchtbar entbrannte. Stundenlang dauerte das Flintenfeuer gegen die päpstliche Residenz. Des Papstes Geheimschreiber, Palma, wurde an seiner Seite erschossen, und noch mehrere andere Personen, die in der Nähe der Fenster standen, fanden ihren Tod, oder wurden schwer verwundet. Pius sah sich genöthigt, auch dieses Mal nachzugeben, als Kanonen gegen den Pa-

last aufgefahren wurden, und man drohte, denselben anzuzünden; erklärte aber zugleich gegen die fremden Gesandten, daß er nicht aus freiem Willen handle.

Als Galletti es dem Volke und Heere verkündigte, daß der Papst nachgegeben habe, brachen beide in Jubel aus. Die Schweizer wurden jetzt entwaffnet, und Pius wurde als ein Gefangener im Quirinal bewahrt.

Wahrscheinlich würde derselbe jetzt auch bald durch einen Dolchstoß oder eine mörderische Kugel oder gar durch einen Act der Justiz des souveränen römischen Volkes sein Leben eingebüßt haben, wenn es ihm am Abende des 24. Novembers nicht durch Hülfe des bayerschen und französischen Gesandten gelungen wäre zu entfliehen. Mit der Flucht des Papstes hatte es nach den Berichten der entschlossenen und in das Geheimniß eingeweihten Gräfinn Spaur folgendes Bewandniß. Um 5 Uhr Abends begab sich der französische Botschafter, Herzog von Harcourt, zum Quirinal. In dessen Gegenwart legte der h. Vater seine gewöhnliche Kleidung ab, den langen weißen Rock (Sottana) das weiße Käppchen und die Pantoffeln von rothem Marockin. Er wählte dafür die Tracht eines gewöhnlichen, einfachen Priesters, setzte eine Brille auf, und verließ so das Gemach durch eine Thüre, welche in öde Gemächer führte. Diese standen mit dem Korridor der Schweizerwache durch eine Pforte in Verbindung, welche seit Jahren nicht mehr geöffnet worden. Der Herzog blieb im Gemache des Papstes allein zurück, ängstlich auf das Rollen der Räder jenes Wagens lauschend, den man absichtlich, wie im gewöhnlichen Palastdienst, wiederholt hatte kommen und gehen lassen, und der den h. Vater aus seiner Wohnung wegführen sollte. Kein Geräusch im Hofe! der Gesandte wird schon bestürzt, aber wie steigert sich sein Schreck, als Pius, ein Wachslicht in der Hand, wieder zurückkehrt, und versetzt, er habe die alte Thüre des Korridor's durch keine Anstrengung zu öffnen vermocht! Da eilt einer der vertrauten Hofbeamten des h. Vaters herbei, der Truchseß Benedetto Filippani, und berichtet, die Thüre sei endlich geöffnet. Beide entfernen sich, erreichen den Korridor, und lassen die Thüre bloß angelehnt, um nicht durch das Schlie-

ßen viele Zeit zu verlieren. Ein dienstthuender Kammerherr, ein Kleinigkeitskrämer, der zufällig die Thüre offen sah, will den Grund dieser Neuerung wissen, und setzt den Grafen Gabriel Mastai, des Papstes ältern Bruder, durch seine Fragen in nicht geringe Verlegenheit und Angst. Zum Glücke hatte dieser Zwischenfall keine weitere Folge. Der Papst, von seinem treuen Truchseß begleitet, verläßt ungehindert und in Sicherheit den Palast durch das große Thor, mitten zwischen den daran postirten Wachen und Bürgergardisten. Bei der Kirche San Pietro und Marcellino, unweit des Laterans, trifft Pius mit dem bayerschen Gesandten, Grafen Spaur, zusammen, und fährt dann mit ihm unaufgehalten durch Albano bis hinter Aricia, wo sie die Gräfinn Spaur, nicht ohne Gefahr unterwegs von begegnenden Karabinieri erkannt zu werden, in dunkler Nacht, im Freien wartend, antraf. Sie blickte um sich, gewahrte den Grafen, hinter ihm Karabinieri, während ein Mann in dunkler Kleidung (der h. Vater) mit dem Rücken an das die Straße schützende Geländer lehnt. An diesen richtete sie sogleich die verabredete Ansprache: „Doctor, steig rasch in diesen Wagen, denn bei Nacht reise ich nicht gern.“ Einer der Karabinieri öffnete den Schlag der bequemen Berline, und ließ den Tritt herunter, der Doctor stieg ein, der Soldat schloß wieder, und wünschte ihnen glückliche Reise mit der Versicherung, daß sie ruhig sein könnten, indem der Weg völlig gefahrlos sei. Glücklich wurde die neapolitanische Gränze erreicht. Vor Molo di Gaeta begegnete man dem Cardinal Antonelli, der mit dem Grafen Spaur den Paß tauschte, und während dieser schnell seine Reise nach Neapel fortsetzte, fast die Veranlassung geworden wäre, daß die Polizei zu Molo sich der ganzen Gesellschaft bemächtigt hätte. Der Polizeipräsident selbst war nämlich ein Schweizer, und mußte zu seiner größten Verwunderung wahrnehmen, daß der vermeintliche Graf Spaur kein einziges Wörtchen deutsch sprach.

König Ferdinand von Neapel wurde mit der größten Freude erfüllt, als er den Papst in seinem Staate in Sicherheit wußte, und begab sich in der größten Eile nach Molo di Gaeta, um dort den heiligen Vater zu begrüßen.

Die meiſten Cardinäle gingen jetzt nach Gaeta; nur acht von ihnen blieben in Rom zurück, wo ſich im Namen der Abgeordnetenkammer unter der Leitung von Sterbini, Mamiani, Sturbinetti und Galletti als Miniſtern eine Regierung gebildet hatte, welche nur den Zuſammentritt der verfaſſunggebenden Verſammlung erwartete, um die Republik auszurufen. Mamiani richtete ein Rundſchreiben an die auswärtigen Mächte, worin er alles Vorgekommene zu rechtfertigen ſuchte, und jede fremde Einmiſchung in die römiſchen Angelegenheiten zurückwies. Von Gaeta aus erließ aber auch Pius IX. am 27. November eine Verkündigung, durch welche er die ihm am 16. abgedrungenen Zugeſtändniſſe widerrief, und alles ſeitdem in Rom Geſchehene für ungeſetzlich erklärte.

§ 70.

Schreckensherrſchaft in Rom.

Um den Eindruck der päpſtlichen Worte zu ſchwächen, richteten die Kammern am 7. December einen Erlaß an die Völker des Kirchenſtaats, worin die aus Gaeta ergangenen Verfügungen für wirkungslos erklärt wurden. Eine Abordnung ſollte jetzt nach Gaeta gehen, und den Papſt zur Rückkehr einladen. Sie wurde gar nicht über die Gränze Neapels gelaſſen. Ebenſo erfolglos blieb die wiederholte ſchriftliche Aufforderung, der die Drohung beigefügt war, daß bei längerer Abweſenheit die Entſetzung des Papſtes von allen weltlichen Rechten ausgeſprochen werden würde. Der General Zuchi hatte ſich am 12. nach Gaeta begeben; Garibaldi, im Grunde nicht mehr als ein Räuberhauptmann, kam an demſelben Tage mit ſeiner Bande nach Rom. Früher hatte er ſich als politiſcher Flüchtling und Abenteurer in Amerika und wer weiß an wie vielen Orten umhergetrieben, zuletzt an dem Kampfe der Piemonteſen und Lombardei wider die Oeſterreicher Antheil genommen, jetzt wollte er als Streiter für die ewige Stadt

auftreten, und aus Freischaaren und Demokraten ein Heer bilden.

Am 17. zog ein Volkshaufe zum Quirinal, wo die Minister versammelt waren, verlangte die Berufung einer verfassunggebenden Versammlung u. s. w., erhielt jedoch den Bescheid, seine Wünsche den Kammern vorzutragen. Das Ministerium reichte am folgenden Tage seine Entlassung ein, Galletti wurde zum Dictator ernannt, und da er allein nicht annahm, wurden ihm noch zwei andere Volksmänner, Corsini und Cammereta, beigegeben. Man nannte diese Regierung die Triumvirn.

Am 28. vollzog man die Auflösung der Kammern, und am folgenden Tage erfolgte die Berufung einer aus allgemeinen und unmittelbaren Wahlen hervorgehenden verfassunggebenden Versammlung, deren Sitzungen am 5. Februar 1849 eröffnet werden sollten. Die eigentliche Herrschaft über Rom war an den Volksclub (Circolo populare), an dessen Spitze Sterbini stand, übergegangen. Noch zum Jahresschluß erklärte dieser die weltliche Herrschaft des Papstes für erloschen. Mamiani, dem diese Dinge doch zu weit gingen, trat zurück; Garibaldi's Dienste wurden dagegen Anfangs Januar 1849 angenommen.

Mit der Flucht des Papstes hatte für Rom übrigens eine wahre Schreckensherrschaft begonnen, welche ihre größte Stütze und Förderung in der Presse fand. Wehe dem, der es wagte, von den Rechten des Papstes zu sprechen, und selbst wenn es in den demüthigsten Ausdrücken geschah! So büßte der arme P. Ximenez, welcher die Zeitung Cassandrino redigirte, eine solche Kühnheit mit dem Leben; er ward eines Morgens von Dolchen ermordet gefunden; gleiches Loos ereilte einen andern Priester aus derselben Ursache. Eine Mordthat folgte auf die andere; Gütereinziehung auf Gütereinziehung. Durch Androhung aller möglichen Schrecken ward den friedlichen Bewohnern das Geld abgepreßt, in den Zeitungen aber wurden diese Brandschatzungen als freiwillige Gaben angekündigt.

Eine sehr auffallende Erscheinung war hierbei, daß, jemehr Silber auf die Münze gebracht wurde, desto mehr

das Geld verschwand. Silbergeräthe von Millionen an Werth wanderten dorthin, es wurde geprägt und geprägt, und dennoch war nirgend ein Scudo zu sehen. Man bediente sich des alten Gepräges Gregors XVI., und so konnten die neuen Münzen als solche nicht erkannt werden, und um so leichter in den Seckeln der „Volksfreunde" verschwinden. Ganz besonders soll Garibaldi eine reiche Aernte gehabt haben.

Keine Classe von Personen hatte mehr zu erleiden, als die Geistlichkeit, und eine so klägliche Rolle auch mancher dieses Standes in der italienischen Revolution, meist aus übertriebenem Nationalgefühl, gespielt hat, so ehrenwerth betrug sich doch die römische Geistlichkeit in jener Zeit. Der Verfasser eines Artikels über Rom in einer englischen Zeitschrift (Quaterly Review) sagt über diesen Punkt: „Der Clerus war am meisten den Verdächtigungen ausgesetzt, und zu seiner unsterblichen Ehre sei es gesagt, er bewährte durchaus einen solchen Muth und eine solche Entschlossenheit, wie keine andere Classe darin ein Beispiel gab, und worin er keine Nachahmer fand."

Die meisten Mordthaten und sonstige Grausamkeiten verübte ein gewisser Zambianchi, Anführer der Finanzieri*) mit seiner Bande. Er war ein Bologneser von Geburt und aus dem Gefängnisse entlassen, worin er sich wegen sieben Mordthaten befunden hatte. Dankbar gegen die „großen Männer," die er als seine Wohlthäter betrachtete, wurde er das brauchbarste Werkzeug für ihre Absichten. Ein Verzeichniß aller der Verbrechen, die während dieses Zeitraums verübt worden, wäre ebenso schwierig, als das Gemüth empörend. Wir wählen hier nur drei aus. Ein Priester, welcher die Kranken und Sterbenden in dem Hospitale von Trinita dei Pellegrini besuchte, wurde, da man bei ihm einen Paß nach Gaeta fand, wohin er wegen eines Prozesses bei der Curie sich zu begeben hatte, auf der Stelle erschossen. Der Pfarrer von St. Maria

*) Die Finanzieri (Zöllner) hatten von jeher in Italien keinen guten Namen, und in jener Zeit hatte sich diese Rotte noch aus einer Menge Banditen rekrutirt.

sopra Minerva wurde mit vier andern Priestern zu St. Calisto erschossen. Der Minister Galletti nahm bei Gelegenheit einer militärischen Promenade um die Stadtmauer drei Bauern gefangen, von denen er behauptete, sie seien verkleidete Jesuiten, und indem er sie mit in die Stadt schleppte, gab er sie der Wuth des Pöbels preis, der sie auf der Engelsbrücke ermordete; ein Augenzeuge hat versichert, daß er es gesehen, wie die Mörder die blutigen Messer abgeleckt hätten.

§ 71.

Rom, eine Republik.

Die ausgeschriebene Wahl der verfassunggebenden Versammlung fand außerordentlich wenig Theilnehmer; von der Bürgergarde Roms, die mehr als 12,000 betrug, stellen sich keine dreihundert zur Wahl ein. Am 5. Februar 1849 wurde jene Versammlung eröffnet, und wenige Tage darauf am 9. verkündigte der Präsident derselben, daß die Gewalt des Papstes*) thatsächlich und rechtlich aufgehört habe, und daß fortan die Republik eingeführt sei. Als ausübende Gewalt wurden Triumvirn bestellt, neben ihnen ein Ministerium. Die Republik verhieß nur einen kurzen Bestand; die Bessergesinnten, die aber in Rom, wie fast überall, feige waren, trotz ihrer großen Zahl, wurden ihrer bald satt, zumal die Wohlhabenden ungeheuere Summen aufbringen mußten, theils als Zwangslehen und theils als Steuer.

Der Papst hatte am 14. Februar eine Verwahrung gegen die Beraubung seiner weltlichen Macht allen fremden Regierungen mitgetheilt, und suchte die Dazwischenkunft Oesterreichs, Frankreichs, Spaniens und Neapels zur Her-

*) Der Minister Galletti war der Erste, welcher für die Absetzung des Papstes stimmte, wahrscheinlich aus Dankbarkeit, weil er, der unter Gregor XVI. zum Tode verurtheilt, und später zu lebenswieriger Kerkerstrafe begnadigt worden war, durch Pius seine Freiheit wiedererlangt hatte.

stellung seiner Rechte nach, indem er zugleich drei Cardinäle zur einstweiligen Uebernahme der Regierung ernannte.

Gegen den Verkauf der Kirchengüter erließ Cardinal Antonelli im Namen des Papstes ein Verbot, das mindestens die Erwerber abschreckte, und untersagte gleichfalls die Verschleuderung der Schätze der Kunst und des Alterthums, welche die Republik für eine in England gesuchte Anleihe zum Unterpfand bestellen wollte. Am 1. März erfolgte die Wahl der Abgeordneten zum italienischen Parlamente. Mazzini war unter den Gewählten; er nahm auch in der römischen Versammlung den für ihn bereitgehaltenen Sitz ein*).

---

*) Dieser Erzwühler und Häuptling sämmtlicher Wühler in Europa ist wichtig genug, ihn etwas näher zu kennen. Schlau, verschmitzt, immer thätig, immer rührig, nie verzagt, seine Sache möge noch so schlecht stehen, vor keinem Mittel zurückbebend, ohne Glauben und Sittlichkeit, immer neue Plane, neue Mittel aussinnend, ist er in der That ein sehr gefährlicher Mann. Kann er nicht offen hervortreten, so schleicht er unter dem Laube wie die Schlange, und schießt hervor, wenn sich die Gelegenheit zum Stechen bietet, er lauert im Versteck, wie die Wegelagerer und Banditen, über deren Dolche er noch in Italien gebietet.

Joseph Mazzini*), der Sohn eines ausgezeichneten Arztes, ist zu Modena im Jahre 1800 geboren. Er besitzt eine gründliche Kenntniß der neuen Sprachen, spricht das Französische so geläufig wie seine Muttersprache, und weiß sich auch im Englischen und Deutschen mit Sicherheit auszudrücken. Auch für Musik hat er ein entschiedenes Talent, und spielt die Guitarre nicht nur mit ungewöhnlicher Geschicklichkeit, sondern hat auch bedeutende theoretische Kenntnisse in der Musik, wovon seine schriftlich niedergelegten Forschungen und kritischen Arbeiten Zeugniß geben. Das Studium der Rechtswissenschaft wählte er zu seinem Beruf, und ward Advokat.

Seine Ansichten und Gesinnungen in religiöser Hinsicht waren schon von Jugend an mit der Lehre der katholischen Kirche in Widerspruch. Ganz Italien zu einer einheitlichen Republik zu gestalten, hielt er schon früh für die Aufgabe seines Lebens. Als Mitarbeiter einer Zeitschrift, Anthologie (Blumenlese) betitelt, welche 1820 zu Florenz erschien, suchte er seinen Ansichten über die politische Umgestaltung seines Vaterlands Geltung zu verschaffen; um aber der Strenge der Censur auszuweichen, kleidete er seine Gedanken in dichterische Gewänder oder wissenschaftliche Beurtheilungen ein. Dennoch entgingen diese Bestrebungen der Aufmerksamkeit der Behörden nicht, und das Blatt ward unterdrückt. Die Bewegungen, welche nach der

*) Nach der illustrirten Chronik des Jahres 1848.

Als Sardinien sich zur Wiederaufnahme der Feindseligkeiten gegen Oesterreich entschlossen hatte, verlangte es von

---

französischen Julirevolution in Italien nachzuckten, fanden in Mazzini einen begeisterten Vertreter. Oesterreichs Macht und Einfluß siegten, und Mazzini sah sich zur Flucht genöthigt. Abwesend wurde er zum Tode verurtheilt, dadurch aber von der Verfolgung seiner Plane nicht zurückgeschreckt. In Marseille, wohin er sich gewendet, wurde er der Stifter einer Verbindung, welche sich das „junge Italien" nannte, und verbreitete die Grundsätze derselben durch eine Zeitschrift, welche denselben Titel führte. Zugleich bemühete er sich, ähnliche Verbindungen unter andern Völkern zu Stande zu bringen. Das „junge Deutschland" und das „junge Polen" sind solche Schöpfungen, welche alle auf ein gemeinschaftliches Ziel hinzuwirken bemüht waren. Zu den Grundsätzen dieser Verbindung gehörte auch die behauptete Berechtigung, jeden zu strafen oder zu tödten, welcher den Zwecken der Gesellschaft entgegentreten würde. Das junge „Italien," ein wiederauflebendes Fehmgericht, nur mit weniger Berechtigung und Gewissenhaftigkeit, als das alte, sprach gegen zwei Männer, Emiliani und Scuriatti, das Todesurtheil, gegen zwei andere, Lazzareschi und Adriani, die Strafe der Geißelung aus. Der Blutbefehl, den Mazzini selbst unterzeichnete, wurde am 31. März 1833 zu Rhodes an Emiliani und Lazzareschi vollstreckt, und selbst die Gattin des erstern, die ihm zu Hülfe eilte, ermordet. Die Thäter verfielen der Gerechtigkeit, Mazzini aber, der jede Theilnahme abläugnete, wurde von den Geschworenen freigesprochen. Dadurch war aber die Aufmerksamkeit der französischen Regierung auf diese Gesellschaft hingelenkt worden, und Mazzini ward genöthigt, Frankreich zu verlassen. In Genf, wohin er sich begab, setzte er jedoch im Stillen dieselben Bestrebungen fort, ward der Urheber des bewaffneten Einfalls in Savoyen, Januar 1834, an welchem unter dem Befehl des Generals Romerino italienische Flüchtlinge, Franzosen, Polen, Schweizer und Deutsche Theil nahmen.

Nach seiner Rückkehr aus Savoyen fand Mazzini Aufnahme im Canton Solothurn, wo er in dem Dorfe Grenchen wohnte.

Jetzt wollte er seine Grundsätze durch eine allgemeinen Verbrüderung „das junge Europa" über den ganzen Erdkreis verbreiten. Er ist der Verfasser des Bundesentwurfs, der Erklärung über die Grundsätze desselben und der Anleitung für die Werber dieser Gesellschaft. Er wich hierbei von den frühern Ansichten nicht ab.

Die vielen Flüchtlinge aller Nationen, welche einen Zufluchtsort in der Schweiz gefunden, und von dort auf ihre Heimathländer zu wirken bemüht blieben, waren ein Gegenstand der Besorgniß für alle benachbarten Regierungen, die von der Tagsatzung deren Ausweisung forderten. Von allen Seiten gedrängt, willigte diese endlich ein, diejenigen zu entfernen, welche sich am meisten bloß gestellt hatten, und unter deren Zahl gehörte vornämlich Mazzini, der in Folge dessen die Schweiz verließ, und sich nach London wendete, wo er sich

der römischen Republik 25,000 Mann und täglich 10,000 Scudi als Kriegshülfe. An Versprechungen ließen es auch die römischen Gewalthaber nicht fehlen; allein Karl Albert war besiegt, bevor man in Rom nur Anstalten traf, ihm zu helfen.

§ 72.

Die Franzosen in Italien.

Am 30. März wurde die Dictatur in Rom an Mazzini, Armellini und Safi übertragen. Alle Schritte,

---

einer schriftstellerischen Thätigkeit widmete. Wenn man ihn jedoch für den Verfasser vieler Schriften politischen, philosophischen und socialen Inhalts hielt, welche unter dem Namen Mazzini erschienen, so ist dies ein Irrthum, denn dieselben rühren von seinem Vetter Andreas Mazzini einem Toskaner her.

Joseph Mazzini glaubte, Pius IX. für seine Zwecke brauchen zu können. Er schrieb deshalb von London unterm 8. September 1847 an den Papst einen Brief, welcher am 25. November desselben Jahres im Constitutionell abgedruckt erschien Der leitende Gedanke dieses Briefes ist folgender: Ein vereinigtes Italien wird der Angelpunkt der moralischen Einheit und der fortschreitenden Gesittung der Nationen Europas sein. Bei den großen Entwickelungen der Menschheit ist Italien schon zweimal ihre Lenkerinn gewesen, jede Offenbarung des italienischen Lebens ist eine Offenbarung des europäischen geworden, und wenn Italien sank, löste sich auch die moralische Einheit Europas auf. Diese widerherzustellen, besitzt Pius allein Macht und Größe der Seele genug. Die Menschheit hat den Himmel verloren, der Papst soll sie dahin zurückführen auf dem Wege eines Glaubens. Segen für Alle, die da leiden, Verdammniß aller, die Leiden zufügen: das wird die Völker um den päpstlichen Stuhl versammeln, und sie werden in Pius den Dolmetsch Gottes verehren. Die Einheit Italiens herzustellen, wollte Mazzini den Papst nicht selbst in den Krieg hineinziehen; er sollte nur diesen Gedanken aussprechen, nur die Hemmnisse wegräumen, und die Waffen derer segnen, die den Kampf beginnen. Allein wie Mazzini zugleich in diesem Briefe aussprach, war er auch darauf gefaßt, ohne Mitwirkung des Papstes, diese Plane durchzuführen, und kehrte in solcher Absicht nach Italien zurück, als der in Folge der Februar-Ereignisse eingetretene Umschwung der Dinge es ihm gestattete. Gegenwärtig weilt er in London unter dem Schutze des freisinnigen Englands, und schleudert mit seinen Gesinnungsgenossen Brandfackeln in Europa, um Throne und Altäre zu zerstören.

welche die römiſchen Machthaber in Paris und London zur Anerkennung der Republik thaten, hatten keinen Erfolg. Im Gegentheil erſchien am 24. April eine franzöſiſche Flotte vor Civita-Vechia; am folgenden Tage ſchiffte ſich General Oudinot mit 8500 Mann aus, und beſetzte, ohne Widerſtand zu finden, Stadt und Feſtung.

Oudinot's Verkündigung, daß er nur komme, die Einmiſchung anderer Mächte, nämlich der Oeſterreicher und Neapolitaner, zu hindern, und bei der Wiedereinſetzung des Papſtes die Volksrechte zu ſchützen, ſtimmte die Römer nicht friedlich. Sie förderten vielmehr aus allen Kräften die längſtbegonnenen Vertheidigungsarbeiten, und erbaueten gewaltige Barrikaden. Rom ſollte als das letzte Aſyl der Freiheit mit allen Kräften vertheidigt, und von Rom aus ſollte auf das übrige Italien gewirkt werden. Rom durfte nicht fallen. Schlimm war es, daß der franzöſiſche General nur über ſo wenig Truppen zu verfügen hatte; da er aber bloß auf einen ſchwachen Widerſtand zu ſtoßen hoffte, ſo ließ er am 30. April den am rechten Ufer der Tiber gelegenen Stadttheil angreifen. Dieſer erſte Angriff wurde von den Römern zurückgeſchlagen. Der Verluſt der Franzoſen an Todten und Verwundeten war nicht unbedeutend. Oudinot mußte ſich einſtweilen zurückziehen. Seine Lage war eine beklagenswerthe; nicht nur weil die Schlappe, welche ſein kleines Heer erlitten, die Demagogen in Rom ſehr ermuthigt hatte, ſondern was noch ſchlimmer war, weil der franzöſiſche Unterhändler Leſſeps in Rom es mit der dortigen revolutionären Regierung hielt, während der franzöſiſche General vor den Thoren ſtand. So wie die Sachen damals in Preis ſtanden, konnte Oudinot in der That nicht wiſſen, ob ihm nicht an einem ſchönen Morgen der Befehl zugehen würde, gemeinſchaftliche Sache mit der römiſchen Republik zu machen. Republik gegen Republik war ja doch etwas Unnatürliches, wenn auch die römiſche rother erſchien, als die franzöſiſche.

Ende April überſchritt gleichfalls der König von Neapel die Gränzen des Kirchenſtaats, und beſetzte Velletri.

Am 9. Mai in ſeiner Stellung bei Valmontone durch Garibaldi angegriffen, erlitt er einige Nachtheile, und zog

sich bald darauf wegen mangelnden Einverständnisses mit den Franzosen auf Oudinots Wunsch zurück.

Mittlerweile eroberte der österreichische General Wimpfen den nördlichen Theil des Kirchenstaats.

Am 8. Mai erschien er mit 10,000 Mann bei Bologna, schloß am 10. die Stadt ein und begann am 12. die Beschießung, die er bis zum 15. mit Unterbrechungen fortsetzte. An diesem Tage ergab sich Bologna. Von da zog Wimpfen nach Ancona, das sich am 25. zu Wasser und zu Lande angegriffen sah, und nach verzweifelter Gegenwehr am 18. Juni übergirg.

Die vier Legationen Ferraro, Bologna, Ravenna und Forli wurden jetzt der päpstlichen Verwaltung zurückgegeben.

Am 18. Mai schlossen die Römer und der französische Gesandte Lesseps einen Waffenstillstand; die Nationalversammlung in Paris verwarf aber die Bedingungen dieses Uebereinkommens. Eine römische Gesandtschaft, welche in London die Vermittelung Englands nachsuchte, erhielt von Lord Palmerston die Antwort, daß die brittische Regierung neutral bleibe, und Frankreich freie Hand in Italien lasse, so lange es die Verträge nicht verletze.

Lesseps machte am 29. Mai weitere Vorschläge, aber die Anweisungen, welche der General Oudinot in Händen hatte, stimmten mit denen des Gesandten nicht überein. Er kündigte daher den Waffenstillstand, besetzte am 31. Mai den Monte Mincio, und griff am 3. Juni früh um 4 Uhr wieder den am rechten Tiberufer gelegenen Stadttheil an. Jetzt begannen für Rom wahre Schreckenstage. Während dieser Zeit zeigten sich die rothen Republikaner in noch größerer Niederträchtigkeit als vorher.

Wir führen hier nur Einiges an. Sie litten es nicht, daß die Priester die Verwundeten mit den h. Sacramenten versahen, und den Sterbenden beistanden. Sie duldeten es auch nicht, daß die barmherzigen Schwestern und andere Nonnen sich der Pflege der Verwundeten in den Lazarethen widmeten. Alle diese mußten zum Thore hinaus, oder sie wurden mißhandelt, und einige von ihnen erschossen.

Da man aber die Kranken und Verwundeten nicht ganz ohne Pflege lassen konnte, so mußte man hierzu andere Personen suchen. So geschah es, wie der Papst es später öffentlich ausgesprochen hat, daß die armen Kranken und Verwundeten genöthigt waren, „ihren letzten Seufzer in den Armen von liederlichen Weibsbildern auszubauchen."

Die St. Pankratiuskirche und einige Landhäuser wurden zwar bald von den Franzosen genommen, aber erst nach wiederholten Stürmen gelang es ihnen, am 29. Juni die Stadt theilweise und am 3. Juli sie vollständig zu besetzen. Oudinot hatte die herrlichen Denkmäler des Alterthums und der Kunst in der ewigen Stadt nach Kräften geschont. Bei dem Einzuge der Franzosen schwanden die Barrikaden, die vorläufige Regierung ward aufgelöset, und eine Kriegerherrschaft von den Fremden errichtet. Garibaldi und Mazzini und überhaupt den eigentlichen Führern und Secten der Empörung, gelang es hier, wie überall, zu entfliehen, nachdem sie entsetzliches Unglück angerichtet hatten.

§ 73.

Pio nono.

Die Zustände in Rom, wo gleich nach der Einnahme die Regierung zwar wieder im Namen des Papstes geführt wurde, waren dennoch so beschaffen, daß der Kirchenfürst erst am 12. April 1850 dorthin zurückkehren konnte. Rom hat noch fortwährend eine bedeutende französische Besatzung. Der Boden ist dort zu sehr unterwühlt, als daß die Bevölkerung schon sobald hätte vollständig zur Ruhe kommen sollen. So war zu Rom wiederum, wie einst zu Rienzi's Zeiten, das Schauspiel „Republik," mehr Trauer- als Lustspiel, aufgeführt worden. Möchten die Neurömer es nie wieder vergessen, daß sie nicht den Beruf der alten Römer mehr haben! Das neue Rom ist nur groß als Sitz des Oberhauptes der katholischen Kirche, der viele Millionen Unterthanen in allen Welttheilen zählt, und

dessen geistige Macht noch unendlich bedeutend bleibt, wenn ihm die weltliche auch nicht mehr, wie im Mittelalter, zu Gebote steht. Rom ist noch immer groß als Aufbewahrerinn der Denkmäler des Alterthums, als Sitz der Künste, im Glanze der Wunderwerke der Baukunst, mit seinen Palästen, erhabenen Kirchen, mit seinen Bildergallerien, mit seinen mannigfaltigen Erinnerungen an die ersten christlichen Zeiten. Mögen die neuen Römer bei dem steten Andenken an das alte heidnische Rom nicht der Würde des christlichen, des katholischen, vergessen!

Im Unglück war es dem edlen Pius vorbehalten, seine wahre Größe zu zeigen. Im Feuerofen der Prüfung bewährte sich völlig das reine Gold seines erhabenen Charakters. Gaeta und Neapel haben den hochherzigen Pius größer gesehen, als das stolze Rom in den festlichen Tagen des ersten Jubels ihn zu zeigen vermocht hat.

Zum Schlusse dieses Abschnittes erlauben wir uns noch einige Bemerkungen über den jetzigen Papst als Regenten des Kirchenstaats. Es ist wahr, daß derselbe einen andern Weg eingeschlagen hat, als sein Vorgänger Gregor XVI.; er wollte verbessern, was zu verbessern war, abhelfen, wo er konnte, mochte ihm auch drohen, was da wollte. Er wollte wie ein Vater sich zu seinem Volke wenden, auch auf die Gefahr hin, schlecht für seine Liebe belohnt zu werden. Eine Aenderung im Kirchenstaate mußte erfolgen; er wollte sie übernehmen, sollte er auch das Opfer seines Strebens werden.

Wenn nun auch seine Schritte nicht Jedem fehlerfrei erscheinen, so darf doch Keiner jene Umstände übersehen, die sein Verfahren wenigstens theilweise entschuldigen und rechtfertigen können. Ohnehin dürfen bedeutende Schritte eines Herrschers nicht rein nach dem Erfolge bemessen werden; die Absicht, die er gehegt, der Standpunkt, den er eingenommen, die Verhältnisse, die ihn umgeben, müssen alle ihre Berücksichtigungen finden. Die Revolution war unvermeidlich. Sie ganz zu vernichten, war nicht möglich; sie zu beschwichtigen und zu verzögern, das konnte gelingen. Pius hat das Seine gethan; er benahm der Revolution jeden vernünftigen Vorwand. Hätte er aber, auf dem

Standpunkt seiner Vorgänger beharrend, jedes Zugeständniß an den Zeitgeist verweigert, und die Revolution wäre dann doch erfolgt, so würde man gesagt haben, hätte Pius nachgegeben, dann würde er sich und seinem Volke all das spätere Uebel erspart haben. So kurzsichtig ein solches Urtheil wäre, so hätte es doch bei Tausenden Eingang gefunden. Nun aber hat der Papst gethan, was er thun konnte; er ging bis zur äußersten Gränze, die seine Pflicht und sein heiliger Eid ihm vorgezeichnet hatte. Traf ihn nun doch die ganze Schwere des sich entladenden Gewitters, so waren es Undank und Bosheit, die ihn verfolgten. Pius wollte der drohenden Gefahr nicht mit Gewalt begegnen, was ihm doch nicht gelungen wäre; er trat der Gefahr mit sanfter Seele entgegen, und wollte sich jene durch Wohlthuen verbinden, die auf seinen Sturz bedacht waren. Es war nicht alle Hoffnung auf Rettung aufzugeben, es konnten die bethörten Völker noch die Zeit ihrer Heimsuchung erkennen; es konnten die unruhigen Elemente noch beschwichtigt werden. Vielleicht wäre das auch geschehen, hätten nicht der Aufstand in Sicilien die französische Februarrevolution und der lombardische Krieg, so wie die andern Vorgänge von 1848 stattgefunden. Wahr und schön schildern die hist. politischen Blätter den Charakter Pius IX.: „Pius war und ist ein treuer Katholik, ein frommer Priester, im Privatleben eine liebenswürdige Persönlichkeit, auf dem Throne ein väterlicher Herrscher. Er hat volle Gewalt über sich selber, und ein heiteres Lächeln verbirgt oft den tiefen Schmerz seiner Seele. Er ist Italiener von ganzem Herzen; aber über den Italiener geht ihm der Papst, über die Nation die Kirche. Er ist durchdrungen von der hohen Idee seiner apostolischen Würde, und auch in der freundlichen Herablassung sich stets derselben bewußt. In der Rede ist er gewandt und lebhaft, im Handeln rasch und rückhaltlos. Wohl ist Milde und Herzensgüte ein hervorstechender Zug seines Charakters, aber sie geht nicht bis zur Schwäche, seine Pflicht steht ihm höher. Er ist ausgerüstet mit hohen Geistesgaben, ohne gerade genial zu sein; er ist nicht unerfahren in der Politik, ohne sich indessen eigensüchtig durch die Grundsätze der Staats-

klugheit bestimmen zu lassen. Er ist der Mann des Gebetes. Seine Absichten waren groß und edel, und wenn er in Manchem sich täuschte, so war er ja Mensch, und das errare humanum (Irren ist menschlich) gilt in diesen Dingen auch von Päpsten. — Im Feuerofen der Prüfung bewährte sich völlig das reine Gold seines erhabenen Charakters."

Auch in allen übrigen italienischen Staaten, mit Ausnahme von Sardinien, ist die Revolution vorläufig bezwungen. Der Großherzog Leopold von Toscana hatte früher viel für das Wohl seines Landes gethan, und dieses zu hoher Blüthe geführt. Damit begnügten sich die Neurer nicht. Sie forderten s. g. freisinnige Reformen, er gewährte sie; sie verlangten Vertreibung der Jesuiten, er vertrieb sie; Theilnahme am Kriege gegen Oesterreich, er kriegte mit, trotz seiner österreichischen Abkunft und Verwandtschaft. Auch das war noch nicht genug. Die Wühler wußten die Einberufung einer constituirenden Versammlung zu bewirken, nöthigten den Großherzog zur Flucht, und gründeten auf kurze Zeit eine Republik, mit Guerazzi an der Spitze. (18. Februar 1849.) Jedoch wurde der im Ganzen beliebte Fürst durch eine vom Volke selbst ausgegangene Gegenerhebung seinem Lande schon bald zurückgegeben, und die alte Ordnung hergestellt. (11. April.)

Der kräftige Herzog Franz von Modena, welcher Fürst von Gottes Gnaden bleiben wollte, so wie der Herzog Karl von Parma, Nachfolger der am 8. December 1847 gestorbenen Maria Louise, waren zwar den Märzstürmen erlegen, jedoch ohne sich etwas zu vergeben. Sie retteten die Ehre durch ihre Flucht, und schlossen sich an Oesterreich an, welches das geschenkte Zutrauen auch rechtfertigte. Als Radetzky in Mailand einzog, kehrten sie in ihre Länder zurück. Nur allein in Sardinien, Piemont ist noch eine radikale Regierung am Ruder, welche die ärgsten Gewaltthätigkeiten gegen die Kirche verübt, pflichttreue wehrlose Bischöfe einkerkert oder in die Verbannung schickt, Kirchengut raubt, Kirchengesetze verletzt, und mit Rom in beständiger Fehde lebt.

England übt einen heillosen Einfluß auf Sardinien aus.

Letzteres ist die Schweiz von Italien, wo allen politischen Verbrechern, Wühlern und Umsturzmännern eine Freistätte geboten wird. Der schwache König läßt alles geschehen, und die Geißel, die man jetzt gegen die Diener der Kirche schwingt, wird ihn am Ende selbst treffen, wenn die Männer, denen er sich in die Arme geworfen hat, auch seiner überdrüssig werden, und die Zeit möchte nicht mehr ferne sein.

III. Deutschland.

A. Baden.

§ 74.

Der Aufstand in Baden *).

Die badenschen Kammerherrn beantragten ein Gesetz auf das andere: am 12. Januar 1848 beantragte Stösser die Einführung der Schwurgerichte in Strafsachen, und Christ die Gewährung der Preßfreiheit in innern Landes-Angelegenheiten. Zwei Tage später beantragte Abg. Helmwich eine verbesserte Gewerbeordnung. Zentner beantragte am 20. Januar die Einführung eines allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuches für alle deutschen Staaten. Am 26. beantragte Bassermann Vertretung der deutschen Ständekammern am Bundestage. Prediger Zittel verlangte eine oberste Schulbehörde, für alle Zweige des Unterrichts, und Hecker beschwerte sich über das Spürwesen der Regierung. Wir denken, Anträge, Verlangen und Beschwerden genug für 1 Monat! In allem, was hier in der 2. badischen Kammer beantragt, verlangt und beklagt wurde, ist so ziemlich Sämmtliches enthalten, was man bald aller Orten als Forderungen und Rechte aufstellte. Baden war schon aufgeregt

*) Vergleiche. illustrirte Chronik.

genug, kein Wunder, daß es bei dem Eintritte der französischen Revolution ganz zügellos ward! Galt es ja auch für das politisch am meisten ausgebildete und durchgebildete Land ein gesammtes Germanien. Welker „der alte Soldat der Freiheit," mahnte am 26. Februar in der Kammer die Regierung, auf der rückwärtsführenden Bahn einzuhalten, und in derselben Sitzung mußte der Minister Trefurt schon ein Vorpostengefecht bestehen. Da hörte man bereits den Donner aus der Ferne rollen. Mannheim wollte sich die Ehre nicht nehmen lassen, den 1. Act des Schauspiels „Revolution" zu spielen. Die Abgeordneten hatten Anträge gemacht, jetzt thaten es die Untergebenen, oder wie man sagt, das Volk, die Bürger. Also am 27. Februar versammelten sich zu Mannheim gegen 3000 Bürger, welche das Verlangen nach Volksvertretung am Bunde, nach Schwurgerichten, Preßfreiheit und volksthümlicher Wehrverfassung aussprachen. Man setzte sich mit andern Städten in Verbindung, und so strömten denn am 29. Februar und 1. März Tausende, mit deutschen Farben geschmückt, aus Mannheim, Heidelberg, Offenburg und aus andern Oertern nach Karlsruhe. Der Zug bewegte sich, seinen Sprecher Struwe an der Spitze, nach dem Sitzungssaale der Kammer, wo Abgeordnete des Volkes die Wünsche des badischen Volkes überreichen sollten. Zu den Mannheimer Wünschen und Forderungen waren jetzt schon viele neue gekommen: Religions-, Gewissens- und Lehrfreiheit, allgemeines deutsches Bürgerrecht, gleichmäßige Besteurung, Verantwortlichkeit der Minister, Abschaffung aller Vorrechte. Die Anträge wurden sofort einem Ausschusse übergeben, wie es das Gesetz vorschrieb, doch dauerte das der Menge zu lange, sie wollte gleich Gewährung, und ließ sich nur durch die Nachricht beschwichtigen, daß die Regierung die Presse bereits frei gegeben habe, da verstand sie sich zur Abschlagsquittung. Nachmittags drang ein Volkshaufe in den Schloßhof, um vom Großherzog die Freigebung mehrerer Gefangenen zu erlangen. Beliebte Abgeordnete brachten das Volk zum Glück noch zur Vernunft zurück, aber die Stadt blieb höchst aufgeregt. Der Ausschuß arbeibeitete die ganze Nacht. Welker stattete am folgenden Tage

Bericht ab, empfahl der Kammer 12 Punkte, die das Volk wollte, zur Annahme, und die Kammer nahm an. Das war also geglückt. Allgemeiner Jubel, wie sich von selbst versteht! Man sollte glauben, das Volk würde jetzt zufrieden gewesen sein, wenigstens fernern Unfugs sich enthalten haben. Mit nichten! Der fing erst recht an, jetzt glaubte man Alles ungeahndet wagen zu dürfen. Im Gebäude des auswärtigen Ministeriums zu Karlsruhe wurde in der Nacht vom 2. auf den 3. März Feuer angelegt, am 6. kamen dort noch mehrere Brandstiftungen vor, Drohbriefe ergingen, aufrührerische Aufrufe wurden angeschlagen, ein Bauernaufstand im Odenwalde und in andern Theilen des Landes erhob sich, die vandalischen Bauernkriege früherer Zeit schienen wieder aufleben zu wollen, es herrschte Gesetzlosigkeit, die Willkür des souveränen Volkes, Gesindel führte ein eisernes Zepter, das Faustrecht erstand aus morschen Grüften. Und doch ließ es die Regierung an Nachgeben nicht fehlen.

Am 4. März genehmigte der Großherzog die von beiden Kammern gefaßten Beschlüsse. Am 13. erfolgte die Vereidung des Heeres auf die Verfassung; da wurde auch mitgetheilt, daß der Minister des Auswärtigen einen Antrag auf Vertretung des deutschen Volkes bei dem Bundesstaate gestellt, und daß man die Abberufung des nunmehr verhaßten v. Blittersdorf beschlossen habe, zu dessen Nachfolger der Volksmann Welker am 14. März bestimmt wurde. Zwei Gesetze über die Aufhebung aller lehnsherrlichen Rechte, gegen mäßige Entschädigung, und über Verpflichtung der Gemeinden zur Ersetzung des durch Aufruhr angerichteten Schadens, wurden am 18. März angenommen. Am 13. März war bereits die körperliche Züchtigung bei dem Heere abgeschafft, an Ministerwechsel hatte es auch nicht gefehlt. Ein Gesetzentwurf über Bürgerwehr, von der man damals alles Heil in Deutschland erwartete, wurde den Kammern am 18. März vorgelegt, und eine Amnestie, Vergessenheit, ein Generalpardon oder eine General-Absolution für alle politischen Vergehen bis zum 16. März ertheilt. Mehr konnte man doch von einer Regierung nicht erwarten, die nicht selbst ihr Todesurtheil unterschreiben wollte. Mehr konnten

die doch nicht fordern, die eine constitutionelle Monarchie erstrebten, aber es waren viele Heuchler unter ihnen, die den völligen Sturz des Thrones und die Einführung einer Republik beabsichtigten. Man müsse sich vereinigen, — so mahnte man — und wohl auf der Hut sein, daß die im Geheimen wirkenden Feinde, Reactionäre (Rückschrittsmänner) nicht die Errungenschaften wieder raubten. Geladen von Hecker, Struve, Peter und dem alten Itzstein fanden sich am 19. März zu Offenburg viele Tausende zur allgemeinen Volksversammlung ein. Da wurde vieles gesprochen und gedonnert, daß der Kampf der Volksherrschaft gegen die Einherrschaft fortgeführt, daß alle Beamten, welche nicht das öffentliche Zutrauen besäßen, entfernt, daß die 1. Kammer aufgehoben, daß das Heer mit der Bürgerwehr verschmolzen, und daß alle Vorrechte aufgehoben werden müßten. Die Redner, die das Meiste forderten, fanden den meisten Beifall, besonders Hecker. Weil auf die in ihren Grundsätzen und Sitten verderbten badischen Soldaten nicht zu rechnen war, so hatte sich das Ministerium mit Recht an Würtemberg gewandt, im Fall der Noth Truppen zur Unterstützung bereit zu halten. Als die Umsturzmänner dies merkten, erhoben sie kein geringes Halloh, denn sie mochten sich in ihrer Wirthschaft nicht hindern lassen.

Aber die Kammer entschied sich hier für die Regierung. Das wollte man jedoch dem Ministerium und der Regierung nicht so hingehen lassen. An demselben Tage, am 26. März, wurden 2 große Volksversammlungen in Heidelberg und in Freiburg abgehalten. In Heidelberg schrieben sich beide Parteien die Stimmenmehrheit zu, aber die Republikaner konnten doch nicht durchdringen. Sie mußten sich mit dem ziemlich zahmen und bescheidenen Antrage genügen: „Die Versammlung glaubt, daß bei der Ausarbeitung der künftigen Verfassung Deutschlands die nordamericanische Verfassung einige Berücksichtigung verdiene.“ Wer hat je von dieser Partei so artige Worte gehört? Im Uebrigen trat man den Offenburger Beschlüssen bei. Besser ging die Sache für die Republikaner in Freiburg, wo Struve, Metz und v. Rotteck durch ihre leidenschaftlichen Reden vor 10—20,000 Mann ihr den Triumph bereiteten. Also ein

Theil des badischen Volkes war für die Republik, ein anderer Theil für die verfassungsmäßige Monarchie. In Baden wurde die Republik von dem „Zuschauer," herausgegeben von Struve, von der Mannheimer Zeitung und von Fickler's Seeblättern vertheidigt. In diesen Zeitungen machte man die badischen Kinder stets mit dem Gespenste Reaction (Rückschritt) bange, verdächtigte jede Handlung und jede Absicht der Regierung, und griff die Ehre jedes öffentlichen Beamten an. Das mußte Erbitterung hervorbringen, die noch wuchs durch die Nachricht, daß deutsche Bundestruppen, oder wie man zu sagen beliebte, fremde Truppen, in Baden einrücken würden, und daß das badensche Heer auf 20,000 Mann gebracht werden sollte. Die Regierung ließ wirklich den Ruf zur Aushebung ergehen, der aber, besonders im Oberlande, offenen Widerstand fand. Der Herr Bürgermeister Raus in Donaueschingen, der doch ohne Zweifel seinem Oberherrn den Eid der Treue geschworen hatte, forderte die Eltern geradezu auf, ihre Söhne nicht ziehen zu lassen, und als Staatsrath Beck den pflichtvergessenen Beamten zur Verantwortung zog, sagte der Ausschuß des Seekreises, der Bürgermeister habe ganz im Sinne des Volkes gehandelt. In verschiedenen Gemeinden wurden Wohlfahrtsausschüsse zur Ueberwachung der Behörden gestiftet, ganz wie ehedem in Frankreich, überhaupt schienen die Badener ganz Franzosen werden zu wollen, denn aus Frankreich hatten sie sich im Grunde doch nur alle ihre Staatsweisheit verschrieben, und dort ihre Muster gesucht. Ihre Verfassung sollte eine schlechte deutsche Uebersetzung aus dem Französischen werden. Vom 2. April an rückten würtembergische, hessische und baiersche Truppen ins Land. Als man das im Oberlande erfuhr, sammelten sich am 6. April 6—8000 Bewaffnete in Donaueschingen, und erhoben lauten und heftigen Einspruch gegen das Einrücken der fremden Truppen. Markgraf Wilhelm von Baden, Befehlshaber des 8. Bundesheeres, sollte abgesetzt, die Minister, nur nicht der Finanzminister, sollten entlassen werden, sonst wollte man in 3mal 24 Stunden gegen Karlsruhe ziehen. Bevollmächtigte der Regierung vermochten in dem Seekreise nichts auszurichten, und der radikale Abgeordnete Peter,

den die Regierung — unvorsichtig genug — zum Director des Seekreises ernannt hatte, rechtfertigte dadurch das in ihn gesetzte Vertrauen, daß er am 7. April, in Widerspruch mit dem erhaltenen Auftrage, Schreiben an die Befehlshaber der würtembergischem und baierischen Truppen erließ, worin er sie von einem Einmarsche abmahnte, welches auch für kurze Zeit glückte.

Fickler, der als Zeitungsschreiber und Volksredner überaus thätig für den Umsturz wirkte, war eben auf einer Rund- und Geschäftsreise, um seine republikanische, französische Waare im Großherzogthum abzusetzen, als er höchst unangenehm überrascht wurde. Denn Abgeordneter Mathy hatte den Muth, den Ruhestörer am 8. April zu verhaften; hätte sich bei der Regierung und ihren Beamten stets solche Entschlossenheit und Kraft gezeigt, so wäre manches Unheil vermieden worden. Schon früher war das 4. badische Infanterie-Regiment von Mannheim entfernt, damit es der Versuchung zum Aufstande mehr entrückt, und die Mannszucht nicht noch mehr gelockert würde. Wein, Bier und Branntewein wurden reichlich, und nicht vergebens an die Soldaten vertheilt, und die darin steckenden bösen Geister vollendeten, was etwa aufregende Reden nicht vermocht hatten. So haben sich denn die badischen Truppen vor ihren Waffengefährten im übrigen Deutschland wirklich auf eine traurige Weise ausgezeichnet.

Mannheim schien Vernunft annehmen zu wollen, aber das verhinderte der Buchhändler Hoff. In Constanz verdarb Hecker die eingetretene bessere Stimmung. Er war dort am 12. April angekommen, versammelte am Abend die Bürger von Constanz auf dem Rathhause, und hielt Reden, wonach die Sache des Volkes nur auf gewaltsamem Wege dauernd begründet werden könnte; die Regierungen erwarteten nur, wie früher, den günstigen Augenblick, um die alten Zustände zurückzuführen. So glaubte das ganze Volk, nur ein Anstoß sei nöthig, um eine lavinenartige Bewegung hervorzurufen, der sich die Krieger überall anschließen würden. War Hecker nicht verblendet, so konnte er Letzteres selbst nicht glauben, wenigstens hatte er Gelegenheit genug,

hinreichende Erfahrungen zu machen, daß seine Sache so viel Anklang keineswegs fand, wie er den Leuten jetzt zuredete. Selbst seine Freunde riethen ihm vom weitern Fortschreiten ab, aber der Mann des Fortschritts wollte keinen Rückschritt, keinen Stillstand. Er meinte, seine Ehre litte zu sehr darunter, und ordnete daher den Auszug für den nächsten Tag an. Er hatte einige Begleiter mehr, als er Throne umstürzen wollte. Mit diesen zog er, im Rinaldiniaufzuge, am 13. April unter Musik und Trommelschlag aus. Er hatte einen Aufruf vorhergehen lassen, wonach sich Gesinnungsgenossen mit Waffen und Lebensmitteln für 6 Tage versehen, und gegen Mittag sich in Donaueschingen einfinden sollten.

Hecker, der selbst nichts von der Kriegeskunst verstand, hatte den ehemaligen Preußischen Artillerieoffizier Willich zur Seite, der den Oberbefehl übernehmen sollte. In den Dörfern, welche sie durchzogen, schlossen sich freilich überall einige Abenteurer an, aber von einer allgemeinen Schilderhebung konnte keine Rede sein. Die besonneren Landleute meinten, man müsse jetzt gerade das Feld bestellen; später wolle man sich bedenken. Die ganze Schaar war auf einige 100 Mann angewachsen, die am Abende nach Stockach gelangten, wo sie die einzige Heldenthat des ganzen Krieges verrichteten, sie nahmen nämlich einen Würtembergischen Hauptmann gefangen, der die dortigen Verhältnisse hatte erforschen wollen. Er war der erste und letzte Kriegesgefangene dieses Feldzuges. Am nächsten Tage ging der Zug nach Engen, wo man 2 Böller bekam, die man Kanonen zu nennen beliebte. Jetzt war das Heer etwa 800 Mann groß. In Donaueschingen wollte man sich mit Struve, der mit 300 Kämpfern der Republik vorausgezogen war, vereinigen, aber er hatte zum Unglück die Stadt, welche mit 1500 Würtembergern besetzt wurde, bereits verlassen müssen.

Nach manchen Hin- und Her-, Kreuz- und Querzügen wuchsen diese republikanischen Truppen bis 3000 Mann an, die am 18. April zur Nachtszeit in Schopfheim anlangten. Der ehemalige Lieutenant Siegel stand mit der von ihm gesammelten zweiten Abtheilung einen Tagemarsch rückwärts von den Heckerschen Schaaren, und Willich fand es nicht

angemessen, diese Verstärkung abzuwarten, sondern brach am nächsten Morgen auf, um über Lorrach und Steinen nach Kandern zu ziehen. Von Constanz und der Umgegend kam bedeutender Zuzug zur Siegelschen Heeresabtheilung, die bald an Zahl der Heckerschen nicht mehr nachstand. Was sonst für die Republik in Offenburg und Mannheim geschah, läßt sich auf Straßenauflauf und Lärm zurückführen.

Die Kammer gab am 17. April die Genehmigung zur Verhaftung Heckers. Die Bundestruppen befehligte Friedrich v. Gagern, Generallieutenant in niederländischen Diensten, jetzt Bundesgeneral, ein deutscher Ehrenmann. Schon hatte er die republikanischen Haufen so völlig umzingelt, daß ihnen nur Niederlage und Unterwerfung übrig blieb, als er noch zuvor den Weg des Vergleiches und der Güte versuchen wollte, um Menschenblut zu schonen. Die Heckersche Schaar war am Morgen des 20. April vor Kandern aufgestellt. Gagern verlangte, mit Hecker zu sprechen. Dieser erschien auf der Mitte der Brücke von Kandern, in seinem Geleit Willich, Kaiser, sein Adjutant Feuerlein nebst Anderen. Gagern forderte völlige Unterwerfung, die Hecker weigerte; darauf zogen sich die republikanischen Häuptlinge zurück. Bevor Gagern dieses vermochte, und während Freischärler die Truppen um Abfall angingen, wurde Feuer vom Walde her gegeben, und der edle Gagern nebst seinem Diener fiel todt darnieder, getroffen von feigen Meuchlern. Die Republikaner haben den Meuchelmord von sich abwälzen wollen, und behaupten, es sei von den Truppen zuerst geschossen; vergeblich! Sehr richtig sagt hierüber ein Schriftsteller: „So lange man uns nicht beweiset, daß wir noch in den Zeiten des trojanischen Krieges oder der Kreuzzüge leben, werden wir uns nicht überzeugen, daß der Oberfeldherr eines Heeres sich an die Spitze seiner Soldaten stellt, um sie zum Angriff zu führen.“ —

Die Aufstellung des republikanischen Heeres war höchst fehlerhaft. Oberst Hinkeldey, Gogerns Nachfolger, ließ jetzt das Gewehrfeuer beginnen, die Freischärler wichen nach halbstündigem Gefechte vom offenen Felde, die Truppen drangen unter beständigem Feuern vor, und zersprengten die

Aufständischen. In Schlachtenhaus, das sie um 12 Uhr erreichten, fanden sie die von Siegel und Struve befehligten Abtheilungen. Struve erhielt auf seinen Wunsch ½ Stunde Zeit zum Rückzuge.

Der Zug, den Siegel gegen Freiburg führte, wo eine bewaffnete aufrührerische Volksversammlung, ohne besondern Erfolg, stattgefunden hatte, ward von den badischen Soldaten, unter Anführung des Kriegesministers Hoffmann, angegriffen, die 900 Mann wurden nach kurzem Kampfe leicht geworfen, und lösten sich auf. Am 24. April wurde Freiburg mit Sturm genommen, ein Aufstand in Mannheim am 26. nicht ohne Blutvergießen durch bayrische und nassauische Truppen unterdrückt, Constanz am 24. von bayrischen Soldaten besetzt. Die Freischärler, die sich vereinzelt herumtrieben, wurden zersprengt, viele verhaftet, und den Hauptführern uud vorzüglichsten Unruhstiftern gelang es, durch Flucht eine Freistätte in der Schweiz, dem Zufluchtsorte aller politischen Verbrecher, zu finden. Das war der jämmerliche Ausgang der badischen Republik.

Nicht mehr Lorbeeren ärnteten auch die aus Frankreich und der Schweiz hervordringenden Freischaaren ein. Wie wollten sie auch Bedeutendes leisten! Wer könnte bei solchen Menschen wahre Begeisterung erwarten! Die Führer waren eben so unwissend, als unfähig, die Soldaten kannten keine Mannssucht und Folgsamkeit. Bornstedt, früher Feldwebel, wurde Generalissimus des Heeres, Corvin, gebildet im Cadettenhause zu Potsdam und Berlin, viele Jahre Offizier, schien eher dazu befähigt; er wurde Chef im Generalstabe. Hauptmann Schimmelpfenning, Reichart genannt, der Einzige, der Muth und einen Anflug von ritterlichem Sinn besaß, bekam keine ihm angemessene Stelle, während Herwegh sich hervordrängte, der so erschreckliche Kriegeslieder in Friedenszeiten singen konnte, als hätte er es allein mit einem ganzen Heere aufzunehmen vermocht, wogegen er sich doch nur als feige Memme erwies, er, der schon einmal desertirte, als er ins Heer treten sollte, angeblich, weil ihm der Kamaschendienst nicht zusagte, womit es doch im republikanischen Heere keine Noth hatte. In die Cypher that er

kühne Griffe, aber das Schwert wußte er nicht zu handhaben. Als Tyrtäus lassen wir ihn gelten, aber die Lorbeeren eines Helden verdient seine Schläfe nicht. Selbst sein Weib übertraf ihn an Muth. Diese machte die Spioninn des Heeres, und begab sich von Straßburg nach Baden, um mit Hecker sich zu besprechen. Da sie lange ausblieb, folgte Corvin, der meinen mochte, Frau Herwegh sei in zu lange Gespräche gerathen, nach Weise ihres Geschlechts, ihr nach Freiburg. Nicht besonders ermuthigt, kehrte er nach Straßburg zurück, und begleitete die überall zusammengekehrten Freischärler, 1200 Mann stark, welche auf der Eisenbahn nach dem obern Elsaß fuhren, und in der Nähe von Hünigen am Ostermontage über den Rhein setzten. Zum Unglücke hatten die Helden ihre in Kisten geladenen Waffen nebst Schießbedarf in Straßburg mitzunehmen vergessen, die erst folgen mußten. Man zog dem Schwarzwalde zu, und stieß am 27. April unweit Schöpfheim auf 2 Compagnien Würtemberger und einige Reiter. Es erhob sich ein dreistündiges Gefecht, 300 Freischärler blieben, Bornstedt wurde gefangen genommen, die Truppen zersprengt, die theilweise über den Rhein flohen, theils die Schusterinsel bei Basel besetzten. Letztere zogen einige Tage darauf in den Elsaß zurück. Auch Herwegh, der Held in Friedenszeiten, der selbst mit dem lieben Gott zu hadern wagte, entkam auf dem Wagen seiner Frau, vorsichtig unter dem Spritzleder versteckt. Wirklichen Muth zeigte von der ganzen Meute nur Schimmelpfennig, der bei Dossenbach den Tod suchend, mit dem Degen in der Hand auf den Würtembergischen Hauptmann eindrang, ihm 3 Finger abhieb, und dann von Geschossen getroffen, als Leiche niedersank. Das war die Tragi-Komödie der Freischaaren.

§ 75.

Folgen des Aufstandes, weitere Umtriebe der Republikaner.

Nur durch eine starke Krieges-Besatzung konnte der Aufruhr im Lande unterdrückt, und das Unwesen der Eindring-

linge aus Frankreich und der Schweiz zurückgewiesen werden. So mußte Freiburg täglich 3000 Gulden für Bewirthung der Soldaten zahlen und Mannheim am 1. Mai in Kriegszustand erklärt werden, andere Orte mußen viele Opfer sich gefallen lassen. Statt dem ehrlichen Geschäfte nachzugehen, hatten Viele in Wirthshäusern die Angelegenheiten Europa's berathen, Politik getrieben und Kriegen gespielt, das „Heckerlied" nach der Melodie: „Schleswig Holstein meerumschlungen," die Marseillaise der deutschen Republikaner, angestimmt, und dadurch den Familienheerd mit seinen stillen und reinen Freuden gestört, und der Armuth die Pforte geöffnet, Haß und Hader ausgesäet, und das Schwert der Krieger aus der Scheide gewaltsam hervorgezogen. Das waren die Folgen.

Die Regierung löste am 5. Mai die Volksausschüsse auf, verfolgte entwichene Bürgermeister und Gemeinderäthe mit Steckbriefen, steckte Freischärler ein, entwaffnete Städte und bestrafte sie mit Einquartirungen, und das von Rechtswegen. Aber auch noch auf dem Wege der Milde suchte die Regierung die Gemüther zu beruhigen. Der Großherzog verzichtete z. B. auf einen bedeutenden Theil seines Einkommens. Welche Regierung hätte Deutschland wohl bevorgestanden, wenn die eben geschilderten Staatsmänner, Feldherren und Helden ans Ruder gekommen wären!

Noch war die republikanische Partei nicht enttäuscht und nicht entmuthigt. So wußte sie am 7. Juni die Wahl Heckers als Abgeordneten zur Reichsversammlung durchzusetzen, worüber die Fremden mitleidig lächelten, denn sie meinten, es sei doch Thorheit, anerkannte Zerstörer der Ordnung und Gesetzlichkeit zu Schöpfern gesetzmäßiger und bleibender Zustände, Wölfe zu Schafshirten und Böcke zu Gärtnern zu wählen.

Am 17. Juni gaben die badischen Kammern zwar ihre Genehmigung zur Verhaftung Peters des Radikalen, aber die Frankfurter Nationalversammlung wollte den lieben Mann nicht entlassen, und schien die Paulskirche nach Art von Heidentempeln für Freistätten politischer Verbrecher anzusehen.

Noch immer wollten die Republikaner in Baden nicht weichen, und wäre der Juniaufstand in Paris nicht mißglückt, so hätte Deutschland noch viel von den Volks-

beglückungsthaten der Wühler erfahren müssen. Am 16. Juli beriethen sich die Demokraten zu Ettlingen über die Mittel, wie sie die Reichsversammlung zu Frankfurt sprengen möchten. Der Gemeinderath in Constanz beantragte bei der Regierung die Freilassung Ficklers, der freilich als Wühler sehr gut zu gebrauchen war. Darauf verlangte man, daß die Unruhstifter der letzten Zeit sollten freigegeben werden. Es wurden auch in der That bis zum 11. September 72 Personen von der badischen Regierung begnadigt, nämlich solche, die ein gesetzliches Verhalten versprachen, und um Gnade nachsuchen wollten. Daß die nicht berücksichtigt wurden, welche ihre Bestrebungen nicht aufgeben, der Regierung keine Treue geloben wollten, kann man doch letzterer im Ernste nicht übelnehmen. In Karlsruhe ergötzte man sich schon wieder an Katzenmusiken, und in Heidelberg an Judenverfolgungen. Von da ab war es einen Monat lang dem Aeußern nach ruhig, es herrschte aber die Stille, die dem Sturm vorausgeht. Eine weitverzweigte Verschwörung nach einem gemeinsamen Plane wurde vorbereitet, die Frankfurter Reichsversammlung sollte gesprengt, eine republikanische Regierung eingesetzt, längs des Rheins, in Würtemberg, Franken, Thüringen sollte das Feuer des Aufstandes geschürt werden, Berlin, Breslau, Wien und Ungarn sollten helfen, und Freischaaren aus Frankreich und der Schweiz das Ihrige in Baden thun. Der Plan mißlang.

Struve übereilte sich. Er überschritt von der Schweiz aus mit seinen Schaaren in der Nacht vom 21. zum 22. September die badische Gränze, besetzte Lörrach, verhaftete die Beamten, und legte die Staatskassen mit Beschlag, ließ das Standrecht verkünden, und drohte Jedem mit der Kugel, der sich mitzuziehen weigerte. So mußte er Zuzug bekommen, Einige folgten, weil sie wollten, Andere, weil sie mußten. Durch Besetzung von mehreren Bahnhöfen und Aufreißen der Schienen suchte er das Herbeischaffen der Truppen zu hindern. Zunächst schienen es Struve und seine Schaaren auf Geld abgesehen zu haben, gestand es ja Frau Struve, daß sie und ihr Mann keinen Batzen mehr gehabt hätten, auch andere Flüchtlinge konnten sich in der Fremde nicht mehr halten, und ihnen war

es wohl mehr um einen Raubzug, als um einen Kriegeszug zu thun. Damit stimmen auch ihre Handlungen. Darum plünderte man öffentliche Kassen und legte einzelnen Bürgern Brandschatzungen auf, und das alles im Namen der Freiheit und des Volkswohls. Wer nicht mitkriegen wollte, konnte sich abkaufen, wer aber nichts bieten konnte, als sein Leben, wurde mit dem Tode bedroht.

Es wäre eine arge Verblendung, wirklich zu glauben, daß solche Menschen in der That für etwas Höheres oder Hochgehaltenes gefochten hätten. Sie glichen den Raben, die Worte nachsprechen lernen, wovon sie selbst nichts verstehen, deren Natur aber nur auf Beutemachen geht, denn Raben sind vor allen Dingen Raubvögel. Wer kann annehmen, daß die verwahrlosten Haufen des gebildeten Europa's, viele Fabrikarbeiter, Proletarier, Bummler, Bankerottirer und Menschen, welche sich einem mühsamen Leben nicht widmen mögen, sich für die Worte „Constitution, Volksvertretung, Verantwortlichkeit der Minister, Preßfreiheit" nebst Zubehör, sollten so sehr begeistert, ja diese Namen nur verstanden haben, geschweige denn, daß sie geneigt gewesen wären, sich für solche, ihnen unverständliche Dinge, todtschlagen zu lassen?

§ 76.

Unterdrückung des Aufstandes.

Die Regierung bot die Truppen auf, welche ihr zur Verfügung standen, nämlich die aus Schleswig zurückkehrenden Badener, und wurde von der Reichsgewalt unterstützt, die gleich 3 Bataillone von Frankfurt nach dem Oberlande abgehen ließ. Der badische Kriegsminister Hoffmann wurde zum Feldherrn über die zu verwendenden Reichstruppen ernannt.

Obschon Struve mit der einen Hand andern Leuten nahm, was ihm nicht gehörte, plünderte und brandschatzte, gab er in einem Aufrufe mit der andern Hand, was er nicht besaß, nämlich Anweisungen auf fremde Börsen. Alle auf Grund und Boden haftenden Lasten erklärte er für abgeschafft, ohne Ablösegelder, alle bis dahin an Staat,

Kirche und adlige Grundherren — die bürgerlichen privilegirte er — entrichtete Abgaben sollten aufhören, das Grundeigenthum des Staats, der Kirche und der Kämpfer gegen die Republik sollte den Gemeinden, in deren Bezirk es lag, überwiesen werden; dagegen sollten aber alle Männer von 18—40 Jahren Kriegesdienste leisten, oder dem Standrechte verfallen. Mehr Ungerechtigkeiten kann man nicht füglich in wenigere Worte einkleiden. Am 22. September zogen die Freischärler über Schopfheim, Kandern und Schönau, wo sie überall Geld, Lieferungen und Mannschaften forderten. Nachdem sie am ersten Tage Heitersheim besetzt hatten, wichen sie den Truppen aus, sie begaben sich am 24. nach dem Städtchen Staufen, in welches Struve mit seiner aus 2000 Abenteurern bestehenden Bande, die nur zur Hälfte Waffen besaßen, Vormittag einrückte. Auf Befehl wurde geläutet, eine herumziehende Musikgesellschaft kamen ihnen zum Glücke in den Wurf, die aufspielte. Ein Fahnenträger und drei Offiziere zu Pferde mit blutrothen Binden voran, dann 300 Scharfschützen, Kerle mit furchtbaren Demokratenbärten und wilden Gesichtern. Bei diesen auch im übrigen Deutschland zur Mode gewordenen langen Demokratenbärten fällt uns unwillkürlich eine Stelle aus Shakespear's Kaufmann von Venedig ein:

„Kein Laster ist so blöde, das von Tugend
Im äußern Thun nicht Zeichen an sich nähme,
Wie manche Feige, die Gefahren steh'n
Wie Spreu dem Winde, tragen doch am Kinn
Den Bart des Herkules und finstern Mars,
Fließt gleich in ihrem Herzen Blut wie Milch!
Und diese leib'n des Muthes Auswuchs nur,
Um furchtbar sich zu machen."

Neun Fahnen der rothen Republik wurden der übrigen Mannschaft vorgetragen. Madame Struve, ein Mannweib wie Madame Herwegh, saß, wie ein römischer Triumphator, im Wagen, gezogen von vier Rossen, die man beide Tages vorher dem Bürgermeister Blatenhorn geraubt hatte. Die Amazone war mit Dolch und Pistolen bewaffnet, hinter ihr lag ein blitzendes Schwert, neben ihr saß ein Mädchen aus Lörrach als Ehrendame. Zuletzt erschien Struve, der Präsident der deutschen Republik. an ihn schloß sich noch ein Troß

Freiwilliger und Unfreiwilliger an, wenige mit Waffen versehen, die sie sich erst erobern wollten. Vom Rathhaus herab sprach der Präsident zum Heere und zum Volke, daß alle Abgaben erlassen, alle Arme reich werden, und ohne Mühe und Arbeit das Leben genießen sollten. Während die Freischärler bei ihren Wirthen sich gütlich thaten, mußten die Staufener unter Anleitung von Barrikadenverständigen ihr Städtchen befestigen. Die badenschen Truppen thaten für dieses Mal ihre Schuldigkeit. Wie sicher Struve auf Abfall der Landessoldaten gerechnet hatte, ging daraus hervor, daß Frau Struve bei dem Beginnen des Feuerns kläglich ausrief: „Nun seht ihr's, das sind Badener, und sie schießen doch auf uns!" Zwei schwache Bataillone und vier Geschütze reichten hin, den Aufständischen binnen zwei Stunden eine völlige Niederlage beizubringen. Mittags 1 Uhr hatte das Feuer begonnen, 3 Uhr waren die Truppen im völligen Besitze von Staufen. Nur ein Scharfschütze war geblieben, 4 Soldaten waren schwer, und 4 leichter verwundet. Von den Freischärlern fand man 11 Todte allein in den Straßen der Stadt, 60 wurden gefangen, 8 Pferde und eine ziemliche Kasse erbeutet. Die Freischaaren lösten sich auf, einzelne bildeten sich zu Räuberbanden, wovon eine in Salzburg 1500 Gulden sich aneignete. Die provisorische Regierung hörte auf. Die 8,200 Gulden enthaltende Kriegskasse nahm man ihr fort. Der nun verwünschte und fliehende Struve, ein politischer Fanatiker in Marats Geist, früher Rechtsanwalt und Zeitungsschreiber in Mannheim, wurde von Schopfheimer Bürgern verhaftet, und nebst Blind, Trautmann, Bauer, Madame Struve und andern Häuptlingen nach ihrer Stadt gebracht, von wo aus man sie nach Müllheim abführte. Dort war am 30. Sept. eine standrechtliche Abordnung versammelt, um über den Präsidenten der deutschen Republik zu Gerichte zu sitzen. Der Gerichtshof that den Spruch, Struve solle, in Erwägung, daß er schon vor der Verkündigung des Standrechts verhaftet worden, vor die ordentlichen Gerichte gewiesen werden. „Sein Prozeß vor dem Schwurgerichte in Freiburg (20. März 1849) enthüllte die bodenlose Rechtsverwirrung, die durch sophistische Reden und Zeitungsartikel in dem Volke erzeugt worden war."

B. Naſſau.

§ 77.

Auch hier ein Revolutiönchen nebſt den übrigen Errungenſchaften.

Das Herzogthum Naſſau hatte ſchon 1814 eine conſtitutionelle Verfaſſung von ſeinem Herzoge Friedrich Wilhelm erhalten. Landeigenthum galt in ihr als Grund der Vertretung. Sein Nachfolger Herzog Wilhelm ordnete die Landesverwaltung anders, die neue Verfaſſung trat 1818 ins Leben, und auf den Landtagen ſtritten fortwährend Regierung und Volksvertreter. Die Kammer griff unter andern die Rechte des Herzogs auf die Domainen an. Am 20. Auguſt ſtarb der Herzog im Bade Kiſſingen, ihm folgte ſein Sohn Adolph in der Regierung, der ſich 1844 mit der Großfürſtinn Maria verheirathete. Man klagte unter ihm vorzüglich über Willkür, Uebergriffe und ſchimpfliche Behandlung der Unterthanen, beſonders des Bauernſtandes durch die Beamten. Der Herzog hielt ſich häufig außerhalb ſeines Landes auf. Daher Erbitterung gegen die Beamten und Tadel gegen den Fürſten. Der Ruf nach Reform erſcholl hier wie überall. Das Glück der Revolutionäre Frankreichs machte auch hier Muth.

Am 2. März 1848 traten zu Wiesbaden über 4000 naſſauiſche Bürger zuſammen, und ſtellten Forderungen, welche ſofort dem Staatsminiſterium vorgelegt werden ſollten, da der Herzog in Berlin verweilte.

Die Verſammlung wählte 7 Bürger zu ſeinen Abgeordneten, Hergenhahn an der Spitze. Die Menge wartete auf den Erfolg. Da wurden donnernde Reden gehalten, Vaterlands- und Freiheitslieder geſungen, der Lärm war nicht klein, und mehrte ſich, je länger die Abgeordneten verweilten. Endlich kamen ſie, von einem weitſchallenden Hurrah

begrüßt. Procurator Hergenhahn machte bekannt, der Staatsminister habe zwei der Forderungen aus eigener Machtvollkommenheit bewilligt, und verspreche auf's heiligste, die Durchsetzung der übrigen Forderungen mit seiner ganzen Kraft bei dem Herzoge zu unterstützen. Ein entsetzlicher Tumult erhob sich, man wollte die Angelegenheit nicht länger hinausgeschoben wissen. Der mächtige Volksleiter Hergenhahn stellte die Ruhe her durch die Versicherung, am 4. März solle eine zweite Volksversammlung stattfinden, wozu er das ganze nassauische Volk auf's dringendste einlade. Die Bürgerschaft erschien massenweise auf dem Stadthause, um sich als Nationalgardisten einschreiben zu lassen. Waffen aus dem Zeughause wurden ihr sofort zur Verfügung gestellt. Die Nassauer forderten 1) allgemeine Volksbewaffnung mit freier Wahl der Führer. 2) Unbedingte Preßfreiheit. 3) Sofortige Einberufung eines deutschen Parlaments. 4) Unverzügliche Beeidigung der Krieger auf die Verfassung. 5) Das Recht der freien Vereinigung. 6) Oeffentlichkeit, öffentliches mündliches Verfahren mit Schwurgerichten. 7) Erklärung der Domainen als Staatseigenthum. 8) Sofortige Einberufung der 2. Kammer, zur Entwerfung eines neuen Wahlgesetzes, wobei von dem Grundsatze auszugehen, daß die Wählbarkeit nicht an einen gewissen Vermögensbesitz zu binden sei. 9) Beseitigung aller Schranken der verfassungsmäßig festgesetzten Religionsfreiheit.

Volksbewaffnung und Preßfreiheit hatte der Minister am 2. März bereits bewilligt. Am 4. März Vormittags erschien der Prinz Nicolaus, der 16jährige Bruder des Herzogs, unter den bewaffneten Bürgern, und versicherte, alles aufbieten zu wollen, daß keine fremde Truppen die Stadt beträten, und sein Bruder werde nicht auf seine Bürger schießen lassen. „Es lebe Prinz Nicolaus! Es lebe Nassau! Der Herzog ist gut, aber übel berathen.“ So erscholl der Ruf. Am Nachmittage erklärte der Staatsminister, er seinerseits bewillige die ihm vorgebrachten Forderungen unbedingt, und er spreche auch die feste Ueberzeugung aus, daß der Herzog sie ihnen bewilligen werde; die Frau Herzoginn und ihr Sohn Nicolaus leisteten mit ihrer Person dafür Sicherheit. Die Letztern erklärten sich hiermit einverstanden.

Der Minister sprach noch an demselben Tage aus, daß keine Steuer im Lande bezahlt werden sollte, bis die Genehmigung des Herzogs erfolgt sei. Noch immer erschien dieser nicht, die Erbitterung stieg, verwegene Redensarten hörte man. Es wimmelte in Wiesbaden von Volk. Die Lüge wurde verbreitet, die Garnison wolle in der Nacht vom 4. auf den 5. März Wiesbaden überfallen. Der Staatsminister widersprach diesem Gerüchte. Am 4. März kam endlich der Herzog, und sprach vom Balkone des Schlosses herab zum versammelten Volke, daß er die zugestandenen Forderungen genehmige, und sie halten werde, er ersuchte um Vertrauen. Dasselbe erklärte er in seiner Kundmachung vom 5. Da herrschte großer Jubel im Lande.

Am 6. März eröffnete der Herzog die Versammlung der Landstände mit einer feierlichen Thronrede, worin er denselben das neue Wahlgesetz zur sorgfältigen Erwägung empfahl. Der Johannisberg, Eigenthum des Fürsten von Metternich, wurde vom nassauischen Volke als Nationalgut erklärt, denn dieses meinte, es läge nur eine willkürliche eigenmächtige Schenkung eines frühern Herzogs zum Grunde, und der Landesherr hätte ohne den Willen der Nation und der Stände nichts von den Staatsgütern verschenken können. Die deutschen Farben schmückten jede Brust, auf dem Schlosse wehte die deutsche Flagge, und ohne deutsche Cocarde durfte Niemand zu erscheinen wagen. Mißliebige Beamten wurden mißhandelt: da rief man wohl, indem man auf die rechte Wange schlug: „Das ist Freiheit!“ uud bei dem Schlagen auf die Linke: „Das ist Gleichheit!“ Einen Amtmann zwang man bei einer Revolutionsprocession die deutsche Fahne zu tragen. Am 9. März ließ der Herzog der Kammer verkünden, er habe sich an die Spitze der Bewegung gestellt, und eine Gesandtschaft an die benachbarten Staaten geschickt, dahin zu wirken, daß so schnell als möglich, ein deutsches Parlament zusammenberufen werde. Das Volk ließ den Fürsten hoch leben, die Deputirtenversammlung und die Mitglieder der Herrenbank schickten ihm Lob- und Dankadressen. Noch andere Verfügungen des Herzogs wurden mit gleichem Beifall aufgenommen: alle wegen Forst- Jagd- und Feldpolizei-Vergehen verhängten Strafen sollten erlassen, die darüber anhän-

gigen Untersuchungen niedergeschlagen werden; endlich wurde verfügt, nachdem die in den 4 Garnisonen des Herzogthums anwesenden Truppen den Eid auf die Verfassung bereits abgelegt, sollte dasselbe bei allen im Lande befindlichen Beurlaubten sofort ausgeführt werden. Das waren die Errungenschaften in Nassau. Aehnlich waren die Erfolge in den zahlreichen kleinen Staaten Deutschlands, und ähnlich waren die Thaten, die zu diesen Erfolgen führten. Wir können sie unmöglich alle näher mittheilen, sie gleichen sich, wie das eine Ei dem andern Ei.

C. Der deutsche Bund.

§ 78.

Das Vorparlament.

Das furchtbare Gewitter, das sich in Frankreich entladen hatte, zog, wie schon bemerkt ward, nach Deutschland. Auch hier fehlte es keineswegs an Gährungsstoff, Uebelstände und Unzufriedenheit überall! Die Fürsten hatten ihre 1814 und 1815 den Völkern zur Zeit der Bedrängniß gemachten Verheißungen nicht alle erfüllt, die Regierungen ihre Macht nicht selten mißbraucht, und beide dadurch Erbitterung gegen sich erweckt.

Deshalb erschallte bald nach den Ereignissen in Frankreich durch ganz Deutschland der Ruf nach Kräftigung und Einigung der deutschen Stämme. Das Volk — oder vielmehr ein Theil des Volkes — forderte überall ausgedehntere politische Rechte, und fast ohne Ausnahme wurden seine Forderungen, Preßfreiheit, Volksbewaffnung, das Recht sich zu versammeln und Verantwortlichkeit der Minister zugestanden. Dazwischen erhoben sich laute Anklagen gegen den deutschen Bund. Der neue Mitregent von Rheinhessen sogar erklärte öffentlich, „die Bundesverfassung habe die

gerechten Forderungen des deutschen Volkes auf nationale Geltung nicht befriedigt."

Es ist wahr, das Vertrauen zum deutschen Bunde, dieser nach den Erklärungen Hardenbergs und Humbold's zu Großem bestimmten nationalen Schöpfung war längst untergraben, und die Klagen waren ziemlich allgemein, daß er dem Einflusse Oesterreichs (Metternichs) unter Zustimmung Preußens, lange Zeit ausschließlich gefolgt, und den ungerechten Bestrebungen Englands, Hollands und Dänemarks, so wie der Eigenmacht des Königs von Hannover durchaus nicht entgegen getreten sei, daß er endlich durch seinen schleppenden Geschäftsgang, so wie durch die Nothwendigkeit der Stimmeneinheit den Forderungen des im Fortschritt begriffenen deutschen Volkes unmöglich genügen könne. Diese Vorwürfe waren in der That nicht alle grundlos. Seit seinem Bestehen zeigte der deutsche Bund wirklich wenig Leben und Thätigkeit für des Volkes Wohl, und nachdem er 33 Jahre lang gemüthlicher Ruhe zu Frankfurt gefröhnt hatte, ereilte ihn der Sturm aus Westen, und erschütterte ihn in seinem Fundamente. So allgemeine und große Aufstände, wie sie das Jahr 1848 bietet, haben überhaupt ihren Grund nicht in der Schuld eines der Streitenden allein, sondern beider, und wir sind weit entfernt, die Regierungen von Fehlern freisprechen zu wollen. Wenn wir dennoch mehr jene des Volkes als die der Regierungen hervorheben, so geschieht es eines Theils, weil wir nicht für Fürsten, sondern für das Volk schreiben, andern Theils, weil überall das Feuer mindestens noch unter der Asche glimmt, und der Menschenfreund nicht Oel ins Feuer gießen soll, welches die Gluth mehrt, sondern vielmehr Oel ins Wasser gießen möge, welches — so heißt es — die stürmenden Wellen beruhigt.

Bei diesem Sturme und Donnerrufe aus Westen raffte der deutsche Bund sich auf, setzte eine ganze Reihe von Bundesbeschlüssen, hauptsächlich Ausnahme-Gesetze, außer Kraft, und forderte am 1. März alle Deutsche, denen das Wohl Deutschlands am Herzen liege, auf, es möge Jeder in seinem Kreise nach Kräften dahin wirken, daß die Eintracht erhalten, und die gesetzliche Ordnung nirgend verletzt werde.

und gab die Versicherung, der Bundestag werde von seinem Standpunkte aus Alles aufbieten, um gleich eifrig für die Sicherheit Deutschlands nach Außen, so wie für die Förderung der nationalen Interessen im Innern zu sorgen. Am 3. Mai desselben Monats stellte er jedem deutschen Bundesstaate frei, die Censur aufzuheben und die Preßfreiheit einzuführen. Er verfügte ferner an Preußen, Bayern, Würtemberg, Baden und Rheinhessen, für die Sicherheit der westlichen Gränzen des Bundesgebietes Sorge zu tragen. Am 9. erklärte er den alten ehrwürdigen Reichsadler für das Bundeswappen, da es kein anderes geschichtliches Symbol der 1000jährigen Einheit der verschiedenen deutschen Stämme gäbe. Ebenso würden die Bundesfarben der deutschen Vorzeit zu entnehmen sein, wo das deutsche Reichspanier schwarz, roth und golden war. Endlich forderte die Bundesversammlung am 10. die Regierungen auf, Männer des öffentlichen Vertrauens unverzüglich zur Verfassungsrevision nach Frankfurt zu senden. Aber man traute nun einmal den Gebern nicht, und achtete darum auch die Gaben nicht. Man zog es vor, sich selbst zu helfen. Schon am 5. hatten sich 51 deutsche Männer, die als Freunde der Freiheit und der Volkssache galten, auch fast sämmtlich Mitglieder der Ständekammern von verschiedenen deutschen Staaten oder Zeitungsschreiber, Literaten und politische Flüchtlinge waren, in Frankfurt am Main eingefunden. Diese erklärten, die Versammlung einer in allen deutschen Landen nach der Volkszahl gewählten Nationalvertretung sei unaufschiebbar, sowohl zur Beseitigung der nächsten innern und äußern Gefahren, wie zur Entwickelung der Blüthe und Kraft deutschen Nationallebens; um diese Vertretung wolle man die Regierungen angehen; zugleich habe man sich verabredet, dahin zu wirken, daß bald möglichst eine vollständigere Versammlung von Männern des Vertrauens aller deutschen Volksstämme zusammentrete, um diese wichtigste Angelegenheit weiter zu berathen. Zu dem Ende wurden 7 Mitglieder ersucht, hinsichtlich der Wahl und Einrichtungen einer angemessenen Nationalvertretung Vorschläge vorzubereiten, und die Einladung einer Versammlung deutscher Männer aufs schleunigste zu besorgen. Dieser Siebe-

ner-Ausschuß machte unter dem 12. bekannt, er habe sich über die Grundlagen einer nationalen deutschen Parlaments-Verfassung so weit geeinigt, daß dieselben einer größern Versammlung der Männer des Vertrauens unsers Volkes zur weitern Berathung vorgelegt werden könnten. Dann lud er alle frühern oder gegenwärtigen Ständemitglieder und Theilnehmer an gesetzgebenden Versammlungen in allen deutschen Landen ein, sich den 30. März in Frankfurt am Main einzufinden. Hierauf kamen denn in genannter Stadt viele der Geladenen zusammen, und bildeten das sogenannte Vorparlament. Schon ihr Zug nach Frankfurt glich einem Triumphe. An allen Orten, die sie berührten, wurde ihnen ein feierlicher Empfang bereitet, da bildeten sich Versammlungen von vielen Tausenden, welche die Männer zu begrüßen sich sehnten, welche ein großes und einiges Deutschland schaffen sollten. Aus den Fenstern der Gasthöfe mußten die Männer des Volkes Reden halten, und man lauschte den bezaubernden Worten, und klatschte ihnen unendlichen Beifall. Und welch ein Empfang bei dem Einzuge in das altehrwürdige Frankfurt selbst! Jubelnde Menschen wogen auf den Straßen, von den Thürmen und Dächern weht die schwarz-roth-goldene Fahne; Blumengewinde von Wohnung zu Wohnung, von allen Kirchen her schallt feierliches Glockengeläute, von den Wällen Böllerschüsse.

Am 31. fanden sie sich ein in dem ehrwürdigen Saale des Römers, wo ehedem der Kaiser gewählt wurde, und tagten bis zum 4. April in der Paulskirche. Schade, daß sie keinen Ruf hatten weder von den Regierungen noch von dem Volke! Sie trafen daher Vorbereitungen zur Wahl einer deutschen Nationalversammlung, welche am 1. Mai ihre Berathungen anfangen sollte. Man überließ dem Bundestage das Wahlausschreiben, doch wählte man einen Ausschuß von 50 Männern, welche die Wahlen überwachen und überhaupt Zeichen geben sollten, wenn etwa der Freiheit und dem Volkswohle Gefahr drohte, dann wollten alle Mitglieder wieder nach Frankfurt eilen, und Schach dem Könige bieten. Diese Wahlen sollten auf den breitesten demokratischen Fuße gesehen, ohne auf Stand, Vermögen (Census) und Glaubensbekenntniß Rücksicht zu nehmen.

Leider war unter diesen Männern, welche die deutsche Einigkeit finden wollten, selbst keine Einigkeit: verschiedene Ansichten, verschiedene Interessen! Es war lange nicht alles Gold, was glänzte. Schon damals zeigten sich einige leidenschaftliche Freunde der Republik, neben den vielen, die der Constitution mit einem Könige an der Spitze huldigten. Schon in der ersten Sitzung trat Struve mit einer Reihe von Vorschlägen auf, wovon der letzte gerichtet war auf „Aufhebung der erblichen Monarchie und Ersetzung derselben durch freigewählte Parlamente, an deren Spitze freigewählte Präsidenten stehen, alle vereint in der föderativen Bundesverfassung nach dem Muster der nordamerikanischen Freistaaten."

Die republicanische Partei konnte indeß nicht durchdringen, die Mehrzahl wollte keinen Convent bilden, und war nicht für die Republik. Diese Entscheidung für die Monarchie, womit freilich die Volkssouveränität vereinigt sein sollte, was nicht wohl möglich war, ist das wichtigste Ergebniß des Vorparlaments; außerdem wurde beschlossen Aufnahme Schleswigs, Ost- und Westpreußens in den deutschen Bund, Berufung eines deutschen Parlaments aus allen Staaten, wobei 50,000 Seelen durch einen Abgeordneten vertreten werden sollten, allgemeines Stimmrecht u. s. w. Das Vorparlament hat übrigens im Ganzen wenig geleistet für das wahre Volkswohl; es streckte seine Hände zu weit aus, hielt aber die Regierungen von Schritten zurück, die sonst wohl nicht unterblieben wären. Die rechtmäßige Nationalversammlung wurde am 18. Mai eröffnet.

§ 79.

Die Frankfurter Nationalversammlung und die Gründung der deutschen Reichsgewalt.

Die deutsche Reichsversammlung wurde am 18. Mai eröffnet. An sie knüpften sich schöne Hoffnungen, die leider größtentheils nicht erfüllt sind. Es war schon von übler Vorbedeutung, daß der Vorschlag des würdigen Bischofs von

Münster, die Versammlung mit einem Gottesdienst zu beginnen, durch die Volksmänner Raveaux und Venedey mit den schnöden Worten abgefertigt wurde: „Hilf dir selbst, dann hilft dir Gott.“ Wohl hat der Kirchenfürst Recht behalten: Wenn der Herr nicht das Haus bauet, so bauen die Werkleute vergebens, und weil die Menschen nicht bauen konnten oder wollten, so ist das Gebäude nicht fertig geworden bis auf den heutigen Tag. Es wäre unrecht, zu läugnen, daß zu Frankfurt viele geistreiche und wohlmeinende Männer tagten; auch hatte die Mehrzahl gewiß die Absicht, für Deutschlands Einheit, Freiheit und Wohl zu wirken, aber über die Mittel und Wege, zu diesem Ziele zu gelangen, war man durchaus verschiedener Meinung, abgesehen davon, daß auch Wühler, und für das Leben unbrauchbare Büchermenschen in nur zu großer Anzahl in der Versammlung saßen. Da gab es nun verschiedene Vereine mit verschiedenen Ansichten, Süddeutsche und Norddeutsche, Großdeutsche und Kleindeutsche, Katholiken und Protestanten, oder wie man die Entschiedenen von ihnen nannte, Ultramontanen und Pietisten, Anhänger der Monarchie, der Constitution und der Republik, verschiedene Interessen, verschiedene Bestrebungen. Die verschiedenen Parteien nannten sich nach den Oertern, wo sie sich zu versammeln pflegten. „Das steinerne Haus“ nahm die Rechte ein, welche wollte, daß das Verfassungswerk zwischen dem Fürsten und der Versammlung vereinbart werden sollte, an ihrer Spitze standen der klare Radowitz, der heftige Vincke, der geistreiche und beredete Fürst Lichnowsky. Die Linke, welche auf dem Wege der Revolution nach einem republicanischen Bundesstaate strebte, versammelte sich in Donnersberg, ihre Führer waren Vogt, Zitz, Ruge, R. Blum. Der „Würtemberger Hof“ war für das linke Centrum, geleitet von Römer, Raveaux und Eisenmann. Der rechte Centrum umfaßte die Gagernsche Partei, die groß war, und wozu Dahlmann, Arndt, Gervinus, Bassenmann gehörten. Dann kam noch der „Landsberg“ und das „Casino.“

Zum Glücke war als Vorsitzer der Versammlung ein Mann gewählt, der anfänglich auf alle Parteien einen unverkennbaren Einfluß ausübte. „Wie Poseidon — sagt Professor

Braun — groß, gewaltig, mit drohenden Brau'n, in der Hand den Tridens, stieg Heinrich von Gagern aus den schäumenden Fluthen empor, und mit donnernder Stimme brachte er das empörte und wogende Element zur Ruhe." Er konnte indeß nicht allen Uebelständen begegnen. Zuerst herrschte eine zu große Umständlichkeit, dann Uebereilung in der Versammlung vor. Diese hielt ihre Bestimmung nicht genug im Auge. Zusammenberufen, um eine Verfassung zu vereinbaren, beschäftigte sie sich nur zu oft mit Gegenständen, die nicht ihres Amtes, nicht dringlich waren, und griff in die Rechte der ausübenden Gewalt ein. Dann wollte Jeder sich auch gerne reden hören, verlangte das Wort in den unbedeutensten Dingen, und Jedermann brachte nach Gründung der Reichsgewalt unaufhörlich Interpellationen (Zwischenreden) vor. So ging die theure Zeit unbenutzt verloren. In ihrem Souveränitätsdünkel glaubte die Reichsversammlung, alle Rücksichten gegen die gedemüthigten Fürsten aus dem Auge setzen zu dürfen, aber wer zu viel verlangt, erlangt nichts. Die Fürstengewalt erstarkte in dem Maaße, als die ihrige abnahm. Bei den überall sich erhebenden Aufständen, bei den unerhörtesten Ausschweifungen der Wühler und der Werkzeuge, deren sich die ersteren bedienten, bei der herrschenden Gesetzlosigkeit, bei den übertriebenen Forderungen der Besitzlosen und ihrem offen hervortretenden Gelüste, zu theilen, bei den rechtlosen Eingriffen der Volksmänner in fremde Rechte, war es kein Wunder, daß die Besitzenden, und überhaupt alle, die etwas zu verlieren hatten, auch Männer, die Ruhe, Ordnung und Gesetzlichkeit liebten, in das Heerlager der Fürsten übergingen. Unter der Regierung der letztern hatte mindestens eine solche Wirthschaft nicht geherrscht, wie sie das Revolutionsjahr 1848 brachte, dies müssen wir einräumen, wenn wir auch keineswegs geneigt sind, alle frühern Maaßregeln der Herrscher rechtfertigen oder auch nur entschuldigen zu wollen.

Wichtig war der Beschluß, den die Versammlung auf Raveaux Antrag am 27. Mai faßte, daß alle Bestimmungen einzelner deutschen Verfassungen, welche mit dem zu gründenden allgemeinen deutschen Verfassungswerke nicht über-

einstimmen möchten, nur nach Maaßgabe des letztern als gültig zu betrachten seien. Hierdurch sollte unverkennbar die Einheit Deutschlands gefördert werden. — Auch Schleswig-Holsteins nahmen sich die Abgeordneten durch ihren Beschluß vom 9. Juni an, indem sie erklärten, daß die Angelegenheit dieses Landes eine Angelegenheit der deutschen Nation sei, und verlangten, daß bei dem künftigen Frieden mit Dänemark das Recht der Herzogthümer auf untrennbare Vereinigung aufrecht erhalten würde. — Die Reichsversammlung legte auch den Grund zu einer deutschen Kriegesflotte, wozu sie am 14. Juni 6 Millionen Thaler bewilligte. Dieses kann auf Anerkennung Anspruch machen, denn nur durch Mangel einer deutschen Seemacht ward es möglich, daß das winzige Dänemark unserm großen Vaterlande Schach zu bieten wagen konnte. — Man sah in Frankfurt wohl ein, daß es einer Reichsgewalt bedurfte, wenn die Wünsche der Deutschen sollten erfüllt werden.

Daher zog man diesen Gegenstand vom 19. Juni ab in Berathung. Den alten Bundestag wollte man durchaus nicht mehr, auch keinen neuen mit andern Männern, mit andern Grundsätzen und andern Handlungsweisen. Endlich am 28. Juni gab die Mehrheit das Gesetz, es solle für alle gemeinsamen Angelegenheiten deutscher Nation eine vorläufige Reichsgewalt, mit einem von verantwortlichen Ministern umgebenen unverantwortlichen Reichsverweser, bestellt werden. Dieser sollte die vollziehende Gewalt in Bundessachen, die Oberleitung der Heere und die Vertretung nach außen besitzen, über Krieg und Frieden, jedoch nur in Uebereinstimmung mit der Nationalversammlung, beschließen, aber nicht auf die zu gründende Verfassung einwirken. Der damalige Vorsitzende der Nationalversammlung, Freiherr Heinrich von Gagern, zu jener Zeit von dem größten Einflusse auf alle Parteien, that da den bekannten kühnen Griff, und brachte den österreichischen Herzog Johann in Vorschlag, nicht weil, sondern obschon er ein Fürst war. Für ihn entschied sich auch eine bedeutende Mehrheit, wenn auch einige erklärten: „Ich wähle keinen Unverantwortlichen."

§ 80.

Erzherzog Johann Reichsverweser.

Die Wahl war in der That eine sehr glückliche. Erzherzog Johann war den Fürsten, wie den Völkern genehm, ein einfacher, offner deutscher Biedermann voll Liebe gegen das Volk, ohne den Rechten der Herrscher etwas vergeben zu wollen, von klarem Verstande, herzlichem Gemüthe, fleckenlosem Charakter und dem reinsten Willen, zudem im entscheidenden Augenblicke mit der nöthigen Thatkraft begabt, Feind jeder Willkürherrschaft, ob sie nun von oben oder unten geübt wird. Er war der 6. Sohn Leopolds, geboren in Florenz 1782, den 20. Januar, und genoß eine vortreffliche Erziehung. Erst 15 Jahre alt, eilte er zum Schlachtfelde, wo sein berühmter Bruder Karl kämpfte. 18 Jahre alt, erhielt er schon den Oberbefehl über das österreichische Heer, und schlug am 1. December 1800 bei Ampfing den linken Flügel der Franzosen unter Grenier, aber am 3. December brachte ihm Moreau bei Hohenlinden eine Niederlage bei. Die Regierung erkannte, daß der kaiserliche Jüngling nicht Oesterreichs Unglück verschuldet habe, dadurch an, daß sie ihn mit der Oberleitung des Geniecorps, des Befestigungswesens und der Militair-Schule zu Wienerisch-Neustadt betraute. Was diese Anstalten leisteten, beweist am besten die Tüchtigkeit des jetzigen österreichischen Heeres. Für die Vertheidigung Tyrols, wo er zugleich aller Herzen gewann, leistete er Augezeichnetes, wenn auch seine Bemühungen meist nicht mit dem gewünschten Erfolge gekrönt waren. Im J. 1809 finden wir ihn wieder an der Spitze eines mächtigen Heeres. Er kämpfte siegreich in Italien, schlug den Vicekönig Eugen bei Venzone, Pardenone und Sacile, aber weniger lächelte den österreichischen Waffen in Deutschland das Glück. Johann führte zu dessen Schutze das Heer zurück, zu spät; schon war die Schlacht bei Wagram, am 5. und 6. Juli geschlagen, und von den Deutschen verloren.

Noch einmal im J. 1815 trat der Erzherzog als Feld-

herr auf, um die Belagerung von Hünningen zu leiten, welches er einnahm. Von dieser Zeit an hielt er sich fern vom Hofe, weil ihm Metternichs Regierungsgrundsätze nicht zusagten, und lebte in tiefer Zurückgezogenheit auf seinem Landsitze Brandhof bei Grätz in Steiermark, den Wissenschaften, und stiftete eine Anstalt für Landescultur, die segensreich wirkte. Er vermählte sich, nach Neigung, ohne andere Rücksichten, wie sie bei den Großen so häufig vorkommen, mit einem einfachen, aber achtungswerthen Mädchen aus dem Bürgerstande, der Tochter des Postmeisters von Aussee, welche den Titel einer Baroninn von Brandhoff erhielt, und ihn nach mehrjähriger Ehe mit einem Sohne, dem Grafen von Meran, beschenkte. Diese Vermählung mit einer Bürgerlichen wurde ihm besonders im Revolutionsjahre 1848 gutgeschrieben. Das Jahr 1848 rief den edlen Mann wieder auf den Schauplatz der Welt, um als Friedensengel mitten im Aufruhr und Bürgerkrieg zu erscheinen, und durch seine Persönlichkeit den empörten Meereswogen einen Damm entgegenzusetzen. Mochte ihm auch vieles mißlingen, was sein edles Herz so gerne für das Wohl des geliebten Vaterlandes geleistet hätte, er hat wirklich für jene Zeit den Frieden gebracht, und die Revolution theilweise unterdrückt. Gleich bei Ankunft in Wien gestaltete sich alles zum Bessern. Da erging an ihn der Ruf der Vertreter deutscher Nation, als deutscher Reichsverweser aufzutreten. Er hielt es für seine Pflicht, demselben zu folgen: Das Vaterland war in Gefahr, nur er konnte es retten. Er durfte sich nicht weigern, so schwere Opfer er auch zu bringen hatte, gab er doch die Ruhe seines Lebens, die Muße und das schöne Familienleben auf, um mit fremden Leidenschaften zu kämpfen, und Undank einzuernten. Setzte er doch das Wohl seiner engeren Heimath, wo bei seinem Verweilen wahrscheinlich keine Octoberrevolution stattgehabt hatte, dem Wohle des gemeinsamen Deutschlands nach. Selbstsucht und Gewinn bestimmten ihn nicht, eine beneidenswerthe Zukunft hatte der Steuermann inmitten der Stürme nicht zu erwarten, und als Menschen, die jede Persönlichkeit und jede Sache begeifern zu müssen glauben, schon bemerkten, man habe jetzt zu den vielen Fürsten noch einen in Deutschland zu nähren, verzichtete der Uneigennützige

auf allen Ersatz für seine vielfachen Bemühungen. Ehre dem Biedermann! Es thut in der That dem Herzen wohl, in einer Zeit, wo die Mittelmäßigkeit, die Dreistigkeit, die Verwegenheit, die Selbstsucht, die Niedertracht sich so offen überall verdrängten, einem durchaus braven deutschen Manne zu begegnen. Seine Reise nach Frankfurt, wo er am 12. Juli sein Amt antrat, war ein förmlicher Triumphzug. Da sangen die, welche Deutschland alles Glück wünschten:

„Wie wird sich Deutschland's Eiche breiten!
Ein Sparta wird's gewaffnet stehn,
Ein Rom zu des Augustus Zeiten,
An freier Sitte ein Athen.
D'rum sorgt und zagt kein deutscher Mann;
Auf, stimmt ein Hoch, ihr Brüder an
Dem Erzherzog Johann!"

§. 81.

Fernere Wirksamkeit der Nationalversammlung.

Kehren wir zu der Nationalversammlung zurück.

Am 3. Juli begann die Berathung der deutschen Grundrechte. Sie sind auf dem Papiere zu Stande gekommen, und gewiß ist einzelnes Gute in denselben enthalten, wodurch Mißbräuche gehoben, die bürgerliche Freiheit begünstigt, das Recht geschützt wird; dann findet sich auch Manches in den Grundrechten, was nicht paßt, oder nicht für alle Gegenden des großen Vaterlandes paßt, Vieles, was das Wohl des Volkes nicht fördert, was von fremdem Boden auf den deutschen versetzt ward, ohne daß man bedachte, ob es hier auch gedeihen könne, Manches, was keine Erfahrung für sich hatte, was von Menschen, welche die Welt nur aus Büchern kennen und diese von der Studirstube beobachten, herrührte; hier ward ein Recht geschützt, dort ein anderes verletzt. Die Regierungen glaubten, mit solchen Grundrechten sei das Regieren unmöglich. — Am 27. Juli beschloß die Reichsversammlung, daß die deut-

schen Bezirke von Posen in den deutschen Bund aufgenommen werden sollten, worin die Polen eine abermalige Theilung erblickten. Lichnowsky hatte bemerkt, daß die Polen überall in erster Linie auf den Barrikaden gewesen, weswegen sie aber eben bei der Linken viel galten. Ueberhaupt kamen um diese Zeit die äußern Verhältnisse Deutschlands vielfach zur Sprache. Die Bewegungspartei wünschte ein Schutz- und Trutzbündniß mit Frankreich, die Mehrzahl war jedoch dagegen, und erkannte nur die Republik an. Die Linke wollte, daß man dem österreichisch-italienischen Kriege Einhalt thue. Radowitz aber wies nach, daß das venetianische Gebiet bis zum Mincio unentbehrlich sei für die militärische Sicherheit Deutschlands, damit nicht Frankreich in Oberitalien, und England in Unteritalien das Uebergewicht gewinnen. Als später Einige sogar die Abtretung von Wälsch-Tyrol forderten, bemerkte derselbe Redner, das heiße so viel, als wenn man von Jemanden verlangte, er solle die Thüre seines Hauses abtreten. — Am 6. August mußte es sich zeigen, wie groß die Macht des neuen Reichsverwesers sei, indem ihm an diesem Tage alle Reichstruppen huldigen sollten. Die geängstigten Kleinmächte unterließen es nicht, die Großmächte fanden es nicht gerathen. Auf seiner Fahrt zum Feste der 500jährigen Erinnerung an die Grundsteinlegung des Kölner Doms feierte der Erzherzog Reichsverweser dagegen bei dem Volke glänzende Triumphe. — Am 10. August hatte das Reichsministerium sich vollständig gebildet, unter dem Vorsitze des bisherigen Bundestagespräsidenten von Schmerling. Es mußte gleich einen schweren Kampf bestehen. Preußen hatte nämlich mit Dänemark den Waffenstillstand von Malmöe abgeschlossen. Das erregte einen schrecklichen Sturm in der Paulskirche. Die Rechte suchte vergeblich zu entschuldigen und zu beschwichtigen, die Constitutionellen waren verdutzt, die Radikalen tobten. „Die Stunde ist da, mögen die Männer nicht fehlen!" rief Simon von Breslau. — „Nicht um Kühnheit zu zeigen, sind wir hier, sondern Besonnenheit," entgegnete die Rechte. — Preußen hat seinen zweiten Basler Frieden geschlossen — versetzte Zimmermann von Stuttgart —

und wird ein solcher hier gebilligt, so mögen nur die Glocken geläutet werden, wie damals bei der Verkündigung der Reichsverweserwahl, aber jetzt zum Grabgeläut der deutschen Sache."

Die Mehrheit der Versammlung verweigerte am 5. Sept., auf Dahlmann's Antrag, die Genehmigung des Waffenstillstandes, was die Minister veranlaßte, ihre Entlassung einzureichen. Da die Versuche zur Bildung eines neuen Ministeriums fehlschlugen, die Bundestruppen inzwischen aus Schleswig zurückgezogen waren, Dänemark einige Zugeständnisse gemacht hatte, und da man mit Preußen nicht völlig brechen mochte, so wurde die Nationalversammlung umgestimmt, und genehmigte am 16. September, freilich nur mit geringer Mehrheit, dennoch den Waffenstillstand. Wie tobte da die Linke, wie wüthete der Haufe! Ein unauslöschliches Brandmal wurde dem ehrlichen deutschen Namen gesetzt. Am 17. fand die berüchtigte Versammlung auf der Pfingstweide statt, wo selbst Herren von der Nationalversammlung zur linken Hand die Massen fanatisirten, und wo einer rieth, mit Fractur zu schreiben. So ehrten diese Männer die Stimmenmehrheit, die doch auch nach ihren Grundsätzen entscheiden soll.

Eine natürliche Folge war der Straßenkampf in Frankfurt und die scheusliche Ermordung der beiden Abgeordneten Lichnowsky und Auerswald am 18. September. Beide ehrenwerthe Männer, wehrlos und nichts Böses ahnend, fielen durch Meuchlerhände, blutend aus zahllosen Wunden, mißhandelt, wie die Gefangenen von den wilden Kannibalen in Amerika. Nicht umsonst sollten sie es gewagt haben, dem Willen des souveränen Gassenpöbels sich zu widersetzen, und insbesondere sollte der ritterliche und beredsame Lichnowsky die Kühnheit büßen, womit er nicht selten dem klatschenden oder zischenden Galeriengesindel offen seine Verachtung bewies.

Das abgetretene Ministerium zeigte sich ehrenwerth, es nahm zur Zeit der Noth die Geschäfte und Verantwortlichkeit wieder auf sich, zeigte Muth, Entschiedenheit und

Kraft, und die Dämpfung des Aufstandes war der Lohn seines braven Betragens. An diesem Erfolge ist ohne Zweifel auch der hinter seinem Ministerium stehende Erzherzog nicht ohne Antheil geblieben. In der Nationalversammlung, worin die Eintracht im Grunde nie geherrscht hatte, trat die Zwietracht nun immer unverdeckter hervor. Kein Wunder, daß ihre Macht immer mehr schwand, da nur die Eintracht stark macht!

Am 30. September gab sie ein Gesetz über die Unverletzlichkeit der Abgeordneten. Dies hinderte jedoch nicht, daß man Robert Blum wegen bewaffneter Theilnahme an der Empörung in Wien erschoß. Ein großer Theil der Abgeordneten sah diesen Schritt als einen offenen Bruch Oesterreich's mit der Paulskirche an. Die österreichische Regierung aber meinte ohne Zweifel, Blum sei keinesweges von der Nationalverfassung gesandt, er gehöre auch nicht auf die Barrikaden Wiens, sondern auf die Rednerbühne Frankfurts, der Charakter eines frankfurter Abgeordneten könne kein Freibrief für Verbrechen sein, und der Deputirte dürfe kein Privilegium für Vergehen in Anspruch nehmen zu einer Zeit, wo man alle Privilegien vernichten wolle. — Durch das Gesetz vom 12. November wurde die deutsche Kriegs- und Handelsflagge eingeführt, und am 18. die in Leipzig berathene Wechselordnung als ein für ganz Deutschland bindendes Gesetz erklärt, welches mit dem 1. Mai 1849 in Wirksamkeit treten sollte: eine anerkennenswerthe Bestimmung! — Man dachte jetzt auch daran, daß Deutschland ein Oberhaupt bedürfe, und rief man sich dessen frühere Größe ins Gedächtniß zurück, so fand man dieselbe aufs innigste mit der Kaiserwürde verbunden. Ein schöner Gedanke! doch man hatte vergessen, daß die Zeiten, die Verhältnisse, die Menschen andere geworden, als in den bessern Zeiten des Mittelalters, wo die großen deutschen Kaiser aufgetreten waren. Was hatte aber dem römisch-deutschen Kaiser Ansehen, Kraft und Größe verliehen? Der Glaube an seine Würde als Stellvertreter des Allerhöchsten, als Ordner der zeitlichen Verhältnisse der ganzen Welt, als Schirmer der Kirche, die Ueberzeugung, daß ihm Treue und Gehorsam

aus Gewissenspflicht gebüre. Wie ist es jetzt mit diesem Glauben beschaffen? Hält eine große Masse des Volkes nicht den Fürsten ohne weiters für einen geschwornen Feind des Volkswohles, für den Urheber aller seiner Uebel? Dann war im alten Deutschland auch stets noch ein Band vorhanden, wenn auch alle andern zerrissen waren, dieselbe Religion. Dieselbe Religion war die Grundfeste, worauf ein fester Kaiserpalast aufgerichtet werden konnte. Nachdem aber der Boden Deutschlands durch die Glaubensspaltung unterwühlt war, nachdem die Baumeister sich nicht mehr verstehen, und über den Bau einigen konnten, hielt es schwer, ein Kaiserschloß aufzuführen, das dem ehrwürdigen alten glich. Nur durch die Weihe der christlichen Religion konnte der Neubau Ansehen und Kraft gewinnen, und der Baumeister viele waren keine Verehrer dieses Glaubens. „Die Verhandlungen über die Schul- und Kirchenfrage — sagt Braun — bilden die Kraftperiode des parlamentarischen Lebens in der Paulskirche. Religiöse Gemüther waren erschüttert über die Art und Weise, wie die Kirche, das Christenthum, die Religion überhaupt in den Reden über diese Fragen behandelt wurden. In den Boulen und Gerusien der hellenischen Staaten, in den Comitien der Römer würde man schlechthin solche Angriffe auf den heidnischen Cultus nicht gestattet haben; — die Versammlungen hätten sich aufgelöset, und die Redner wären vor die Gerichte gezogen worden."

Das ist eine schlechte Vorbedeutung für die neu zu errichtende Kaiserwürde. Aber wer sollte Oberhaupt werden? Diese Frage beantwortete man sich durchaus verschieden. Einige stimmten für das Haus Habsburg, an welches schöne geschichtliche Erinnerungen geknüpft sind, Andere zogen Preußen vor, und hielten den Kaiser von dem aus so verschiedenen Theilen und Nationalitäten bestehenden Oesterreich für ungeeignet; auch Rücksichten auf das Glaubensbekenntniß traten hervor. Bayern wünschte ein Directorium, in welchem es selbst mit den kleinern Fürsten Sitz und Stimme behalten konnte. Die äußerste Linke war für die Republik, mit einem Bürgerpräsidenten, etwa Itzstein, an der Spitze, stand aber ziemlich vereinzelnt. Die Mitte

wußte so recht nicht, was sie sollte, neigte sich aber zu dem im December noch so heftig von ihr befehdeten Preußen. Selbst Gagern, einst ein so eifriger Verehrer der Volkssouveränität, wollte jetzt einen zweiten kühnen Griff wagen, und für dieses Mal nicht für Habsburg, sondern für Hohenzollern, er war für einen preußischen Erbkaiser. Er und seine Partei siegten, von Schmerling dankte am 16. December ab, von Gagern ward sein Nachfolger als Vorsitzender im Reichsministerium. Von jetzt an war er nicht mehr der allgemein geachtete und beliebte, der mächtige Mann.

Am 18. December trat er mit seinem Programm hervor, wornach Oesterreich aus Deutschland ausgeschlossen werden sollte. Das erregte einen fürchterlichen Sturm. Das wollte jetzt auch die Linke nicht. „Wir sind hierher gekommen, sprach Venedey — um Deutschlands Einheit zu constituiren, und man schlägt uns hier vor, einen Theil Deutschlands aus Deutschland hinauszuwerfen. An dem Tage, wo wir diesen Antrag auch nur verhandeln, verhandeln wir eine Theilung Deutschlands." Stürmisches Bravo folgte diesen Worten von der linken Seite des Hauses her. Die Partei der Kleindeutschen erstarkte aber nach und nach.

Mochte auch von Schmerling im Namen der österreichischen Regierung erklären, daß man deren Absichten mißverstehe, man faßte dennoch am 19. Januar 1849 den Beschluß: „Die Würde des Reichsoberhaupts wird einem regierenden Fürsten übertragen," womit diese Partei keinen andern als den König von Preußen zu meinen schien. Die preußische Regierung hatte sich in ihrem Rundschreiben vom 23. Januar zwar dagegen ausgesprochen, daß die Verfassung einseitig festzustellen sei, sonst aber zu Gunsten derselben sich erklärt.

Ein Schreiben der österreichischen Regierung vom 4. Februar gab Ursache zur Hoffnung, daß noch ein großes ungetheiltes Deutschland zu Stande kommen könne, sprach aber die eigentlichen Absichten derselben nicht deutlich genug aus. Auch die übrigen Regierungen traten mit

ihren Erklärungen über das Verfassungswerk nach einander hervor, aber man schien auf deren Meinungen weniger Gewicht zu legen. Oesterreich machte gegen Ende Februar neue Vorschläge, welche sich für ein Directorium mit 7 Mitgliedern unter dem Vorsitze Oesterreichs erklärten. Man war jetzt um so weniger für die österreichische Regierung, als sie ihren Reichstag aufgelöset, dem ganzen Staate aus eigener Machtvollkommenheit eine Verfassung vom 4. März ertheilt, und ein Bündniß mit dem verhaßten Rußland geschlossen hatte. Daß den eigenthümlichen Verhältnissen Oesterreichs und seiner damaligen Lage einige Rechnung zu tragen sei, wurde von der Mehrzahl übersehen*).

Fast wäre Welkers Antrag am 12. März, daß die Verfassung und das Wahlgesetz, wie sie aus der Lesung hervorgegangen, sofort angenommen worden, und Preußens König an der Spitze Deutschlands stehen solle, durchgegangen.

---

*) Ueber diesen Punkt spricht selbst Bunsen ziemlich unbefangen: „Oesterreich kann in diesem Augenblicke, wo es kaum seine eigenen Gränzen zu schützen vermag, die Leitung und Wehr Deutschlands nicht übernehmen. Aber eben so unmöglich ist es für Oesterreich, die Kaiserwürde, welche so viele Jahrhunderte an seinem Hause und Lande gehaftet, mit seiner Zustimmung, erblich in ein anderes Haus und in ein anderes Land übergehen zu lassen. Die Regierung könnte es nicht, wenn sie es wollte, die deutsche Bevölkerung will es eben so wenig. Also die nothwendige Folge wäre die Lossagung Oesterreichs. Kann aber das deutsche Oesterreich nicht bestehen ohne Deutschland, so ist es schon deßwegen eine h. Bruder- und Bundespflicht, nichts von Oesterreich zu verlangen, was ihm innerlich und äußerlich unmöglich ist. Und was wäre Deutschland ohne Oesterreich, ohne die steierischen Alpen, ohne Tyrol, ohne Triest?"

„Und nun müssen — wie Professor Braun erzählt — 80 Mitglieder der erbkaiserlichen, der Weidenbusch-Partei sich zu dem demüthigenden Schritte verstehen, der Linken sich durch Namensunterschrift zu verpflichten, ihr einen förmlichen Revers auszustellen. Und unter diesen Männern, die diesen weltbistorischen Revers unterschrieben, ist Heinrich von Gagern, der Präsident des Reichsministeriums! Der Weg des Handels und der Reverse war geöffnet, und 114 Mitglieder derselben Partei verpflichten sich der Linken kraft eigenhändiger Unterschrift, für das suspensive Veto und das Wahlgesetz, wie dasselbe in der ersten Lesung angenommen worden, stimmen zu wollen, für ein Wahlgesetz stimmen zu wollen, mit welchem die Linke zehn erbliche Kaiser über dem Haufen zu werfen, sich getraute!"

Da man indeß bereits früher die Erblichkeit des Kaiserthums mit 54 Stimmen verworfen hatte, so fiel auch dieser Antrag, weßhalb das Ministerium seine Entlassung nahm, jedoch die laufenden Geschäfte einstweilen besorgte. Weder die Kleindeutschen, oder die Anhänger des preußischen Kaiserthums, noch die Großdeutschen konnten einzeln die Mehrheit gewinnen. Da gab die Linke, welche sich merkwürdiger Weise mit der erstern Partei vereinigte, den Ausschlag. Sie dachte, mit einem constitutionellen Kaiser von Volks Gnaden oder trotz eines solchen Kaisers, dem man bloß das aufschiebende Veto oder den Einspruch gegen die Beschlüsse der Versammlung einräumte, dabei dem allgemeinen Wahlrechte und der geheimen Abstimmung bei den Wahlen noch immer hinreichend mitherrschen zu können. Einen König von Preußen fürchteten sie mehr als einen von ihnen gewählten Kaiser, dem sie seine Rechte spärlich genug zumessen konnten. Genug, die Verfassung bis zum 27. März, die zum dritten Male zur Abstimmung gebrachte Erblichkeit mit eingeschlossen, ging durch, und am folgenden Tage wurde der König von Preußen von 290 Abgeordneten gegen 240, die nicht mitstimmten, zum Kaiser der Deutschen gewählt, wogegen 60 sich öffentlich und feierlich verwahrten. Aber der, worauf es doch auch mitankam, war zuvor nicht befragt worden. Eine Abordnung der Reichsversammlung, mit ihrem Vorsitzenden Simson an der Spitze, begab sich nach Berlin, dem Könige die Kaiserkrone anzubieten.

Diese Kurfürsten befremdete es indeß nicht wenig, als Friedrich Wilhelm IV. am 3. April eine ablehnende Antwort gab, woraus erhellte, daß er die Versammlung zu dem gebotenen Geschenke nicht befugt hielt, und daß er die Wahl nur im Einverständnisse mit allen deutschen Regierungen, und nach vorhergehender Abänderung der Verfassung, anzunehmen bereit sei. Preußen forderte nun die deutschen Regierungen auf, sich über die Anerkennung der Reichsverfassung auszusprechen, inzwischen beschloß die Reichsversammlung am 11. April, an derselben festzuhalten, und erwählte einen Ausschuß von 30 aus ihrer Mitte, welche die Maßregeln zur Durchführung der Verfassung

berathen sollten, scherzweise die 30 Tyrannen genannt wurden, und meist der Linken angehörten. Nur 2 ihrer Mitglieder, Detmold und Reichensperger, waren Großdeutsche. Das veranlaßte Oesterreich, seine Abgeordneten zurückzurufen, und in einem Erlasse vom 5. April zu erklären, daß es sich nicht aus Deutschland herausdrängen lasse; daß es sich zugleich gegen Bildung eines Volkshauses aussprach, wurde besonders übel aufgenommen.

Schon am 14. April erklärten sich 28 kleine Regierungen gegen den Bevollmächtigten Preußens, daß sie die Reichsverfassung und das Wahlgesetz ohne Vorbehalt annähmen; dafür waren auch fast alle Volkskammern, die meisten großen Städte und Vereine; dafür hatten sich alle abgehaltenen Volksversammlungen ausgesprochen, eben so viele Senate von Hochschulen; gegen die Sache waren von den Vereinen die Preußen- und Piusvereine: zwar wünschten die meisten Protestanten einen protestantischen Kaiser, aber die Preußenvereine dachten ohne Zweifel, ein mächtiger Kaiser, wie zu den besten Zeiten des alten Deutschlands, würde von solchen Kurfürsten nicht gewählt werden, und die Verhältnisse seien jetzt andere, wie ehedem; sie wußten, daß das Königreich Preußen seit Friedrich dem Großen immerhin eine wirkliche und ehrfurchtgebietende Macht war, dieses sollte nicht vernichtet werden, um eines unsichern preußischen Kaiserthums willen. Sie schienen den angebotenen Kaiserthron für ein trojanisches Pferd, und den dargereichten Purpurmantel für des Nessus Gewand anzusehen. Bereits am 26. Februar hatte Professor Stahl in den Kammern zu Berlin geäußert: „Karl der Große empfing die Krone aus den Händen des Papstes; sollte heute ein deutscher Fürst die Krone aus den Händen der Volkssouverainität empfangen, so fällt Deutschland der Demokratie anheim. Die Piusvereine befürchteten Gefährdung der Rechte und der Freiheit der katholischen Kirche, wenn die Katholiken durch Ausschluß Oesterreichs gänzlich in der Minderzahl blieben, und die Großdeutschen wollten ein ganzes, ungetheiltes, einiges Deutschland, von dem ja von Anfang der Bewegung an gesungen und geredet war. Jetzt glaubten Viele, der Zeitpunkt sei gekommen, wo Preußens

König die Kaiserkrone aufsetzen könne; Friedrich Wilhelm IV. ließ aber den 17. April durch seinen Bevollmächtigten Camphausen eröffnen, solches werde nicht eher geschehen, als bis auch die größern deutschen Staaten ihre Zustimmung gegeben hätten.

Die Beschlüsse vom 26. April können als Antwort auf Preußens Erklärungen gelten. Hierdurch trat die Versammlung der Erklärung ihrer Abgeordneten in Berlin mit großer Mehrheit bei, nämlich, daß die Kaiserkrone von der Annahme der Verfassung abhängig sei; alle Regierungen wurden aufgefordert, diese anzunehmen, dagegen sich keine Maßregeln zu erlauben, wodurch den Völkern die freie Aeußerung ihrer Meinung verkümmert würde, also auch die Landtage weder aufzulösen noch zu vertagen. Bayern hatte sich bereits am 23. April ablehnend ausgesprochen, und sich abermals für ein Reichs-Directorium erklärt; es wollte zudem manche Bestimmungen der Verfassung wie der Grundrechte abgeändert haben.

Um den Regierungen andere Gesinnungen beizubringen sandte das Reichsministerium vier Gesandte ab: Bassermann, Mathy, Seebeck und v. Watzdorf, welche sich am 29. April nach Berlin, München, Hannover und Dresden begaben, ohne etwas zu erreichen. Eine Vereinbarung war auch nicht der Zweck der Sendung, hatte doch schon Tages vorher das Reichsgesetzblatt die Reichsverfassung verkündigt, freilich ohne Unterschrift des Reichsverwesers, ohne welche kein Gesetz verbindende Kraft hatte. Dagegen war das Reichswahlgesetz mit der erforderlichen Unterschrift versehen, bereits am 15. April mitgetheilt.

Da sich die Reihen der Abgeordneten immer mehr lichteten, und man befürchtete, die Versammlung möchte gewaltsam gesprengt, oder die Mitglieder möchten von den Regierungen abberufen werden, oder freiwillig scheiden, so wurde am 30. April beschlossen, daß dem Vorsitzenden die Befugniß zustehen sollte, zu jeder Zeit und an jedem Orte, welchen er für zweckmäßig hielte, eine Sitzung anzuberaumen; außerordentliche Sitzungen sollten aber auf den Antrag von 100

Mitgliedern gehalten, und die Versammlung beschlußfähig sein, wenn 150 Mitglieder anwesend wären. Die Auflösung der Volkskammern in Hannover und Preußen wurden von der Nationalversammlung gerügt, und neue Wahlen gefordert. Man gab sich alle Mühe, die Reichsverfassung zur Geltung zu bringen. Dem Könige von Würtemberg war die Anerkennung derselben von seinen Ministern, der zweiten Kammer und dem Volke am 21. April abgenöthigt worden. In Sachsen hegte man gleiche Absichten, die indeß an dem entschiedenen Widerstande des von Preußen unterstützten Königs scheiterten. Ein aus diesem Grunde in Dresden ausgebrochener Aufstand wurde mit mächtiger Hand erdrückt. Die Pfalz glaubte, nicht zurückbleiben zu dürfen, wurde aber ohne alle Mühe und Widerstand gedemüthigt, und ebenso erging es in Baden, das immer zum Aufruhr bereit war, wo man am 13. Mai wiederum Revolution machte. Die Regierungen siegten und glaubten, sich um die Beschlüsse der Frankfurter nicht fürder kümmern zu brauchen. Am 28. April erklärte Preußen entschieden, daß es weder die Reichsverfassung noch die Kaiserkrone annehme, und bot allen Regierungen, die hierin mit ihm übereinstimmten, Waffen und Schutz an. Das Reichsministerium erklärte dagegen am 4. Mai, daß es der Reichsgewalt allein zustehe, Anordnungen für die allgemeine Sicherheit Deutschlands zu treffen, und die Reichsversammlung forderte an demselben Tage Regierung und Gemeinen der einzelnen Staaten, so wie das ganze deutsche Volk auf, daß sie die Verfassung zur Anerkennung bringen sollten. Sie setzte den 15. Juli als Tag der Wahl, und den 15. August als Tag des Zusammentritts des ersten Reichstages fest, und übertrug die einstweilige Staatthalterschaft dem Oberhaupte des mächtigsten Staates, der im Reichstage vertreten sein würde. Die äußerste Linke fand sich am 5. Mai noch besonders bemüßigt, die Deutschen zur Bewaffnung aufzuforden, und die Märzvereine wandten sich zunächst an die deutschen Krieger.

„Die Mitglieder der Linken — sagt Braun in seinem Werke: „Deutschland und die deutsche Nationalversammlung" — wußten, was sie wollten, sie wollten neue Stürme heraufbeschwören, und das Volk wie Meereswogen auf die

Throne wälzen. Aber jenes Lob(?) kann man der Gagernschen Partei nicht ertheilen. Die linke Seite der Coalition (der Verbindung zwischen der Linken und der Kleindeutschen) sprach offen und unverholen aus, sie wolle die Revolution, die rechte Seite der Coalition wollte das Unmögliche, sie wollte den Pelz waschen, ohne ihn naß zu machen, sie wollte die Bewegung im Volke bis auf den Punkt steigern, daß die Regierungen gezwungen würden, die Verfassung anzunehmen, und dann wollte sie der Bewegung Halt zurufen."

„Kann man kurzsichtiger rechnen, als wenn man glaubt, man habe den Stein, wenn er aus der Hand geschleudert, man habe die Kugel, wenn sie abgeschossen, noch in seiner Gewalt? Der Löwe, den man aus seinem Käfig entlassen, werde ruhig in denselben zurückkehren? Wußte man denn nicht, was der Knabe alle Tage bemerkt, daß die Kreise, welche der Stein bildet, den man ins Wasser geworfen, immer größer werden, je weiter sie sich von dem Punkte entfernen, in welchen der Stein gefallen ist, und daß eben so das Wort, welches von oben in die breite gährende Masse geworfen wird, die Kreise seiner Macht ins Unabsehbare ausdehnt und unbezwinglich wird?"

Schon am 4. Mai trat die verfassunggebende Nationalversammlung, als vollziehende Behörde auf, indem sie beschloß, die Regierungen, die gesetzgebenden Körper, die Gemeinden der Einzelstaaten, das gesammte deutsche Volk aufzufordern, die Verfassung des deutschen Reiches vom 28. März zur Anerkennung und Geltung zu bringen. H. Rießer meinte nun freilich, mit diesem Beschlusse hätte man nicht zur gewaltsamen Durchführung der Verfassung auffordern wollen, wenn auch, so konnte man doch voraussehen, daß es so vom Volke aufgefaßt werden würde. Am 7. Mai sprach der Ministerpräsident: „Meine Herren! es ist allerdings der Augenblick nahe, in welchem eine entscheidende Richtung einzuschlagen, eine bestimmte Linie gezogen werden muß, wieweit die Bewegung zu Gunsten der Verfassung zu unterstützen, wie sie zu lenken ist." Während die Gagernsche Partei so verblümt redete, während sie von Maßregeln redete, um der Bethätigung der öffentlichen

Meinung zu Gunsten der Verfassung freie Bewegung zu sichern, bediente sich die Linke einer geraden, durchaus verständlichen Sprache. In genannter Sitzung stellte Würth von Siegmaringen den Antrag, die Nationalversammlung solle, da mit den Fürsten nicht mehr zu unterhandeln sei, das deutsche Volk zu den Waffen rufen, um die rebellischen Fürsten zu vertilgen." Wesendonk sprach da offen seine Ueberzeugung aus, daß die Verfassung und das Werk der Einigung nur dadurch herbeigeführt werden könne, daß das Volk sich gegen seine Regierung erhebe. Dann folgten Anträge von Simon aus Trier und Vogt, die Nationalversammlung solle „die Volkserhebung in der bayrischen Pfalz und in Sachsen, welche die Durchführung der verbündeten Reichsverfassung zum Gegenstande hatten, thatkräftig stützen und schützen." „Die Bewohner der Rheinpfalz, bemerkte H. Schlöffel, haben, als sie die Fahne des Aufruhrs aufgepflanzt, nichts anders gethan, als was die Versammlung beschlossen, und wozu sie das deutsche Volk aufgefordert hat." Das war mindestens offen und deutlich gesprochen. Deutlich genug waren auch zwei Beschlüsse vom 10. Mai:

1) „Dem schweren Bruche des Reichsfriedens, welchen die preußische Regierung durch unbefugtes Einschreiten im Königreich Sachsen sich hat zu Schulden kommen lassen, ist durch alle zu Gebote stehenden Mittel entgegen zu treten."

2) „Neben Aufrechthaltung der öffentlichen Ruhe und Sicherheit sind diejenigen Bestrebungen des Volkes und seiner Vertreter, welche zur Durchführung der endgültig beschlossenen Reichsverfassung geschehen, gegen jeden Zwang und Unterdrückung in Schutz zu nehmen, und die provisorische Central-Gewalt ist zur Ausführung dieser Beschlüsse aufzufordern."

Aber nicht nur Worte reden, sondern auch Thaten, und diese lauter, als jene. So wählte Heinrich von Gagern den radikalen Eisenstuck als Reichsgesandten nach der Pfalz, um dort Ordnung zu stiften; schickte den gleichgesinnten Raveaux nach Offenburg zur Volksversammlung, und bestimmte

Simon von Trier und Vogt von Gießen dazu, der Volksversammlung in Nürnberg beizuwohnen, um in Bayern die Bewegung zu Gunsten der Verfassung zu leiten, lauter Männer von der breitesten demokratischen Grundlage, womit indeß der Reichsverweser keineswegs einverstanden war.

Das Reichsministerium gab dem Reichsverweser bereits am 8. Mai an, welchen Weg es, den zur Durchführung der Reichsverfassung in Deutschland ausgebrochenen Bewegungen gegenüber, zu gehen gedenke; der Reichsverweser aber erwiderte mit dem Gesetze vom 28. Juni, wonach die Reichsgewalt von jeder Mitwirkung bei Zustandebringung der Reichsverfassung ausgeschlossen wird. Da nahmen die Minister am 10. Mai ihre Entlassung. Vergeblich suchte die Nationalversammlung, durch ihre Abgeordneten andere Entschlüsse bei Johann hervorzurufen. Dieser erwählte am 16. Mai v. Grävell, General Jochmus, Advokaten Detmold und Kaufmann Maerk — am 24. kam Fürst Wittgenstein hinzu — zu seinen Ministern. Diese wurden nun von der Presse und von ihren Gegnern überhaupt auf alle mögliche Weise verdächtigt und verhöhnt, bevor sie sich über ihre Grundsätze aussprechen konnten, und eher sie gehandelt hatten. Selbst die Nationalversammlung gab ihnen auf Welker's Antrag ihr völliges Mißtrauen zu erkennen, und erklärte deren Ernennung für „eine Beleidigung der Nationalversammlung", und sprach zugleich am 16. Mai ziemlich einstimmig aus, Preußen sei zu der am 14. verfügten Abberufung seiner Abgeordneten nicht befugt, und die Abberufung daher ungültig.

Die Pfalz wurde unter den Schutz des Reiches gestellt, und von der Reichsgewalt verlangt, zu diesem Zwecke geeignete Maßregeln zu ergreifen, was die Reichsgewalt indeß nicht that, und auch jetzt nicht mehr konnte. Man wünschte daher eine willfährigere Reichsgewalt, und faßte am 19. Mai den Beschluß, einen Reichsstatthalter, wo möglich aus der Zahl der herrschenden Fürsten zu wählen, der einstweilen regieren, und die Verfassung und die Beschlüsse der Reichsversammlung ausführen sollte. Dieser Beschluß stand mit dem schon erwähnten Gesetze vom 28. Juni in Widerspruch, und

wurde nicht vollzogen. Inzwischen wurden durch Verfügung vom 1. Mai die sächsischen, durch Verfügung vom 23. die hannoverschen Abgeordneten abberufen, immer lichter und leerer wurden die Bänke der Paulskirche. Am 21. traten sogar 77 Mitglieder auf einmal aus, unter ihnen Heinrich v. Gagern mit seinen Anhängern, die als Grund angaben, daß die Versammlung im Begriffe stehe, sich selbst aufzulösen und zu vernichten, andere meinen indeß, weil sie nunmehr daran verzweifelten, ihre Plane durchsetzen zu können. Die unglückliche und unnatürliche Verbindung derer zur Rechten und zur Linken löste sich vollends auf; die gemischte Ehe, die nur aus eigennützigen Absichten, ohne daß Kopf und Herz stimmten, geschlossen war, mußte getrennt werden.

Am 24. Mai sah sich die Versammlung schon zu der Entscheidung genöthigt, selbst 100 Mitglieder sollten beschlußfähig sein.

Preußen nahm jetzt entschieden und unumwunden die Oberleitung (Hegemonie) in den Angelegenheiten Deutschlands in Anspruch, und forderte am 28. Mai vom Reichsverweser, seine Gewalt niederzulegen, was dieser jedoch entschieden ablehnte. Am 30. Mai tagte die Nationalversammlung zum letzten Male in Frankfurt, und beschloß, ihren Sitz nach Stuttgart zu verlegen, wo sie sich sicherer glaubte.

„Was hatte die Linke — sagt ein deutscher Schriftsteller, der selbst nach der Linken hinneigt — was hatte die Linke in den leeren Räumen der Paulskirche noch zu schaffen, was repräsentirte sie? So gut es in manchen Ohren klingt, wenn man sagen kann, daß man bis auf den letzten Augenblick ausgehalten hat, so gewiß ist es, daß die Beharrlichkeit ein mindestens erreichbares Ziel vor Augen haben muß, wenn sie nicht den Schein der Lächerlichkeit auf sich laden will. Nachdem zwei Drittheile der Abgeordneten, ganze Parteien und fast ganze Landmannschaften, Oesterreicher, Preußen, Bayern und Hannoveraner ausgetreten waren, mußte die Linke die thätsächlich vollzogene Auflösung des Reichstags anerkennen, und sich mit dem Bewußtsein begnügen, daß dieser Ausgang nicht durch sie herbeigeführt sei. Aber

sie blieb, und siedelte außerdem nach Stuttgart über, wodurch sie den Verdacht auf sich lud, daß sie Würtemberg „revolutioniren", Stuttgart „karlsruhern" welle, wie der Würtemberger Gfrörer ihr vorwarf."

Die Versammlung hielt ihre erste Sitzung zu Stuttgart am 6. Juni. Löwe aus Kalbe führte den Vorsitz, 104 Mitglieder waren gegenwärtig. Hier ernannte sie, wiederum im Widerspruche mit dem von ihr selbst gegebenen Gesetze vom 28. Juni, eine Regentschaft, welche vorläufig in Deutschland herrschen sollte, den Kaufmann und Präsidenten der Carnevallsgesellschaft Franz Raveaux von Köln, den kecken Professor Karl Vogt aus Gießen, Friedrich Schuler aus Zweibrücken, Heinrich Simon aus Breslau und August Becher aus Stuttgart. Zugleich erklärte man, das in Berlin verkündete Waylgesetz sei nichtig, und wer es ausführe, ein Hochverräther. Die fünf Kaiser aus dem Volke zeigten diesem am 7. Juni ihren Regierungsantritt, die Uebernahme der Reichsgewalt und die Entsetzung des Reichsverwesers an, beanspruchten die sofortige Oberleitung der bewaffneten Macht Deutschlands, und forderten Heer und Volk auf, ihnen zur Seite zu stehen.

Der würtembergischen Regierung war diese Fünfmännerherrschaft sammt ihrem Parlamente natürlich nicht willkommen, um so weniger, als das Rumpfparlament den Artikel 3 des Gesetzes vom 9. October aufhob, wonach Volksversammlungen im Umkreise von 5 Meilen um den Sitz der Nationalversammlungen verboten worden waren, wie wir wissen, nicht ohne Grund. Aber diese Nationalversammlung hatte von Volksversammlungen wohl zu hoffen, aber nichts zu fürchten, desto mehr aber die würtembergische Regierung. Zudem sprach der Reichsverweser am 9. Juni gegen dieselbe die Erwartung aus, sie werde das Auftreten der Reichsregentschaft zu verhindern wissen. Diese wußte sich auch wenige Anerkennung und Geltung zu verschaffen. Der März 1848 war lange vorüber, die Zeiten hatten sich geändert, und die Menschen und Gesinnungen der Menschen mit ihnen. Daß die Fünfmänner dieß nicht begriffen, war Selbstüberschätzung und Verblendung. Sie forderten den General

v. Miller zur Befolgung ihrer Befehle auf, der Krieger weigerte sie, und wurde daher am 12. Juni als Reichsfeldherr entsetzt. Weil der Nationalversammlung der Ständesaal war verschlossen worden, so hielt sie am 16. Juni ihre letzte Sitzung in einer Reitbahn, wo noch ein Gesetz über Bildung der deutschen Volkswehr von ihr angenommen wurde.

Die würtembergische Regierung, bei welcher jetzt der muthige und entschlossene Römer Minister war, welcher in dieser Zeit Süddeutschland vor der Revolution bewahrte, verbot Tages darauf, dieses Gesetz zu befolgen und fernere Sitzungen zu halten, und verlangte, daß die Regenten sammt ihrem Parlamente ihre Residenz außerhalb Würtemberg's verlegen sollten. Dennoch beraumte der Vorsitzende Löwe eine neue Sitzung an, schon nahten sich die Abgeordneten im Zuge, ihnen traten Bewaffnete entgegen, die den Eingang zum Hause wehrten, während im Innern die getroffenen Einrichtungen bereits zertrümmert wurden. Vergeblich legten Löwe und seine Begleiter Einspruch gegen die ihnen zugefügte Gewalt ein, Trommelnwirbel erstickte ihre Zwischenreden, Reiter folgten im Trabe den Zurückweichenden bis zum Marquardschen Gasthofe. Dort wurde von den Abgeordneten eine Verhandlung aufgenommen, worin sie den Vorgang zur Erinnerung für die Mitwelt und Nachwelt schriftlich niederlegten. Viele von ihnen sind jetzt auf flüchtigem Fuße, fern vom Vaterlande, andere in Untersuchung verwickelt. So kläglich endete nach 13 Monaten das Werk, an welches Deutschland so schöne Hoffnungen geknüpft hatte; durch wessen Schuld, möge der gerechte und unparteiische Leser selbst beurtheilen.

Was der Reichsversammlung nicht gelungen war, wollten jetzt die Höfe zu Stande bringen. Man berieth sich zu Berlin. Da Bayern sich ausschloß, so kam nur zwischen den Regierungen Preußen, Hannover und Sachsen am 26. Mai ein Bundesvertrag zu Stande. An Oesterreich wurde nicht gedacht. Sachsen und Hannover waren nicht unbedingt beigetreten, alle größern deutschen Staaten sollten theilnehmen und auch ihre Landtage beistimmen. Zu Gotha kam am

26. Juni die erbkaiserliche Partei zusammen, und wirkte für Preußen. Dessen Ziele stand der Reichsverweser im Wege, den man in Berlin nicht weiter anerkannte, und zur Niederlegung seiner Würde aufforderte. Johann erklärte, er sei von den Vertretern deutscher Nation gewählt, und von allen Regierungen anerkannt, weßwegen er sein Amt nur in die Hände aller Regierungen niederlegen könne. Inzwischen hatten sich für den preußischen Sonderbund mehrere kleinere Regierungen Deutschlands erklärt: Mecklenburg, Braunschweig, Kurhessen, Sachsen-Weimar, Coburg-Gotha, Altenburg, Nassau, Lippe, die Anhaltschen Lande, endlich Hamburg, Lübeck und Bremen, freilich mit Vorbehalten.

D. Oesterreich*).

§ 82.

Ausbruch der Revolution.

Das sonst so stille, friedliche und gemüthliche Oesterreich wurde jetzt gleichfalls vom allgemeinen Strudel erfaßt. Die neuen Ansichten, wonach in gänzlichen Umänderungen der Verfassung und in ganz neuen Gesetzen das Wohl des Volkes einzig ruhen soll, hatten auch hier durch Schriften des Auslandes Eingang gefunden, die man umsonst abzuwehren suchte. Insbesondere war der bis dahin so mächtige Minister, Fürst Metternich, dem Hasse verfallen, auf seine Schultern wurde alles Unheil geladen. Man klagte über politischen Druck, über Privilegien, Exemptionen und Standesvorrechte, über Fesslung des Geistes, über ein chinesisches Absperren Oesterreichs von Deutschland, über Vernachläßigung deutscher Interessen, über Abweisung aller Neuerungen, auch der

*) Vergl. „Illustrirte Chronik." Lehrbuch der Weltgeschichte von Dr. G. Weber, das besonders bei dem Auszuge benutzt wurde. Drei Bücher neuester Geschichte, von Dr. Fr. Steger.

besten*). Daß Einzelnes hiervon gegründet war, kann nicht bezweifelt werden. Eine Bewegung, wie sie sich in Oesterreich zeigte, muß ihren Grund haben, wenn es auch ungerecht ist, alle Schuld nur nach oben, aber keine nach unten hin zu suchen. Die Volkswünsche gaben sich zuerst in der Versammlung des niederösterreichischen Gewerbevereins am 6. März 1848 kund, worin man vorschlug, eine Adresse an den Kaiser zu richten des Inhalts, „daß nur durch ein festes, inniges Anschließen der Regierung an die Stände und Bürger, ein festes, inniges Anschließen Oesterreichs an die Interessen des gemeinsamen deutschen Vaterlands, und durch Offenheit das gestörte Vertrauen wieder hergestellt werden könne." Am meisten wurde die feurige Jugend der Universität und der polytechnischen Schule von der Bewegung ergriffen. Sie träumte von der griechischen und römischen Republik oder von der Wiederherstellung des h. römischen Reiches; daß die Umstände jetzt ganz andere sind, daß nicht Eins für Alle paßt, daß es Jünglingen noch an Lebenserfahrung fehlt, daß sie studiren, aber nicht politisiren und regieren sollen, das bedachten sie nicht. Im Wirthshause zum Stern in der Alservorstadt, bei fröhlichem Zechgelage wurde der erste Funke zum Märzbrande angeblasen. Da saßen 7 lustige Studenten, meist Mediziner, zusammen. Hier rief Löser, der Medizinbeflissene, plötzlich aus: „Brüder! zum Schlusse sollten wir noch eine Adresse erlassen, und zwar hier vom Stern aus." Das fand gleich ungetheilten Beifall, und man kam überein, den folgenden Tag eine größere Versammlung zu halten. Am 9. kamen wirklich

*) Andere beschwerten sich darüber, daß Oesterreich durch die Fesseln des Febronianismus die Kirche festgehalten, ihre Kräfte gelähmt habe. Es habe nicht für die Katholiken geleistet, was der Czar Nikolaus für die Griechen, Preußen für die Protestanten, obschon es 30 Millionen kath. Unterthanen zähle. Es habe die deutschen Katholiken bei der Gefangennehmung von Clemens August, die russischen Katholiken bei den erzwungenen und erschlichenen Uebertritten, und die syrischen Katholiken bei den Niedermetzlungen von Seiten der Drusen und der türkischen Sodaltesca, die Urkantone bei den Angriffen der Radicalen ohne Schutz gelassen.

Doch ging der Aufstand wahrlich nicht von jenen aus, die über das Letztere klagten.

40 Jünglinge zusammen, und verständigten sich über die Abfassung der Adresse. Als die Behörden dieses erfuhren, forderten sie die Lehrer der Hochschule auf, die Studenten von dem beabsichtigten Schritte abzumahnen. Vergebens! So sahen sich denn 2 Professoren veranlaßt, die Adresse dem Kaiser zu überreichen. Erzherzog Ludwig empfing sie kalt, gegen Abend bekamen sie Zutritt beim Kaiser, der sie zwar in seiner gewohnten leutseligen Weise aufnahm, ohne aber bestimmte Zusicherungen zu geben.

Der 13. März war zur Eröffnung der niederösterreichischen Stände bestimmt. Bereits früh Morgens strömten die Studenten zur Universität, um sich über den Erfolg ihrer Adresse zu erkundigen, Professor Hye theilte ihn mit, und mahnte zum ruhigen Abwarten und gesetzlichen Verhalten. Das frommte nicht. Der Haufe drängte sich nach dem Ständehause auf der Herrengasse, und der Versnch eines Polizeibeamten, ihn aufzuhalten, fruchtete nicht. Der Hof war bald mit vielen Menschen angefüllt, nicht mit Studenten allein. Da hob man Fischhoff, einen ungarischen Juden und Arzt auf die Schultern, und er sprach von dem, was dem Volke Noth thue, und was es verlange. Weil aber seine Lunge nicht kräftig genug war, so bestiegen Andere, die besser schreien konnten, den Brunnen im Hofe, die Studenten Burian, Böhm, Herrmann, und sprachen mit Begeisterung.

Kossuths Rede vom 3. März vor der Ständeversammlung zu Preßburg gehalten, und die gewöhnlichen Volksforderungen enthaltend, wurde unter donnerndem Beifall verlesen. Eine Antwort der Stände auf den Antrag zur Wahrung der Volksrechte befriedigte nicht, und wurde zerrissen. Ein Redner auf dem Brunnen schrie: „Das Volk soll seine Wünsche aussprechen!“ Es geschah, und der Demosthenes wiederholte alle Forderungen laut und unter Jubel.

Bursch Budrian wurde auf den Ballplatz getragen, um auch den dortigen Anwesenden Vorlesungen über das neue Staatsrecht zu halten. Man wagte es schon, von der Absetzung Metternichs zu sprechen. Die Menge im Hofe schrie:

„Dringen wir in den Ständesaal!“ Man drängt voran. Graf Montecuculi, der Präsident, erscheint, mit der Erklärung, 12 der Versammelten könnten der Berathung beiwohnen, und sich überzeugen, wie nachdrücklich die Stände das Wohl des Volkes am Throne vertreten wollten. Zwölf gingen in den Saal. Inzwischen sprachen noch mehrere Bursche mit Beifall, da ruft endlich Hermann von Steiermark: „Ich will mich kurz fassen, denn was braucht es vieler Worte? Wir wollen eine Constitution, und somit lebe unser constitutioneller Kaiser!“ Da wollte der Jubel nicht enden. Zwei Ständemitglieder erschienen, und verlasen eine Adresse an den Kaiser, die dasselbe, was die süddeutschen Kammern, verlangten, die Vertretung am Bunde ausgenommen, die man gleichfalls will. Da sich die Mitglieder der Stände entfernten, traten die 12 plötzlich an die Fenster des Berathungssaales, rufend: „Hülfe! man hat uns eingesperrt, Böhm ist verhaftet.“ Die Masse sprängt im Nu die Thüren, und zerschlägt alles im Saale. Außen glaubte man, es seien Soldaten eingedrungen, innen hörte man Schüsse von der Ferne, daher gleich das Geschrei: „Fort, rettet euch, man will euch verrathen!“ Sie stürzen heraus, es ist 3 Uhr Nachmittags. Grenadiere hatten die Herrengasse abgesperrt, sie müssen weichen. Der Strom wirft sich nun auf die zwischen der Herrengasse und der Freiung aufgestellten Pionire. Diesen hatte — so hieß es — der Erzherzog Albrecht befohlen, beim Andringen des Volkes zu schießen. Als nun deren Befehlshaber zufällig — so sagte man — einen Schlag mit einer Latte in's Gesicht erhielt, befahl er: Feuer! Mehrere Personen wurden verwundet. Aus dem Ständesaale kommen jetzt die Studenten, abermals wird Feuer beordert, und mehrere fallen todt nieder. Auch am hohen Markt und auf der Freiung fallen Schüsse. Das Volk geräth in Wuth, es stürmt nach dem bürgerlichen Zeughause, sich Waffen zu holen, vergebens! der Platz war mit Küraſſiren besetzt. Das Straßenpflaster wird aufgerissen, Steine werden Wurfgeschosse, Trümmer von Schilderhäusern und Möbeln des Ständehauses schleudert man auf die Köpfe der Truppen. Die Lärmtrommel schallt, um die Bürger zu den Waffen zu rufen. Der jetzt so verhaßte Erzherzog Albrecht erhielt einen

Schlag ins Gesicht, ein General und ein Major wurden vom Pferde gerissen. Auf das des letztern setzt man einen verwundeten Bürger, mit ihm herumziehend, um zur Rache aufzustacheln. Wohin der Zug kommt, ruft man: „Hut ab! Achtung vor einem Bürger Wiens, der sein Blut für euch vergossen hat!“ Immer mehr Menschen wogen heran, überall Lärm, Rachegeschrei, allgemeiner Aufstand! Die wichtigsten Straßen und Plätze sind mit Truppen besetzt, die Thore geschlossen, Kanonen aufgefahren, jedoch nicht gebraucht. Als Befehl gegeben wird, das Geschütz zu richten, tritt Oberfeuerwerker Pollet vor die Mündung einer Kanone, ausrufend: „Ich bin bereit, als Opfer für die Freiheit zu fallen; um keinen Preis werd' ich auf meine Mitbürger schießen.“ Wilder Sturm in den Vorstädten gegen Abend! Das Schottenthor wird erbrochen, alle Lampen in der Mariahilfstraße werden zertrümmert, ein Sturm auf das Burgthor unternommen. Man versucht, den kaiserlichen Marstall anzuzünden, Schüsse vertreiben die Andringenden, mehrere fallen, auch eine Frau. Ein riesenhafter Fleischerbursche reißt die Pfähle der Schutzwehr aus dem Boden, schleudert sie auf die Truppen, und sinkt nieder von 8 Kugeln durchbohrt. Abends begab sich eine Abordnung von Bürgern in die Kaiserburg mit der Vorstellung, daß die Abdankung des Fürsten Metternich und Gewährung der Volkswünsche nöthig sei, wenn der Friede zurückkehren und das Schlimmste nicht eintreten solle.

Einer der Erzherzoge beruhigte die Abgeordneten mit der Versicherung, daß Metternich abdanken werde, und mit andern Verheißungen. Schon 9 Uhr ließ der Kaiser bekannt machen, daß die Bewaffnung der Bürger aus dem bürgerlichen Zeughause genehmigt sei. Am folgenden Morgen wollten Alle Soldaten werden; Bürger, Studenten, die aber bald eine besondere Legion bildeten, Kaufleute, Gelehrte, Künstler und Beamte, mehr als 40,000 Mann. Alle jubelten über die Errungenschaft. Außerhalb der Stadt theilte man aber solche Gesinnungen nicht. Da wütheten vandalische Haufen gegen die Villa des flüchtigen Metternich, 16 Studenten und 2 Bürger hinderten die gänzliche Zerstörung. Vor dem Palaste wurde ein Galgen errichtet, an dem man

den Fürsten im Bildnisse erhärgte. Schon Tages vorher war die Zollstätte vor der Mariahilfer Linie in Brand gesteckt, selbst Fabriken wurden angegriffen. Die Bürgerwehr mußte gewaltthätig gegen die Mordbrenner einschreiten, Viele blieben auch vom Heere. Die Volkswuth erliest sich überall ein Opfer, in Berlin den Prinzen von Preußen, in Wien den Erzherzog Albrecht. Er mußte den Oberbefehl niederlegen.

Am 14. März erschienen 2 Bekanntmachungen des Kaisers, wonach die Zusammenrufung der Stände am 3. Juli stattfinden, die Censur aufgehoben, ein Preßgesetz baldigst veröffentlicht werden sollte.

Am 15. erschien eine Abordnung von 150 Mitgliedern des ungarischen Reichstages, die dem Kaiser erklärten, er möge seinen sämmtlichen Staaten freisinnige Verfassungen verleihen, sonst würden die Ungarn die gerechten Wünsche des ganzen Volkes mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln unterstützen. Das konnte nicht ohne Wirkung bleiben. Noch am Abende erging die Verordnung, wodurch eine reichsständische Verfassung verbürgt wurde. Herolde verkündeten es. Glänzende Erleuchtung der Straßen, endloser Jubel, unaufhörlicher Ruf: „Heil dem Kaiser! Heil dem Vaterlande!“ In 4 Abenden sollen 4000 Centner Lichter verwendet sein.

Und als der Kaiser am 16. mit seiner Gemahlinn eine Ausfahrt hielt, begrüßten ihn tausendstimmige Hurrahs und unverkennbare Zeichen der Liebe, so daß die kaiserliche Familie tief gerührt ward. Und der gemüthliche edle Ferdinand meinte es wahrlich besser und väterlicher mit seinem Volke, als die vielen Volksbeglücker, die sich der so leicht zu gängelnden Menge aufdrängten. Der 17. März war ein Trauertag, er war bestimmt zum Begräbiß der im Aufstande Gefallenen, woran etwa 25 bis 30,000 Bewaffnete Antheil nahmen. 392 Fahnen, mit Rosen und Myrthen bekränzt, flatterten dazwischen. Die Frauen erschienen in Trauerkleidern. Achtundzwanzig Leichen waren bereits früher beerdigt, 11 wurden jetzt zur Erde bestattet. Die Hinterbliebenen wurden reichlich bedacht.

Am 21. März wurde bekannt, daß ein verantwortli-

ches Ministerium gebildet sei, an dessen Spitze Graf Kolowrat stand, die übrigen waren Graf Fiquelmont, Freiherr von Pillersdorf, Graf Taaffe und Baron Kübeck. Gegen Mitte April erging eine großartige Amnestiebewilligung für politische Vergehen, was natürlich beifällig aufgenommen wurde, nicht weniger war dieses der Fall, als man den Staatshaushalt zur öffentlichen Kenntniß brachte, wonach in den Jahren von 1841 bis 1846 sich ein Ueberschuß von sieben Millionen auswies, nur für 1847 waren 5,006,000 Gulden mehr ausgegeben. Es war demnach nicht so übel gewirthschaftet, wie Manche glauben mochten. Die Course stiegen auf diese Darlegung. Das alles wirkte günstig auf die Stimmung; aber nun kamen Trauerboten über Trauerboten, die, wie Leichenbitter, das Ende Oesterreichs zu verkünden schienen: Der Aufstand in der Lombardei, die Uebergabe Venedigs, die Forderungen des galizischen Adels, die Umtriebe der czechischen Partei in Prag zur Förderung von Sonderzwecken, die Bewegungen der slavischen Stämme, der Kampf der Nationalitäten, die Weigerung der Ungarn, einen Theil der gemeinschaftlichen Staatsschulden zu übernehmen, und ihre Truppen zu Oesterreichs Kriegen herzugeben, dann die Kriegeserklärung Sardiniens und das Eindringen von Freischaaren in das südliche Tyrol: alles dieß machte Anstrengungen und Kosten im höchsten Maaße nöthig, und war eben so geeignet, den Vaterlandsfreund mit Befürchtungen zu erfüllen, als es die Wühler ermuthigte. Daß bedeutende Heerabtheilungen, worunter selbst 6000 Wiener Freiwillige, nach Italien zogen, und daß die immer wackern und immer treuen Bergsöhne von Tyrol zum Schutze ihrer Gränzen mit gewohnter unerschütterlichen Folgsamkeit und alten Liebe herbeieilten, war wieder Oel auf des einst so hell leuchtenden jetzt kaum noch glimmenden Lampe Oesterreichs.

Am 1. April erschien das verheißene Preßgesetz, das aber keineswegs den Wühlern freisinnig genug bedünkte. Man ging so weit, es zu verbrennen. Am 20. Mai wurde daher vorläufig ein anderes gegeben, das mehr befriedigte. — Als am 2. April die große deutsche Reichsfahne am Stephansthurme aufgepflanzt ward, und 30,000 Menschen dem Schau-

spiele beiwohnten, da begrüßten die Schaaren mit donnerndem Hurrah das Zeichen deutscher Einigkeit, und die Studenten sangen: „Was ist des Deutschen Vaterland?" Der Jubel wurde wo möglich noch lauter, als der Kaiser in Begleitung seiner Gemahlinn am Nachmittage die schwarzroth-goldene Fahne am Balcon der Hofburg, der nach dem übrigen Deutschland hinschaut, aufpflanzte.

Da erinnerte sich mancher deutscher Biedermann des alten Reiches Glanz und Herrlichkeit, und es war ihm, als ständen die alten Kaiser und Ritter aus ihren Gräbern auf. Ein schöner Gedanke! doch ach, vielleicht nur ein Traum! —

Wenigstens waren die meisten Hände, die das ehrwürdige deutsche Banner damals zu Wien und anderswo bei jeder Gelegenheit trugen, nicht rein und würdig genug dazu. Was sie trieben, war nicht deutsch, was sie erstrebten, das wollten unsere christlichen und katholischen Väter nicht. — Weß Geisteskinder die Hauptwühler und Lärmmacher waren, gaben sie unter anderm auch durch ihr bubenhaftes Betragen gegen die Liguorianer oder Redemptoristen zu erkennen. Man sagte diesen wackern Männern nach, sie hätten zu vielen Einfluß auf den Hof ausgeübt; nun, wenn sie bei der religiösen Kaiserfamilie in Ansehen standen und etwas galten, so hatten sie es verdient, nicht erschlichen, und welches Recht haben die Freiheitsmänner, die Gewissensfreiheit ihres Herrschers zu beeinträchtigen? Die frommen Väter galten auch viel beim Volke, weil sie die Sprache verstanden, die das Volk liebt, für dessen Heil sie rastlos bemüht waren, und das Volk wirklich liebten. Man gönnte ihnen diesen Einfluß nicht. Die Grundsätze der Ordensmänner standen natürlich denen der Umsturzmänner durchaus entgegen, man fühlte sich durch sie beengt, und Leuten, die Werke der Finsterniß trieben, wollten Bußprediger nicht gefallen. Sie sollten um jeden Preis unschädlich gemacht werden. Darum richtete man gegen sie Katzenmusiken, Hohn, Drohungen, Angriffe und Gewaltthätigkeiten. Sie mußten unter dem Schutze der Nationalgarde aus der Stadt entfernt werden, und als der Erzbischof Milde von Wien Muth genug besaß, sich der mißhandelnten Ordensleute in einem Schreiben an

Minister v. Pillersdorf mit Wärme anzunehmen, machten die großen Buben Unfug vor seiner Wohnung, wie sie ihn schon einmal mit einer Katzenmusik beehrt hatten, und wer weiß was die Horden mit ihm begonnen hätten, wenn er sich ihren rohen Händen nicht durch die Flucht entzogen? Am 8. Mai hob der immer gedrängte und nicht mehr frei zu nennende Kaiser den Orden der Redemptoristen und die Gesellschaft Jesu in den österreichischen Staaten auf. Seltsames Geschick dieser Männer, daß sie immer erst entfernt werden müssen, wenn Revolutionen mit Glück ausgeführt werden sollen, wie die Kraniche fortziehen, bevor die Novemberstürme und der Winter nahen!

Nach einer Verfügung vom 13. April ward die Prügelstrafe im Heere abgeschafft, nach einer vom 15. wurde die Ablöse der Grundlasten in Unteröstterreich und Steiermark gegen Geldentschädigung festgesetzt, am 19. die Wahl der Abgeordneten zur deutschen Nationalversammlung verfügt: lauter Erlasse, die man mit Freuden begrüßte! Das war überall die Weise, man rief: Börse oder Leben! Die Börse wurde gegeben, dann ließ man den Geber hoch leben, und fing wieder den alten Ruf an. Als sich die Regierung auf die Frage: soll Deutschland ein Staatenbund oder ein Bundesstaat werden? für das erste entschied, nahm es die Hochschule nicht wenig übel.

Der 25. April, der Geburtstag des Kaisers, war wieder ein Freudenfest, denn er brachte die langersehnte Reichsverfassung, und besonnene Constitutionelle konnten mit dem Geschenke zufrieden sein, wenn sie nur in etwa den eigenthümlichen Verhältnissen Oesterreichs, welches aus so vielen Ländern und Nationalitäten zusammengesetzt ist, Rechnung tragen und erwägen wollten, daß nur ein mächtiger, nicht zu sehr durch Verfassungsformeln gelähmter Herrscher, ein aus so verschiedenen Theilen bestehendes Ganzes zusammen halten könne. Die Freude wurde noch vermehrt durch die Vereidigung der Truppen auf die Verfassung und durch ein kaiserliches Gnadengeschenk von 100,000 Gulden, zur Einlösung von Pfändern, für die Armen. Aber nur zu bald zeigte sich wieder Mißvergnügen, die Verfassung sollte nicht freisinnig und volksthümlich genug sein, der Kaiser sollte

eine czechische Abordnung von Prag zu freundlich und eine deutsche von daher zu kalt aufgenommen haben, zudem wollte der Minister Graf Fiquelmont nicht mehr gefallen, er sollte ein Rückschrittsmann sein, darum brachte das Gesindel — wenn man die Personen mit dem rechten Namen nennen will — ihm Nachts eine Katzenmusik, sang Spottlieder, und nöthigte ihm das Versprechen der Abdankung ab. Er trat wirklich zurück, und Freiherr v. Doblhoff wieder ein. Nun frage ich doch jeden besonnenen Menschen, ob eine geordnete Regierung möglich ist, wenn solche Rotten Minister an- und absetzen können?

Das am 11. Mai erscheinende Wahlgesetz wollte gleichfalls nicht befriedigen, insbesondere weil es mittelbare Wahlen beliebte. Die Aula nahm es auch höchst übel auf, als wäre das heiligste Volksrecht verletzt, als die Regierung ein Verbot gegen den Ausschuß der bewaffneten Nationalgarde erließ, wozu sie in ihrem vollen Rechte war. Eine Prätorianer-Wirthschaft, wie zur Zeit der schlechtesten römischen Kaiser, konnte von keiner Regierung geduldet werden, die noch einiges Bewußtsein von ihrem Berufe sich erhalten hatte. Aber dafür sollte sie büßen. Ein Sturm wurde vorbereitet, auf die Fäuste der Arbeiter in den Vorstädten konnte man rechnen, auch manche Soldaten, vorzüglich Artilleristen, hatten sich mit den Studenten verbrüdert, man durfte schon etwas wagen.

Am 15. Mai wurden Abgeordnete an das Ministerium geschickt, um Entscheidung in Betreff der früher gegen das Wahlgesetz eingereichten Bittschrift und anderes zu fordern. Noch konnten sie nicht zurück sein, da erscholl bereits die Lärmtrommel, um die Nationalgarde zu den Waffen zu rufen. Die Thore wurden besetzt, 20,000 Arbeiter in den Vorstädten harrten nur eines Winkes, aufzubrechen. Hunderttausende zeigten sich in der Nähe der Burg. Um 6 Uhr rückte die akademische Legion, 5000 Mann mit geladenen Gewehren aus, um den Worten ihrer Abgeordneten mehr Nachdruck zu geben. Das vorgetragene Banner führte die Inschrift: „Nur eine Kammer! innigsten Anschluß an Deutschland!“ An die Akademiker schloß sich ein bedeutender Theil der Nationalgarde und der Bürgerschaft an, die Forderun-

gen wurden immer mehr gesteigert. Der Befehl wegen Auflösung des Ausschusses der Nationalgarde sollte zurückgenommen, die letztere sollte in Gemeinschaft mit den Truppen Wache in der Burgund an den Thoren halten, dann konnten die Umstürzmänner aus- und eingehen nach Belieben; ohne Bewilligung des Befehlshabers der Bürgerwehr sollten die Truppen nicht ausrücken, und nur mit den bewaffneten Bürgern Ordnung halten. Das war das Erste, was man forderte; dann wollte man Aenderung der kaum gegebenen Verfassung, eine Kammer und allgemeines Stimmrecht. Die drei ersten Forderungen gewährte der Kaiser gleich, über die vierte beriethen sich die Minister bis spät in die Nacht, während unterdeß die Stadt vom Poltern, Lärmen, Drohen, Brüllen und Heulen wiederhallte. Um Mitternacht ertheilte v. Pillersdorf die Gewährung auch dieses Punktes, und begab sich unter die Massen, um Ruhe und Frieden ersuchend. Einige Buben glaubten, auch den Greis beleidigen zu müssen, was sie ja jetzt noch ungestraft konnten. Nun verloren sich die Rotten. Tages darauf legten die Minister ihre Stellen nieder. Am 17. unterschrieb der Kaiser eine Verfügung, wonach der Hofkriegsrath aufgelöset wurde. Nachmittags fuhr er mit der Kaiserinn in einem zweispännigen Wagen nach Schönbrunn, ohne daß Jemand Arges ahnte. Morgens machten die Minister, welche die Geschäfte bis zur Anstellung ihrer Nachfolger fortführten, bekannt, der Kaiser habe sich ohne Mittheilung an seine Räthe entfernt. Der ganze Hof hatte Wien verlassen. Nun war Alles bestürzt, die größte Erbitterung zeigte sich gegen Studenten, Volksredner, Zeitungsschreiber und die Hauptwühler, und nur mit genauer Noth entgingen viele der Gefahr, erhängt zu werden. Man mochte auch denken an das schöne, Familien-Verhältniß, worin einst Kaiser und Volk standen, an die väterlichen Gesinnungen Ferdinands, womit die wohlfeilen Volksschmeicheleien der Umsturzmänner doch nicht verglichen werden konnten. Aber die kecken Hetzbrüder sagten, der Kaiser stehe unter dem Einflusse von Menschen, die den Rückschritt und das Verderben des Volkes wollten. Und doch lag die Ursache seiner Flucht deutlich vor Augen: er war zu Wien weder sicher, noch frei, darum suchte er eine Stätte,

wo er beides sein konnte. Mochten die Rebellen auch sagen, könne der Kaiser ohne sie leben, so müßten sie suchen, auch ohne ihn zu leben, so sahen doch Andere wohl ein, daß Wien ohne Kaiser, ohne Hof, ohne höhere Beamten und ohne Adel an Wohlstand verlieren würde.

Am 20. Mai erließ der Kaiser einen Aufruf an seine Völker aus Insbruck, im Lande der immer treuen und anhänglichen Tyroler, worin er sagte, daß eine gesetzlose Rotte, die sich auf Fremde, die irregeleitete Jugend der Hochschule und einige in der alten Treue wankend gewordener Bürger stütze, ihn der Freiheit des Handelns beraubt und genöthigt habe, sich solchem Einflusse zu entziehen, daß er aber nichts von dem zurücknehme, was er im März zugesagt, auch alle auf gesetzlichem Wege vorgetragenen und von den Ständen des Reiches gebilligten Wünsche berücksichtigen, sich aber mit gewaffneter Hand nichts entreißen lassen wolle.

Wer könnte Gegründetes gegen diese Erklärung einwenden? — Jetzt glaubte das Ministerium, es sei endlich Zeit, die Studentenherrschaft zu beendigen. Die Studenten waren zudem nur Werkzeuge in den Händen fremder Wühler und das Spielwerk schlauer Betrüger, was sie freilich bei ihrem Dünkel und ihrer Unerfahrenheit nicht zugaben. Graf Colloredo, Befehlshaber der akademischen Legion, wozu auch viele Nichtstudenten gehörten, forderte am 25. Mai die Schaar auf, sich binnen 24 Stunden aufzulösen, sonst lege er seinen Befehl nieder. Man antwortete darauf mit Hohn. Als Tages darauf Graf Montecuculi den Befehl ergehen ließ, daß die Legion sich auflösen solle, daß aber die einzelnen Glieder derselben in die Nationalgarde eintreten können, und daß man die Waffen abzuliefern habe, da glaubten sich die Burschen tief verletzt. Am 26. Mai, Frühmorgens, erschien Colloredo in der Aula der Hochschule, um dem genannten Befehle Achtung zu verschaffen, aber er wurde nicht mehr als Befehlshaber anerkannt. Truppen rückten gegen die Hochschule an, Kanonen wurden aufgefahren, die Studenten hielten Stand, wohl wissend, daß sie auf Hülfe rechnen konnten. Sie hatten auch Freunde

bei den Truppen. Von ihnen waren die gesperrten Thore besetzt, doch Bewohner der Leopoldsvorstadt sprengten das Rothenthurmthor. Arbeiter und Nationalgarden eilten herbei, und schlossen sich den Studenten an. Man forderte von den Ministern Zurücknahme des ergangenen Befehls und Rückzug der Soldaten. Sie zögerten. Als nun der Generalmarsch geschlagen wurde, und Sturmgeläute erscholl, wurde überall fleißig an den Barrikaden gebauet, bis gegen Mittag zählte man 150. Man riß das Pflaster auf, und trug Steine in die obern Stockwerke. Da wurde die Verordnung der Auflösung der akademischen Legion zurückgenommen, und die Entfernung der Soldaten beliebt.

Nun wurden wieder eine Masse von Forderungen gestellt, worunter auch die Aufhebung der Klöster, baldige Rückkehr des Kaisers und Stellung Aller, welche zu seiner Flucht gerathen, vor ein Volksgericht. Vermeintliche Rückschrittsmänner flohen, oder wurden verhaftet. Alles wurde von der Regierung genehmigt, aber dennoch baute man in der Nacht wieder Barrikaden; erst als die Minister am 27. erklärten, Graf Hoyes solle als Bürge für die Zusicherungen bleiben, und 12 Kanonen den Bürgern übergeben wurden, trat wieder Ruhe ein. Die Aula hatte also gesiegt, und blieb am Ruder.

Oesterreichs Lage war höchst mißlich: Der durch Krieg, so sehr in Anspruch genommene Staatshaushalt wies jetzt einen Ausfall von 5 Millionen Gulden nach, die Ereignisse waren furchterregend, Handel und Gewerbe ohne Hoffnung. 19,000 Arbeiter kosteten Wien täglich 8000 Gulden, man glaubte, ihnen Beschäftigung geben zu müssen, auf daß sie dieselbe nicht selbst suchten, und hierdurch war ihrem Elend nicht dauernd abgeholfen; es waren nur Tropfen, ins Meer geworfen. Die eigentliche Regierungsgewalt in Oesterreich besaß der Ausschuß der Bürger, Nationalgarden und Studenten, und an deren Spitze der Jude Dr. Fischhoff. Die Minister hatten nur auszuführen, was diese Herren zu befehlen geruhten, und dem Minister v. Pillersdorf fehlte es an Thatkraft, dann ist auch nicht zu übersehen, daß die Minister von den Parteien stets so gedrängt

und getrieben wurden, daß ihnen kaum Zeit übrig blieb, alle Abgeordnete zu empfangen und zufrieden zu stellen. Am 21. Juni gestand v. Pillersdorf auch allen selbständigen Arbeitern von 24 Jahren das Wahlrecht, so wie Beschleunigung der Einführung von Schwurgerichten zu. Zum Glücke nahmen die Unruhen in Böhmen und die Kriege in Italien einen günstigen Ausgang für die Regierung, desto bedenklicher war die Lage in Ungarn.

Ein sehr glücklicher Schritt war der Entschluß des Kaisers, den Erzherzog Johann zu seinem Stellvertreter zu ernennen. Dieser biedere ächt deutsche Mann hatte das seltene Glück, bei allen Parteien Anerkennung zu finden, die er auch im höchsten Grade verdiente. Er traf als Bote des Friedens am 24. Juni in Wien ein, und eroberte Aller Herzen. Nur kurz war dort sein segensreicher Aufenthalt, schon am 8. Juni verließ er als ernannter deutscher Reichsverweser Wien, um nicht für Oesterreich allein, sondern für ganz Deutschland zu wirken, und versprach, zurückzukehren, und die verfassunggebende Versammlung Oesterreichs zu eröffnen. Schon eilten die Abgeordneten aus allen Theilen der Erbstaaten herbei. Minister von Pillersdorf wurde am 8. Juli durch Beschluß des Ausschusses gestürzt, weil er den kräftigen Windischgrätz, der in Prag nichts als seine Pflicht gethan, nicht abberufen wollte, so endete er ehrenvoller, als er verwaltet hatte. Sobald er Festigkeit zeigte, wurde er lästig. Erzherzog Johann nahm seine Entlassung, und beauftragte den Frh. von Doblhoff mit der Bildung eines neuen Ministeriums.

Ohne Kaiser und Ministerium hielt der Reichstag am 10. Juli seine große vorbereitende Sitzung. Am 14. Juli bildete sich ein Ministerium unter Wessenbergs Vorsitz. Am 22. Juli wurde der Reichstag von dem aus Frankfurt wieder eingetroffenen Reichsverweser eröffnet, worauf er den Kaiser durch eine besondere Abordnung zur Rückkehr nach Wien einlud, welche auch am 12. August erfolgte.

§ 83.

Die czechischen Wirren und der Aufstand in Prag im Juni 1848.

Auch in Böhmen, besonders in der Hauptstadt Prag war schon seit Jahren eine gewisse Aufregung und Gährung bemerkbar. Zunächst ging das Streben auf die Ausbildung der czechischen Sprache, Dichtkunst und Litteratur, namentlich auf die Bearbeitung der vaterländischen Geschichte; dann kämpfte man für die Gleichberechtigung des czechischen Stammes und die würdigere Stellung der Slaven überhaupt, welche die halbe Bevölkerung des österreichischen Kaiserstaats bilden. Ganz besonders wurde auch die Bühne benutzt, um auf das Volk zu wirken. Sicher würden es aber die hervorragendsten Czechen sobald noch nicht gewagt haben, mit ihren eigentlichen Wünschen oder Forderungen, wie man im Jahre 1848 sagte, offen hervorzutreten, wenn die Februarereignisse in Paris nicht eingetreten wären, die am 29. Februar bereits in Prag bekannt waren. Schon auf einer Volksversammlung in Wenzelsbade, am 11. März, trat man mit folgenden Forderungen hervor: Verbindung Böhmens, Mährens und Schlesiens durch eine gemeinsame Volksvertretung; Theilnahme an dieser Volksvertretung für alle Stände; freie Gemeindeverfassung; Gleichberechtigung aller Religionsbekenntnisse; Aufhebung der Grundlasten; verantwortliches Ministerium für Böhmen u. s. w. Als die Kunde von den Vorgängen in Wien am 13. und 14. März eintraf, schritt man, ohne die Genehmigung der Behörden abzuwarten zur Bildung einer Bürgerwehr. Die Studirenden, so wie die Schüler der höhern Gewerbeanstalt, die Schriftsteller, Künstler und Juden traten zur Bildung von Freischaaren zusammen. Die Bittschrift an den Kaiser, welche die obenerwähnten Forderungen enthielt, wurde rasch mit vielen tausend Unterschriften bedeckt, und durch eine Abordnung nach Wien befördert. Die Reise derselben glich einem Triumphzuge, und nicht minder glänzend war der Empfang in Wien.

Die Antwort des Kaisers, daß einige Punkte bereits

durch die zugesicherte Verfassung erledigt seien, andere in Erwägung genommen werden sollten, und einige nicht mehr einseitig vom Kaiser entschieden werden könnten, befriedigte in Prag nicht. Eine Volksversammlung am 28. März ging in ihren Forderungen noch weiter als die erste; die Stimmung fing an unheimlich zu werden; doch wurde die Ruhe noch nirgend gestört.

Die Stände von Mähren und Schlesien wünschten durchaus keine Vereinigung mit Böhmen, und versagten derartigen Anträgen ihre Zustimmung. Dagegen gewährte ein kaiserliches Handschreiben vom 8. April den Böhmen Gleichstellung der czechischen mit der deutschen Sprache, Zuziehung aller Stände zu dem nächsten Landtage, Errichtung einer verantwortlichen Centralbehörde für Böhmen, mit einem Worte Alles, was sie gewünscht.

Durch alle diese vielen und großen Zugeständnisse waren die Gemüther der Czechen nicht versöhnt; sie, die bisher für Gleichberechtigung ihres Stammes gekämpft hatten, strebten, nachdem dieses Ziel erreicht war, nach Bevorrechtung, und gingen von da rasch zu dem Verlangen nach ausschließlicher Geltung über. Einem innigen Anschluß Oesterreichs an Deutschland arbeiteten die Czechen mit der größten Anstrengung entgegen, und wurden gegen die Deutschen je länger, je feindseliger gesinnt. (Dieselben betragen etwa zwei Fünftel der Bevölkerung.)

Auch die von der österreichischen Regierung angeordneten Wahlen zur deutschen Nationalversammlung wurden von den Czechen nicht vorgenommen, und in Prag selbst die Deutschen daran gehindert. Nur in den deutschen Kreisen des Landes wählte man eine kleine Anzahl von Abgeordneten nach Frankfurt.

Die Mitglieder der heftigsten Czechenpartei traten zu einer bewaffneten Schaar zusammen, welche sich die Swornost d. h. Eintracht nannte, diesem Namen aber so wenig entsprach, daß gerade hierdurch die Kluft zwischen den Deutschen und Czechen unendlich erweitert wurde. Diese Swornost, die sich sehr ausgebreitet hatte, wurde bald der Regierung gefährlich. Sie versuchte, wiewohl vergeblich, diese Verbindung aufzulösen.

Mit dem größten Eifer wurde unterdessen an dem Zustandekommen eines großen Slavencongresses gearbeitet, der alle österreichischen Slavenstämme vereinigen, und innigst mit einander verbinden sollte. Am 2. Juni wurde derselbe in Prag feierlich eröffnet. Die Slaven sonderten sich in drei Abtheilungen, deren erste die Böhmen, Mähren, Schlesier und Slowaken, die zweite Polen und Ruthenen, und die dritte Kroaten, Serben, Dalmatier und Slovenen umfaßte. Auch manche nicht österreichische Slaven hatten sich eingefunden. Jeder Stamm in seiner Volkstracht durchzog die Straßen mit seinen Fahnen, wobei die blau-roth-weiße des Allslaventhums (Panslavismus) nicht fehlen durfte. Mitglieder der Studentenverbindung Slavia und die Swornost bildeten die Begleitung, und slavische Nationalgesänge erfüllten die Luft. Der Zug ging aus dem böhmischen Museum in die Teyakirche, wo der czechische Priester und Schriftsteller Stuli am Altare der Slavenapostel, Cyrillus und Methodius eine Rede hielt, dann nach der Sophieninsel, wo in einem Saale die Verhandlungen eröffnet wurden. Die Abgeordneten waren größtentheils in Nationaltracht erschienen, in Schnürstiefeln, rothen Hosen, weißem oder violettem Sammetmantel. Gegenstand der Verhandlung war: Die Lage der Slaven in den verschiedenen Ländern, die Belebung der Nationalität, die Nothwendigkeit der Eintracht zur Erringung der Freiheit. Man ging in Prag weiter, als man in Wien zu folgen geneigt war.

Der Congreß beschloß jährliche Versammlungen, Niedersetzung eines leitenden Ausschusses, u. s. w. Zu gleicher Zeit berathschlagte der böhmische Nationalausschuß über einen Verfassungsentwurf; befriedigte aber mit seinen Vorschlägen die radikale Partei nicht, welche große Volksversammlungen abhielt, um dagegen Verwahrungen einzulegen. Auch in Prag ließen die Führer der radikalen Partei es sich auf alle Weise angelegen sein, die Massen des Volkes aufzustacheln, und jedes Mittel war ihnen hierzu recht.

Der inzwischen zum Befehlshaber der kaiserlichen Truppen in Prag ernannte Fürst Windischgrätz unterließ bei so drohenden Anzeichen es nicht, auch seinerseits Vorkehrun-

gen zu treffen, welche die Radikalen ſehr reizten, weil ſie den Fürſten als einen entſchloſſenen Mann fürchteten.

Am 11. Juni (erſten Pfingſttage) las man an allen Straßenecken rothgedruckte aufrühreriſche Aufrufe an die Bürger von Prag, die zwar bald abgeriſſen wurden, aber dennoch eine unermeßliche Aufregung hervorbrachten. Eine Abordnung von Studenten forderte von dem Fürſten Windiſchgräz 2000 Gewehre nebſt 80,000 Patronen und einer Batterie, zur Wahrung der Volksfreiheiten, und verlangte noch ferner, daß er ſeine Stelle niederlege.

Als dies Begehren rund abgeſchlagen wurde, waren die Studenten keck genug zu antworten: „Das Volk werde ſeinen Kopf verlangen, wenn er nicht niederlege.“ Am folgenden Tage (Pfingſtmontag), fand eine großartige Kundgebung ſtatt. Es wurde nämlich auf dem Roßmarkt am Fuße der Bildſäule des h. Wenzeslaus, zu einer Schande für das katholiſche Prag, ein ſogenanntes Hochamt in czechiſcher Sprache abgehalten, zu dem ſich die Mitglieder des Slavencongreſſes, die Swornoſt, die Studenten und Arbeiter in ſehr großer Anzahl eingefunden hatten. Ein Schwur, feſt an einander und am Slaventhum zu halten, machte den Beſchluß dieſes unwürdigen Schauſpiels, worein man die h. Religion gezogen hatte. Das Volk wogte darauf unter dem Abſingen czechiſcher Volkslieder und von Spottliedern auf die Deutſchen durch die Straßen, und hauptſächlich nach der Wohnung des Fürſten; traf aber an mehreren Plätzen auf bedeutende Streifwachen. Plötzlich fielen einige Schüſſe*), vor dem Gaſthofe zum Roß, von welcher Seite konnte nicht ausgemittelt werden, und es erſchallte der üblich gewordene Ruf: „Verrath! man mordet unſere Brüder! Zu den Waffen!“ in der ganzen Stadt, und überall begann man Barrikaden zu errichten.

---

*) Einige Mitglieder des Slaveneongreſſes, etwa 40 an der Zahl, behaupteten, die Soldaten hätten zuerſt auf ſie geſchoſſen. Da jedoch kein einziger von dieſen Congreßmitgliedern verwundet worden war, ſo läßt ſich wohl mit Sicherheit annehmen, daß es die im Jahre 1848 ſo oft wiederkehrenden Signalſchüſſe geweſen ſind, welche anzeigen ſollten, daß der Kampf nun beginnen werde.

Ein Schuß, der aus einem gegenüberstehenden Hause auf die Gemächer des Fürsten Windischgrätz abgefeuert wurde, streckte dessen Gemahlinn todt nieder. Selbst durch diesen Mord ließ der tiefgebeugte Gatte sich zu keiner übereilten Rache hinreißen, sondern forderte nur Wegräumung der Barrikaden in Zeit von einer Stunde. Als diese Frist fruchtlos verstrichen war, begann der Sturm, und bald entbrannte der Kampf in vielen Theilen der großen Stadt mit der entsetzlichsten Erbitterung. Durch zweckmäßige Verwendung von Kanonen gelang es den kaiserlichen Truppen, worunter viele Czechen waren, die aber nichts destoweniger ihre Schuldigkeit thaten, einen großen Theil der Barrikaden zu nehmen, und die Verbindung in vielen Straßen wiederherzustellen. Am 13. Morgens wurde über einen Waffenstillstand unterhandelt, und um 10 Uhr auf drei Stunden ein solcher bewilligt. Leider vermochten aber die städtischen Behörden nichts über die irregeleiteten Studenten und wüthenden Volksmassen; der Kampf begann von Neuem, und dauerte bis zum Abend ununterbrochen fort. Als die Unterhandlungen jetzt wieder aufgenommen wurden, weigerten die Mitglieder der Swornoſt und die übrigen Radikalen nicht nur Auslieferungen der Waffen, sondern forderten sogar, daß die siegreichen Truppen zurückgezogen würden u. s. w.

Mittlerweile hatten die Studenten den Grafen Leo Thun, Gouverneur von Prag gefangen genommen, und bedroheten ihn mit dem Strange, falls er nicht die Entfernung des Fürsten Windischgrätz erwirke. Nur mit Mühe gelang es den Stadtverordneten, den Grafen aus den Händen der Blutmenschen zu befreien.

Da der Friede nicht zu Stande gekommen war, so begann der Kampf am 14. früh mit neuer Erbitterung, besonders wuchs den Aufständischen der Muth, als sie die Altstadt allein in die Hände bekamen. Die kaiserlichen Truppen verließen die Stadt, und besetzten die dieselbe beherrschenden Anhöhen, von wo aus das Feuer mit schwerem Geschütz gegen die Stadt eröffnet wurde. So ging es mit einigen Unterbrechungen fort bis zum 18., wo sich Prag ergab. Für eine mehrtägige Beschießung war

der angerichtete Schaden verhältnißmäßig nicht sehr bedeutend, weil der Feldherr mit Schonung verfahren hatte, um nicht eine Stadt zu zerstören, deren Einwohner zum größten Theile nicht die Schuld dieser Vorgänge trugen. Fürst Windischgrätz hat den aufständischen Czechen die Lehre blutig beigebracht, daß Oesterreichs Kriegsmacht noch unerschüttert sei, und es der Welt zuerst gezeigt, wie Barrikaden genommen werden müssen. Daher war sein Auftreten von so großer Bedeutung, es flößte den tiefgebeugten und entmuthigten Regierungen wieder Selbstvertrauen ein, und bildete den Wendepunkt zwischen den Erfolgen der Regierungen und der Revolution.

In Prag wurde nach Unterdrückung des Aufstandes ein Kriegsgericht niedergesetzt, an dessen Spitze sich Fürst Windischgrätz befand. Es verfuhr gegen die Urheber und Theilnehmer des Aufstandes mit Milde. Alle Wühler und Wühlerpressen verwünschten ihn jedoch als Unmenschen.

Der zugesagte böhmische Landtag wurde nicht berufen, weil die Eröffnung des Reichstages in Wien nahe bevorstand. Während des Octoberaufstandes in Wien beobachtete Prag eine durchaus gesetzliche Haltung. In dieser verhängnißvollen Zeit haben die Böhmen und die übrigen slavischen Volksstämme des Kaiserstaates um dessen Erhaltung sich verdient gemacht, und die österreichische Regierung sich sehr verpflichtet. Kaiser Ferdinand wählte sogar Prag zu seiner einstweiligen Residenz, als er der Krone zu Gunsten seines Neffen Franz Joseph entsagt hatte.

§ 84.

Der österreichische Reichstag und die Octoberereignisse in Wien.

Der österreichische Reichstag, dessen Eröffnung wir bereits erzählt haben, bot einen merkwürdigen Anblick dar. Die Abgeordneten, den verschiedensten Volksstämmen und Ständen angehörend, der deutschen Sprache zum Theil nicht mächtig, waren vereinigt, eine gemeinsame Reichsverfassung zu bera-

then. Man nannte deßhalb dieſen Reichstag ſcherzweiſe eine „Nationenverſammlung.“

Daß ein ſolches Unternehmen ſcheitern mußte, lag in der Natur der Sache; denn wie hätte eine ſo geartete Verſammlung, in der nicht nur politiſche Meinungsverſchiedenheit, ſondern auch nationale Intereſſen und tiefgewurzelter Stammeshaß Spaltungen ſchufen, zumal in einer ſo aufgeregten Zeit, eine den Bedürfniſſen nur leidlich entſprechende Verfaſſung zu Stande bringen können? Die Beleidigung, welche ein Reichstagsabgeordneter durch einen Pöbelhaufen erfahren hatte, wurde die erſte Veranlaſſung zu einer Spaltung zwiſchen den deutſchen und ſlaviſchen Mitgliedern des Reichstags. Die Berathung zwiſchen dem Erzherzog Stephan, Palatin von Ungarn, dem Miniſter Grafen Bathyani einerſeits, und dem Banus Jellachich andererſeits, zur Schlichtung der magyariſch-kroatiſchen Wirren, welche am 28. Juli in Wien eröffnet wurde, führte leider zu keiner Verſtändigung.

Die Verhandlungen auf dem Reichstage wurden bald äußerſt heftig. Namentlich führte der Antrag eines Abgeordneten für unentgeltliche Aufhebung der Robot- und Unterthänigkeitsverhältniſſe heftige Kämpfe und ſtürmiſche Auftritte herbei. Dieſer Antrag, welcher den Vortheil der ländlichen Bevölkerung ſo lebhaft berührte, brachte in allen öſterreichiſchen Erbſtaaten eine unermeßliche Aufregung hervor. Man kam zuletzt dahin überein, daß ein Drittel der Ablöſungsſumme von den Verpflichteten, das zweite Drittel desſelben vom Staate, und das letzte von den Berechtigten übernommen werde.

Während der Gang dieſer Verhandlungen im Lande aufmerkſam verfolgt wurde, erneuerten der Litterat Dr. Schütte und Genoſſen ihre Wühlereien, und deren heftige Reden entflammten die Leidenſchaften der untern Stände, wie der ſtudirenden Jugend. Dieſe Beſtrebungen unterſtützte der berüchtigte Profeſſor Füſter. Eine neue Erſcheinung für die Wiener war die Einführung des in andern Ländern ſchon verſchollenen ſog. Deutſchkatholicismus, welche anfangs durch einige Anhänger Ronge's, und ſpäter von ihm ſelbſt in

der Kaiserstadt betrieben wurde. Eine sehr zahlreiche, meist von Neugierigen besuchte Versammlung, am 18. August im Odeon abgehalten, wurde durch Feuerlärm unterbrochen. Beim Herausdrängen aus dem vollgepropften Saale kamen manche gefährliche Verletzungen vor*).

Schlimmen Eindruck machte eine Heerschau mit Feldgottesdienst auf dem Glacis der Hauptstadt, zu welcher der Kaiser mit einem glänzenden Gefolge erschienen war, und welcher der Reichstag und die höchsten Behörden beiwohnten. Die Truppen begrüßten den Kaiser mit altgewohnter Begeisterung; auch die Bürgerwehr von Wien rief beim Vorüberziehen dem Kaiser ein lebhaftes Hoch zu; nur die akademische Legion machte durch ihr unanständiges und freches Betragen eine sehr unvortheilhafte Ausnahme. An den Mitgliedern des Reichstages zog sie mit lautem Zuruf vorüber, an dem Monarchen und seiner Umgebung aber schweigend mit abgewandtem Gesichte, und während die Musikbande die Melodie eines Spottgedichtes spielte. Tief schnitt diese Kränkung in die Seele des wohlwollenden Monarchen ein. Die Studirenden, über deren Mangel an Kenntnissen und Wohlanständigkeit nur Eine Stimme herrschte, waren fortwährend bemüht, die arbeitenden Klassen aufzuregen, deren Fäuste ihnen zur Unterstützung bei Durchführung ihrer abenteuerlichen Plane dienen sollten. Ihren Einwirkungen sind die beständigen Unruhen beizumessen, welche die Sicherheit der Hauptstadt bedrohten, und die am 21. August zu einem abermaligen thätlichen Ausbruch kamen, als das Ministerium für öffentliche Arbeiten den Tagelohn herunterseßte. Durch nachdrückliche Maßregeln unterdrückte das Ministerium zwar den Aufstand der Arbeiter, deren Haß richtete sich aber jetzt gegen die Minister, besonders aber gegen den Kriegsminister Latour. Auch die Studenten fühlten sich durch die Niederlage ihrer Bundesgenossen verletzt, und alle Wühler der Hauptstadt waren bemüht, die Massen noch mehr zu erbittern.

Der österreichische Reichstag, der unterdessen forttagte,

*) Als später bei der Erstürmung Wiens das Odeon abgebrannt war, erklärten wiener Bürger: „Wäre dieses Gebäude nicht in Brand gerathen, so würden wir es selbst angezündet haben."

war allmälig der Spielball der Ultrademokraten geworden, und derselbe trieb es, wo möglich, noch ärger als die berliner Nationalversammlung; namentlich machte sich auf dem erstern mehr Seichtigkeit, Oberflächlichkeit, Mangel an Bekanntschaft mit den wahren Bedürfnissen des Volkes und wenigstens eben so viel flache Aufklärerei, französischer Liberalismus und Phrasenreichthum breit und geltend.

Der Kampf der Parteien innerhalb der Mauern von Wien fand seinen Ausdruck in dem sogenannten Farbenstreit. Diejenigen, welche den ungestörten Zusammenhang der Monarchie erstrebten, und den Trennungsgelüsten einzelner Provinzen wie einer gänzlichen Verschmelzung mit Deutschland gleich abgeneigt waren, schmückten sich mit den österreichischen Reichsfarben, während die Gegenpartei die deutschen Farben trug. Letztere war jedoch zum geringsten Theile für einen Anschluß an Deutschland, mit Unterordnung unter die Beschlüsse der Nationalversammlung zu Frankfurt; ihr gehörten vielmehr alle diejenigen an, deren Endziel der Umsturz alles Bestehenden und die Einführung der Republik war. Der Streit zwischen den „Schwarz-Gelben" und den „Schwarz-Roth-Goldenen" entbrannte wiederholt heftig, und nöthigte zuerst diejenigen Personen, welche die österreichischen Farben trugen, zum Ablegen derselben. Einen günstigen Eindruck auf die ländliche Bevölkerung der Erbstaaten machte die am 10. September veröffentlichte Bestätigung des Gesetzes wegen Aufhebung der Gutsunterthänigkeit und Ablösung der Grundlasten. Der Bauernstand übertrug seine Dankbarkeit dafür vornämlich auf den Kaiser, und die dadurch erneuerte, verstärkte Anhänglichkeit an seine Person ist seine kräftigste Schutzwaffe in den bald folgenden revolutionären Stürmen geworden. Die Grundbesitzer klagten indeß über Eingriffe in ihre Gerechtsame.

Während sich so auf dem Lande eine der Regierung günstige Stimmung verbreitete, fand sich in Wien immer Veranlassung zu neuen Ruhestörungen. Die radicalen Volksredner und Litteraten, zu denen viele mit dem glühendsten Hasse gegen das Christenthum erfüllte Juden gehörten, gingen eifrigst darauf aus, die unterste Volksklasse, die durch die Revolution und deren Folgen in eine traurige Lage

gerathen war, aufzuhetzen. Alles dies Elend wurde der Regierung zur Last gelegt.

Ein gewisser Swoboda, ein Mann, der weder durch Charakter noch Vermögen die geringste Bürgschaft zu leisten vermochte, war mit dem Plan hervorgetreten, einen Actienverein zu gegenseitiger Unterstützung zu gründen, welcher den Geldverlegenheiten der kleinen Gewerbetreibenden abhelfen sollte. Die in kleinen Beiträgen ausgestellten Actien sollten von allen Betheiligten als baares Geld angenommen, und die auf solche Weise den Dürftigen gewährten Vorschüsse durch allmälige Rückzahlungen getilgt werden. Obwohl der Kaiser in seiner gewohnten Milde diesem Vereine 10,000 Gulden geschenkt hatte, so stellte sich bald die Unhaltbarkeit des ganzen Planes heraus. Die Annahme dieses Papiergeldes wurde verweigert, und da dasselbe zumeist in die Hände von Unbemittelten übergegangen war, die nun Einbuße und Noth litten, so bestürmten sie den Urheber ihres Unglücks mit Vorwürfen. Swoboda wußte sich nicht besser zu helfen, als daß er seine Dränger dem Ministerium auf den Hals hetzte, und am 11. September persönlich an ihre Spitze trat, um von den Ministern das Versprechen der Gewährleistung zu erpressen. Studenten und Nationalgarde schlossen sich dem lärmenden Haufen an, und der Minister des Innern konnte sich nur durch das Versprechen retten, daß am nächsten Tage eine Antwort erfolgen werde. Der am folgenden Morgen ertheilte Bescheid, in welchem eine Untersuchung und Ausgleichung in Aussicht gestellt war, befriedigte die aufgeregten Massen durchaus nicht; vielmehr drangen dieselben in die Wohnung des Misters, dessen Leben gefährdet war. Umsonst widersetzten sich die in zu geringer Zahl aufgestellten Nationalgardisten; sie konnten nicht verhindern, daß Fenster und Thüren zerschlagen, und das Arbeitszimmer des Ministers erbrochen wurde, der sich jedoch bereits geflüchtet hatte. Obwohl die Bürgerwehr unter die Waffen gerufen wurde, wuchs der Tumult fortwährend, die akademische Legion stellte sich an der Aula auf, ohne daß man wußte, welche Partei sie ergreifen würde. Das Ministerium erließ nachdrückliche Verordnungen, und der Reichstag zog diese Angelegenheit in Berathung. Sein

Beschluß bestimmte, 500,000 Gulden zur alsbaldigen Entschädigung für die durch Swoboda's Windbeutelei zu Schaden Gekommenen, und 2 Millionen zur Unterstützung der kleinen Gewerbetreibenden. Auch diese gewiß bedeutenden Zugeständniße stellten die Ruhe noch nicht wieder her; denn noch immer standen sich in drohender Haltung die akademische Legion, der aufständische Theil der Bürgerwehr und die Volkshaufen einerseits, die übrige Bürgerwehr und die Truppen auf der andern Seite gegenüber; doch scheiterten die Absichten der Ruhestörer an der Festigkeit, welche das Ministerium und der bessere Theil der Bürgerschaft diesmal noch bewies.

Diese und ähnliche Bewegungen in Wien finden ihre vollständige Erklärung nur dann, wenn man die Vorgänge in Ungarn damit in Verbindung bringt, von denen später ausführlich die Rede sein wird.

Die Aufregung stieg, als in der Kaiserstadt die Frankfurter September-Gräuel bekannt wurden. Dieselben wurden in der Zeitschrift „der Radikale" von Dr Becher „als ein edler Ausdruck des im Volke herrschenden Unwillens" bezeichnet, der von einer slavischen Soldatenschaft auf barbarische Weise unterdrückt worden sei u. s. w.

Die kaiserlichen Erlasse aus Schönbrunn vom 22. und 25. September, welche den Willen aussprachen, dem ungesetzlichen Treiben der Magyaren mit Kraft entgegenzutreten, beantwortete die radicale Partei durch Bildung von Freischaaren zur Unterstützung der Ungarn, wobei die Studentenschaft sich lebhaft betheiligte, und der an dem kaiserlichen Bevollmächtigten Grafen Lamberg in Pesth am 28. September verübte scheußliche Meuchelmord wurde von der Umsturzpartei in Wien mit Frohlocken vernommen.

Der Reichstag hatte, ähnlich wie in Berlin, seine Hauptaufgabe zur Nebensache gemacht, viel kostbare Zeit in unfruchtbaren Verhandlungen verschwendet, das Ministerium täglich zu Erklärungen gedrängt, dennoch aber kaum die erste Berathung der Grundrechte vollendet, wobei er sein frankfurter Vorbild zu überholen bemüht gewesen war. Die Demagogen jubelten zwar über die Grundrechte, aber sie

hatten jetzt Wichtigeres zu thun. Sie boten Alles auf, um Anhang unter den Truppen zu finden; die Soldaten ihren Planen geneigt zu machen. Neben aufstachelnden Reden, in denen der Kampf gegen die Magyaren den Soldaten der wiener Besatzung als ein Krieg gegen Brüder dargestellt wurde, die zu Gunsten der Tyrannen geschlachtet werden sollten, waren die bedeutendenden Summen ungarischen und italienischen Geldes, über welche die Leiter der Umsturzpartei zu verfügen hatten*), das geeignetste Mittel, die Grenadiere zu verführen. Als daher der Kaiser am 3. October eine Kriegserklärung an die aufständischen Ungarn erließ, und ein Theil der wiener Truppen den Befehl zum Abzuge nach Ungarn erhielt, so gab dieses die Veranlassung zu einem neuen Aufstande, der alle frühern an Umfang und Wuth weit überbot.

§ 85

Frevel in Wien, Ermordung Latours.

Ein italienisches Bataillon, das zuerst dahin ausrücken sollte, weigerte sich zwar; wagte aber noch keine offene Meuterei, sondern ließ sich schon von einigen Schwadronen Küraſſiren nach dem Bahnhofe führen, und bestieg die bereitgehaltenen Wagen. Als demselben ein zweites Bataillon, das seit mehreren Jahren in Wien gestanden hatte, folgen sollte, erklärte dieses bestimmt, es würde nicht nach Ungarn ziehen, um für die Kroaten zu fechten. (Nach den Mittheilungen eines glaubwürdigen Offiziers war die Mehrzahl dieser Leute im Zustande der Trunkenheit.) Der Kriegsminister bestand natürlich auf dem Abmarsch, und hoffte, mit den Tags vorher angewendeten Mitteln wiederum auszureichen; allein vergebens, indem mehrere Abtheilungen Nationalgarden, die akademische Legion und tausende von Arbeitern sich dem Abmarsch des Bataillons widersetzten.

*) Kossuth hatte früher schon geäußert, um einen Krawall in Wien gebe er gerne eine Million.

Wem fallen hier nicht des Dichters Worte ein?

„Wenn rohe Kräfte feindlich sich entzweien,
Und wilde Wuth die Kriegesflammen schürt,
Wenn sich im Kampfe tobender Parteien
Die Stimme der Gerechtigkeit verliert —
Wenn alle Laster schamlos sich befreien,
Und freche Willkür an das Heil'ge rührt,
Der Anker reißt, an dem die Staaten hängen,
Das ist kein Stoff zu freudigen Gesängen."

Dennoch kann ich meinen Lesern die Trauer nicht ersparen, ihnen solche Auftritte vorzuführen. Wir müssen die Revolution an ihren Giftfrüchten erkennen, auf daß wir uns durch ihre Blätter und Blüthen nicht täuschen lassen.

Wir dürfen die Schreckensereignisse jener Jahre nicht vertauschen und vergessen, und Jeder möge in seinen Verhältnissen sich Lehren der Weisheit daraus entnehmen. An der Taborbrücke kam es zum Kampf. General Breda wurde in dem Augenblicke erschossen, als er seinen Truppen den Befehl zum Feuern gab. Die treugebliebenen Truppen geriethen in eine äußerst mißliche Lage, weil die herbeiströmenden, wuthentbrannten Massen sie von allen Seiten umgaben. Zwei den Truppen zu Hülfe gesandte Geschütze fielen den Aufständischen in die Hände; eins wurde in die Donau versenkt, das andere im Triumph in die Stadt geführt. Als ungefähr 20 bis 30 auf beiden Seiten gefallen waren, gaben die Truppen den ungleichen Kampf auf, das Schlachtfeld dem siegberauschtem Volke überlassend, welches die Schienen der Eisenbahn aufriß, und noch andere Zerstörungen an derselben vornahm.

Während dieser Vorgänge heulte die Sturmglocke in den Vorstädten, und die Lärmtrommel rief die Nationalgarde zahlreich unter die Waffen, der Kampf entbrannte bald an mehreren Stellen zugleich. So gerieth das Bataillon des Kärnthner Viertels, das den Stephansplatz besetzt hielt, mit dem Bataillon der Vorstadt Wieden, welches Mannschaften auf den Stephansthurm schicken wollte, um Sturm zu läuten, in den heftigsten Kampf. Um sich zu schützen, zogen die Kärnthner sich in den Dom zurück, die Wiedener drängten ihnen nach und nun mordeten Bürger derselben Stadt sich an den Stu-

sen der Altäre. Dieses schaudererregende Morden in der St. Stephanskirche schien die Losung zu sein zu noch größeren Frevelthaten.

Außer sich gebracht durch die Ereignisse des Tages, berauscht durch die bereits errungenen Siege, strömte ein Volkshaufe nach dem Platze „am Hof," wo sich das Gebäude des Kriegsministeriums findet. Was nun geschah, wird ewig ein Schandfleck in den Jahrbüchern der Geschichte Wien's bleiben. Was sich in Frankfurt, was sich in Pesth zugetragen, sollte in der Kaiserstadt seine grausige Wiederholung finden. Auf das Leben des Kriegsministers, des greisen Grafen Latour, war es abgesehen, weil man denselben als den Urheber der gegen Ungarn ins Werk gesetzten Maßregeln haßte, und ihn als einen kräftigen und entschlossenen Mann fürchtete. Die Presse hatte zudem keinen Augenblick gesäumt, ihr Gift auszusprützen: eins der verbreitetsten Blätter hatte eine Verschwörung gegen die Freiheit angezeigt, wovon sich in dem Kabinette des Kriegsministers die Beweise vorfinden würden. Die bewaffnete Rotte drang in das Gebäude Latours, um ihren blutigen Haß zu sättigen. Auf die Kunde von der Gefahr, in welcher das Leben des Kriegsministers schwebte, sandte der Reichstag eine Abordnung, bestehend aus dem Vicepräsidenten Schmolka, aus Borrosch und den beiden Juden Dr. Goldmark und Fischof. Juden, besonders neumodische und ungläubige, erscheinen überhaupt als Hauptgeschäftsträger der Wirren in Oesterreich; sie thaten vorzüglich in Litteratur und Zeitungsschreiben und in Revolution, Geschäftchen, die damals gute Prozente abwarfen; zudem konnte man dadurch seinen Ingrimm und seine Rachsucht gegen die Christen stillen, gegen welche man sich zurückgesetzt glaubte, und auch wirklich zurückgesetzt war, indeß nicht allein aus Unduldsamkeit. Nur den ersten beiden (Schmolka und Borrosch) war es mit der Rettung des Kriegsministers Ernst; sie wurden aber unfreiwillig vielleicht Mitursache seines Todes. Sie hatten nämlich durch einen Offizier dem Kriegsminister eröffnen lassen, daß sie nur dann für seine Sicherheit bürgen könnten, wenn er seine Entlassung einreiche. Latour wurde nun mit Schmolka zusammengeführt, und schrieb auf ein

Blatt Papier: „Mit Genehmigung Sr. Majestät lege ich meine Stelle als Kriegsminister nieder." Diese Abdankungsschrift wurde nun den Aufrührern vorgewiesen. Sie erhielten dadurch die Gewißheit, daß Latour sich noch im Gebäude befinde. Man bestürmte nun den traurigen Vermittler Schmolka, sie zum Kriegsminister zu führen. Dieser willigte ein, wenn sich eine Schutzwache bilde, welche mit einem Schwur das Leben des Ministers zu schützen sich verpflichte. Auf Aufforderung Fischof's traten etwa 20—25 bewaffnete Nationalgardisten und Arbeiter aus der Menge heraus, und leisteten den Schwur. (Wie diese Schutzwache ihren Schwur hielt, mag man daraus abnehmen, daß einige nachher als Theilnehmer an dem Morde Verurtheilte sich darunter befanden.) Der unglückliche Graf wurde nun überredet, sich dieser saubern Bande anzuvertrauen. Sein Loos war jetzt unvermeidlich; denn er befand sich bereits in den Händen seiner Mörder. Er betrat mit seiner Umgebung den Hof des Gebäudes, wo ihm der Todesruf aus dem Munde der gedungenen Mörder entgegenschallte. Mehrere der Meuchler zogen schon ihre Stricke hervor, die sie offenbar bereit gehalten, um das Henkeramt sofort beginnen zu können. Die Bemühungen einiger-Wenigen, das unglückliche Opfer zu retten, blieben fruchtlos. Die Mörder machten sich sofort an die Vollziehung ihres Auftrages, jedoch mit einer Unmenschlichkeit, die schon den Leser einer ganz oberflächlichen Beschreibung mit Grausen erfüllt. Der unglückliche Graf erhielt zuerst einen Hieb mit einem Pionniersäbel auf das Haupt, welcher geführt ward von einem derjenigen, die sich als Schutzwache vorgedrängt hatten, dann einen Schlag mit einer Eisenstange auf das Haupt, welcher den Schädel zerschmetterte, einen Hammerschlag auf denselben Körpertheil, und einen Bajonnettstich in den Oberleib. Der so Getroffene sank zu Boden, während von allen Seiten auf ihn geschlagen, gestoßen, gehauen und gestochen wurde.

Man versuchte, den tödtlich Getroffenen aber noch nicht Entseelten, zuerst an einem Gitterfenster aufzuhängen; er wurde nämlich hinaufgezogen, als aber die Schnur entzweiriß, auf den Hofraum geschleift, und dort an einem Laternenpfal aufgeknüpft. Hier wurde die entblößte Leiche auf

schamlose Weise verstümmelt, und unzüchtige Weibsbilder mischten sich, zur Schande ihres Geschlechts, unter die Mörderbande, die über ihre ruchlose That, wie über einen errungenen Sieg, mit teuflischer Lust jubelte. Die noch bluttriefenden Mörder begaben sich unmittelbar nach dem Morde auf die Aula, und empfingen dort den Blutsold für ihre That. In den Kaffeehäusern und von den Barrikaden aus verkündeten die Studenten jubelnd die Bruthat. Mehrere Personen, in denen noch ein Fünkchen Menschlichkeit und Scham glühte, hatten die Entblößung der Leiche am Candelaber gerügt, für diese Verwegenheit wurden sie, auf Befehl zweier Studenten, mißhandelt, und theilweise in das bürgerliche Zeughaus als Gefangene abgeführt. Ja, die Musensöhne verhinderten sogar, daß man die Reste der zerfleischten Leiche vom Pfahle wegnehme, um sie noch länger dem Hohne entmenschter Horden preiszugeben. Selbst Weiber sprangen kreischend auf dem Leichname umher, schreiend: „Hund, jetzt bist du todt!" In vielen Theilen der Stadt und der Vorstädte wurden Fetzen von Kleidungsstücken, ja selbst Körpertheile des Gemordeten, öffentlich zur Schau ausgestellt, vertheilt und sogar förmlicher Handel damit getrieben*). Latour war ein Mann, dem das Vaterland viel verdankte. In seinen Papieren, in welchen feindliche Hände nach Gründen zu seiner Anklage vergeb-

*) Vorstehende Darstellung der die Ermordung Latour's begleitenden Umstände haben wir einer, in Wien im Jahre 1850 offenbar auf Veranstalten der k. k. Regierung erscheinenden, Schrift entnommen, welche den Titel führt: „Ergebnisse der von dem k. k. Militair-Gerichte geführten Untersuchung wider die Mörder des k. k. Kriegsministers, Feldzeugmeisters Theodor Grafen Baillet von Latour.

Aus genannter Schrift geht unzweifelhaft hervor, daß dieser Mord von der ungarischen Revolutionspartei angezettelt worden. Viele ganz specielle Zeugenaussagen, so wie aufgefundene Acten liefern den vollständigsten Beweis, daß mehrere Mitglieder der Linken des Reichstages und eine ziemliche Zahl von Demokratenführern im förmlichen ungarischen Sold standen, daß ganz beträchtliche Summen an wühlerische Schriftsteller und Zeitungsredacteur ausbezahlt, und noch beträchtlichere überhaupt zur Verführung der Bevölkerung und namentlich der Soldaten verwendet wurden.

lich wühlten, hat sich nichts vorgefunden, das ihn des Verraths an der Volksfreiheit bezüchtigen könnte.

Inzwischen dauerte der Kampf fort, und war besonders gegen das Zeughaus gerichtet. Die wüthenden Massen wollten sich mit den reichen Vorräthen an Kriegsgeräth bewaffnen; aber die kaiserlichen Truppen setzten den Stürmenden einen hartnäckigen Widerstand entgegen, und übergaben es erst nach einem zwölfstündigen Kampfe, am Morgen des 7. Octobers, auf höhern Befehl, an den Reichstag. Obwohl derselbe sein Wort gegeben, die reichen Vorräthe an Waffen u. s. w. zu erhalten, so drangen doch die Massen in das Gebäude, plünderten es, und zerstörten oder beschimpften alle dort verwahrten Siegeszeichen der österreichischen Heere. Später zog eine Abtheilung Studenten und Nationalgarden ein, und brachte in die Vertheilung der Waffen wenigstens einige Ordnung.

Der Morgen des 7. Octobers fand die Bewohner Wiens mehr in einer gedrückten, als in einer siegestrunkenen Stimmung. Der Reichstag erklärte sich für permanent, (d. h. in ununterbrochener Wirksamkeit bleibend,) und ein neugebildeter Sicherheitsausschuß übte die ausführende Gewalt. Auch der Gemeinderath, der durch Neuwahlen ergänzt worden war, entwickelte einige Thätigkeit.

Aber keine dieser Behörden hatte Muth und Kraft genug, eine Untersuchung über die am 6. October verübten Verbrechen einzuleiten. Der Reichstag sogar war feig oder schamlos genug, durch eine Abordnung von dem Kaiser „Anerkennung des Geschehenen und Straflosigkeit für alle bei den Vorfällen des 6. Octobers betheiligten Militär- und Civilpersonen, zu verlangen." Die Mörder Latours mit eingeschlossen! Eine solche Forderung mußte nothwendig jede Ausgleichung unmöglich machen. Der Kaiser hatte, auf die Kunde von diesen schrecklichen Ereignissen, unter einer Bedeckung von 5000 Mann, am 7. October, Schönbrunn (in der Nähe von Wien) verlassen, und erreichte am 14. Ollmütz in Mähren, wo er einstweilen seinen Aufenthalt nahm.

§ 86.

Einnahme von Wien.

Aus der Kaiserstadt, die jetzt der Wohnsitz des Schreckens geworden war, wanderten die vornehmen und wohlhabenden Einwohner zu Tausenden; dagegen strömten Freischaaren von allen Seiten herbei, die unter Führern standen, welche sich als wüthende Demokraten irgendwie bekannt gemacht hatten. Die wichtigste Erwerbung war unstreitig der vormalige polnische General Bem, der sich den Wienern zu Gefallen den mehr deutschen Namen Böhm beilegte. Auch die Sendlinge der radikalen Partei des deutschen Parlaments: Blum, Fröbel, Hartmann und Trampusch trafen in Wien ein.

Der Studentenclub in der Aula bildete den Mittelpunkt der revolutionären Bewegung; ein allgemeiner Landsturm sollte aufgeboten werden. Messenhauser, ein ehemaliger Lieutenant, wurde zum Oberbefehlshaber der Nationalgarde erwählt, nachdem zwei andere Führer derselben schon seit dem 6. October den Oberbefehl niedergelegt hatten. Als er seine Ernennung annahm, sprach er zu seinen beglückwünschenden Freunden: „Jetzt werdet Ihr sehen, was ich Euch für Proclamationen machen werde.“ Die Vertheidigungsanstalten der Stadt leitete der vorerwähnte tüchtige General Bem. Feste Barrikaden waren an geeigneten Orten aufgerichtet, das Pflaster in den Straßen gelockert, für Unterhalt und Verpflegung von den städtischen Behörden Anstalten getroffen.

Ihre größte Hoffnung jedoch setzten die Wiener auf die Hülfe der Ungarn. Der Ruf: „die Ungarn kommen!“ wurde nach so oft erfahrenen Täuschungen täglich mit neuem Glauben vernommen. Aber die Würfel waren schon geworfen; die Gefahr nahte von allen Seiten. Als ein kaiserlicher Aufruf an die Wiener, der die aufgeregten Gemüther des Volks beruhigen, und von einer Betheiligung an der Erhebung abmahnen sollte, und zugleich die Versicherung gab, daß die gewährten Rechte und Freiheiten

ungeschmälert erhalten werden sollten, u. s. w. ohne Erfolg geblieben war, schlossen der zum Feldmarschall ernannte Fürst Windischgrätz und der Ban Jellachich von Kroatien, an welchen sich der Graf Auderberg angereihet hatte, mit ihren Truppen am 20. October die Stadt ein. Der Aufruf des Fürsten Windischgrätz an die Wiener, vom genannten Tage, wodurch er die Stadt und deren Umgebung in Belagerungszustand erklärte, und das Standrecht verkündete, so wie ein neuer Erlaß vom 23. October, worin die Unterwerfung der Stadt und Vorstädte Wiens binnen 48 Stunden, Auflösung aller bewaffneten Corps, (Truppenabtheilungen) Abgabe der Waffen und die Auslieferung einiger näher zu bezeichnenden Personen forderte, blieben ohne allen Erfolg, weil die Leitung der Dinge schon zu sehr in die Hände der äußersten Partei gerathen war. Der Fürst sagte unter anderm in seiner Kundmachung: „Eure Stadt ist befleckt worden durch Gräuelthaten, welche die Brust eines jeden Ehrenmannes mit Entsetzen erfüllen. Sie ist noch in diesem Augenblick in den Händen einer kleinen, aber verwegenen, vor keiner Schandthat zurückschaudernden Faction. Euer Leben, Euer Eigenthum ist preisgegeben der Willkür einer Handvoll Verbrecher. Ermannt Euch, folgt dem Rufe der Pflicht und der Vernunft!“ Es war gelungen, diesen Aufruf an mehreren Straßenecken anzuschlagen, aber er war nur Oel in's Feuer gegossen, insbesondere grollten die Helden der Aula. Umsonst hatte der Marschall den Zeitpunkt der Uebergabe stillschweigend um zwei Tage hinausgeschoben; anstatt der erwarteten Sinnesänderung trat in der Stadt eine Schreckensherrschaft ein, die besonders am 27. October die friedlichen Einwohner ängstigte. Alle waffenfähigen Männer wurden aufgegriffen und zum Kriegsdienst gezwungen; solche Unfreiwillige wurden hauptsächlich beim Bau der Barrikaden verwendet oder dahin gestellt, wo die Gefahr am größten war*). Leben und Eigenthum waren der Willkür preisgegeben; die ärgsten Gräuel wurden ohne Scheu und Scham verübt, so trieben

*) Dieses ist wohl Mitursache, daß von den eigentlichen Volksführern kein einziger geblieben oder auch nur verwundet worden ist.

Barrikadenkämpfer, wie glaubenswürdige Augenzeugen versichern, oben auf den Barrikaden, bei hellem Tage, mit liederlichen Dirnen, die als Tyrolerinnen verkleidet waren Schamlosigkeiten, und zwar Angesichts der ganzen Bevölkerung. Trotzdem wollten radikale Zeitungsschreiber im Anfange und Fortgange der wiener Erhebung so etwas Naives und Unschuldiges bemerkt haben. —

Nachdem der Feldmarschall noch vorher eine in milden Ausdrücken abgefaßte Warnung an die Bewohner gerichtet hatte, die aber der Gemeinderath nicht mehr bekannt machen ließ, so geschah am 28. der Angriff von allen Seiten. Wien wurde mit 130,000 Mann und 300 Kanonen auf mehreren Seiten bestürmt. Der Zorn der kaiserlichen Soldaten wuchs mit dem Widerstande; besonders brannte das Regiment Latour, das mit schwarzumflorten Fahnen einherzog, den Tod des Generals zu rächen. „Um die Stadt ein dreifacher Ring von Kanonenblitzen, von Dampfwolken und Rauchsäulen ungeheurer Feuersbrünste, in den Vorstädten eine unermeßliche Bewegung, in den Gassen wilde Kampfscenen, dazu das Geläut aller Sturmglocken, das Rollen von 100 Allarmtrommeln, der Donner der Geschütze, das Brummen, Pfeifen und Zischen der verschiedenen Wurfgeschosse, deren viele bis in die Stadt hineinfielen, oder in der Luft platzten, — das war Wien am 28. October 1848. —

Am 29. war der Kampf am heftigsten. Wir können die Einzelheiten desselben nicht erzählen. Am Abende des 29. waren schon die Außenwerke der Stadt und die meisten Vorstädte erobert; die Stadt war unhaltbar, weshalb der Gemeinderath beschloß, Wien auf Gnade und Ungnade zu übergeben. Diese Erklärung wurde am folgenden Morgen dem Feldmarschall überbracht; schon begann die Ablieferung der Waffen, und die Truppen rückten von allen Seiten vor. Viel Schlimmes hatte Wien erduldet, aber Schlimmeres wäre ihm erspart worden, wenn es seine Versprechen gehalten hätte.

Leider waren es wieder die Ungarn, welche den Frieden der Hauptstadt störten. Es war Mittags gegen 2 Uhr, da sah ein Wächter vom Stephansthurm gegen die unga-

rische Gränze Pulverdampf aufsteigen. Augenblicklich breitete sich durch die Straßen die Nachricht: „die Ungarn kommen!" und weckte den Kriegsmuth von Neuem. Messenhauser machte die wichtige Nachricht durch Maueranschläge bekannt. Der Tages vorher abgeschlossene Vertrag wurde gebrochen; die abgelieferten Waffen aus den Zeughäusern wieder fortgenommen; der Kampf begann von Neuem. Allerdings waren es die Ungarn, 15,000 Mann regelmäßiges Fußvolk, ein Geschützzug von 54 Kanonen, 2 Husarenregimenter und 30,000 Wehrmänner; Kossuth selbst hatte sich an die Spitze gestellt. Der General der Ungarn, Moga hatte eine nachtheilige Stellung genommen. Ein Offizier machte den Kossuth darauf aufmerksam, der Advokat aber meinte, seine Honveds (Wehrmänner) besäßen einen Heldenmuth, der sie unüberwindlich mache, wenn auch gegen die Regeln der Kriegeskunst gefehlt werde. „Wenn sie davon kommen, — entgegnete ein Offizier trocken — so werden sie es nur ihrer Leichtfüßigkeit zu verdanken haben." Dieser Offizier war Arthur Görgey, nachher als Anführer so sehr berühmt; er hatte Recht. Der Ban Jellachich schlug die Ungarn an der Schwachat, und zwang sie zur Rückkehr über die Gränze. Mit verdoppelter Wuth wurde nunmehr die Kaiserstadt von den über den Treubruch empörten Soldaten gestürmt. Dieser letzte Kampf war nur von kurzer Dauer, indem schon gegen Abend die kaiserlichen Truppen auf keinen Widerstand mehr stießen. Wien bot jetzt einen Anblick des Schreckens und Jammers dar. Am 1. November war es vollständig besetzt, und am 2. hielt Jellachich seinen Einzug in die eroberte Stadt, über welche Windischgrätz bereits den strengsten Belagerungszustand verhängt hatte*). Mes-

*) Viele und harte Vorwürfe sind gegen das Verfahren des Fürsten Windischgrätz gerichtet worden; vergleichen wir daselbe mit dem, was in und nach den Juni-Tagen in Paris geschah, so kann dem deutschen Feldherrn ein gerechter Anspruch auf mildere Beurtheilung nicht versagt werden. Von der Masse der dem Standrechte Verfallenen wurden nur Wenige, von jeder Classe der Betheiligten Einer erschossen. Viele wurden gezwungen ins Heer einzutreten, besonders die Studenten.

senhauser und andere Anstifter, Beförderer und Führer des Aufstandes wurden jetzt „mit Pulver und Blei vom Leben zum Tode gebracht.“

Auch Robert Blum, der Führer der Frankfurter Linken, der nach Wien geeilt war, wie wir bereits gehört, dort die aufregendsten Reden gehalten, und wiederholt geäußert: „Wien könne nicht gerettet werden, wenn man sich nicht entschlöße, wenigstens noch 200 Personen zu latourisiren, und zuletzt auf den Barrikaden gekämpft hatte, traf dasselbe Loos. Bem und andere entkamen. Später wurden auch die Mörder Latours hingerichtet. Die größte Erniedrigung Oesterreichs hatte nun aufgehört; sie hatte gewährt von den Märzerrungenschaften bis zum 31. October, wo Windischgrätz eine Regierung wiederherstellte, von welcher bis dahin kaum mehr Rede sein konnte. Der bürgerliche Staat war bis zu diesem Zeitpunkte todt, oder schlief doch, nur der Kriegerstaat hatte keinen Augenblick aufgehört zu leben und zu wachen, und jenen gerettet.

§ 87.

Folgen der Einnahme Wiens.

Der Reichstag war ungeachtet mancher Widersprüche schon früher vertagt, und auf den 15. November nach Kremsier in Mähren verlegt worden.

Der Verlust an Menschenleben war allerdings bedeutend; allein längst nicht so bedeutend, als bei der Erstürmung von Warschau im Jahre 1831, und von Saragossa im Jahre 1809. Geschütz und Flammen hatten an den Gebäuden der Städt und Vorstädte Wiens einen Schaden angerichtet, den spätere Schätzungen zu mehr als 4 Millionen Gulden ermittelten.

Der Reichstag wurde wirklich am 22. November zu Kremsier eröffnet, obwohl einige Mitglieder gegen die Verlegung Einsprache erhoben hatten. Die Regierung gab dem Reichstage die Versicherung, „daß sie die constitutionelle

Monarchie aufrichtig, und ohne Rückhalt wolle; daß sie alle den Völkern Oesterreichs zugesicherten Rechte und Freiheiten in nationaler, staatsbürgerlicher und persönlicher Beziehung erhalten, und durch entsprechende Gesetzte sichern und ordnen werde, und daß erst dem verjüngten Oesterreich seine Stellung in Deutschland angewiesen werden sollte."

Am 2. December legte Kaiser Ferdinand die Krone nieder, und nachdem sein Bruder Franz Karl der Thronfolge entsagt hatte, bestieg des letztern jugendlicher Sohn Franz Joseph (geb. 18. August 1830) den Kaiserthron. Derselbe verhieß in einem Erlaß, „daß die Gleichberechtigung aller Völker des Reichs, die Gleichheit aller Staatsbürger vor dem Gesetze, so wie die Theilnahme der Volksvertreter an der Gesetzgebung als Grundlage der heilbringenden Umgestaltung und Verjüngung der Gesammtmonarchie, anerkannt werde."

Da der Reichstag häufig die Nebensache zur Hauptsache gemacht, und sich nicht selten die maßlosesten Forderungen erlaubt hatte, so reifte in Ollmütz der Entschluß, den Reichstag aufzulösen, ehe er das Verfassungswerk zu Ende geführt. Die Auflösung desselben erfolgte am 7. März 1849. Gleichzeitig wurde eine vom 4. desselben Monats datirte Gesammtverfassung verliehen (octroyirt). Dieselbe schuf für die einzelnen Länder Provinzialstände, und für die Gesammt-Monarchie einen aus dem Senat und der Kammer der Abgeordneten bestehenden Reichstag. Letzterer soll erst ins Leben treten, wenn in sämmtlichen Kronländern die Landesverfassungen und Landtage eingeführt sein werden. Die österreichische Regierung nahm jetzt manche zweckmäßige Verbesserungen und Veränderungen vor. Wir rechnen dahin ein Gesetz über die Grundrechte, so wie ein Roboten-Entschädigungs-Patent. Bei der Rechtspflege sollen Oeffentlichkeit und Mündlichkeit, und in bestimmten Fällen Schwurgerichte statthaben, und ein oberstes Reichsgericht sollte in letzter Instanz über politische Verbrechen entscheiden.

Im April 1850 gab die kaiserliche Regierung der Kirche die lange ersehnte Freiheit zurück, wofür ihr der Dank

aller wahren Katholiken nicht nur in Oesterreich, sondern von ganz Europa zu Theil wurde. Dieses Ereigniß ist um so wichtiger, als das Beispiel des großen Oesterreichs auf die kleinern Länder nothwendig einwirken muß, und so hat die Kirche, auf deren gänzlichen Ruin die Revolution es angelegt zu haben schien, durch die neusten schrecklichen Zeitereignisse am meisten gewonnen. Eine höhere Hand hat das schlimm Gemeinte zum Besten umgewandt. Obwohl auch die österreichische Regierung noch mit vielen und großen Schwierigkeiten zu kämpfen hat, so scheint sich doch dort Alles zum Bessern zu wenden.

Fragen wir zum Schlusse, wie waren solche schreckliche Vorgänge in Oesterreich möglich? so ist die Antwort; sie sind nur durch die unglücklichen Märzbeschlüsse und durch den Mangel an aller Entschlossenheit von Seiten der damaligen Obrigkeiten zu erklären. Durch abgetrotzte und daher nicht mit Dank angenommene Zugeständnisse fiel die Regierung in die Hände unerfahrener, verwahrloster, kecker Studenten, die wiederum nur Werkzeuge in den Händen einer verwegenen und plünderungssüchtigen Rotte waren. Diese aber bestanden zum großen Theil aus Juden und Abenteurern aller Herren-Länder. Die Bessergesinnten, die Wohlhabenden, bewiesen sich in Oesterreich, wie fast überall im Revolutionsjahr 1848, als Feiglinge, charakterlose und eigennützige Menschen, die nur ihr eignes Leben und ihre Habe retten wollten. Wahrhaft ehrenvoll benahmen sich dagegen die Truppen, welche mit geringer Ausnahme Eid und Treue trotz aller Versuchung bewahrten. Aber wodurch hatte die Revolution in Oesterreich ein so so schmähliches Ende? Ein liberaler deutscher Schriftsteller führt einige Gründe davon an: „Eine berauschte Jugend, die den Phrasenreichthum charakterschwacher Klubredner zum einzigen Leitstern nahm, und ein 600jähriges Kaiserthum mit Demonstrationen angriff, konnte Unruhe und Verwirrung erregen, aber in einem ernsten Kampfe mit einer geordneten Macht stehen konnte sie nicht. Wäre Wien ein solcher alle Lebensthätigkeit der übrigen Theile hemmender Staatsmittelpunkt gewesen, wie Paris, so hätte dieser Jugend und den ihr gehorchenden Arbeitern vielleicht

ein kecker Handstreich gelingen mögen. Aber das Föderativprincip ist unter uns zu mächtig, und neben dieses stellt sich das materielle Interesse. Die Theilnahmlosigkeit der Provinzen, die Feindschaft der materiellen Interessen isolirte Wien, das Uebrige that das Slaventhum und die nach der Herrschaft strebende Militäraristokratie (?), von Latours Ermordung, dem Kainsmal auf der Stirn der Revolution, nicht ein Mal zu reden. Diese Niederlage war eine entscheidende. Welch' ein bedeutender Schwerpunkt in diesem Kaiserstaat liegt, den die Aeltern unter uns seit 1792 mehr als einmal halb vernichtet haben zu Boden taumeln sehen, zeigt uns eine einfache Vergleichung aus dem Jahre 1848. Im März entschied Wiens Erhebung die Niederlage des alten Systems, im October entschied Wiens Niederlage die Erhebung des alten Systems, und beide Male nicht für Oesterreich allein."

Von höchster Wichtigkeit für die Verfassung Oesterreichs ist der Erlaß des Kaisers vom 20. August 1851, wonach die Minister künftig nur dem Kaiser, und nicht dem Volke verantwortlich sein sollen. Hierdurch ist erklärt, daß Oesterreich fürder wieder eine Monarchie sein soll, und keine Constitution im gewöhnlichen Sinne des Wortes.

Als Grund dieses folgenreichen Schrittes wird angegeben, „man habe geglaubt, in einer einheitlichen Verfassung den Boden zu finden, auf welchem man die Einheit und Untheilbarkeit des Reiches und die Autorität des Thrones wieder aufbauen könne. Darum sei das Patent vom 4. Mai erlassen."

„Allein man war gedrängt, und es fehlte an Zeit zur Untersuchung der Grundsätze, auf welchen die Verfassung beruhen sollte, es fehlte an Zeit, sie auszuwählen, zu vereinigen, gegen einander abzumessen. Man entlehnte diese Grundsätze den Charten und Verfassungen, welche in andern europäischen Staaten erlassen waren, und die Wahrheit zu sagen, war die Acte vom 4. Mai nichts, als eine nach fremdem Modell gemachte Arbeit. Ein solches Werk konnte keinen Erfolg haben, und hatte auch keinen. In kurzer Zeit

und überall erkannte man seine Fehler und Mängel. Nach Maßgabe, als die Ordnung wiederhergestellt wurde, trat es immer klarer hervor, daß die Ausführung der Charte eine Unmöglichkeit sei, daß man nicht ohne Gefahr ihre Durchführung versuchen könne, und daß jeder solcher Versuch die Monarchie in die größte Verwirrungen stürzen müsse. Dies ist die Ueberzeugung des Kaisers; er hielt dafür, daß der Augenblick gekommen sei, der Ungewißheit ein Ende zu machen, indem er die Fiction aufhören ließ, welche die Urkunde vom 4. Mai unterhielt, die provisorischen Verfügungen aufhob, welche diese Urkunde begleiteten, und die Entscheidung dieser Frage an den Thron zurückleitete, dem sie ausschließend zugehört. — Der Kaiser, der freiwillig und bloß aus eigener Bewegung das Patent vom 4. Mai erließ, hat in Beziehung auf dasselbe, weder durch einen Eid, noch durch eine Verzichtleistung auf einen Theil seiner Herrschergewalt, irgend welche Verbindlichkeiten übernommen. Seine Majestät ist also nicht verpflichtet, an dem Buchstaben dieser Verfassung zu halten, sie muß unter die Verfügungen gerechnet werden, welche der Landesfürst in der Ausübung seiner obersten Gewalt annimmt, verändert oder abschafft, ohne dafür jemand Anderm, als Gott verantwortlich zu sein. — Seine Majestät entschloß sich, diesem von Verwirrung und Beängstigung erfüllten Zustande ein Ende zu machen, und hat durch seine Ordonanzen vom 20. August dahin gewirkt." Also theilt das „Journal des Debats den Inhalt der Circularnote mit, welche Fürst Schwarzenberg an alle österreichischen Gesandten ergehen ließ, um den Geist und die Bedeutung der kaiserlichen Erlasse vom 20. August zu erklären. Daß sehr viele dieselben anders beurtheilen, bedarf kaum der Erwähnung. Der Fürst schließt mit der förmlichen Erklärung, daß der Kaiser keine Reaction beabsichtige. Seine k. k. Majestät wolle im Reiche eine streng gesetzliche Regierung begründen. Auch handle es sich nicht um die Wiederherstellung der Privilegien, Exemptionen und Standesvorrechte, welche in den letzten Jahren verschwunden, und um die Antastung der Rechte in Beziehung auf Personen und Güter, die seit dem Jahre 1848 anerkannt worden seien.

Man hat also in Oesterreich gegenwärtig mit der Revolution wirklich gebrochen!

§ 88.

Der Aufstand in Ungarn.

Das Königreich Ungarn, das seit 1527 unter Oesterreich stand, hatte sich bisher großer Vorrechte vor allen übrigen Ländern des Kaiserstaats erfreuet. Beide Länder hatten dasselbe Herrscherhaus, aber verschiedene Verfassungen: Oesterreich eine rein monarchische, Ungarn eine altständische, feudal-monarchische.

Die Reichstage*) zeichneten sich seit längerer Zeit schon durch immer bedeutendere Opposition aus, doch entwickelte sich der eigentliche Widerstand erst auf dem Reichstage von 1830, der bald nach der französischen Juli-Revolution am 8. September zusammentrat, und bei welchem fast die ganze kaiserliche Familie erschien.

Zuerst wurde die Krönung des Kronprinzen Thronfolgers unter dem Namen Ferdinand V. als König von Ungarn beschlossen; er mußte jedoch den Krönungseid schwören. Kaum war dieses geschehen, da erhoben sich kräftige Stimmen, welche statt der lateinischen die ungarische Sprache eingeführt haben wollten, man verweigerte die vom Kaiser geforderten 48,000 Rekruten, und wollte nur 28,000 bewilligen. Als die kaiserliche Familie nach 3 Monaten wieder abgereiset war, drangen die Abgeordneten ernstlich darauf, daß bei den ungarischen Regimentern nur geborene Ungarn als Offiziere angestellt würden, und dieselben nur bei ungarischen Regimentern sollten im Dienste befördert werden können, und knüpften an die Bewilligung

*) Die gesetzgebende Gewalt beruhte im Reichtage, d. h. in dem König und in den versammelten Ständen. Diese bestanden aus der höhern Geistlichkeit, den Magnaten, dem Adel der Comitate, den Abgeordneten der königlichen Freistädte und der privilegirten Districte. Sie waren in zwei Kammern getheilt.

dieser Punkte die Stellung der Rekruten. Der Kaiser verweigerte die Forderung unter der Angabe, daß dadurch der ungarische Offizier beeinträchtigt würde, indem die Beförderung durch das ganze Heer gleichmäßig gehen müsse. Diese Bemerkungen, die allerdings nicht ungegründet waren, bewirkten, in Verbindung mit dem von dem kaiserlichen Bevollmächtigten Erzherzog Karl gegebenen Versprechen, daß man zur gelegenen Zeit allen Anforderungen nachkommen werde, daß die Ungarn die 48,000 Mann bewilligten. Die gereizte Stimmung des ungarischen Volkes gegen Oesterreich vermehrte sich noch, als 1830 die Polen aufstanden, um sich von der russischen Herrschaft zu befreien.

Fast alle Comitate ließen hierauf bezügliche Vorstellungen an den König gelangen, die zum Theil von großer Begeisterung für die polnische Sache zeugten, und geradezu eine bewaffnete Einmischung verlangten. Da brach die Cholera ins Land, sie verbreitete sich reißend schnell, und richtete große Verwüstungen an. Schlechte Menschen streueten aus, die Cholera sei das Werk der Regierung, des hohen Adels und der Geistlichkeit, die Brunnen seien vergiftet, und dergleichen boshafte und alberne Verläumdungen mehr. Leider fanden diese Glauben bei dem unwissenden Volke, dessen Wuth sich hauptsächlich gegen den allerdings sehr bevorzugten Adel kehrte. Die hier und da ausbrechenden Unruhen mußten gewaltsam mit Anwendung von Militärmacht unterdrückt werden. Die Cholera hat bis Ende 1831 in Ungarn 180,000 Menschen weggerafft.

Auf den Reichstagen 1832 und 1834 fielen manche Zänkereien vor, ohne daß etwas Bedeutendes erlangt wurde. Um diese Zeit trat in Ungarn ein Mann auf, dessen Name bisher ziemlich ungekannt, doch bald von einem Ende des Königreichs bis zum andern genannt wurde. Es war Ludwig Kossuth, ein armer Advokat von 30 Jahren, protestantischen Bekenntnisses. Er wurde 1804 im Zempliner Comitat geboren, von einer slavischen Familie abstammend, die früher bemittelt, jetzt zurückgekommen war. Durch höhere Empfehlung kam er nach Tyrnau in das Haus des Titularbischofs Arradyi, welcher jährlich mehrere Studirende

unterhielt. Der junge Koſſuth gewann ſeines Gönners Neigung durch ſein Talent, wie durch ſein einnehmendes und gleißneriſches Weſen. Er gab ſeine Kameraden an, und als er entlarvt wurde, verlor er die Gunſt ſeines Wohlthäters, und ſeine Mitſtudirenden lohnten ihm ſeine Liebesdienſte mit einer derben Tracht Prügel. Er ſetzte in Eperies, und ſeit 1824 in Peſt das Studium der Rechte fort, und machte den flotten Burſchen, allen Ausſchweifungen ſich ergebend. Da fühlte er recht ſeinen Mangel an Mitteln, und beging nach dem „öſterreichiſchen Zuſchauer," dem wir dieſe Angaben entnehmen, eine Veruntreuung. Auch bethörte er in dieſer Zeit ein Mädchen aus mittlerm Stande, eines Kaffeeſieders Tochter, durch ſein Schauſpielertalent, ſo daß ſie ihm in ſeinen Geldverlegenheiten mit ihrer Sparkaſſe und ihren Koſtbarkeiten unterſtützte. Zum Danke verließ er die Arme, nachdem er ſie entehrt und unglücklich gemacht hatte. In den Zempliner Comitat zurückgekehrt, wurde er Vice-Fiscal, und ergab ſich der leidenſchaftlichſten Spielluſt. Sechstauſend Gulden, die er für die Gräfinn Szapary erhoben, verlor er in einer Nacht im Spiele. Die Gräfinn ſtrafte ihn nur durch Entlaſſung aus ihrem Dienſte, er verwaltete nämlich bei ihr als Nebengeſchäft auch das Amt eines Fiscals, etwa eines Rentemeiſters. Ein Deficit von 12,000 Fl. nicht lange nachher, Waiſengeldern und Verlaſſenſchaftsſummen entzogen, und im Spiele vergeudet, führte eine Criminalunterſuchung gegen ihn herbei, und hatte eine Verhaftung zur Folge. Die Theilnahme einer reichen Dame, welche einen Theil des verſpielten Geldes erſetzte, entzog ihn aber den Händen der ſtrafenden Gerechtigkeit, ja, durch hohe Vermittlung erfolgte ſelbſt die Niederſchlagung der gegen Koſſuth anhängigen Rechtshändel, und im Jahre 1832, konnte er gar als Abdelegat eines Magnaten bei dem Landtage in Preßburg auftreten. Von nun an beginnt recht ſeine Wirkſamkeit als Zeitungsſchreiber, wozu zunächſt die Noth ihn zwang. Die Widerſtandspartei gewann ihn für ſich.

Koſſuth war es, der in alle Comitate Berichte über den Reichstag in brieflicher Form ſandte, die auf dieſe Weiſe der öſterreichiſchen Cenſur entgingen. Man kann dieſe

Berichte, die durch Abschrift oder auch Steindruck sehr vervielfältigt wurden, Zeitung nennen. Obwohl dem Kossuth eine solche Art der Berichterstattung verboten wurde, so fuhr er doch damit fort, und seine schöne begeisterte Sprache, die den Schwächen der Ungarn schmeichelte, so wie die klare Auffassung der Sache, erwarben ihm bald viele Anhänger. Nach und nach gewann er selbst Verehrer bei den ersten Ständen und Magnaten des Landes; namentlich unterstützte ihn der Baron Wesselenyi. Beide wurden zur Festung verurtheilt. Kossuth mußte 2 Jahre seinen unfreiwilligen Aufenthalt in Gräfenberg nehmen. Er benutzte diese Zeit, um die verschiedenen Verfassungen Europa's zu studiren, und sich diejenigen Kenntnisse zu erwerben, welche einem Staatsmann unentbehrlich sind. Das ungarische Volk nahm großen Antheil an seinem und Wesselenyi's Schicksal, und die Erbitterung gegen die österreichische Regierung war fortwährend im Zunehmen begriffen; man gab ihr Schuld, daß sie von Ansichten ausgehe, die geradezu gegen die Freiheiten des Landes gerichtet wären, daß sie freie Meinungsäußerung unterdrücken, und selbst in der Stände-Versammlung dieselbe nicht mehr dulden wolle.

Dies war die Lage Ungarn's, als Kaiser Franz im Jahre 1835 starb. Es erhob sich auf dem Reichstage ein langer Streit, ob der neue Kaiser in Ungarn als König Ferdinand I. oder V. gelten sollte. Dieser scheinbar geringfügige Umstand hatte doch einen tiefern Grund, die Ständetafel, indem sie die letztere Bezeichnung forderte, wollte dadurch auf eine in die Augen fallende Weise zeigen, daß Ungarn keine Provinz des österreichischen Kaiserstaats, sondern ein getrenntes selbstständiges Königreich sei, das mit Oesterreich zwar den Herrscher in einer Person, dagegen seine eigne innere Verwaltung haben müsse. Das schon im Jahre 1832 von dem Kaiser Franz auf den Reichstag gebrachte, sogenannte Urbariale d. h. ein Gesetz über das Verhältniß der Grundherren zu ihren Unterthanen, wurde nach vielen Verhandlungen auf dem Reichstage von 1835 zum Beschlusse erhoben, und unter donnerndem Eljen *) dem

*) Hochruf.

Erzherzog Palatin zur Besorgung an den König Ferdinand V. überreicht. Die Annahme dieses Gesetzes ist deshalb hervorzuheben, weil dem Adel dadurch die Steuerfreiheit genommen wurde.

Da die Ständetafel drohte, keine Steuern mehr zu bewilligen, wenn die Regierung nicht ihrerseits die Beschwerden abstelle, die schon auf frühern Reichstagen geltend gemacht seien, so gab die Regierung den Gebrauch der magyarischen Sprache bei amtlichen Verhandlungen zu, und der Kaiser willigte ein, sich als König von Ungarn Ferdinand V. zu nennen.

Unterdessen hatte Kossuth durch seine litterarische Thätigkeit kräftig auf den Geist des Volkes gewirkt. Er hatte als Herausgeber der Zeitung „Pesti Hirlap" diesem Blatte bald einen solchen Ruf erworben, daß dasselbe in tausenden Exemplaren durch ganz Ungarn verbreitet wurde. Der Verleger des Blattes zahlte ihm jährlich 18,000 Gulden. Kossuth griff trotz Censur die Regierung maßlos an.

Der Reichstag von 1839 zeichnete sich wieder durch den heftigsten Widerstand gegen die Regierung aus. Von den beiden folgenden läßt sich dasselbe sagen.

Kossuth stiftete 1844 in Preßburg einen Verein, um den Gebrauch bloß inländischer Fabrikate und Bodenerzeugnisse zu erzielen, was dem österreichischen Handel einen empfindlichen Schlag versetzen mußte. Indessen konnte sich dieser Verein, obwohl er mehr als eine Million Mitglieder zählte, nicht halten, weil die ungarische Industrie bei weitem nicht den Bedarf des Landes zu liefern vermochte.

Am 13. Januar 1847 starb der Erzherzog Palatin Joseph. Er sah den Sturm heranziehen; suchte die Magyaren, die er genau kannte, so gut es gehen wollte, zu beschwichtigen; oft beleidigt schwieg er entweder, oder suchte mit wenigen treffenden Worten zu erwidern, und die Leidenschaften zu besänftigen. Sein Sohn Stephan wurde am 19. Januar zum Statthalter von Ungarn gewählt.

So kam die Zeit der Abgeordnetenwahlen zum Reichstage 1847—48 heran; mancher radikale Edelmann opferte —

so heißt es — 20, 30 ja sogar 50,000 Gulden, um nur gewählt zu werden; aber auch die Regierung soll namhafte Summen, um ihre Partei zu verstärken, gewagt haben. Kossuth war überall geschäftig, um die Wahlen auf radikale Kandidaten zu leiten. Seine Anstrengungen hatten Erfolg, sowohl in der Magnatentafel als in der Ständekammer blieb die Regierungsparei in entschiedener Minderheit. Auch Kossuth wurde gewählt, und zwar in Pesth; seine Wahl ward mit unglaublichem Jubel aufgenommen. Nach einem alten Gesetze darf derjenige, welcher zum Reichstags-Abgeordneten gewählt worden, in den ersten 6 Jahren keine königliche Anstellung annehmen, und mußte dies eidlich geloben.

Als man Kossuth diese Verflichtung vorlas, rief er mit donnernder Stimme: „Nie im Leben!" und legte den feierlichen Schwur ab. Sein Eintritt in den Reichstag läßt sich füglich als den Anfang der Revolution in Ungarn ansehen.

Am 11. November 1847 kam König Ferdinand V. nach Preßburg, und eröffnete am folgenden Tage mit einer ungarischen Rede den Reichstag. Der bisherige Statthalter Erzherzog Stephan, damals nach sehr beliebt, ward einstimmig zum Palatin erwählt. Nachdem die Ständekammer sich zuerst mit der Adresse beschäftigt hatte, die man am Ende ganz fallen ließ, weil man sich darüber nicht einigen konnte, so zogen sich die Verhandlungen, die meist Gegenstände der innern Verwaltung betrafen, hin bis zum 3. März, an welchem Tage Kossuth seine berühmte Rede über die Finanzlage Oesterreichs nach dem dreiunddreißigjährigen Frieden hielt.

Die Pariser Februarrevolution ergriff wie im westlichen Europa, so auch in Ungarn alle Gemüther; eine noch größere Wirkung brachte aber die Erhebung Wiens hervor.

Schon am 14. März genehmigten beide reichstägliche Tafeln eine Adresse an den Kaiser, worin um Einsetzung eines selbstständigen ungarischen Ministeriums, welches nach der Mehrheit des Reichstages zu regieren habe, umfassende

Volksvertretung, Preßfreiheit, Nationalbewaffnung, Geschworengerichte, Mündlichkeit und Oeffentlichkeit, Vereinigung mit Siebenbürgen und Ertheilung einer Verfassung für die übrigen Erbstaaten gebeten wurde. Ein aus den hervorragendsten Mitgliedern des Reichstages gebildete Abordnung, den Erzherzog Palatin an der Spitze, überbrachte diese Adresse nach Wien. Am 16. März wurde die Abordnung dem Kaiser vorgestellt; im Drange der Verhältnisse sagte dieser den Ungarn die Gewährung fast aller ihrer Wünsche zu, und genehmigte die Bildung eines verantwortlichen Ministeriums für Ungarn, an dessen Spitze der Graf Ludwig Bathyanyi trat; Erzherzog Stephan wurde zum außerordentlichen kaiserlichen Bevollmächtigten ernannt, um im Einvernehmen mit dem neuen Ministerium alle weitern Einleitungen zu treffen. Nur allein hinsichtlich des Finanz- und Kriegswesens verweigerte der Kaiser die Sonderstellung Ungarns. Die vollständige Bildung des neuen Ministeriums kam am 23. März zu Stande. Das Ministerium des Krieges erhielt Meßaros, das der Justiz Franz Derk, das der Finanzen übernahm Ludwig Kossuth. So ausgezeichnete Fähigkeiten derselbe auch sonst besitzen mochte, so war ihm doch die Verwaltung der Finanzen völlig fremd. Durch seine Banknotenpresse, womit er sich später gleich dem französischen Convente die Mittel zur Durchführung seiner Pläne verschaffte, wird sein Name in der Geschichte der ungarischen Finanzverwaltung eine traurige Berühmtheit behalten.

Die sehr wichtigen Zugeständnisse, welche der ungarischen Nation gemacht worden, stellten die streng magyarische Partei dennoch keineswegs zufrieden; erfüllt von Nationalstolz und Selbstüberschätzung glaubte sie, der günstige Augenblick sei jetzt gekommen, das Königreich Ungarn in seiner Größe und Selbstständigkeit wieder herzustellen, und betrieb es auf das angelegentlichste, die lockern Bande, mit denen es gegenwärtig nur noch an die österreichische Gesammtmonarchie geknüpft war, ganz zu lösen. Ueberhaupt trat in Ungarn, eben so in Deutschland, Italien und Böhmen, bei allen Aufständen, die Nationalität in den Vordergrund, und wurde von den Führern ausgebeutet. Jeder Volksstamm hielt sich

für den befähigtsten, tüchtigsten, edelsten, bestimmt, die andern zu beherrschen, wenn nicht zu knechten. Vaterlandsliebe ist gewiß eine schöne Tugend; es ist natürlich und gerade dem bessern Menschen eigenthümlich, das Land zu lieben, wo seine Eltern und Brüder wohnen, und woran so viele freudige und traurige Erinnerungen geknüpft sind, durch die Thaten seiner Altvordern sich gehoben zu fühlen, und seinen stammverwandten Brüdern, seinen heimischen Sitten und Gebräuchen Vorliebe zu schenken. Jeden andern Volksstamm aber zu verachten, ihn nach Römer- und Griechen-Art als barbarisch zu beschimpfen, allein auf Gottes weiter Erde gelten und herrschen zu wollen, fremde Tugenden zu verkennen, und gegen Fremde alles für erlaubt zu halten, das ist eine thörrichte, dünkelhafte, heidnische Anschauungsweise, und solche Grundsätze ins Leben eingeführt, müßten einen Kampf Aller gegen Alle, einen wahren Vernichtungskrieg der Völker, wie bei den verschiedenen amerikanischen Stämmen, zur Folge haben. —

Durch die Verhältnisse Ungarns äußerst bedrängt, fanden die Oesterreicher einen unerwarteten Bundesgenossen in den slavischen Volksstämmen des Südens, den Kroaten, Slavoniern, Dalmatiern und Gränzern, die bisher mit den Magyaren zu einem Königreich Ungarn verbunden, von denselben aber in ihren Nationalitätsgefühlen oftmals verletzt worden waren. Schon Ende März war eine kroatische Abordnung in Wien, welche dringend um Vereinigung der drei Königreiche Kroatien, Slavonien, Dalmatien und der Militärgränze zu einem selbstständigen Staatswesen, unabhängig von dem ungarischen Ministerium und Reichstag, ansuchte. Traurig fragten die Slaven, warum ihr Kaiser sie ganz verlassen habe, und auf die Seite der Magyaren getreten sei.

Auch die Serben waren über die Neuerungen ungehalten und empörten sich. An mehren Orten dieses Landes wurden schreckliche Grausamkeiten verübt. In Siebenbürgen widersprachen die Wlachen und Deutschen der Verbindung mit Ungarn, und eine am 18. Mai zu Kronstadt abgehaltene Volksversammlung, die von 10,000 Menschen besucht

ward, schwur Treue dem Kaiserhause, aber Widerstand den Magyaren. So war das Loosungswort aller slavischen Volksstämme: „Gleichberechtigung der Nationalitäten!“ Die österreichische Regierung beobachtete anfangs eine unentschiedene Haltung; neigte sich aber mehr auf Seite der Slaven, als sie den Magyarenfeind Jellachich zum Ban ernannte. Als derselbe seine Unabhängigkeitsbestrebungen bis zum Aufstande gegen die Ungarn steigerte, mißbilligte ein kaiserlicher Erlaß sein Verfahren, und berief ihn nach Innsbruck zum kaiserlichen Hoflager. Da der Ban am bestimmten Tage nicht erschien, so wurde er ungehört seiner hohen Würde entsetzt. Einige Tage später kam Jellachich in Innsbruck an, und überzeugte den kaiserlichen Hof durch eine mündliche Besprechung von seiner Ergebenheit und lautern Gesinnung so sehr, daß er auf seinem wichtigen Posten erhalten wurde. Die Magyaren wollten die Gleichberechtigung und die Unabhängigkeit der slavischen Völkerstämme jedoch keinesweges zugeben.

Früher aber noch als der Kampf mit den Kroaten, sollte der Kampf mit den Serben beginnen, die im Juni wiederholte Angriffe der Ungarn zurückschlugen, drohend vordrangen, die Stadt Weißkirchen plünderten, und die fruchtbaren Ebenen des Banats verheerten. Am 5. Juli wurde zu Pesth, in Abwesenheit der kroatischen Abgeordneten, der neugewählte ungarische Reichstag eröffnet. Kossuth erklärte in einer zwei Stunden langen Rede das Vaterland in Gefahr, weil die Kriegsrüstungen in Kroatien ihren eifrigen Fortgang nähmen u. s. w. Um diese Gefahr zu bekämpfen, forderte er eine Truppenmacht von 200,000 Mann und 42 Millionen Gulden. Beides wurde ihm bewilligt. Gleichzeitig tagte in Agram die Landesversammlung, welche vom Geiste der Unabhängigkeit beseelt, und verletzt war von den vielen Rücksichtslosigkeiten, welche die Kroaten bisher von den Ungarn erfahren hatten.

Ein neuer Vermittelungsversuch, mit dem der Kaiser den Erzherzog Johann beauftragt hatte, und welcher in den letzten Tagen des Monats Juli in Wien zwischen dem Palatin von Ungarn, dem Grafen Bathyanyi und dem Ban

Jellachich gepflogen ward, scheiterte an dem Stolze der Magyaren, der sich auch darin zeigte, daß der ungarische Reichstag außer Stande, im eigenen Lande Ruhe zu schaffen, der deutschen Centralgewalt Hülfe zusicherte, falls sie mit Oesterreich wegen der Einheit Deuschlands in Krieg gerathen sollte. Ueberhaupt trat Ungarn mit allen Gegnern Oesterreichs in Verbindung, sandte einen Gesandten nach Paris, der jedoch nicht angenommen wurde, knüpfte Verbindungen an mit den aufständischen Lombarden, so wie mit dem Könige Karl Albert von Sardinien, der die Oesterreicher bekriegte. Durch den Rücktritt einiger gemäßigten Mitglieder des Ministeriums gerieth die Leitung der Dinge in Ungarn in die Hände Kossuth's und der wüthendsten Magyarenpartei. Der Palatin Erzherzog Stephan, am Leben bedroht, kehrte nach Wien zurück und legte seine Würde nieder *).

Noch einmal reichte der Kaiser die Hand zur Versöhnung, indem er zur Beschwichtigung der zwischen den Magyaren und den Slaven obwaltenden Streitigkeiten den Feldmarschallieutenant Grafen Lamberg, der reich in Ungarn begütert war, über beide Heere, das ungarische und das kroatische, setzte, und beiden Frieden gebot. Der Minister Graf Bathyanyi hatte sich damit einverstanden erklärt, und die Gegenzeichnung der kaiserlichen Ernennung zugesichert. Beide Heere waren zur Ausgleichung geneigt, und mit der besten Hoff-

*) Eine Staatsschrift legte die Meinung der jetzigen Regierung über die Zugeständnisse des Kaisers an die Ungarn dar. Die traurigen Folgen der Lostrennung Ungarns, Geschäftsstockung, Unsicherheit des Geldwesens, Mißtrauen der Besitzenden und selbst der Bürgerkrieg werden in derselben hervorgehoben, und die rechtliche Grundlage der ungarischen Sonderung bestritten. Selbst als unumschränkter Kaiser habe Ferdinand I. für sich allein, und ohne Genehmigung aller Stände der Monarchie in eine Abänderung der pragmatischen Sanction nicht einwilligen können. Mit dem Patente vom 15. Mai 1848 sei die gesetzgebende Gewalt nicht mehr in der frühern Art bei dem Monarchen allein, eine von diesem ausgehende Aenderung oder Beschränkung der pragmatischen Sanction, der Grundverhältnisse und Rechtsbeziehungen der deutsch-österreichischen Provinzen zu Ungarn könne daher von diesem Zeitpunkte nicht mehr als eine definitiv geltende Norm betrachtet werden.

nung zog der Graf, nur von einem Jäger begleitet, nach Ofen, um dort die Gegenzeichnung nachholen zu lassen, und sich dann dem Reichstage vorzustellen. Allein Kossuth, von seinen Kundschaftern in Wien gut bedient, wußte, daß die ministerielle Gegenzeichnung der Bestallung Lamberg's fehle. Er benutzte diesen Umstand, um die Regierung einer Verfassungsverletzung anzuklagen, veranstaltete eiligst eine Nachtsitzung des Reichstags, und brachte denselben dahin, die Ernennung für ungültig, und den Grafen Lamberg, so wie alle, die ihm Gehorsam leisteten, für Hochverräther zu erklären. Noch dauerten die Verhandlungen, als am Morgen des 28. Septembers die Nachricht von Lambergs Ankunft eintraf. Kossuth rief: Es ist Zeit, das Nöthige vorzukehren, und augenblicklich verließen zwei Abgeordnete und mehrere Personen von der Gallerie das Haus, und stürmten dem Grafen entgegen, um ihn vor die Schranken des Hauses zu bringen. Allein er war schon auf der Brücke von einem magyarischen Studenten der wiener Universität, Kolosi, erkannt, aus dem Wagen gerissen, und mit dem Schwerte durchbort worden, welches derselbe, obschon es noch rauchte vom Blute unter dem Zujauchzen der Menge, ungestraft dem Reichstag vorzeigen durfte. Des Grafen bemächtigte sich das Volk, schleifte ihn noch lebend mit viehischer Grausamkeit durch die Straßen der Stadt, und entstellte später den Leichnam. Mit diesem überall Grausen erregenden Morde war jede Brücke zur Verständigung abgebrochen.

Als die Nachricht von der Ermordung Lamberg's kaum nach Wien gekommen war, langte auch dort die Kunde an, daß der Magyarenführer Görgey den Grafen Dedön Zichy auf seinem Schlosse in der Nähe von Weissenburg habe gefangen nehmen, und dann am 30. September aufhängen lassen. Die gegen den Grafen von den Magyaren vorgebrachten Beschuldigungen lauten höchst verdächtig*).

*) Der Graf Dedön Zichy war schon längst dem Hasse der ungarischen Widerstandspartei verfallen, der er in seiner Jugend selbst angehört hatte. Der Umstand, daß er von der Krone die Anstellung als Verwalter (Administrator) der weissenburger Gespannschaft angenommen, hatte den Haß gegen ihn vermehrt. Unbefangenem Urtheile

Diese schrecklichen Vorfälle hatten den Erfolg, daß der Kaiser den ungarischen Reichstag auflößete, den Kriegszustand über das ganze Königreich erklärte, und den Ban Jellachich zum Oberbefehlshaber über alle kaiserlichen Truppen in Ungarn und den Nebenländern ernannte. Vorher hatte der Ban schon zwei Treffen mit den Ungarn bestanden, von denen das am 29. September bei Valence das bedeutendste war.

In beiden hatten die Ungarn ihm einige Verluste beigebracht. Der Octoberaufstand in Wien rief Jellachich dorthin. Am 30. October schlug er die Ungarn, welche der empörten Hauptstadt zu Hülfe eilen wollten, an der Schwechat, gänzlich, und zwang sie zur Rückkehr über die Gränze, wie wir bereits erzählt haben.

Aus dem bald nach dem Falle Wiens beginnenden lange

---

nach verwaltete er sein Amt mit Verstand und Thätigkeit; schaffte viele eingeschlichene Mißbräuche ab, wachte streng über öffentliche Sicherheit, zog Unterschleife der Beamten ans Licht, und ging überall ohne Ansehen der Person zu Werke. An den Bewegungen des Jahres 1848 hatte sich der Graf in keiner Weise betheiligt, sondern nachdem das verantwortliche ungarische Ministerium in Wirksamkeit getreten war, sein Amt niedergelegt, und sich auf seine Güter zurückgezogen. Es hat dem Grafen durchaus nicht nachgewiesen werden können, daß er den Ban Jellachich bei seinen Unternehmungen Unterstützungen geliehen; nur hatte er sich von demselben persönlich einen Sicherheitsbrief geben lassen. Dieser Schritt führte ihn zum Tode. In dem Kriegsgerichte, das zum Scheine gehalten wurde, war Görgey Vorsitzer; ein von dem Grafen wegen Unterschleife entlassener Wirthschaftsbeamter, Namens Szalay, und ein auf Kosten des Grafen erzogener Mensch, Namens Zoyb, waren unter andern Beisitzer. Dasselbe verurtheilte ihn zur Strafe des Galgens. Die Bitte des Verurtheilten, ihn wenigstens den Tod des Soldaten sterben zu lassen, wurde abgewiesen. Auf der Donauinsel Csepzl wurde der Mord an dem Unglücklichen auf grausame Weise vollzogen, der seiner Kleider beraubt, gemißhandelt und beschimpft, alle Vorbereitungen zu seinem Tode ansehen mußte. Nackt und ohne Sarg ward der Gemordete, dem man sogar die Tröstungen der Religion, jedes Abschiedswort an die Seinen und die Errichtung des letzten Willens versagt hatte, ins Grab geworfen. Die Rache seiner Feinde begnügte sich nicht, ihm das Leben geraubt, und seinen Ruf durch verläumderische Gerüchte befleckt zu haben. Sie raubten auch sein Vermögen, und zogen seine Güter ein, die jedoch später auf Befehl des Kaisers der Familie zurückgegeben worden sind.

anhaltenden Kriege theilen wir hier nur die wichtigsten Begebenheiten mit.

§ 88.

Krieg in Ungarn.

Kossuth hatte, als Oesterreich Rüstungen machte, das ungarische Volksheer durch glühende Aufrufe auf 200,000 Mann, theils reguläres Militär, theils Honveds gebracht. Fürst Windischgrätz zog um die Mitte des Decembers mit dem kaiserlichen Heere nach Ungarn, um die Magyaren in ihrem eigenen Lande anzugreifen und zu unterwerfen. Schon beim Beginn des Feldzuges verlautete es, daß die Ungarn nicht die Absicht hätten, den Eintritt der kaiserlichen Armee Schritt für Schritt zu verhindern, sondern daß sie sich erst im Innern des großen unwegsamen Landes zusammenzuziehen, und dann in geordneter Macht sich derselben entgegenzustellen gedächten. Ohne besondere Schwierigkeiten wurden daher die Städte Oedenburg, Preßburg, Raab u. s. w. von den kaiserlichen Truppen eingenommen und besetzt. Eine Abordnung der gemäßigten Partei wollte dem Fürsten Windischgrätz über Friedensbedingungen Vorstellung machen. Dieselbe bestand aus dem Grafen L. Bathyanyi, Grafen Mailath, Erzbischof Lonovics und dem frühern Minister Deak. Der Fürst wies diese Männer ab, indem er ihnen bemerkte, „daß er mit Rebellen nicht unterhandle, und sie sich nur einfach zu unterwerfen hätten."

Als von der vereinten kaiserlichen Heeresmacht ein Angriff auf Buda-Pesth, die Hauptstadt des Landes, unternommen werden sollte, hatte Kossuth, in der Nacht vom 4. auf den 5. Januar 1849, diese mit dem ungarischen Heer und allen Kriegsvorräthen verlassen, und war zuerst nach Szegedin, nnd dann nach Debreczin gezogen, die Krone des h. Stephan und die Banknotenpresse mit sich fortnehmend. Die meisten Mitglieder des Reichstages folgten ihm.

In den Reihen der Ungarn waren viele Polen, die sich in der Hoffnung angeschlossen hatten, daß der etwaige glückliche Ausgang dieses Kampfes gleichfalls ihrem Vaterlande die Freiheit bringen werde. An tüchtigen Anführern fehlte es den Ungarn nicht. Wir nennen hier Görgey, Perczel, Bem, zu denen in der Folge noch Dembinski, Klapka, Aulich und andere kamen. Auch an Geld hatten die Ungarn keinen Mangel, weil Kossuth die Banknotenpresse fleißig arbeiten ließ. Die meisten Festungen waren in ihren Händen.

Mit der Einnahme von Buda-Pesth war der Krieg noch nicht zu Ende, sondern begann er erst recht. Er übertraf an Heftigkeit und Ausdauer alle übrigen Kriegsthaten der beiden sturmbewegten Jahre.

Während Windischgrätz in Pesth zögerte, richteten die Magyaren alle ihre Kräfte gegen Südungarn und Siebenbürgen, um dort freie Hand zu bekommen. In Siebenbürgen wüthete ein unmenschlicher Stammkrieg. Die slavischen Bewohner und die Sachsen hatten sich um die österreichische Reichsfahne geschaart, und dadurch die ganze Wuth der Magyaren auf sich geladen. Wir können hier nicht die namenlosen Leiden des unglückliches Landes in dem ganzen Laufe dieses furchtbaren Bürgerkrieges schildern. Siebenbürgen und das Banat sind auf lange Zeit hin verwüstet, und wie sehr auch die Schrecken des Bürgerkrieges in manchen Theilen des eigentlichen Ungarns gewüthet haben, so sind doch nur vereinzelt solche Gräuel vorgefallen, wie sie dort täglich vorkamen.

Schon im Anfange des Decembers war der polnische Anführer Bem nach Siebenbürgen gekommen, um dort die Kriegsunternehmungen zu leiten. Er brachte drei Batterien mit und Offiziere und Unteroffiziere für die Freiwilligen, die ihnen von den Magyaren zu Tausenden zuströmten. Sein Heer stand kampfgerüstet da, ehe die Kaiserlichen gewahr wurden, daß gegen ihre Truppen, die gering an Zahl und zu dem noch überall im Lande zerstreut waren, eine schlagfertige Armee einrückte. Auf die einzelnen Abtheilungen des österreichischen Heeres warf sich Bem, durch blitzschnelle Märsche und

plötzliche Wendungen über seine Absichten täuschend, und schlug eine nach der andern, die Städte Klausenburg und Kronstadt fielen den Magyaren in die Hände, die österreichischen Anführer Urban und Schurber erlitten solche Niederlagen, daß der eine nach der Bukowina, der andere nach der Wallachei sich zurückziehen mußte. Der Obergeneral Puchner selbst wurde am 17. Januar nach Hermannstadt zurückgeworfen. Zwar mißlang der erste Sturm Bems auf diese Hauptstadt, aber sie würde dennoch schon jetzt gefallen sein, wenn die Siebenbürger nicht die unter dem General Engelhard hart an der Gränze wartenden Russen ins Land gerufen hätten.

Eine blutige Schlacht an der Brücke von Piski am 9. Februar und ein Gefecht bei Alvincz am 10. desselben Monats, beide für die Oesterreicher nicht glücklich, waren die ersten Ereignisse nach dem Einrücken der Russen. Nach diesen Erfolgen warf Bem den österreichischen Anführer Urban zum zweiten Male in die Bukowina. Bald darauf schlug er zwei vereinzelte Abtheilungen der Kaiserlichen, verscheuchte die Russen aus Hermannstadt, schnitt den General Puchner von seinen Vorräthen ab, und nöthigte auch ihn zum Uebertritt in die Wallachei.

Das österreichische Hauptheer zog nach der Einnahme von Buda-Pesth auf Debreczin, wodurch Kossuth genöthigt ward, den Sitz der provisorischen Regierung nach Großwardein zu verlegen. Auch auf dem südlichen Kriegsschauplatz waren die kaiserlichen Waffen im Ganzen nicht glücklich, wenn sie hier auch lange nicht so in Nachtheil kamen, wie in Siebenbürgen. So fiel die Festung Essek nach kurzer Belagerung den Oesterreichern in die Hände, dagegen wurden ihre Angriffe auf Theresienstadt und Peterwadein abgeschlagen.

Die Ungarn zogen sich im Anfange des Februar immer mehr zusammen und gingen allmälich vom Vertheidigungs- zum Angriffskrieg über. An verschiedenen Punkten mit Uebermacht angegriffen, mußten die Abtheilungen des österreichischen Hauptheeres sich zurückziehen, so daß die Ungarn unter Dembinski in der Richtung auf Pesth bis Szolnok

kamen, von da jedoch wieder zurückzogen, ohne die ihnen angebotene Schlacht anzunehmen.

Unmittelbar nach der Räumung von Pesth hatte sich Görgey in die Bergstädte geworfen, wo er bald allein den Meister spielte, da der ihm gegenüberstehende Graf Schlick ohne gehörige Unterstützung gelassen wurde. Dieser ausgezeichnete Feldherr der Kaiserlichen konnte sich nur durch einen meisterhaften Rückzug retten, den er von Kaschau aus über die Akteler Gebirge bei Schnee und Glatteis vollzog. Sein unerwartetes Erscheinen in Pesth berührte den Oberfeldherrn unangenehm, da er darin das Mißlingen seiner Pläne sehen mußte. Dieser suchte nun mit allen verfügbaren Truppen Dembinski auf, der, obwohl er bisher immer ausgewichen war, jetzt bei Kapolna die Schlacht annahm (26. und 27. Februar).

Die Umgehungstaktik, welche Windischgrätz für diesen Kampf anwendete, setzte ihn der größten Gefahr einer Niederlage aus, die er sicher erlitten haben würde, wenn Schlick nicht am Abende mit einer letzten verzweifelten Anstrengung die Verhaue der Ungarn erstürmt hätte. Obgleich auch die Ungarn sich den Sieg in dieser furchtbaren Schlacht zuschrieben, so gebürt er in Wahrheit doch den Oesterreichern. Dembinski zog sich nun zurück, und rächte sich für seinen Verlust durch einen Ueberfall, den er von Vecsei und Damjawich am 5. März bei Szolnok mit vollständigem Erfolge auf zwei kaiserliche Brigaden machen ließ. Was die Oesterreicher hier und in mehrern spätern Schlachten und Treffen benachtheiligte, war die Ueberlegenheit der ungarischen Reiterei, mit ihren schnellen, fast unverwüstlichen Pferden.

Am 20. März ergriffen die Ungarn auf allen Seiten die Offensive, überschritten an zwei Punkten die Theiß und sprengten die österreichische Schlachtlinie. Als dieses geschehen war, ging Görgey wieder in die obern Gegenden, wo er die kaiserlichen Generale Ramberg, Schutzig und Götz in blutigen Gefechten bis Waitzen zurückdrängte.

Der Rückzug der Oesterreicher wurde jetzt allgemein. In und um Pesth und Waitzen zogen sie ihre Streitkräfte zusam-

men, und erwarteten Verstärkungen. Kossuth und die Reichstagsmitglieder verlegten ihren Sitz wieder von Großwardein nach Debreczin, und entwickelten die größte Thätigkeit. Von allen Seiten strömten die Freiwilligen zur ungarischen Armee; eine neu eingerichtete Kanonengießerei lieferte Geschütze in Menge, großartige Anstalten zur Verfertigung aller Kriegsbedürfnisse wurden in Thätigkeit gesetzt. Die Sache Ungarns hatte einen ungeheuern Aufschwung genommen, seitdem die österreichische Regierung am 4. März den Reichstag in Kremsier aufgelöst, und für die Gesammtmonarchie eine Verfassung bekannt gemacht hatte, welche Ungarns Vorrechte vernichtete, und dasselbe allen übrigen Kronländern gleichstellte.

Die Festungen Szegedin und Theresienstadt widerstanden allen Stürmen der Oesterreicher, weit mehr aber noch als an diesen lag den Kaiserlichen an der Eroberung der starken Donaufestung Komorn. Am 20. März begann deren Beschießung; die österreichischen Feldherren wollten diese Festung um jeden Preis gewinnen, um die 10—12,000 Mann betragenden Belagerungstruppen anders verwenden zu können. Komorn liegt auf der von zwei Donauarmen gebildeten Insel Schütt, an der untern Spitze dieser Insel. Die Seite nach der Insel zu ist durch Sümpfe geschützt, so daß sie rings unangreifbar durch Gewalt kaum zu nehmen ist. Unter der persönlichen Leitung des Feldmarschallieutnants Welden, der mittler Weile den Oberbefehl über sämmtliche kaiserliche Truppen in Ungarn erhalten hatte, ward das Mögliche versucht, Komorn zu stürmen; allein die Oesterreicher wurden wiederholt mit Verlust zurückgedrängt, so daß man beschloß, die Festung auszuhungern.

Eine Hoffnung hegten jetzt die Oesterreicher, nämlich daß die Ungarn vor Pesth eine entscheidende Schlacht annehmen würden, dann konnten alle Scharten ausgewetzt werden, da die Kaiserlichen in gedeckter Stellung gegen eine Ebene standen. Wirklich fanden vom 1. bis 8. April auf dem Rakosfelde einzelne für die kaiserlichen Waffen günstige Gefechte statt; allein dieselben hatten keinen besondern Erfolg; denn die ersehnte Schlacht entwickelte sich aus diesen Reibereien

nicht, indem die Angriffe der Ungarn immer schwächer wurden und zuletzt ganz aufhörten.

Dembinski hatte mit der Hauptstärke die kaiserliche Armee umgangen, und seine Vereinigung mit Görgey bewirkt, worauf beide den General Götz bei Waitzen am 16. April schlugen.

Während jetzt Welden die kaiserlichen Truppen noch mehr zusammenzog, sollte Wohlgemuth die Ungarn an der Gran aufhalten. Am 19. stieß dieser bei Nagy-Sarlo (Neuhäusel) auf die Magyaren, und wurde trotz der heldenmüthigsten Tapferkeit geschlagen.

Görgey konnte jetzt Komorn mit Lebensmitteln versorgen. Nach einem neuen Verlust der Kaiserlichen am 26. wurde die Belagerung dieser Festung gänzlich aufgegeben.

Einige Tage früher am 14. hatte Kossuth als Antwort auf die österreichische Reichsverfassung vom 4. März die versammelten Mitglieder des ungarischen Reichstags bewogen, das Haus Habsburg-Lothringen (österreichisches Kaiserhaus) der ungarischen Krone verlustig zu erklären, und eine vorläufige Regierung unter ihm (Kossuth) als Gouverneur einzusetzen. Dieser auch für das blödeste Auge als durchaus rebellisch erscheinende Schritt gab der ungarischen Sache in der Folge eine nachtheilige Wendung; denn es war noch eine starke Partei vorhanden, die von einer Losreißung von Oesterreich nichts wissen wollte, und ein großer Theil des Heeres glaubte noch immer, für das gekränkte Recht Kaiser Ferdinands zu kämpfen *).

Die Lage der Ungarn war zu Ende des Aprils die günstigste, die sie je erwarten konnten. Am 27. waren sie

*) Als Fürst Liechtenstein vor Pesth auf das Husaren-Regiment stieß, dessen Inhaber er gewesen war, wurde er mit Eljenruf von ihm empfangen. „Wie!“ rief er ihnen zu, „ihr tapfern Männer schlagt euch für Kossuth, und nicht für euern Kaiser?“ „Wir schlagen uns nicht für Kossuth,“ war die Antwort, „sondern für unsern König Ferdinand V.“

wieder in Pesth eingezogen, und hatten Ofen aufgefordert, sich zu ergeben. Diese Festung ist zwar nicht sehr stark, wurde jedoch von dem tapfern General Hentzi besetzt gehalten, der jede Unterhandlung abwies, und bei einem Angriff die Stadt Pesth (welche Ofen gegenüber an der Donau liegt), beschießen zu lassen drohete. Görgey griff die Festung an, doch nicht von der Pesther Seite; Hentzi aber ließ, als seine Vorschläge zu einer Waffenruhe durch Eröffnung der Feindseligkeiten erwidert wurden, Pesth beschießen, und verschaffte sich dadurch einige Tage Ruhe. Nach fortgesetzter gegenseitiger Beschießung und mehreren vergeblichen Angriffen wurde Ofen, in der Nacht vom 20. auf den 21. Mai, durch Verrath eines italienischen Regiments, erstürmt. Die ganze Besatzung wurde gefangen genommen. Görgey benahm sich als Sieger nicht unedel, er besuchte den schwer verwundeten General Hentzi, und ließ ihm eine ausgezeichnete Behandlung widerfahren. Letzterer starb bald darauf.

Da der ungarische Aufstand eine so ungeheuere Ausdehnung gewonnen hatte, und ein siegreicher Ausgang der ungarischen Erhebung nicht nur für Oesterreich äußerst verderblich gewesen, sondern auch die Partei des Umsturzes in ganz Europa, welche die Sache der Magyaren als die ihrige betrachtete, ermuthigt hätte: so wandte die österreichische Regierung sich an Rußland um Hülfe, die bereitwillig geleistet wurde. Rußland folgte auch darum schon, weil man das brennende Haus des Nachbars löschen muß, wenn man nicht will, daß das eigene gleichfalls brenne. Dann glauben Einige, Rußland habe dadurch immer mehr Einfluß auf die slavischen Stämme gewinnen, und für seine künftige Machtvergrößerung hierdurch vorbereiten wollen. Man erinnerte an Philipp von Macedonien, der die griechischen Angelegenheiten ordnet, und an die Barbarenheere, welche den römischen Kaisern zu Hülfe kommen. Aus dem übrigen Deutschland war für Oesterreich leider keine Hülfe zu erwarten.

Trotz aller gern eingeräumten Tapferkeit des österreichischen Heeres waren und blieben die Ungarn, zumal in damaliger Zeit, sehr gefährliche Feinde. Für sie kämpften

Land und Klima mit: es fehlte hier an geeigneten Heerstraßen, um die Verbindung der einzelnen Truppenabtheilungen zu bewerkstelligen; trat starkes Regenwetter ein, so wurden die Wege für Märsche, Fuhrwerk, Kanonen vollends unbrauchbar. Die Hitze am Tage, der Nachtfrost, die Sümpfe der Theißgegenden erzeugten, zumal bei den des Klimas ungewohnten Beiwachten tödtliche Krankheiten. Kossuth hatte zudem den Befehl ergehen lassen, überall, wo der Feind sich zeige, Feldfrüchte und Vorräthe zu vernichten: wovon sollten die Schaaren sich dann nähren? Ferner waren die ungarischen Aufständischen keine deutsche Freischärlinge, sondern zum Theil gediente Truppen, oder doch kriegerische und abgehärtete Völkerschaften, denen es weder an waffenkundigen Führern, noch an Geschütz und Kriegsgeräth fehlte. — Die Magyaren sind endlich leidenschaftlich, kriegerisch, tapfer, stolz, und ein Kossuth stand an der Spitze, dessen Hauptkunst es war, seine Landsleute zu begeistern, zu entflammen, zu fanatisiren. Und was vermögen solche Krieger nicht? Kein Wunder, daß Oesterreich, in dessen verschiedenen Provinzen der Aufstand leicht hätte wieder auflodern können, sich nun nach fremder Hülfe umsah, um den gefährlichen Feind schneller unschädlich zu machen, den er sonst wohl nur nach langer Frist und zahllosen Opfern erlegt hätte!

Am 1. Mai hatte die „Wiener Zeitung" die russische Einmischung amtlich angekündigt, und erst Anfangs Juni nahmen die Kriegsunternehmungen ihren Anfang. So lange Zeit brauchten die Russen, ihre ungeheuren Truppenkörper zusammen zu ziehen, und Magazine anzulegen. Cracau war der Sammelplatz der nördlich ziehenden Massen; von dort beförderten die Eisenbahnen die einzelnen Heeresabtheilungen; für die Hauptmacht war Dukla an der galizischen Gränze der Sammelpunkt.

Hier fand sich der Kaiser von Rußland persönlich ein, um die letzten Verabredungen zu treffen, und die Truppen durch seine Anwesenheit zu begeistern. Während die Russen unter Paskewitsch, Saß, Grabbe, Rüdiger und andern ausgezeichneten Generalen in den angegebenen Richtungen über die ungarische Gränze vorrückten, drang die österreichische Armee unter dem Feldzeugmeister General

Haynau (den man aus Italien berufen hatte, damit er den Oberbefehl übernehme), oſtwärts, und Jellachich von Süden in Ungarn ein.

Die angriffsweiſe ſtatthabende Bewegung Haynau's erfolgte erſt, als die ruſſiſchen Heere ſämmtlich auf ungariſchem Boden ſtanden. Görgey wurde von Wohlgemuth und Haynau ins Innere des Landes zurückgedrängt. Der ungariſche Heerführer ſoll auf dieſem Rückzuge, nach der Verſicherung militariſcher Beurtheiler, ſein unvergleichliches Talent für Kriegeskunſt am glänzendſten entfaltet haben.

Der junge Kaiſer begab ſich ſelbſt zum Heere, um die Krieger zu begeiſtern, und bewies beim Angriff auf Raab viel perſönlichen Muth; der Widerſtand der Ungarn war nicht mehr ſo bedeutend wie früher, ſie gaben dieſe Stadt auf, und zogen ſich in Ordnung zurück. Ein Schuß, der gegen den Monarchen gerichtet wurde, zum Glück aber fehlging, ließ es rathſam erſcheinen, daß derſelbe, an deſſen Erhaltung ſo vieles hing, ſich den Gefahren dieſes Bürgerkrieges nicht ausſetze, weshalb er nach der Hauptſtadt zurückkehrte.

Die von jetzt an ſich drängenden wichtigen Begebenheiten zählen wir nur kurz auf; denn immer näher rückten hier die Ruſſen und dort die Oeſterreicher, und immer enger und enger ſchloſſen ſie den ehernen Kreis, mit welchem ſie Ungarn umzingelten. Am 29. Juni überſchritten die Ruſſen die Theiß, in den erſten Tagen des Juli verließ Koſſuth mit der proviſoriſchen Regierung Debreczin, das gleich darauf von den Ruſſen genommen ward, und flüchtete ſich weiter in den Süden des Landes nach Szegedin. Obwohl die Ruſſen ſich nicht ſtark genug fühlten, den gewonnenen Boden zu behaupten: ſo war dieſer Zug doch nicht erfolglos geweſen, denn er hatte die Ungarn genöthigt, alle ihre Vorräthe, und was am wichtigſten war, die Banknotenpreſſe wegzuſchaffen. Dieſer letzte Umſtand wirkte für ihre Sache beſonders nachtheilig, weil die Zahlungsmittel bald zu fehlen anfingen.

Nicht minder glücklich waren Anfangs dir Unternehmungen des ritterlichen Jellachich im Süden, während Bem

später über ihn wieder einige Vortheile erlangte. Als das ungarische Hauptheer die Schlachten von Waitzen und Raab verloren hatte, rief man Bem aus Siebenbürgen herbei; allein auch er konnte die Niederlage von Schäßburg (31. Juli) nicht verhindern. Auch die Schlachten bei Debreczin am 2. August, wo Nagy-Sandor von Paskewitsch aufs Haupt geschlagen ward, so wie die große Schlacht von Temeswar*) am 9., wo Dembinski von Haynau überwältigt wurde, endlich das Gefecht von Arad, am 10., in welchem Görgey vergebens einen letzten Lorbeerkranz zu pflücken hoffte, gingen für die Ungarn verloren. Der kühne Ausfall der Besatzung von Komorn, am 4. desselben Monats, unter Klapka, der diese Feste aufs Neue reichlich mit Lebensmitteln versorgte, war das letzte glückliche Ereigniß für Ungarn, das letzte Aufflackern des bald erlöschenden Lichtes.

Am Abend des 10. August fand in Arad, wohin die provisorische Regierung sich von Szegedin weiter geflüchtet hatte, in der Wohnung Kossuth's, eine Berathung fast aller bedeutenden ungarischen Generale statt. Das Ergebniß war, daß die Fortsetzung des Kampfes unmöglich; Kossuth legte die Regierungsgewalt nieder, und Görgey wurde zum Dictator ernannt. In einem Aufruf, durch welchen er den Antritt seiner Dictatur verkündigte, gab er zugleich die Absicht zu erkennen, zwar alles Mögliche zur Rettung des Vaterlands zu thun, sei es mit den Waffen, sei es auf friedlichem Wege, doch jedenfalls so, daß die schon hoch gespannten Opfer erleichtert, und den Verfolgungen, Grausamkeiten und dem Morden ein Ende gemacht würde. Die Ereignisse seien außerordentlich; die Hand des Schicksals laste schwer auf Ungarn, eine Vorausberechnung sei in einer solchen Lage unmöglich. Auch empfahl der Dictator dem Volk als die letzte und einzige Zuflucht, sich überhaupt

*) Noch am Abende des Schlachttages drang Haynau bis Temeswar vor, und entsetzte diese seit vier und einem halben Monat schwer bedrängte, von Hungersnoth heimgesuchte Stadt. Rukavina, der diese Festung so tapfer vertheidigt hatte, starb bald darauf an der Cholera.

in gar keinen Widerstand und gar keinen Kampf mehr einzulassen, sondern überall, wo der Feind einrücke, ruhig am häuslichen Heerd, bei den gewohnten bürgerlichen Beschäftigungen zu bleiben.

An den in der Nähe von Arad stehenden russischen General Rüdiger richtete er am 11. ein Schreiben, in welchem er sich bereit erklärte, zur Vermeidung fernern nutzlosen Blutvergießens, die Waffen vor den Russen, niemals jedoch vor den Oesterreichern, zu strecken. Er gab selbst den Weg an, welchen er in den nächsten Tagen mit den Trümmern des Heeres nehmen werde, und ersuchte den russischen General, sich mit seiner Macht zwischen die österreichischen und ungarischen Truppen zu ziehen, und die letztern einzuschließen, und sie von den Oesterreichern zu trennen.

Rüdiger nahm das Anerbieten an. Am 12. fand zwischen ihm und Görgey zu Vilagos eine Zusammenkunft statt. Die Capitulation wurde verabredet; die Bedingungen derselben sind bis jetzt noch nicht genau bekannt geworden. Am 13. August streckten 30,000 Mann, die noch 120 Kanonen bei sich führten, die Waffen. „Die Unwahrscheinlichkeit eines für die Ungarn günstigen Ausganges des ungleichen Kampfes, die Hoffnung, durch die Uebergabe das Leben so vieler tapferer Krieger zu erhalten, und dem Vaterlande noch einige Erleichterung zu gewähren, Abneigung gegen die polnischen Heerführer und endlich Zerwürfnisse mit Kossuth, der Landesregierung und dem Reichstag, deren republikanische Tendenzen er mißbilligte, und deren Versuche, ihm den Oberbefehl zu entziehen, seinen militärischen Stolz beleidigt hatten, mochten den tapfern Görgey zu dem räthselhaften Schritt, der ihn zum Verräther der eigenen Sache machte, bewogen haben."

Der ungarische Krieg war damit zu Ende. Der Russe Paskiewisch konnte an seinen Czar die stolzen Worte schreiben: „Ungarn liegt besiegt zu den Füßen Eurer Majestät." Die Festungen ergaben sich: Arad am 14., Munkacz am 26. August, Peterwardein am 7. September, und Komorn unter sehr günstigen Bedingungen am 27. desselben Monats.

Dieſe waren: Freier Abzug allen denjenigen, welche dem Kriegsgeſetz verfallen, Verzeihung den Verführten, den Offizieren eine 20tägige und den Gemeinden eine 8tägige Löhnung, ſo wie 800,000 Gulden, zur Volleinlöſung aller in Komorn in Umlauf befindlichen Koſſuth-Banknoten.

Koſſuth, Bem, Dembinski und Andere flohen auf türkiſches Gebiet, und die beiden letztern traten ſpäter mit vielen Andern zum Muhammedanismus über. Ein ſchmähliches Beginnen!*)

---

*) Im September 1851 wurde Koſſuth, durch den Einfluß des für fremde Empörer eben ſo freundlichen, als für inländiſche harten Englands, von der hohen Pforte freigegeben, um nach Amerika überzuſiedeln. Unter Weges konnte ſich der Rebell an dem Geklatſche meiſt ſchmutziger und nur weniger mit Glacehandſchuhen bedeckter Hände und an dem Geſchrei manchen unſaubern franzöſiſchen und engliſchen Mundes erfreuen. Der gewandte Rebell verſtand es, an den Demagogen von Marſeille ächt demokratiſche, radikale, monarchenfeindliche Worte zu richten, während dieſe in England bei den Kaufherren der City eine mehr ariſtokratiſche Färbung hatten, damit ſie doch nicht einen zu argen Gegenſatz zu dem God save the quen bildeten, und faſt klangen ſie den engliſchen Chartiſten zu loyal und zahm. Aus ſeinen Reden blickt überall das liebe Ich hervor: ſo hat ein müßiger Engländer, der alle Reden Koſſuths in England gehört, berechnet, daß in denſelben 569 Mal das Wort „ich" vorkam, 11 Mal „ich ſelbſt," 129 Mal „mir" und „mich" und 216 Mal „mein." Die Zeitung „Times" findet es jedoch nicht für gut, in den Lärm einzuſtimmen, ſondern äußert ſich in folgender Weiſe über den gefährlichen Mann: „Der revolutionäre Charakter ſeiner Anſichten, der ſelbſtſüchtige und willkürliche Geiſt ſeiner Verwaltung, die Maßloſigkeit vieler ſeiner Handlungen und die außerordentlichen Betrügereien, die er mit Erfolg bei einem leichtgläubigen und begeiſterten Volke verübte, waren die Haupturſache nicht allein des furchtbaren Kampfes, welcher Ungarn verheerte, ſondern auch der Einmiſchung fremder Heere und der endlichen Unterwerfung der alten Verfaſſung des Landes. Die Verfaſſung war thatſächlich vernichtet von der Zeit an, wo Koſſuth eine hervorragende Stellung in der Regierung einnahm, und die Verſammlung ſeiner Geſchöpfe, welche zu Debreczin ſaß, glich dem ungarnſchen Landtage nicht mehr, als das Rumpfparlament der verfaſſungsmäßigen engliſchen Legislatur. Durch den Einfluß des Grafen Zichi in den Landtag gebracht, wurde er Anführer der ultraradicalen Partei in Ungarn, die ohne Zweifel ſchon vor den Ereigniſſen von 1848, welche für ihre Plane ſo günſtig waren, zum Losſchlagen bereit war. Bei dem erſten Ausbruch der Revolution im März 1848 erhielt Koſſuth eine Volksovation durch den Pöbel jener Stadt. Unmittelbar darauf begann die ungariſche Bewegung. Der

Ein strenges Strafgericht erging über die Anstifter, und Theilnehmer des Aufstandes. Die Schuldigsten fanden ihren Tod am Galgen, oder durch Pulver und Blei. Die Zahl

---

erste Schritt war die Bildung einer magyarischen Regierung . . . Ehe 3 Monate vergingen, hatte Kossuth allmälich den Einfluß seiner Amtsgenossen untergraben, und die, welche ihn zur Macht verholfen hatten, gestürzt . . . Im October 1848 wurde der kaiserliche Commissair Graf Lamberg auf der Pesther Brücke ermordet; das Verbrechen wurde von Kossuth, während der ganzen Dauer seiner Regierung, nicht bestraft, aber er zog Nutzen davon, indem er ungesetzlich die Versammlung für permanent erklärte, und dem Ansehen der Krone offen Trotz bot. Damit schritt er von der Reform zur Revolution, und vom parlamentarischen Widerstande zum Bürgerkriege. Es folgte die schreckliche Revolution vom 6. October zu Wien; sie wurde begonnen durch ein Regiment Grenadiere, welche durch ungarische Unterhändler Kossuths bestochen waren. Der Zweck dieses Aufstandes und der Ermordung Latour's war einfach der, eine Diversion zu Gunsten der aufständischen Regierung in Pesth zu machen. Es ist wohl zu beachten, daß von jetzt an die Regierung nur der Ausdruck von Kossuths Willen war, der nur durch die Eifersucht der Heerführer beschränkt wurde. Es fehlte ihm nur militärische Fähigkeit und Erfahrung, um der unumschränkte Herr des Landes zu werden; jede Spur seiner politischen Freiheiten war bereits vernichtet."

So urtheilt selbst eine freisinnige Zeitung über einen offnen Rebellen, der nicht nur der Abgott aller Empörer ist, was sich leicht erklären läßt, sondern auch zabllofer zahmer constitutioneller Philister, die in der That nicht wissen, was sie wollen und thun. Recht ergötzlich ist auch ein bei Gelegenheit des Kossuthsfiebers an die Times eingesandter Brief: „Mein Herr! Wollen Sie einem würdigen Verstorbenen erlauben, durch Ihr Blatt eine Frage an Herrn Kossuth zu richten? Sie ist kurz. Was ist aus meiner Krone geworden? Als sie zuletzt gesehen wurde, war sie in seinem Besitz, und ich wünsche zu wissen, wo sie jetzt ist. Wozu braucht ein Mann eine Krone, welcher mit den Marseiller Socialisten fraternisirt, und welcher als Hauptperson einem Auszug beiwohnt, in welchem Banner einhergetragen wurden, auf denen der Wunsch ausgesprochen war, die Demokraten mögen bald triumphiren, ein so begeisteter Bewunderer der Republik kann sich wenig aus einer Krone machen, wenn er nicht beabsichtigt, sie auf sein Haupt zu setzen, nachdem er mit Hülfe seiner Brüder Socialisten und Demokraten die Oesterreicher aus Ungarn vertrieben hat. Meine Krone war auch mit werthvollen Juwelen geziert, als sie zuletzt gesehen wurde. Sind diese noch an ihrem Platze?

Sanct Stephan, König.

Noch beißender ist ein Artikel der „Morning Chronicle," mit der Ueberschrift: „Ungarisches Papiergeld, von Einem, der in Ungarn

der Hingerichteten ist bedeutend; aber nicht zu vergleichen mit der Zahl derjenigen, welche die Ungern während der Revolution wegen Anhänglichkeit an die kaiserliche Regierung oder aus andern politischen Ursachen hatten erschießen oder erhängen lassen*).

---

war." Es heißt darin, es sei auffallend, daß in keiner der zahllosen Kossuthadressen das finanzielle Talent des großen Magyaren gewürdigt werde. — „Ich meine die Fabrikation ungarischer Banknoten, deren Nichtannahme mit der Bastonnade bestraft wurde, ich habe deren zum Betrage von mehreren 100 Pfund, und will dem Herrn Cobden, Lord Stuart (den bedeutendsten Schleppträgern und Lakayen Kossuths) und andere Gentlemans vom Handelsstand recht gern al pari ohne Agio oder Prämien ablassen, wenn indessen die Herren den großen Magyaren hoch genug schätzen, um für eine Banknote Geld zu geben, will ich sie nicht beleidigen, und ein kleines Agio dafür, daß ich meinen Schatz opfere, nicht ausschlagen." — Von England zog der Triumphator nach Nordamerika, wo Bruder Jonathan sich eben so närrisch und lächerlich, oder wenn man es mit dem rechten Namen nennen will, eben so schlecht benahm, als John Bull. Wenn in England und Irland kein Mensch mehr verhungert, wenn Albion keine weißen und Amerika keine schwarzen Sclaven mehr hat, dann mögen sie die milde österreichische Regierung verhöhnen.

*) Mit der Wiener Zeitung vom 22. Februar 1851 wurde das Verzeichniß der durch die ungarischen Rebellen in Siebenbürgen während der letzten Revolution hingeschlachteten Opfer, welche nicht etwa im Kampfe, sondern durch Standrechte der Revolutionsbehörden, auf Befehl einzelner Rebellenführer, durch die Messer von Räubern und Plünderern, durch die wandelnden Blutgerichte u. s. w. gefallen sind, ausgegeben. Es ist ein Verzeichniß von 4834 Personen, oft unter gräßlichen Martern getödtet, unter ihnen 340 wehrlose Frauen und 60 Kinder. Der deutsche Reisende, der die Schrift: „Südslavische Wanderungen" verfaßte, besuchte mit einem österreichischen Offizier das Kloster Kovil im Tschaikistendistrikt, und wurde von einem Ordensgeistlichen umhergeführt. „Alle Gräber im Hofe werdet ihr aufgewühlt finden. Scheu vor Heiligen scheint Perdczel nicht gekannt zu haben, als er im April vorigen Jahres nach der verlornen Schlacht bei Mischorin seinen Rückzug nach Peterwardein über Kovil nahm. Wir waren alle geflüchtet. Das Kloster stand leer. Als wir zurückkehrten, fanden wir nicht nur das Kloster als wüste Brandstätte, sondern auch die Gräber aufgerissen, die Gebeine umhergestreut, die halbverwes'ten Leichen in die Brunnen geworfen, und die halbverbrannten Särge an den Stellen, wo die Leichenschänder ihre Nachtfeuer gehabt. Wir sammelten die Gebeine, und thaten sie in ein Grab. Ihr scheint hier fremd, Herr — wandte sich der Kalugyer an mich, da er uns über den Hof führte, und die aufgerissenen Gräber zeigte. — „Ihr werdet

Die Folge der Revolution und des Krieges ruhet seitdem schwer auf dem unglücklichen Lande. Es wird noch lange währen, bis die Wunden vernarben, an denen Land und Volk bluten.

Ungarn wird gegenwärtig wie die übrigen österreichischen Kronländer behandelt.

E. Preußen.

§ 90.

Das Feuer der Revolution wird angeblasen.

Am 3. März trat man zuerst in Köln mit „Forderungen des Volkes" auf. Diese Forderungen waren überall fast gleich, was auf eine gemeinsame Leitung und auf einen Zusammenhang sämmtlicher Bewegungen schließen läßt. Zu den kölnischen Forderungen kamen zudem Schutz der Arbeit und Sicherstellung der menschlichen Bedürfnisse für Alle und vollständige Erziehung aller Kinder auf öffentliche Kosten vor. Mochte dies auch unmöglich, mochten auch die dazu erforderlichen Kosten unerschwinglich sein, man schmeichelte doch dadurch dem Proletariat, welchem es sehr einleuchtend erschien. Unter aufrührerischen Reden wurde die Versamm-

---

in manchen der schönen Reden, die auf dem ungarischen Reichstag gehalten wurden, gelesen haben, der magyarischen Nation sei von Gott die Aufgabe zugewiesen worden, Cultur und Civilisation nach dem Osten Europa's zu tragen. An den aufgewühlten Gräbern vor Jahrhunderten gestorbener Mönche mögt ihr nur stillstehn und fragen, ob die Wege der Cultur und Civilisation durch die Herzen von Gräbern und über halbvermoderte Särge und Gebeine führen. Die Wege der Fürsehung sind dunkel. Warum hätte nicht auch das Licht humaner Bildung, das die Ungarn zu den wilden Raizen bringen wollten, seinen Weg durch das Dunkel unserer Grüfte nehmen sollen? Wenn ihr aber zu den Euren kommt, dann bitt' ich Euch, erzählt wenigstens, was Ihr gesehen."

ung der Gemeindeverordneten eine geraume Zeit in dem Rathhause belagert, bis die bewaffnete Macht den Platz vor dem Rathhause von der Menge säuberte, und einer der Führer verhaftet wurde. An demselben Tage hatte sich eine zahlreiche Versammlung von Bürgern berathen, und sich in der Ueberzeugung von der Nothwendigkeit entschiedener Reformen geeinigt, weßwegen man folgende Anträge an den König erlassen wollte: 1) Errichtung einer Repräsentativ Verfassung mit Verantwortlichkeit der Minister und entscheidendem Stimmrechte der Volksvertreter, allgemeines Wahlrecht und allgemeine Wählbarkeit. 2) Unbedingte Freiheit der Rede und der Presse. 3) Freies Vereinigungsrecht. 4) Allmälige Abschaffung des stehenden Heeres; Einführung einer allgemeinen Volksbewaffnung; Wahl der Führer durch das Volk. 5) Gleichheit vor dem Gesetze ohne Unterschied des Religionsbekenntnisses. 6) Errichtung eines deutschen Parlaments. Aehnliche Anträge schlossen sich an, aus Aachen, Düsseldorf, Elberfeld, Coblenz, Magdeburg, Duisburg, Neuwied. Als man am 6. März in Breslau gleichfalls eine Bürgerversammlung halten wollte, hinderte es der Magistrat, aber einen Straßenauflauf, der nicht ohne Blutvergießen statt fand, konnte er nicht hindern. Doch wenden wir uns von den Provinzialstädten zu der Hauptstadt. Berlin befand sich in bedrängter Lage. In Folge der Ereignisse war das Vertrauen geschwunden, der ganze Verkehr stockte. Fremdes Papiergeld wollte man nicht mehr zum vollen Preise annehmen; selbst bei preußischen Kassenscheinen zeigte man Bedenken. Kapitalisten zogen ihre Gelder ein. Fabrikherren sahen sich genöthigt, hunderte von Arbeitern zu entlassen oder den Verdienst herabzusetzen. Ein entlassener Fabrikarbeiter ist aber in der Regel gleich ein ganz armer Mann, und in solchem Zustande höchst gefährlich für Ruhe und Ordnung. Die Gährung wuchs, jemehr man von den allgemeinen Bewegungen vernahm. Man forderte bereits in Maueranschlägen die Berliner Garnison auf, wenn in Berlin die Bewegung zum Ausbruche kommen sollte, doch nicht auf das Volk zu schießen. Nachdem die städtische Behörde sich zu einem Antrag an den König um Gewährung der im Volke kundgegebenen Wünsche sich nicht entschließen

konnte, fand am Abende desselben Tages, am 7. März, eine Volksversammlung in den Zelten statt, in der eine Adresse an den König genehmigt wurde. 500—600 Personen nahmen Antheil, besonders Handwerker, Studenten und Litteraten. Die ausgesprochenen Wünsche waren, wie immer: Unbedingte Preßfreiheit u. s. w. Am 9. März hielten die Stadtverordneten eine Sitzung, in welcher 2 Adressen der Bürger berathen wurden, die eine betraf die arbeitende Klasse, die zweite war politischer Natur, nämlich die, wovon wir eben sprachen. Beide wurden vorberathenden Deputationen (Abordnungen) zur Erledigung überwiesen. An demselben Tage war Volksversammlung in den Zelten, an welcher sich 3—4000 Menschen betheiligt haben sollen. Man hatte sich das Recht öffentlicher Volksversammlungen selbst herausgenommen. Es wurde verhandelt, auf welchem Wege die am 7. März verfaßte Adresse an den König gelangen sollte. Polizeipräsident v. Minutuli hatte vorgeschlagen, man sollte sie durch die Post befördern, das wurde als unwürdig zurückgewiesen, man entschied sich dafür, die Stadtverordneten sollten dieselbe zugleich mit der ihrigen dem Könige überreichen lassen. Die Stadtverordneten lehnten dieses Begehr in ihrer Sitzung am 11. März ab, und meinten, die eigene Adresse würde schon ausreichen. In den Provinzen sah es nicht minder bedenklich aus.

Es erhob sich ein wahrer Adressensturm, es erging selbst eine aus der loyalen Provinz Preußen. In Posen trug man bereits allgemein die deutschen Farben. In Magdeburg mußten am 15. bei einem bedeutenden Volksauflaufe, wobei, wie überall, Fenster, Läden und Thüren zertrümmert wurden, besonders bei dem Consistorial-Präsidenten und dem Polizeidirector, die Truppen einschreiten, zahlreiche, zum Theil lebensgefährliche Vorwundungen kamen vor. Daß die Polizei bei Unruhestiftern mißliebig ist, kann nicht befremden. Ueberhaupt ging es im Revolutionsjahr 1848 gegen Alle, die etwas waren, galten und hatten. In Erfurt erregten die unzufriedenen Arbeiter einen Tumult, und empfingen die Soldaten mit Steinwürfen, worauf diese von der Schießwaffe Gebrauch machten. Mehrere Todesfälle und Verwundungen waren hier zu beklagen. In Solingen zerstörten am

16. März die Arbeiter eine Gießerei, um am Fabrikherrn Rache zu üben. Auch in Trier wurde am 14. und 15. durch Volksschaaren die nächtliche Ruhe gestört. In Düsseldorf fand sich der Gemeinderath am 14. März bemüssiget, eine zweite Adresse an den König ergehen zu lassen, worin derselbe um Preßfreiheit und andere Zugeständnisse angegangen wird.

Nicht ohne Einfluß blieb der Schritt des Gemeinderaths in Köln, der Hauptstadt der Rheinprovinz, welcher allerdings einige Berücksichtigung zu schenken war. Er erließ eine dringliche Adresse, und ließ sie durch 12 Abgeordneten aus seiner Mitte am 16. März nach Berlin überbringen. Es heißt darin unter Anderm: „Ein Wort geht jetzt in Deutschland von Mund zu Munde; so auch hier; es ist die Einheit des deutschen Volkes .... Wir beschwören Ew. Majestät, die Fürsten Deutschlands, nach Frankfurt am Main, zum Zwecke der Umgestaltung des deutschen Bundes, zu berufen, und zugleich die Verhältnißzahl der Vertreter zu bestimmen, welche jeder Bundesstaat, kurz nach dem Zusammentritt der Fürsten, nach Frankfurt am Main, zum Beirathe und zur Mitwirkung an den Grundzügen der künftigen Verfassung des deutschen Reiches, zu entsenden hat. Von diesem Schritte hoffen wir die segensreichste Wirkung". Es wurde ferner bemerkt, man gebe sich der Ueberzeugung hin, daß im ganzen Lande die Verzögerung der Einberufung des vereinigten Landtages mit Beruhigung aufgenommen werden würde, wenn der König geruhen wolle, zugleich mit der Anordnung des Reichstages eine klare und feste Zusicherung im Sinne der in den letzten Tagen im ganzen Lande laut gewordenen Wünsche zu geben.

§ 91.

Das Feuer soll durch Zugeständnisse gelöscht werden.

Wieder nach Berlin! Am 13. Abends ward abermals eine Volksversammlung im Thiergarten gehalten. Da war eine Arbeiteradresse in Umlauf, worin es unter anderm hieß:

„Wir werden von Capitalisten und Wucherern unterdrückt, die jetzigen Gesetze sind nicht im Stande, uns vor ihnen zu schützen. Wir wagen daher, Ew. Majestät unterthänigst vorzustellen, ein Ministerium bestellen zu wollen, ein Ministerium für Arbeiter, das aber nur von Arbeitgebenden und Arbeitern zusammengesetzt werden darf.“ Man weiß noch nicht, woher diese Adresse eigentlich stammt, es ist aber wahrscheinlich genug, daß andere Leute, als Arbeiter, hinter den Coulissen steckten. In dieser Versammlung redete ein Arbeiter über Zölle, eine Frau über die Miethsteuer. Diese und die übrigen Reden wurden jubelnd aufgenommen. Das Zeughaus ward nun mit Soldaten besetzt, und auf einzelnen Stellen fuhr man Kanonen auf. Schon fand durch das starke Drängen ein Zusammenstoß mit den Kriegern statt, schon floß Blut, und schon fing man an, Barrikaden zu bauen. Am 14. März erließen Oberbürgermeister, Bürgermeister und Rath der Residenz einen Aufruf an die Bürger, den Weg des Gesetzes und der Ordnung nicht zu verlassen, und der landesväterlichen Weisheit des Königs zu vertrauen. Die am 11. verfaßte Adresse wurde am 14. dem Könige von den städtischen Abgeordneten überreicht; die Abgeordneten der Zeltversammlung erhielten die Weisung, man möchte die Adresse durch die Stadtpost an den König befördern, persönliche Besuche und Kundgebungen (Demonstrationen) liebe derselbe nicht. Die Adresse der städtischen Behörden enthielt den Wunsch, daß des Königs Majestät die schleunige Berufung des vereinigten Landtages zu befehlen geruhen möchten. Man sagte ferner aus, was die übereinstimmende Ansicht der Bürgerschaft vor allen Dingen als die unerläßlichste Bedingung einer gedeihlichen Zukunft betrachte, sei die Vollendung des preußischen Verfassungswerkes, dessen allmäliger Aufbau die Aufregung mehr aufrege als beschwichtige. Als einen treuen Abdruck der Volksmeinung könne man aber die Stände nur in dem Falle betrachten, wenn sie aus einer angemessenen volksthümlichen Vertretung hervorgehen würden. Der Wunsch habe sich von Tag zu Tage immer mehr befestigt, daß die Oeffentlichkeit des gerichtlichen Verfahrens durch Einführung der Schwurgerichte baldigst gekrönt werden möchte. Der König erwiderte unter

anderm, zunächst freue er sich, auf die Hauptbitte entgegnen zu können, daß sie bereits gewährt sei. Das Berufungspatent zum vereignigten Landtage sei schon vollzogen. Die andern Bitten könnten nur durch den Landtag ihre Lösung erhalten. Was die Ansicht über die allmälige Entwickelung der Verfassung betreffe, so könne er dieser nicht unbedingt beitreten. Es gebe gewisse Dinge, die sich nicht übereilen ließen, wenn man nicht Gefahr laufen wolle, sie auf den Kopf zu stellen. Kühn und bedächtig, das seien die Loosungsworte jedes guten Feldherrn. Noch an demselben Tage am 14. erschien der Erlaß wegen Einberufung des Landtages. Er sollte den 27. April zu Berlin eröffnet werden. An demselben Tage erging noch eine Verfügung der Polizeibehörde, sobald bei einem Auflauf von dem befehlhabenden Offizier die Aufforderung an die Versammelten erginge, oder dieser Zuruf durch dreimaligen Trommelschlag oder Trompetenschall erfolgt sei, verfielen die, welche solcher Aufforderung nicht Folge leisteten, in eine Freiheitsstrafe bis zu 6 Monaten. Alles dieses reichte nicht hin, den Aufruhr in der Hauptstadt zu stillen. Man forderte am 15. März Zurückziehung der allerdings sehr lästigen und gefährlichen Soldaten, bis zum wirklich erfolgten Angriff des Volkes auf Personen und Eigenthum. Der Brunnen sollte erst zugedeckt werden, wenn das Kind ertrunken war. Zwei Minister erklärten sich mit der Errichtung von Bürgerwehren zur Wahrung der Ruhe einverstanden, und gaben die Versicherung, die Krieger würden erst dann einschreiten, wenn die Bürger nicht mehr im Stande seien, die Ruhe aufrecht zu erhalten. Gegen Abend fing die Menge an, gegen die an den Schloßportalen aufgestellten Mannschaften mit Pflastersteinen zu werfen. Ihnen wurde ein Zurück zugerufen, worauf man mit Steinwürfen antwortete. Es wurde daher Kavallerie entboten, um den Schloßplatz zu säubern. Die Menge stäubte aus einander, suchte sich in den benachbarten Straßen zu setzen, und durch Fässer, so wie durch Abtragen und Aufziehen der Brücken die Soldaten aufzuhalten. Als diese die genannten Gegenstände wegräumen wollten, wurden sie mit Steinwürfen empfangen; da brauchten die Truppen Schuß- und Hiebwaffen, und die Aufständischen flohen. Es kamen ein-

zelne Verwundungen bis auf den Tod vor. Die Schutzbürger suchten Unglück zu vermeiden. Um 11 Uhr war die Ruhe hergestellt. Durch eine Verordnung vom 16. März wurde in jedem Bezirke der Stadt eine Schutz-Commission zur Sicherheit des Eigenthums und der Personen gebildet.

Am 15. März erfuhr man in Berlin den Aufstand in Wien, was den Umsturzmännern sehr willkommen war. Am 16. stellte sich das Volk — so nannte man nämlich im J. 1848 einige aus dem Volke, und zwar nicht jene aus den besten Stadtvierteln — also genanntes Volk stellte sich den ganzen Tag vor dem Palast des bei dieser Klasse von Menschen wegen seiner Entschiedenheit besonders mißliebigen Prinzen von Preußen auf. An demselben Tage wurden die Schutzmannschaften vermehrt, auch 140 Studenten hatten sich zur Aufnahme gemeldet. Das Volk nannte die Schutz-Commissionen mit weißen Stäben und Armbinden „Leichenbitter." Erst gegen Abend wurde es recht unruhig. Da versammelten sich wieder die Schaaren. Sie wurden aufgefordert, aus einander zu gehen, und als sie nicht wollten, wurden zwischen dem Opern- und Zeughause ein Gewehrfeuer auf sie gegeben, wodurch einige Menschen getödtet, andere verwundet wurden.

Am 17. hieß es, daß noch mehr Truppen aus Potsdam, Stettin und Frankfurt erwartet würden, das ganze Land sei in Aufruhr, zu Breslau und Magdeburg habe das Volk bereits gesiegt. Gegen Abend war die schon erwähnte Abordnung von Köln eingetroffen. Nun sagte man, die Rheinländer seien mit bestimmten Forderungen gekommen, und drohten mit dem Abfalle von Preußen.

Am 18. Morgens wurde die Kölnische Abordnung vom Könige empfangen, der ihr huldvoll erwiderte, „daß die ihm vorgetragenen Wünsche mit seinem eigenen Vorhaben übereinstimmten; er werde sich an die Spitze Deutschlands stellen, und im Innern die nöthigen Freiheiten gewähren. Am 18. erschien auch das königliche Patent, wonach der vereinigte Landtag auf den 2. April nach Berlin einberufen werden sollte, und worin die Absichten des Königs zur Umgestaltung der deutschen und preußischen Verhältnisse

verkündigt wurden: Umwandlung Deutschlands aus einem Staatenbunde in einen Bundesstaat mit gänzlich veränderter Verfassung und Vertretung des Volks am Bundestage; volksthümliche Staatseinrichtungen, verbesserte Wehranstalten in ganz Deutschland mit einem Bundesfeldherrn; deutsche Flagge und Flotte; ein Bundesgericht zur Schlichtung von Streitigkeiten zwischen Fürsten und Ständen; allgemeines Heimathsrecht und Freizügigkeit für sämmtliche Deutschen; allgemeiner Zollverband; gleiches Maaß und Gewicht; gleiche Münze; gleiches Handelsrecht, Einverleibung aller preußischen Länder in den deutschen Bund. Auch erschien zugleich ein Preßgesetz, wodurch die Censur aufgehoben wurde, das aber noch nicht für freisinnig genug galt.

§ 92.

Die Revolution in vollen Flammen.

Die Massen strömten nun dem Schlosse zu, — es war gegen 1 Uhr, — um dem königlichen Geber ein Lebehoch zu bringen. Der auf dem Balkon erscheinende König wurde mit Jubel begrüßt. Was er sprach, konnte wegen des Geräusches nicht verstanden werden. Alles schrie durch einander. Man unterschied Verlangen nach einem andern Ministerium. Man hörte die Namen Auerswald und Camphausen, und den Ruf: „Militair fort! Der König vertraue sich seinen Bürgern an!“ Der Minister Arnim theilte dem Fürsten diesen Wunsch mit, worauf derselbe entgegnet haben soll, daß ein unehrenhafter Rückzug der Krieger ernsthaft doch nicht gefordert werden könne. Da das ungestüme Vordringen bis ins Portal des Schlosses arge Absichten befürchten ließ, und Beleidigungen wider die Soldaten ausgestoßen wurden, so säuberten Reiter im Schritt und mit eingesteckter Waffe den Platz. Nun wollte das Unglück, daß sich 2 Gewehre der Infanterie von selbst entluden, ohne Jemanden zu treffen. Da erscholl tausendfach der Ruf: „Wir sind verrathen! man hat uns getäuscht! Auf zur Rache!“ Man floh, und verbreitete überall, wie die beab-

sichtigte Huldigung aufgenommen, und daß die wahre und dauernde Umgestaltung der Dinge nur durch Kampf auf Leben und Tod errungen werden könne. Barrikaden wurden erbauet, und zwar mit großer Geschicklichkeit, so daß man nicht ohne Grund voraussetzt, die Berliner müßten fremde Lehrmeister gehabt haben. Das Straßenpflaster wurde aufgerissen, um der Reiterei Hindernisse zu bereiten. Steine wurden oben in die Häuser geschafft, Dächer abgedeckt, um Wurfgeschosse zu erhalten. Waffenhändler gaben ihre Vorräthe her, Speere wurden eiligst gefertigt, einzelne Offiziere und Soldaten auf den Straßen entwaffnet.

Kaum zwei Stunden, und die Stadt war kampffertig. Viele von der Schützengilde, die sich für verletzt hielten, warfen ihre Friedensbinden von den Armen, und schlossen sich der Bewegung an. Sie waren wohl zu gebrauchen, denn es mangelte ihnen weder an Gewehren, noch an Schießbedarf. Im Ganzen hielten sich die wohlhabenden Bürger Berlins vom Kampfe fern. Die meisten Kämpfer und Barrikadenmänner waren Studenten, Arbeiter, jüngere Beamte, Schriftsteller (Literaten) und Polen. Die Truppen wurden befehligt, anzugreifen, und sie kämpften mit Muth und Hingebung. Ihre Gegner behaupteten, man hätte sie vor dem Kampfe berauscht, um sie in Wuth zu setzen. Verläumdung, und zudem schlecht ersonnen! Ein trunkener Feind ist eben nicht gefährlich; man kann sich der Krieger Muth und Erbitterung besser erklären. Wegen der Dämpfung der beständigen Aufläufe war ihr Dienst lange beschwerlich gewesen, man hatte sie verhöhnt und mit Steinen geworfen, sie mußten wegen eines nicht ebenbürtigen Gegners Blut und Wunden erwarten, sie sahen manchen wackern Waffengefährten neben sich hinsinken, sie waren ihres Eides eingedenk, und hielten Treue noch für eine Tugend, sie wollten ihre Pflicht erfüllen; diese Erklärung ist besser und wahrscheinlicher. Auch von ihren Gegnern fochten viele mit Muth und Todesverachtung. Wir können hier nur einzelne Bilder aus dem Schlachtgemälde hervorheben.

Die Eingänge zu den Kirchthürmen wurden gesprengt, man zog mit Gewalt die Sturmglocke, und in ihren schau-

erlichen Ton mischte sich die Nacht hindurch Musketen-Knattern und Donner der gegen die Barrikaden gerichteten Kanonen. Viele Barrikaden mußten aufgegeben werden, neue erstanden im Rücken der Kämpfenden, und neue Kämpfe. Hartnäckig wurde auf der Königsstraße gestritten, immer dröhnten die Kanonen, eine Barrikade nach der andern fiel, nach 7 Uhr die letzte. Vierzig Vertheidiger verloren hier ihr Leben. — Fünfmal stürmten die Truppen die am Ende der Breitenstraße errichtete Barrikade, aber die hinter derselben stehenden Bürgerschützen feuerten aus allen Kräften, der Angriff währte 3 Stunden, es mußte erst mit Kartätschen gegen dieses Bollwerk geschossen werden, bevor es fiel. Vier Offiziere und 30 andere Krieger kostete diese Erstürmung. — In der Taubenstraße befanden sich mehrere Schützen und andere Kämpfer hinter einer Barrikade. Ein Major führte seine Mannschaft dagegen, ihm boten die Aufständischen den Vertrag an, daß man sich gegenseitig der Schießwaffen enthalten möge. Der Major wollte nicht darauf eingehen, der erste Schuß streckte ihn als Leiche nieder, auch sein Nachfolger fand den Tod, und ein dritter Offizier holte sich eben daher eine Wunde. Jetzt wurden Kanonen gebraucht, und dennoch springt ein Student oben auf die Barrikade, die deutsche Fahne schwenkend. Ein lautes Bravo begrüßt ihn, aus den nahen Fenstern wehen Frauen mit Tüchern. Der Kühne bleibt verschont. Endlich fiel das Bollwerk, und die Vertheidiger begaben sich zu einer andern in der Leipziger Straße. — Eine Barrikade war bereits halb zertrümmert, und wurde zuletzt nur noch von einem Schlossergesellen und dem Lehrling aus seiner Werkstatt behauptet. Der Gesell ward verwundet, der Lehrling, Inna mit Namen, dukte sich, wenn die Gewehre losgeschossen wurden, und zeigte sich alsbald wieder. Er macht nun einen Ausfall, haut mit seinem Säbel auf einen Offizier ein, der zurückweicht. Endlich trifft ihn eine Kugel, an welcher er stirbt. Auch der Drechslergesell Hasse aus Halle, übrigens nicht sehr preiswürdig, zeigte Unerschrockenheit. Die Kämpfe an dem Gefängniß der Hausvoigtei und an dem Kerker der Polen in Moabit kosteten viel Blut.

Die königliche Eisengießerei wurde angezündet, weil man hoffte, daß Soldaten zum Löschen dorthin geschickt, und so von den Aufständischen entfernt werden möchten. Darin hatte man sich getäuscht, wenn anders dies die Ursache der Brandstiftung war. In einer auf dem Alexanderplatze stehenden Bude waren Truppen versteckt, und richteten von dort vielen Schaden an. Die Aufständischen entschließen sich, einen Ausfall dagegen zu machen. Ein Student, ein junger Bürger und ein Fahnenträger eröffnen den Zug, der sich in geschlossener Ordnung vorwärts bewegt. Alle Gewehre werden zugleich gegen das Gebäude losgeschossen, und bald steht es in Flammen. — Man hat es bitter gerügt, daß die Soldaten mit Wildheit in die Häuser gedrungen seien, und sich Grausamkeiten in den Wohnungen erlaubt, aus denen auf sie geschossen war oder sein sollte. Nichts ist natürlicher, als Vorwürfe der Besiegten gegen die Sieger.

Seien wir gerecht! Die Krieger sind unsere Landeskinder, aus allen Ständen, auch den besten, genommen, und in sittlicher Hinsicht unendlich höher stehend, als der Proletariat der großen Städte, der sich doch zunächst an allen Aufständen betheiligte, wenn diese verwilderten Haufen auch nur die Puppen waren, die von vornehmen, sicher geborgenen Händen geleitet wurden. Der Krieg ist zudem kein Kinderspiel, und es läßt sich in der Hitze des Kampfes nicht lange berechnen, ob nicht der Angegriffene etwa unschuldig ist. Darum wehe dem, der leichtsinnig einen Kampf hervorruft! Und welche mißliche Stellung hatten die Truppen! jedes Haus war gegen sie eine Festung, ein Bollwerk, Schüsse kamen von oben, aus der Mitte und aus den Kellern, ohne daß sie ihre Macht gehörig entfalten, und mit Nachdruck wie im offenen Felde zu kriegen vermochten. Noch in der Nacht wurde der protestantische Bischof Neander von einigen Bürgern ersucht, mit ihnen zum Schlosse sich zu begeben, um den Vermittler zu machen. Der Besuch fruchtete nicht, denn der König forderte Unterwerfung und Bitte um Gnade, wozu sich die Aufständischen nicht verstehen wollten. Noch waren die Krieger im Vortheile, der Besitz einiger Straßen war erstritten, und es

unterliegt wohl keinem Zweifel, daß die bewaffnete Macht den Aufstand bewältigt hätte, zumal wenn man den ungleichen Kampf in den Straßen aufgegeben, Berlin verlassen und es eingeschlossen hätte.

Am Morgen des 19. März war an den Straßenecken die Proclamation: „an meine lieben Berliner," zu lesen, wodurch der König die Gemüther zu beruhigen suchte. Die Erklärung, daß der vereinigte Landtag schon auf den 2. April einberufen werden sollte, wirkte einiger Maßen. Den König bestimmte sein Gemüth und die Scheu vor fernerem Blutvergießen zum Nachgeben, obschon der Sieg keineswegs für ihn verloren war. Ohne Zweifel übte auch seine nächste Umgebung Einfluß auf seinen Entschluß. Die Kanonade hatte auf dem Alexanderplatze bis um 11 Uhr gewährt, die Truppen wurden zurückgezogen, nicht wenig erbittert, ihren gänzlichen Sieg nicht durchgesetzt zu haben, Einzelne — so erzählt man — zerbrachen aus Ingrimm ihre Degen. Dem Volke wurde die Bewaffnung versprochen, die in der Nacht Gefangenen wurden freigegeben, die Minister gestürzt. Alles eilt zum Schloßplatz. Abgeordnete ersuchen um Bewilligung einer Bürgerwehr.

Gegen 2 Uhr Nachmittags führt das Volk 15 Todte ins Schloß, die Wachen müssen präsentiren. Vier grausenhaft entstellte Leichen, mit grünen Zweigen und Blumen geschmückt, werden vor das Schloßportal, unter den Balkon des Königs getragen. Man schreiet fortwährend: Der König! Er erscheint, tief ergriffen, von der leidenden Königinn begleitet. Man hebt schaurige Leichengesänge an, erlaubt sich rohe Rache, und zieht die Majestät in den Staub. Umsonst sucht der Fürst zur aufgeregten Menge zu reden, er verneigt sich, und tritt vom Balkon zurück. Minister Arnim erklärte, die Männer, welche der König neuerdings berufen habe, um mit ihm das Verfassungswerk auf freisinnigen und dauernden Grundlagen auszuarbeiten, könnten diese Aufgabe nicht erfüllen, wenn das Volk dieselben nicht unterstützte. Vivat! Hurrah! Ja, ja! Nein, nein! schrie die Menge. Ein bleicher Kämpfer der Schreckensnacht hob sich auf den Schultern der Menge, und forderte Waffen für

das Volk. Der Minister entgegnet, das Volk habe keinen Angriff von den Kriegern, die auf des Königs Geheiß zurückgezogen, mehr zu befürchten. „Das Volk — sprach der Barrikadenmann ferner — verlangt die Thronentsagung des Prinzen von Preußen.“ — Da verneigte sich der Minister, und trat vom Balkon zurück.

Ein entsetzliches Geschrei! „Ruhe! Nach Hause!“ war der vorherrschende Ruf. Viele zerstreuen sich, Andere drängen sich wieder vor. Auch Graf Schwerin redet vom Balkone zur Masse, daß ein neues Ministerium in der Bildung begriffen sei, daß des Volkes Rechte wahrgenommen und die unverzügliche Bewaffnung der Bürger stattfinden sollte. Gegen Abend wurde das Schloß schon von Bürgern bewacht. Die Stadt ward erleuchtet, das Volk jubelte und gab Freudensalven. Der Ingrimm war jetzt zunächst gegen den Prinzen von Preußen, der kräftigen und entschiedenen Widerstand gegen die Empörer angerathen haben soll, gerichtet; dieser hatte sich aber während der Nacht bereits entfernt. Sein Schloß entging nur dadurch der Zerstörung, daß man es — auf gut Französisch — für Nationaleigenthum erklärte.

§ 93.

Märzerrungenschaften und Leichenbegängniß.

Schon Nachmittags am 19. war die königliche Bekanntmachung erschienen, daß die von den bisherigen Ministern angebotene Entlassung angenommen, und der Graf Arnim mit der Bildung eines neuen Ministeriums beauftragt sei. Auch die Bürgerbewaffnung war genehmigt. Sämmtliche polnische Gefangene wurden, auf Verwenden einer Abordnung ihrer Landesleute, aus dem Kerker zu Moabit entlassen. Ringsum Jubel! Im Triumphe nehmen sie den Weg nach dem königlichen Schlosse zu, umgeben von Lebehoch rufenden Massen. Der Wagen, auf dem Mieroslawsky mit der deutschen Fahne in der Hand triumphirend saß, wurde von Menschen gezogen.

Am 20. wurde verkündet Vergebung allen denen, die wegen politiſcher oder durch die Preſſe verübter Vergehen angeklagt oder verurtheilt worden, ferner, daß den im letzten Kampfe gefallenen Brüdern ein feierliches Begräbniß, auf Veranſtaltung und aus den Mitteln der Stadt, bereitet werden ſolle, und daß dieſelbe die Fürſorge für die Verwundeten und die Familien der Gebliebenen übernehme. Man kann die Anzahl der letztern nicht mit Genauigkeit angeben, ſie wird von der einen Partei zu hoch, von der andern zu niedrig angeſetzt. Es mögen wohl 250 aus dem Volke gefallen ſein.

Am 22. März fand das großartige Leichenbegängniß ſtatt, woran ganz Berlin als Mitgänger oder Zuſchauer ſich betheiligte. Zum Friedhofe wurden 150 ſchön geſchmückte Särge gebracht. Der unabſehbare Zug begann 2 Uhr Nachmittags, und währte vier Stunden. Alle Glocken läuteten, dazwiſchen ſcholl Trauermuſik und Leichengeſang. Man bewegte ſich zwiſchen den in Spalier aufgeſtellten Bürgerwachen hindurch, die Charlottenſtraße entlang, nach den Linden bis zum Opernplatze, wo ausgezeichnete Sänger den Zug mit einem Chorale empfingen. Auf dem Balkon des Schloſſes ſtand der König, entblößten Hauptes den Zug erwartend, umgeben von ſeinen Miniſtern, verweilend, bis alle Särge vorbeigekommen waren. Man zog durch die Königs- und Landsbergerſtraße nach dem Friedrichshain, wo die unglücklichen Opfer verſenkt wurden. Prediger Sydow und Kaplan Ruland hielten Leichenreden.

§ 94.

Der Zug des Königs durch Berlin.

Am 20. hatte der Oberbürgermeiſter Krausnick ſein Amt bereits niedergelegt, und am 21. die Stadtverordneten-Verſammlung ihre Auflöſung beſchloſſen, denn die frühern Herren Vorſtände waren jetzt alle mehr oder weniger mißliebig. Die Bewaffnung der Bürger ſchritt raſch voran, alles wollte jetzt Waffen tragen. Von den öffentlichen Gebäuden wehte

die deutsche Fahne, und auf allen Straßen bot man deutsche Cocarden feil. Um 12 Uhr Mittags machte der Cultusminister Graf Schwerin auf dem Universitätsgebäude bekannt, daß der König Camphausen und Bornemann zu Ministern gewählt habe. Die Menge begrüßte ihn jubelnd, mit entblößten Häuptern.

Der Fürst entschloß sich nun zu einem eigenthümlichen Schritte, der vielfach gedeutet worden ist, zum feierlichen Umzuge durch seine Hauptstadt. Seinem romantischen ritterlichen Sinne schwebte die alte Zeit des Reiches vor, er dachte sich als den Bannerträger und Herzog, dem mit Hingebung und Begeisterung seine Mannen folgen, wenn er zu ihnen Worte des Vertrauens spricht, und ihnen die Fahne vorträgt.

Am 21. März gegen 11 Uhr erschien der König auf dem Schloßhofe zu Pferde, nachdem er eine stattliche deutsche Fahne ergriffen und geschwungen hatte. Er trug die Uniform des ersten Garderegiments, mit dem Helm, die deutschen Farben um den Arm, umgeben von den Prinzen und Ministern, die alle mit deutschen Farben geschmückt waren. Unermeßlicher Jubel begrüßt Seiner Majestät, die folgende Worte an das Volk richtete: „Es ist keine Usurpation von mir, wenn ich mich zur Rettung der deutschen Freiheit und Einheit berufen fühle. Ich schwöre zu Gott, daß ich keinen Fürsten vom Throne setzen will, aber Deutschlands Einheit will ich schützen; sie muß geschirmt werden durch deutsche Treue, auf den Grundlagen einer aufrichtigen constitutionellen Verfassung.“ Unendlicher Jubel! Kaum kann vor der Menge der Zug fortschreiten: 2 Generale, mit den deutschen Farben um den Arm, reiten voran, 3 Minister in demselben Schmucke folgen, und diesen 2 Bürgerschützen zu Fuß und der Stadtverordnete mit der dreifarbigen Fahne. Nun kommt der König, von Prinzen und Generalen umringt. An dem Schloßplatze hielt er, Worte an das Volk zu richten. Jetzt geht der Zug die Schloßfreiheit entlang, Tücher wehen aus allen Fenstern, Jubel schallt aus allen Winkeln. An der Königswache spricht der König zu den grüßenden Bürgern: „Ich sehe Euch hier

auf der Wache, ich kann es nicht genugsam in Worte kleiden, was ich Euch danke — glaubt's mir!" Einer ruft: „Es lebe der Kaiser von Deutschland!" — „Nicht doch, das will, das mag ich nicht!" erwiderte der König. Vor der Universität, unfern des Denkmals Friedrichs II., sprach seine Se. Magestät zu den Studirenden, daß er Deutschlands Freiheit, Einigkeit und Ordnung wolle. Ein donnerndes Hoch auf Friedrich Wilhelm war die Antwort. Die Studenten schlugen die Waffen an einander, die Massen warfen die mit den deutschen Farben geschmückten Hüte in die Höhe. Zum Schlosse gelangt, lud der König seine Begleiter ein, hereinzukommen, und sprach dort huldreich über die Wünsche der Stadt. Bald darauf ging der Fürst nochmals zu Fuß unter das Volk, und gleicher rauschender Jubel umgab ihn. Gegen Abend erschien der Aufruf Sr. Majestät „an mein Volk und an die deutsche Nation." „Deutschland — heißt es in demselben — ist von inneren Gährung ergriffen, und kann durch äußere Gefahr von mehr, als einer Seite, bedroht werden. Rettung aus dieser doppelten, dringenden Gefahr kann nur aus der innigsten Vereinigung der deutschen Fürsten und Völker unter Einer Leitung hervorgehen. Ich übernehme heute diese Leitung für die Tage der Gefahr... Preußen geht fortan in Deutschland auf. Als Mittel und gesetzliches Organ, um im Vereine mit meinem Volke zur Rettung und Beruhigung Deutschlands voranzugehen, bietet sich der auf den 2. April einberufene Landtag dar. — Was heute vor Allem Noth thut, ist 1) Aufstellung eines allgemeinen, deutschen, volksthümlichen Bundesheeres und 2) bewaffnete Neutralitätserklärung. — Gleichzeitig mit den Maaßregeln zur Abwendung der augenblicklichen Gefahr wird die deutsche Ständeversammlung über die Wiedergeburt und Gründung eines neuen Deutschlands berathen, eines einigen, nicht einförmigen Deutschlands, einer Einheit in der Verschiedenheit, einer Einheit mit Freiheit. Allgemeine Einführung wahrer constitutioneller Verfassungen, mit Verantwortlichkeit der Minister, in allen Einzelstaaten, öffentliche und mündliche Rechtspflege, in Strafsachen auf Geschwornengerichte gestützt, gleiche politische und bürgerliche Rechte für alle religiösen Glaubensbekenntnisse und eine

wahrhaft volksthümliche, freisinnige Verwaltung werden allein solche höhere und innere Einheit zu bewirken und zu befestigen im Stande sein."

§ 95.

Die nächsten Ergebnisse nach dem Aufstande.

Das ist in gedrängten Zügen die Schilderung des Aufstandes in Berlin und seiner nächsten Folgen. Fügen wir noch Einzelnes aus der fernern Geschichte hinzu. Die Bürgerwehr wirkte anfangs versöhnlich, bewährte sich später jedoch nicht sonderlich weder in Berlin, noch anderswo. Nachdem der Reiz der Neuheit verschwunden war, fand man den Dienst lästig. Das Abhalten von Paraden mochte noch gelten, aber das wirkliche Schießen schien den Männern, die daheim Frau und Kinder hatten, doch gar zu gefährlich, die behaglichen Philister Berlins führten zwar gerne Krieg bei Wein und Bier und beim warmen Ofen, aber das Schildwachstehen bei kalter Nacht war doch unerquicklich, und das Exerciren langweilig.

Wenn auch das Preßgesetz vom 17. März noch strenge Forderungen enthielt, so wurden sie doch mit Milde angewandt, und es erschienen Massen von Schriften, Flugblättern und Zeitungen, die alle Begriffe von Freiheit und Unfreiheit, Wahrheit und Lüge, Recht und Unrecht verwirrten, die den Glauben und die Sittlichkeit frech verhöhnten, den schlechtesten Leidenschaften der Massen dienten, Arme gegen Reiche, Unterthanen gegen ihre Vorgesetzten aufwiegelten, und das Heiligste in den Staub zogen. Auch das Vereins- und Versammlungsrecht zeigte schlimme Seiten; waren es doch wahrlich nicht immer die Besten, die Weisesten und Wohlmeinendsten, welche die Menge leiteten, und in den Versammlungen die Macht der Rede angeblich für das Wohl des Volkes geltend machten; da ward nur zu oft der besonnene und brave Mann vom leidenschaftlichen Volksschmeichler und Volksverderber überschrieen. So wurden in Berlin und an andern Orten politische Clubs gegründet, wovon

die einen sich vor den Staatswagen spannten, die andern hinter denselben. Zurückführung geordneter Verhältnisse war dabei kaum möglich, und solche Vereine hinderten selbst die wohlmeinendsten Regierungen in ihren lobenswerthesten Bestrebungen. — Viele Arbeiter waren durch die ewigen Unruhen erwerb- und brodlos geworden, alle diese sahen die Regierung für die Gründer ihres Unglücks an, und wurden deren geschworene Feinde. Nothwendigkeit und Menschlichkeit machten es wünschenswerth, daß sie beschäftigt wurden. Das war aber keine geringe Aufgabe für die Gemeindebehörden und den Staat. Man nahm daher Arbeiten vor, ohne daß dazu ein dringendes Bedürfniß vorhanden war, und es zeigten sich auch hier Mißbräuche, wie bei den französischen Nationalwerkstätten. So kosteten die Arbeiter am Rehberge zu Berlin 40,000 Thaler, während ihre Leistungen kaum einen Werth von 7000 Thaler hatten. Und dennoch blieben die Arbeiter sehr gefährlich; wollten die Clubherren einen Schlag gegen die Regierung ausführen, so wurden die Arbeiter vorgeschoben, und mußten sich allenfalls für die hinter ihnen Stehenden todt schießen lassen.

Nach einer königl. Verfügung vom 24. März sollte eine gänzliche Umgestaltung im Herzogthum Posen vorgehen. Hier stehen sich aber die Altpolen, noch immer grollend über die ungerechte Theilung ihres einst so großen Reiches, und die — wie die Polen glauben — bevorzugten Deutschen schroff gegenüber. Beide Parteien wollten alles nehmen und nichts geben, und forderten von der Regierung einzig Beförderung ihrer Wünsche und Bestrebungen. Da ist das Vermittlen unmöglich. Die hitzigen Polen schritten zum offenen Widerstande. Kein Wunder, daß sie im ungleichen Kampfe unterlagen! Der Krieg in Schleswig-Holstein brachte den preußischen Waffen Ehre, aber großen Schaden dem Lande. Sind doch die Kosten und die Folge des Krieges für die Staatskasse und den Handel auf 34½ Millionen Thaler berechnet worden.

In Berlin schwand allmälig der Haß gegen die Truppen, denn als am 29. März und in den folgenden Tagen das 8. Regiment und andere Abtheilungen des Heeres in die Hauptstadt einrückten, wurden sie sehr wohl empfangen.

Was ändert sich doch eher, als die Gesinnung des Volkes! — Die Minister Armin und v. Rohr waren aus ihrem Amte geschieden, Camphausen und v. Reiher an deren Stelle getreten, Hansemann Finanzminister geworden; und das so gebildete Ministerium übernahm am dreißigsten März die Verantwortlichkeit. Es war ein rechtes Bürgerministerium, nämlich aus dem höhern Bürgerstande genommen.

Am 2. April wurde der einberufene Landtag vom Minister Camphausen im Auftrage des Königs eröffnet. Am 6. wählten die Stände die Abgeordneten für die deutsche Reichsversammlung, wogegen sich Alles erhob, weßwegen diesem Schritte keine weitere Folge gegeben werden konnte. Die Wahlen zur deutschen Reichsversammlung wurden zwar mittelbar, sonst aber nach den in Frankfurt ausgesprochenen Grundsätzen ausgeschrieben. Das Wahlgesetz für die preußische zur Vereinbarung einer Verfassung zu berufende Versammlung nahmen die Stände mit einigen Abänderungen an, eben so die Grundzüge der künftigen Verfassung, wodurch die Presse noch freier, die Gerichtsverfassung umgeändert, das Versammlungsrecht und die Religionsfreiheit gesichert, und den Kammern das Recht der Zustimmung zu den Gesetzen so wie jenes der Steuerbewilligung beigelegt wurde.

Das Ministerium wurde, zur Hebung des durch Krieg und Unruhen sehr in Anspruch genommenen Staatsschatzes, ermächtigt, 15 Millionen Thaler aufzunehmen, und Bürgschaften bis zu 25 Millionen Thaler zu übernehmen, um den Credit herzustellen, und Handel, Gewerbe und Landwirthschaft zu fördern. Nach einer nur 8tägigen, aber höchst wichtigen Sitzung löste sich der Landtag auf.

Durch die Aufnahme der Provinzen Ost- und Westpreußen, im April, wurde das deutsche Bundesgebiet bedeutend erweitert.

Obschon man dem Wahlgesetze das nicht absprechen kann, was man jetzt Freisinnigkeit nennt, so fand es doch Widerstand, weil man keine Wahlmänner, sondern unmittelbare Wahlen wollte. Auf Betreiben der politischen Vereine

lehnten sich am 20. April die Arbeiter dagegen auf, aber ohne Erfolg, denn die Behörden und die Bürgerwehr unterdrückten diese Bewegung. Doch kamen fortwährend Ruhestörungen vor, nicht allein in Berlin, sondern auch in den Provinzen, wodurch der Verkehr, das Vertrauen litten, die Armuth und Gesetzlosigkeit gepflegt wurde. Es herrschte eine unruhige Stimmung in Schlesien und in der Rheinprovinz, und in Trier kam es am 2. Mai zum förmlichen Aufstande, den der Ernst und die Entschlossenheit des Generals v. Schreckenstein leicht dämpfte. Ueberhaupt schien jede größere Stadt im Revolutionsjahre 1848 ohne Revolutiönchen, Volksauflauf, Club, Fenstereinwerfen und Katzenmusik nicht bestehen zu können, und es mag selbst nicht viele Städchen geben, wo man nicht glaubte, mißliebigen Personen mindestens einige Scheiben einwerfen, und Charivaris bringen zu müssen.

Die Zurückberufung des Prinzen von Preußen aus England brachte in gewissen Kreisen große Mißstimmung hervor, das Ministerium machte sich dadurch sehr verhaßt, und in den Sitzungen der Vereine und der Volksversammlungen wurde entsetzlich dagegen gedonnert.

Die allgemeinen Wahlen brachten das Land in fieberhafte Bewegung, besonders thätig zeigte sich die radicale Partei.

Mit Widerwillen schaut der gerechte, wohlmeinende, besonnene und weise Mann auf das wilde Treiben der Parteien, wobei das Volkswohl doch unmöglich gedeihen kann.

Schöne Worte und Versprechungen im Munde, gegenseitige Verdächtigungen und Verläumdungen, Dünkel, Neid, Haß im Herzen, rastloses Bestreben, den Gegner zu stürzen und sich zu erheben, mit der einen Hand zu geben, und mit der andern zu nehmen, viel Geschrei und wenig Thatkraft, keine Liebe zur Wahrheit und zum Rechte, keine Achtung vor dem Gesetze, kein sittlicher Ernst, offenes Hervortreten der schlechtesten Leidenschaften bei heuchlerischen Mienen und Reden: das ist ein wahres Bild des Treibens der Parteien.

Durch eine Verordnung des Königs vom 13. Mai war die Nationalversammlung auf den 22. Mai einberufen worden. Die Thronrede, die der König bei dieser Gelegenheit hielt, war kurz, war die eines constitutionellen Fürsten, nicht wie jene vor Jahresfrist, voll Lebensfrische und Begeisterung.

§ 96.

Die preußische Nationalversammlung*).

Die zur Vereinbarung einer Verfassung mit der Krone berufene preußische Nationalversammlung war zu Berlin am 22. Mai 1848 eröffnet worden, wie wir bereits gehört haben. Wir können von dieser Versammlung, in welcher gewiß viele sehr ehrenwerthe Männer neben fanatischen Radicalen tagten, dennoch nur wenig Erfreuliches mittheilen. Der Uebergang von den alten Zuständen zu den neuen war so plötzlich, so unvorbereitet und vollständig, daß diejenigen, welche in den Vordergrund der Begebenheiten traten, sich nicht zurecht zu finden wußten. Die Wahlen waren geschehen, als man den Märzrausch noch nicht ausgeschlafen hatte. Ihrem Kerne nach demokratisch, stand die Nationalversammlung unter dem Einflusse des berliner souveränen Volkes, das seit dem Abzuge der Truppen eine Allein- und Willkürherrschaft in Preußens Hauptstadt führte, und sie gedachte im maaßlosen Streben nach radikal-demokratischen Einrichtungen, über zwecklosen Erörterungen, Interpellationen (Zwischenfragen) und Wortkämpfen nicht mehr an ihre eigentliche Aufgabe. Statt den von der Regierung vorgelegten Verfassungsentwurf zu berathen, wurde die kostbare Zeit mit nutzlosen Reden vergeudet. Jener Eckensteher hatte also nicht sehr unrecht, der vorschlug, man müsse die Nationalversammlung nicht in Tagelohn, sondern auf Verding arbeiten lassen, dann würde sie schon fertig werden. Auch in der preußischen Nationalversammlung, wie allgemein in der deutschen Volksvertretung, trat die schwache Seite der Deutschen, sich selbst gerne reden zu hören, hervor. Es war die Zeit eingetreten, welche Goethe angekündigt hatte:

„Bewahr uns, Herr, vor deinem Grimme,
Zaunkönige gewinnen Stimme."

---

*) Vergl. Lehrbuch der Weltgeschichte von Dr. Georg Weber. Leipzig. Verlag von W. Engelmann 1850.

Während Schlächtermeister Pieper und Genossen die Rednerbühne mißbrauchten, um ihre Plattheiten vorzubringen, und das spöttische Lächeln des Ausländers erregten, unterließen andere Mitglieder es nicht, durch allerlei Anträge die Leidenschaften fortwährend zu reizen. Da stellte man am 9. Juni den Antrag, „die hohe Versammlung wolle in Anerkennung der Revolution erklären, daß die Kämpfer des 18. und 19. März sich wohl um das Vaterland verdient gemacht hätten.“ Man forderte Anerkennung des Aufruhrs und einen Lorbeerkranz für Rebellen. Da dieses doch nicht ganz durchging, wurden Minister Arnim und Prediger Sydow, als sie aus der Versammlung kamen, von den Barikadenhelden und Bummlern bedroht. Während eine zügellose Volksmasse in Berlin durch ihr freches und gemeines Benehmen allgemeines Aergerniß erregte, während der schmachvolle, räuberische Zeughaussturm (15. Juni) stattfand, ein Tumult dem andern folgte, die schwachen Ministerien wiederholt wechselten, sträubte sich die Nationalversammlung gegen jede gesetzliche Beschränkung demokratischer Freiheit, und billigte den Aufruhr, indem sie einen zum Abgeordneten gewählten Barrikadenkämpfer, dessen Wahl beanstandet worden war, als einen Märtyrer aus dem Kerker in ihre Sitzungen rief. Die Gesetze über das Vereinsrecht und die persönliche Sicherheit gewährten ein Uebermaß von Freiheit, zunächst für diejenigen, welche der allgemeinen Freiheit und dem wahren Volkswohle am gefährlichsten waren. Bei Berathung des Bürgerwehrgesetzes suchte man das treffliche preußische Militärwesen zu lockren, und der Obrigkeit das Schwert aus der Hand zu winden; die Einführung einer Schutzmannschaft schien den Demokraten eine zu große Beschränkung der persönlichen Willensäußerung, zu einer Zeit, wo Pöbelschaaren („Bummler“) eine schmähliche Despotie über ehrliche Leute führten.

Es fehlte noch, daß man unter solchen Umständen die Abschaffung der Todesstrafe beschloß, als entschiedene Ehrenmänner, die es wagten, dem Gebahren verwildeter Schaaren entgegen zu treten, für ihr Leben besorgt sein mußten. Rebellen sollten möglichst sicher sein, und die ruhigen Bürger beben.

Der Waffenstillstand von Malmöe, welcher in der Paulskirche zu Frankfurt so große Stürme erregte, wurde von den preußischen Volksvertretern theils gleichgültig, theils beifällig aufgenommen, was wohl daher rühren mochte, daß die Drangsale des Krieges Preußen am unmittelbarsten berührten, und namentlich die Küstenstädte schwer drückten.

Der am 10. September gefaßte Beschluß, der Kriegsminister solle an die Offiziere eine Aufforderung zum Austritt aus dem Heere erlassen, falls ihre Gesinnungen mit der veränderten Staatsform in Widerspruch ständen, wurde von dem berliner Volke mit Jubel aufgenommen, und als Sieg der republikanischen Richtung angesehen. Daß man sich dadurch einen Eingriff in die der Nationalversammlung nicht zustehende ausübende Gewalt erlaubte, wurde nicht bedacht, daß man dadurch der Regierung und somit auch dem eine der festesten Stützen nahm, dabei zeigte man kein Gewissensbedenken, ja das eben wurde bezweckt.

Großes Aufsehen machte ein Heerbefehl, welchen der zum Oberbefehlshaber sämmtlicher Truppen in den Marken ernannte General von Wrangel am 17. September mit soldatischem Freimuth und mit Entschiedenheit erließ. Er kündigte an, daß es sein Auftrag sei, die Ruhe herzustellen, deutete auf die scharfgeschliffenen Säbel hin, warnte die Truppen vor der Stimme der Verführung, und forderte sie zur treuesten Mitwirkung auf. Eine Bekanntmachung des befehlhabenden Generals in Schlesien, des Grafen Brandenburg, sprach noch deutlicher.

Die Nationalversammlung, anfangs der Pöbelherrschaft nicht wehrend, ging je länger je mehr mit dieser Hand in Hand. Als ein Abgeordneter den Antrag einbrachte, daß die Versammlung ihren Unwillen über die schmachvollen, Deutschland entehrenden Ereignisse zu Frankfurt a M., die am 18. September stattgefunden hatten, aussprechen möge u. s. w. gaben nur 238 Mitglieder bei namentlicher Abstimmung ihren Unwillen zu erkennen. Der Unterantrag eines andern Abgeordneten, der Regierung zugleich den Schutz der freien Berathung in der preußischen Landesversammlung zu empfehlen, wurde mit Lachen beseitigt. Als letzterer Antrag bald darauf erneuert

wurde, weil die Würde und Unverletzlichkeit der Landesversammlung wiederholt gefährdet worden war, setzte die Linke den Beschluß durch, daß man sich unter den Schutz des Volkes begebe, und bewirkte dadurch, daß die Mitglieder, zum Danke dafür, von diesem Volke, dem man schmeichelte, obschon man es ohne Zweifel verachtete, aufs gröblichste mißhandelt wurden. Bei entscheidenden Fragen umstellten von jetzt an bewaffnete Volkshaufen den Sitzungssaal, um auf die Abstimmung einzuwirken.

Solche Achtung zeigte das souveräne berliner Volk gegen seine Vertreter, so trat die junge Freiheit auf. Durch unentgeltliche Aufhebung des Jagdrechts auf fremdem Boden gewannen die Abgeordneten sehr den Beifall der Landleute, aber der Adel beklagte sich bitter über Eingriffe in seine Rechte. Das Rechtsgefühl des bis dahin am wenigsten verdorbenen Standes der Landleute mußte dadurch leiden. Diese hatten, durch die unbesonnene Anträge des Adels veranlaßt, auch nur eine Ablöse gegen Entschädigung, keine unentgeltliche gewünscht*).

Endlich nach fast fünfmonatlicher Dauer der Sitzungen gelangte, die Nationalversammlung in ihrer 73. Sitzung, am 12. October, zur Berathung der Verfassung. Die Linke bekämpfte die Benennung „König von Preußen" und wollte von keinem Könige „von Gottes Gnaden" mehr etwas wissen. So gedachte man ihm seinen Glanz und seine höchste Würde zu nehmen, und ihn zum ersten Beamten des Volkes zu machen.

Die Vorgänge in Wien brachten um diese Zeit eine gesteigerte Aufregung in Berlin hervor, General von Wrangel sollte im Bilde verbrannt werden, und am 12. October zerstörten die Arbeiter am Kanalbau eine werthvolle Maschine, die zum Ausschöpfen des Wassers verwendet zu wer-

*) Nachher hat man mit beiden Händen zurückgenommen, was man mit der einen gab. Dem strengen Rechte ist auch im allerneusten Jagdgesetze nicht Rechnung getragen. Der Geschichtschreiber muß stets ein Vertheidiger des Rechts sein, und so viel in seinen Kräften steht, das in neuster Zeit so tiefgesunkene Gerechtigkeitsgefühl wieder aufwecken.

den bestimmt war. Die Bürgerwehr mußte einschreiten, es fanden Verwundungen statt, und der Tumult wiederholte sich an den folgenden Tagen. Am 16. kam es zu einem wirklichen Straßenkampf, wozu die Entlassung der Arbeiter, welche sich durch die vorerwähnte Zerstörung der Schöpfmaschine selbst brodlos gemacht hatten, Veranlassung gab. Die zur Stillung des Aufruhrs aufgerufene Bürgerwehr wurde von den Arbeitern verhöhnt und mißhandelt und machte zuletzt von der Schießwaffe Gebrauch. Die Bürgerwehr verlor 2 Mann, von den Arbeitern blieben 7 todt, und 13 wurden schwer verwundet. Niemand kann zweifeln, daß das Unrecht hier auf Seite der Angreifenden war, und daß ihre frevelhafte Auflehnung und Gewaltthat Strafe verdiente. Man kehrte aber das Verhältniß um, und stellte an die Nationalversammlung das Verlangen, um Untersuchung der Vorfälle und Bestrafung der Schuldigen, die Hochverrath an der Volksmajestät verübt, ehrenvolle Bestattung der Gefallenen auf Staatskosten, kostenfreie Herstellung der Verwundeten und Versorgung der Hinterbliebenen; selbst Tagelohn für den Kampftag sollte den Arbeitern ausgezahlt werden. Solche Anträge nach solchen Vorgängen fanden in der Nationalversammlung zahlreiche Vertheidiger; selbst 60 Abgeordnete begleiteten das Leichenbegängniß der gefallenen Aufrührer, als gälte es, Männer zu ehren, die sich um das Vaterland verdient gemacht.

Von da an maßte sich auch der Pöbel im weitesten Umfange das Recht an, den Mitgliedern der Nationalversammlung die zu fassenden Beschlüsse vorzuschreiben, und diejenigen Abgeordneten, welche nicht nach seinem Willen stimmten, zu beschimpfen, zu mißhandeln und mit dem Tode zu bedrohen. Als am 19. October ein Abgeordneter wiederum Anordnungen zum Schutze der Versammlung verlangte, weil ihr derselbe von der Bürgerwehr nicht ausreichend gewährt werde: so widersetzten sich die Mitglieder der Linken, die im Besitze rothfarbiger Karten freilich keine Gefahr liefen, diesem billigen Verlangen.

Am 30. October berieth man den 4. Artikel der Verfassung, worin die Aufhebung der Standesrechte ausgespro-

chen wurde. Die Linke wollte außerdem, daß insbesondere der Adel abgeschafft werden sollte, und wußte es durchzusetzen, daß der Artikel jetzt also lautete: „Es gibt im Staate weder Standesunterschiede, noch Standesvorrechte. Der Adel ist abgeschafft. Der Gebrauch adeliger Titel und Prädicate in öffentlichen Urkunden ist untersagt.“ Viele aber meinten, wenn der Adel keine Vorrechte mehr habe, so könne man ihm füglich seinen Namen lassen, und man habe eben so wenig dazu ein Recht, wie man auch nicht befugt sei, den ehrlichen Namen eines Bürgerlichen zu verstümmeln. Solche Verfügungen seien nur despotische Willkürmaßregeln, und um kein Härchen besser, wenn solche Gesetzgeber sich auch als Männer der Freiheit und des Fortschrittes brüsteten.

In der Sitzung vom 30. October wurde ein dringlicher Antrag von dem Abgeordneten Waldeck angemeldet, dahin lautend: „das Ministerium aufzufordern, zum Schutze der in Wien gefährdeten Volksfreiheit (auf Deutsch= zum Schutze der österreichischen Rebellen gegen ihre rechtmäßige Regierung), alle dem Staate zu Gebote stehenden Mittel und Kräfte schleunigst aufzubieten,“ dessen Berathung der Ausschuß für Bittschriften in einer außerordentlichen Abendsitzung empfahl. Die Versammlung verweigerte nur mit geringer Mehrheit, hierauf an demselben Tage einzugehen, genehmigte jedoch die Anberaumung einer außerordentlichen Abendsitzung für den folgenden Tag. Unter bedenklichen Umständen wurde die Abendsitzung am 31. October eröffnet. Das Schauspielhaus war von Menschen umlagert, und durch vorgehaltene Schlingen wurde den das Haus betretenden Mitgliedern ihr Schicksal angekündigt, falls kein Beschluß nach dem Willen der Masse zu Stande käme. Der vorerwähnte Antrag wurde mit 229 gegen 113 Stimmen abgelehnt, und ein viel milder gefaßter Verfassungsantrag angenommen: „Die Regierung aufzufordern, bei der Reichsgewalt schleunige und thatkräftige Schritte zu thun, damit die in den deutschen Ländern Oesterreichs gefährdete Volksfreiheit u. s. w. in Schutz genommen, und der Friede hergestellt werde.“

Diese Entscheidung war unstreitig noch die klügste, wenn auch nicht die muthigste, welche die Nationalversammlung,

die sich, nachdem die Thüren zum Schauspielhause vom Volke vernagelt worden waren, förmlich belagert befand, fassen konnte. Das Bekanntwerden dieser Entscheidung befriedigte die außen harrenden Massen natürlich nicht. Sie wollten die Abgeordneten nicht heraus lassen; erst um Mitternacht gelang es der Bürgerwehr, den Platz vor dem Schauspielhause und die nächsten Straßen zu säubern.

Als die Nachrichten von dem glücklichen Erfolge der ernsten und kräftigen Maßregeln, welche die österreichische Regierung gegen die empörte Hauptstadt genommen, in Berlin bekannt wurden, da reifte bei dem Könige und seiner Umgebung der Entschluß, dem gesetzlosen Treiben auch in Berlin ein Ende zu machen. Man hatte sich überzeugt, daß die Revolution nicht unbesiegbar sei, wenn man ihr nur Ernst und Kraft entgegensetze, und daß man dem trefflichen Geiste der Truppen noch trauen könne.

Das bisherige äußerst schwache Ministerium, Pfuhl, Eichmann, von Bonin, von Dönnhof, von Ladenberg und Kisker wurde zum Rücktritt veranlaßt, und der Generallieutenant Graf von Brandenburg, ein Verwandter des Königs, ein Mann nicht des Wortes, wohl aber des Willens und der Kraft, benachrichtigte den Vorsitzenden der Nationalversammlung, daß ihm die Bildung eines neuen Ministeriums aufgetragen sei. Vergebens bemühte sich die Nationalversammlung, diese Schritte der Krone rückgängig zu machen. Am 9. November war das Ministerium „der rettenden That", als dessen Seele der geistreiche von Manteuffel gelten konnte, gebildet. Die erste Handlung desselben war eine königliche Botschaft, in welcher die Nationalversammlung nach Brandenburg verlegt, und bis zum 27. vertagt wurde. Auf Grund dieser königlichen Botschaft widersprach der Ministerpräsident jeder Fortsetzung der Berathung. Als der Vorsitzende der Nationalversammlung sich nicht dazu verstehen wollte, die Sitzung zu schließen, entfernten sich die Minister mit vielen Mitgliedern der Rechten aus dem Saale. Da die zurückgebliebenen Abgeordneten, im Vertrauen auf die ihnen ergebene Bürgerwehr, die Berathungen fortsetzten, rückte der General Wrangel mit 15,000 Mann Truppen am folgenden Tage in die

Hauptſtadt, und beſetzte den Platz vor dem Schauſpielhauſe, ohne Gewalt anzuwenden. Erſt um 5 Uhr, als die Verſammlung ihre Sitzung vertagt, und das Haus, in dem nur wenige Mitglieder zurückblieben, verlaſſen hatte, wurde dasſelbe von dem Militär gewaltſam geräumt und geſchloſſen. Die Weigerung der Bürgerwehr, zu dieſen Maßregeln mitzuwirken, hatte ihre Auflöſung zur Folge, und da die freiwillige Abgabe der Waffen nicht erfolgte, ward Berlin am 12. November in Belagerungszuſtand verſetzt. Die proteſtirenden Abgeordneten, 230 an der Zahl, verſuchten bald hier, bald dort ihre Berathungen fortzuſetzen, wurden aber überall von Soldaten auseinander getrieben. Es war, als hätten die Herren Verſtecken geſpielt. Ihrem tollen Beſchluſſe, „das Miniſterium Brandenburg ſolle nicht berechtigt ſein, Steuern zu erheben und Staatsgelder zu verwenden", wurde im Lande faſt nirgends Folge geleiſtet, weil man doch im Allgemeinen ſo vielen geſunden Sinn noch beſaß, einzuſehen, daß hierdurch alle Räder des Staates ſtocken, und die ganze Maſchine ſtill ſtehen würde. Dieſer Schritt eines Theiles der Abgeordneten war daher nicht allein unrecht, ſondern auch thöricht. Die gegen die Regierung gekehrte Kugel prallte gegen die eigene Bruſt der Schießenden. An manchen Orten wurden die Steuern nicht bloß fortentrichtet, ſondern im voraus bezahlt, um den Widerſpruch gegen den unbeſonnenen Beſchluß recht klar darzulegen. Die demokratiſchen Erhebungen in einigen Provinzen blieben ohne Nachwirkungen. Die geſprengte Nationalverſammlung wurde am beſtimmten Tage in der Domkirche zu Brandenburg wieder eröffnet. Es fanden ſich dort am 27. November 156 Abgeordnete, und als es ſchien, daß ſie, ungeachtet der Zurückhaltung der Linken, ſtimmberechtigt werden würde, trat am 29. November auch die Linke dort ein. Ungewarnt durch den Tadel des Landes brachten ihre Mitglieder in die Verſammlung mit ſich alle aufgeregten Leidenſchaften, allen Groll gegen die Regierung, alle Unverſöhnlichkeit gegen ihre Amtsgenoſſen, die ſeit dem 9. von den Berathungen weggeblieben waren, wodurch jede Verſtändigung unmöglich wurde.

Am 5. December wurde die Nationalverſammlung auf-

gelöset, als Grund wurde die Haltung derselben angeführt, die, trotz ihrer Vertagung und Verlegung nach Brandenburg, ihre Berathungen in Berlin eigenmächtig fortgesetzt, und damit als souveräne Macht über Rechte der Krone entschieden, die Auflösung der Bürgerwehr für ungesetzlich erklärt, und so zum Widerstande angereizt, endlich durch die ans Volk gerichtete Aufforderung zur Steuerverweigerung die Brandfackel der Gesetzlosigkeit (Anarchie) in das Land geschleudert, und den ganzen Staatsverband dem Umsturze preisgegeben habe. Zugleich wurde von der Regierung eine Verfassung verliehen (octroyirt), welche die Versammlung nicht hatte zu Stande bringen können. Diese sollte einer neu zu wählenden gesetzgebenden Versammlung zur Durchsicht und Annahme vorgelegt werden. Die octroyirte Verfassung und das Wahlgesetz beruhten auf demokratischer Grundlage, wenn auch nicht mehr auf der allerbreitesten. Beide Kammern sollten durch Volkswahl vermittelst Wahlmänner gebildet werden; nur daß für die erste eine bestimmte Steuersumme (Census) und ein höheres Alter festgesetzt war, während für die zweite das Wahlrecht unbeschränkt blieb. Diese Verfassung war ganz ein Kind ihrer Zeit, und enthielt das Meiste von dem, was man damals so laut forderte. Sie hatte die wichtigsten Beschlüsse der aufgelösten Kammer und die Bestimmungen des Frankfurter Reichstages über die Grundrechte in sich aufgenommen, an den Entwurf der Verfassungs-Commission der preußischen Nationalversammlung angeknüpft, und stand der gerühmten belgischen Staatsform sehr nahe. Von Vorrechten des Adels war keine Rede mehr, selbst die Truppen sollten auf die Verfassung schwören, und nicht mehr eine so gesonderte Stellung, wie früher, im Staate einnehmen. Wirklich freisinnig war das Verhältniß zwischen Staat und Kirche aufgefaßt. Wer noch etwas gegen diese Verfassung einzuwenden hatte, konnte sich auf die Durchsicht durch die Kammern vertrösten.

§ 97.

Die erſte Verſammlung der preuſziſchen Kammern. Die neue Verfaſſung.

Der 26. Februar 1849 war der Tag, an welchem ſich die Abgeordneten der beiden preußiſchen Kammern in Berlin verſammelten, um die octroyirte Verfaſſung durchzuſehen, und durch Verſtändigung mit der Regierung zum Abſchluß zu bringen. Schon an den Thoren Berlins wurden die Abgeordneten durch die Soldaten und Conſtabler, ſo wie durch die Abforderung der Legitimation daran erinnert, daß ſich die Zuſtände Berlin's geändert hatten. Was war nicht Alles innerhalb *eines* Jahres in Preußens Hauptſtadt vorgefallen! —

Das allgemeine Wahlrecht und die Rührigkeit der Volks-Vereine hatte bewirkt, daß in der zweiten Kammer die demokratiſche Partei ſtark vertreten war. Die erſte Kammer war conſerativ und für conſtitutionelle Monarchie. In der zweiten Kammer ſetzten die conſerrativen Mitglieder mit einer Mehrheit von wenigen Stimmen es durch, daß die Rechtsgültigkeit der Verfaſſung anerkannt wurde. Allein wie in allen deutſchen Einzelſtaaten, war auch in Preußen der Friede zwiſchen der Regierung und den Kammern von der glücklichen Löſung der Bundesfrage abhängig, und an dieſem Punkte trennten ſich die Meinungen. Das Erſcheinen der Frankfurter Abordnung mit dem Angebot der Kaiſerkrone bildete den Wendepunkt. Die erſte Kammer einigte ſich am 2. April zu dem Beſchluſſe, dem Könige in einer Adreſſe die Annahme der Reichsverfaſſung zu empfehlen, die zweite Kammer hingegen gelangte zu gar keinen Beſchluß in der Sache, bis am 21. April der am 12. von *Rodbertus* geſtellte Antrag, die Rechsgültigkeit der Reichsverfaſſung anzuerkennen, mit 179 gegen 159 Stimmen Annahme fand.

Da die zweite Kammer ſich am 26. April für die Aufhebung des Belagerungszuſtandes ausſprach, und zudem die conſervativen und demokratiſchen Mitglieder in derſelben

sich wie zwei feindliche Heerlager täglich schlagfertig gegenüberstanden, die eine Hälfte verneinte, die andere bejahte, weshalb zu einer heilbringenden Wirksamkeit keine Hoffnung mehr war, so wurde sie am 27. aufgelöset, während die erste Kammer gleichzeitig vertagt ward.

Am 1. Juni octroyrte die Regierung ein Dreiklassen-Wahlgesetz für die zweite Kammer, welches das allgemeine Stimmrecht aufhob, und die Theilnahme an der Gesetzgebung überwiegend in die Hände der höher besteuerten Volksklassen legte. Man ging dabei wohl von der Voraussetzung aus, daß bei den Begüterten die meiste Bildung und daher auch die größere Befähigung, über Staatsangelegenheiten zu urtheilen, sich vorfinde; dann fand man es billig, daß diejenigen, welche die meisten Leistungen an den Staat zu entrichten hätten, auch den meisten Einfluß gewännen, und endlich erwartete man, daß sie, durch Besitz enger an das Vaterland gebunden, Ruhe und Ordnung, allein schon zu ihrem eigenen Vortheile, zu förden sich bemühen würden. Die Demokratie ward indeß durch dieses Gesetz empfindlich getroffen, und ihre Bestrebungen gegen dasselbe hatten den Erfolg, die Theilnahmen an den Wahlen ungemein zu schwächen, so, daß die zweite Kammer überall aus Minderheitswahlen hervorgegangen ist, deren Beschlüssen die Demokratie im voraus, wiewohl vergeblich, jede rechtliche Geltung absprach.

Der Belagerungszustand von Berlin wurde am 28. Juli aufgehoben, bevor die Kammern zusammentraten. Die Sitzungen der nach dem Dreiklassen-Wahlgesetz gewählten Kammern wurden am 7. August durch den Ministerpräsidenten, Grafen Brandenburg, eröffnet. Wir können von deren lange andauernden Wirksamkeit hier nur das Allerwichtigste mittheilen. Das Ministerium fand in ihnen dasjenige bereitwillige Entgegenkommen, worauf es gerechnet hatte, und zunächst die Billigung seiner Politik in den deutschen Angelegenheiten. Die bei weitem wichtigste Aufgabe war die Durchsicht und Umgestaltung der Verfassung vom 5. December 1848. Obwohl dieses Gesetz ein Werk des Ministeriums war, so fand es doch gerade in den Ministern

und ihren Anhängern seine entschiedensten Gegner, weil es in einer schlimmen Zeit, und unter Verhältnissen entstanden war, wo man alles in Frage gestellt sah.

Nachdem die Kammern manche billige Zugeständnisse gemacht, z. B. das Bürgerwehrgesetz außer Kraft gesetzt, das Steuerverwilligungsrecht preisgegeben, und aus der Verfassung die Beeidigung des Heeres auf dieselbe ausgemerzt hatten, glaubte man, daß über einige streitig gebliebene Punkte sich leicht eine Verständigung zu Stande bringen lassen werde. Statt dessen erhob die Krone am 7. Januar 1850 mehrere neue Forderungen in Betreff der berathenen Verfassung. Die wichtigsten betrafen die Bildung der ersten Kammer, die Bestellung eines Staatsgerichtshofes zur Aburtheilung politischer Verbrechen und das den Gerichtshöfen entzogene Recht, die Verfassungsmäßigkeit der Gesetze zu prüfen.

An heftigen Aeußerungen fehlte es auf beiden Seiten nicht. Von Saucken klagte, die Versammlung sei nicht eine gesetzgebende, sondern eine gesetznehmende. — „Machen Sie — bemerkte Stahl — einen König von Gottes Gnaden nicht zu einem König von der Kammern Gnaden.“ — „Eure Grundsätze — entgegnete Hansemann, der ehemalige Finanz- und Bürgerminister — haben den Staat an den Rand des Abgrundes gebracht. Jetzt ist er gerettet, und wieder kommt man mit den alten Grundsätzen.“

Trotz des gewaltigen Aufschreies in beiden Kammern fügten sie sich dennoch in den königlichen Willen, und nur eine Folgewidrigkeit war es, wenn die Beibehaltung der Fideicommisse und die Errichtung neuer abgelehnt wurde, nachdem eine erbliche erste Kammer zugestanden worden war.

Die so umgestaltete und zum endgültigen Abschluß gebrachte Verfassung erhielt am 31. Januar die königliche Bestätigung, und wurde von dem Könige, den Ministern und den Mitgliedern beider Kammern am 6. Februar feierlich beschworen. Der König sprach bei dieser Gelegenheit: „Ich bin hier, nicht um die angebornen und ererbten heiligen Pflichten des königlichen Amtes zu üben — die hocherhaben sind über dem

Meinen und Wollen der Parteien, vor allem nicht gedeckt durch die Verantwortlichkeit meiner höchsten Räthe, sondern als ich selbst allein, als ein Mann von Ehre, der sein Theuerstes, sein Wort geben will, ein Ja, vollkräftig und bedächtig." Er bemerkte ferner, die Verfassung vom December 1848 sei allerdings das Werk aufopfernder Treue von Männern gewesen, die den Thron gerettet hätten, aber sie habe den breiten Stempel ihres Ursprungs getragen, und erst jetzt könne der König sie genehmigen, nachdem die Volksvertretung die bessernde Hand daran gelegt, Bedenkliches daraus entfernt, Gutes hineingetragen, und dadurch ein Pfand gegeben habe, daß sie von der Arbeit der Vervollkommnung auch fürder nicht lassen, und im Verein mit der Krone die Verfassung den Lebensbedingungen Preußens immer entsprechender machen werde. So beschwöre er treu und ohne Rückhalt die Verfassung, allein Leben und Gedeihen hängen von der Erfüllung unabweislicher Bedingungen ab. „Sie müssen mir helfen — fuhr der Fürst fort — und die Landtage nach Ihnen, und die Treue meines Volkes muß mir helfen gegen die, so die königlich verliehene Freiheit zum Deckmantel der Bosheit machen, und dieselbe gegen ihren Urheber kehren, gegen die von Gott eingesetzte Obrigkeit, gegen die, welche diese Urkunde gleichsam als Ersatz der göttlichen Fürsehung, unserer Geschichte und der alten heiligen Treue betrachten möchten, alle guten Kräfte im Lande müssen sich vereinigen in Unterthanentreue, in Ehrfurcht gegen das Königthum und diesen Thron, der auf dem Sieg unserer Heere ruht, in Beobachtung der Gesetze, in wahrhaftiger Erfüllung des Huldigungseides, so wie des neuen Schwurs der Treue und des Gehorsams gegen den König und des gewissenhaften Haltens der Verfassung; mit einem Worte: seine Lebensbedingung ist die, daß mir das Regieren mit diesem Gesetze möglich gemacht werde — denn in Preußen muß der König regieren, und ich regiere nicht, weil es also mein Wohlgefallen ist, Gott weiß es, sondern weil es Gottes Ordnung ist, darum aber will ich auch regieren."

Nachdem noch mehrere wichtige Gesetze zwischen der Regierung und den Kammern zu Stande gebracht worden waren, erfolgte der Schluß der Sitzungen am 26. Februar.

In der letzten Hälfte des Monats Mai unternahm ein gewisser Sefeloge einen Mordversuch gegen den König; aber die göttliche Fürsehung beschützte auch dieses Mal den edlen Fürsten augenscheinlich. Der Urheber des Mordversuches ist für unzurechnungsfähig erklärt, und zur lebenslänglichen Einsperrung in ein Irrenhaus verurtheilt worden.

Am 5. Juni erließ die Regierung eine einstweilige Verordnung hinsichtlich der Presse, welche von allen Zeitungen und Zeitschriften, die rein wissenschaftlichen, technischen und die zu amtlichen Bekanntmachungen und Anzeigen aus dem Tagesverkehr bestimmten allein ausgenommen, eine bedeutende Summe als Caution verlangt, und allen mißliebigen Zeitungen und Zeitschriften den Vertrieb durch die Post entzieht. Diese Verordnung war ein harter Schlag gegen die junge, aber häufig genug in Frechheit ausgeartete Preßfreiheit. Viele Zeitungen und Zeitschriften, besonders solche, welche der demokratischen Partei angehörten, gingen jetzt ein. Man glaubte, durch dieses Gesetz mehr der Willkür anheimgefallen zu sein, als durch die Censur, wie sie bei dem Regierungsantritt des jetzigen Königs ausgeübt ward.

§ 98.

Aufstand in Posen im Jahre 1848.

Die Nachricht von der Pariser Februar-Revolution und die Einführung der Republik in Frankreich wirkte wie ein electrischer Schlag auf die Polen, und im Großherzogthum begannen sie überall sich zu regen. Als aber die Kunde der berliner Ereignisse vom 18. und 19. März und der Befreiung der wegen der planlosen Erhebung im Jahre 1846 verurtheilten Polen nach Posen gelangte, da ward die polnische Bevölkerung von einem wahren Taumel ergriffen, und glaubte der Augenblick sei nunmehr gekommen, wo an der endlichen Wiederherstellung des alten Polenreiches nicht mehr zu zweifeln wäre. In der Stadt Posen wurde es sehr unruhig. Die polnische Bevölkerung

legte ihre Nationalfarben an, die polnischen Fahnen wehten aus allen Fenstern, und aus allen umliegenden Ortschaften strömte eine solche Menschenmasse nach der Provinzialhauptstadt, daß der Ausbruch der Empörung in jedem Augenblick befürchtet, und wohl nur durch die Entwicklung einer bedeutenden Militairmacht verhindert wurde. Viele bedrohliche Anzeichen ließen das Losbrechen von Gewaltthaten gegen die Deutschen befürchten. Eine Abordnung, an deren Spitze der Erzbischof stand, wurde nach Berlin abgefertigt, welche die sofortige Erklärung der Unabhängigkeit des Großherzogthums verlangen sollte. Dort angekommen, verständigte sich dieselbe mit ihren aus dem Gefängnisse entlassenen Landsleuten dahin, daß es gefährlich sein würde, das Großherzogthum Posen unmittelbar als selbstständigen Staat herzustellen, indem solchen Falles Rußland Gelegenheit nehmen möchte, feindlich gegen dasselbe zu verfahren, ehe an die Errichtung eines Heeres gedacht werden könne. Man beschränkte sich deshalb vorläufig darauf, den König um eine Umgestaltung Posens im polnischen Sinne zu bitten. Der König nahm die polnischen Abgeordneten wohlwollend auf, und genehmigte die Bildung einer Commission aus Polen und Deutschen, die mit dem Oberpräsidenten gemeinschaftlich Berathung pflegen, und über die Neugestaltung des Großherzogthums die nöthigen Anträge stellen sollte.

Mit diesen Zugeständnissen nicht zufrieden gestellt, forderten die Abgeordneten für Posen einen Oberpräsidenten polnischer Zunge, ein nationalpolnisches Heer, Entfernung aller deutschen Beamten aus dem Großherzogthum u. s. w. Auf diese Forderungen gestattete der Minister des Innern, daß die Wahl aller Mitglieder der Commission zur Neugestaltung des Großherzogthums dem polnischen National-Ausschuß allein überlassen werden sollte. Mit alledem konnte aber dem Fortschreiten der Gesetzlosigkeit und dem Auflösen der bestehenden Verhältnisse im Großherzogthum nicht vorgebeugt werden.

Am 28. kam Mieroslawski, einer der in Berlin aus dem Gefängnisse entlassenen Polen und Hauptanstifter

der Erhebung im Jahre 1846 in Posen an. Er wurde mit Jubel empfangen, und erhielt einen solchen Einfluß, daß alle wichtigen Unternehmungen nur unter seiner Zustimmung beschlossen wurden.

Der Nationalausschuß wählte zu Mitgliedern der mehr gedachten Commission 6 Polen und 3 Deutsche, welche, unter dem Vorsitze des Oberpräsidenten von Beurmann, ihre Berathungen begannen. In dem Lande griff aber die Unordnung immer weiter um sich, die Landleute übten sich zum Dienste als Sensenmänner ein, die Felder blieben unbestellt. Der Handel mit gerade gerichteten Sensen und das Tragen derselben ward vergebens verboten, vergebens ermahnten die Behörden das Volk vor Ungesetzlichkeiten. Nicht ungegründet war die Furcht der Beamten und anderer deutschen Bewohner des Großherzogsthums, wie wir in der Folge sehen werden. Die Polen glaubten, in den Deutschen nur ihre Unterdrücker erblicken zu müssen, und waren zudem erbittert, weil die preußische Regierung seit der Besitznahme die deutsche Bevölkerung, welche fast ausschließlich aus Protestanten bestand, vor den katholischen Polen augenscheinlich bevorzugt hatte. Auch kann nicht geläugnet werden, daß ein Theil der Geistlichkeit, uneingedenk ihrer Stellung, das Feuer des Aufruhrs anschürte, oder doch wenigstens nichts that, dasselbe zu dämpfen! Hatten sich doch schon bei dem Aufstande im Jahre 1846 leider einige Geistliche betheiligt.

Der polnische Nationalausschuß steigerte sehr bald seine Forderungen, und beanspruchte, daß auch Westpreußen in die Neugestaltung mit eingeschlossen werde.

Mäßiger, wenngleich immer sehr weitgreifend, blieben die Forderungen, welche der zur Neugestaltung Posens niedergesetzte Ausschuß stellte. Er einigte sich am 1. April 1848 dahin, die polnische Sprache als Geschäftssprache, die Errichtung eines national-polnischen Heeres, die Ernennung eines obersten Verwaltungsbeamten polnischer Zunge u. s. w. zu fordern.

Diese Anträge fanden in Berlin ein ziemlich geneigtes Gehör; aber die Ungeduld der Polen gestatte ihnen nicht,

den Erfolg derselben abzuwarten. Unter dem Vorgeben eines zu befürchtenden Ueberfalls von Rußland warben die Führer der Bewegung Truppen, und bestimmten die Städte Raschkow und Zulmorsitsch als Sammelplätze zu ihrer Einübung. Bald dehnten sie diese Maßregel weiter aus; man setzte die Stadt Pleschen in Vertheidigungszustand, 2000 wohlbewaffnete Uhlanen zogen in dieselbe ein; Sensenmänner folgten nach, und bald richtete man auch die Städte Wreschen, Schroda, Trszmeszno und Xions zu Feldlagern ein, in deren jeder sich 4 bis 5 tausend Sensenmänner versammelten, während Freischaaren zusammentraten, die mit Kugelbüchsen wohlbewaffnet waren. In Posen rückte eine aus berliner Studenten gebildete polnische Legion ein. Daß dergleichen ungeordnete Schaaren Ausschweifungen begingen und begehen mußten, wenn sie bestehen wollten, kann nicht Wunder nehmen. Die Anordnungen der Behörden fanden keine fernere Beachtung; Plünderung, Mißhandlung, selbst Mord waren an der Tagesordnung.

Am 6. April kam der aus Berlin, nach den Wünschen der Polen, abgeschickte General von Willisen in Posen an. Er hatte sehr umfassende Vollmachten, und ertheilte bedeutende Zugeständnisse; aber er forderte Unterwerfung unter die gesetzliche Ordnung und brüderliche Eintracht zwischen beiden Nationalitäten. Willisen befand sich in sehr mißlicher Lage, weil beiden Theilen das nicht genügte, was er anzubieten hatte. Den Polen waren die Zugeständnisse zu gering, die Deutschen hielten sich durch dieselben gefährdet. Der polnische National-Ausschuß setzte seine ungesetzliche Thätigkeit fort, und verführte das unwissende Volk, daß es seine friedliche Thätigkeit verließ, um hingeschlachtet oder ins Elend getrieben zu werden.

Den Gehorsam gegen die Behörden vernichtete man damit, daß man den Leuten sagte: wir stehen nicht mehr unter dem Könige von Preußen, er hat Posen frei gegeben, wir sind selbst Herren im Lande. Nur mit der größten Mühe gelang dem General Willisen die Auflösung der polnischen Lager; allein die Bewaffneten, welche die Sammelplätze verließen, kehrten zum kleinsten Theil in die Heimath

zurück, sondern breiteten sich in kleinern Abtheilungen nach allen Richtungen aus. So wurde das Abkommen, welches Willisen vermittelt hatte, schon nach wenigen Tagen gebrochen.

Am 22. April überfiel die polnische Bevölkerung von Kozim 24 preußische Soldaten (Quartiermacher) tödtete davon 2, und verwundete die übrigen mehr oder minder. Die erbitterten Soldaten vergalten die grausame Behandlung, die ihren Kameraden zu Theil geworden, indem sie 12 Bewohner des Städtchens erlegten, und mehrere schwer verwundeten.

Als an demselben Tage eine Compagnie preußischer Jäger das Städtchen Adelnau besetzen wollte, trat ihr eine vier Mal stärkere Anzahl Sensenmänner entgegen. Dieser Ueberfall bekam den Polen sehr schlecht, 102 Sensenmänner blieben auf dem Platz, 23 wurden gefangen, die übrigen gesprengt.

Aehnliche Gefechte und Ueberfälle fanden noch mehrere statt, so bei Raschkow am 26., wo die Polen 60 Todte und 70 Verwnndete und Gefangene zu beklagen hatten. Das bedeutendste Treffen, das während des ganzen Aufstandes geliefert wurde, war das bei Xions (6 Meilen von Posen), am 29. Die preußischen Truppen wurden von dem Obersten von Brandt, die Polen von dem aus dem Kriege von 1831 her bekannten Major von Dombrowski geführt. Obwohl die Polen sich sehr tapfer wehrten, und auch einige Kanonen in ihren Reihen zählten, dauerte der Kampf doch nur 2½ Stunde; ließen sie doch 200 Todte und noch mehr Verwundete auf dem Platze. Dombrowski gerieth mit 700 seiner Leute in Gefangenschaft. Auch der Verlust der Preußen war nicht gering; sie büßten mehr als 40 Todte und über 50 Verwundete ein. Glücklicher für die Sache der Polen war der Ausgang des Treffens bei Miloslaw am 30., indem sie hier unter Anführung Mieroslawski's die Preußen unter General von Blume besiegten. Dieser unerwartete Sieg ermunterte das sinkende Selbstvertrauen der Polen von neuem.

An Willisens Stelle trat Anfangs Mai der General von Pfuel mit gleichumfassenden Vollmachten. Er verkündigte im Namen des Königs, daß obwohl alle Zugeständnisse durch den Aufruhr verwirkt wären, doch die Einrichtung eines polnischen Herzogthums Gnesen in vollem Maße vor sich gehen sollte. Doch gerade dieses wünschten die Polen nicht, weswegen der Aufstand noch immer fortdauerte.

Einzelne Gräuelthaten, die fast täglich verübt wurden, und von denen die Deutschen auch nicht gänzlich freizusprechen sind, übergehend, müssen wir des schauderhaften Vorfalls in Buck noch gedenken. Der preußische Hauptmann von Bonnigk hatte dieses Städtchen am Abend des 4. Mai mit 1½ Compagnie besetzt. Die Bürger kamen ihm und seinen Leuten freundlich entgegen, versprachen die Bewachung der Stadt zu übernehmen, damit die ermüdeten Truppen ausruhen könnten, bewirtheten die einquartirten Soldaten gut, namentlich reichlich mit Branntewein, schickten aber, nachdem jene sich unbesorgt schlafen gelegt hatten, nach den in der Nähe umherschweifenden Sensenmännern. So wurden die Soldaten im Schlafe überfallen und viele von ihnen ermordet, vor allen die Trommler, um das Sammeln der Truppen zu erschweren, daher es auch dem Hauptmann Mühe machte, seine dem Blutbad entgangenen Leute zusammen zu bringen, und sich mit ihnen zurückzuziehen. Auch von den deutschen und jüdischen Bewohnern wurden viele hingeschlachtet, und noch nach vielen Tagen lagen die Leichen unbeerdigt auf den Straßen.

Die stark angeschwollenen Schaaren der Sensenmänner, denen sich viele Lanzenreiter beigesellt hatten, bedrohten jetzt, unter Anführung von Krotowski*), die Stadt Posen, allein der preußische Major von Schimmelpfennig erreichte sie am 8. Mai bei Rogalin, tödtete ihnen 30 Mann, und brachte ihnen eine vollständige Niederlage bei. Eine Menge Leute ertrank in der Warthe, und viele

*) Er heißt eigentlich Krauthofer und hat seinen Namen in Krotowski umgeformt, um den Polen zu gefallen, für deren Sache er schwärmte, obgleich er von Geburt ein Deutscher ist.

Gefangene, 4 Kanonen und die feindliche Kriegskasse fielen den Siegern in die Hände.

Das polnische Hauptheer unter Mieroslawski hatte sich nach dem Treffen bei Miloslaw nördlich in der Richtung nach Bromberg gewendet, wo ihnen neue Rekruten zuströmten, während die Plünderung der deutschen Bewohner dem Mangel an Lebensmitteln abhalf. Der Schrecken, den die Nachricht von dem Anrücken der Polen in Bromberg, dem Hauptsitze der Gegenbestrebungen gegen die polnische Herrschaft, verursachte, war überaus groß. Noch früh genug rückte aber der preußische General von Hirschfeld mit bedeutenden Streitkräften der Stadt Bromberg zu Hülfe. Auch besetzten preußische Truppen die Uebergänge über die Netze. In wenigen Tagen waren die Polen von allen Seiten umringt, und hatten keine andere Wahl, als Unterwerfung.

Schon am 8. Mai ließ Mieroslawski dem General von Pfuhl seine Unterwerfung unter Bedingungen anbieten, welche dieser nicht annahm. Auf diesfällige Anfrage in Berlin erklärte die Regierung, daß gegen die Anführer des Aufstandes standrechtlich zu verfahren, die Offiziere, Edelleute und Gutsbesitzer in die Festungen Küstrin und Kolberg abzuführen, die übrigen Mannschaften zu entwaffnen und in ihre Heimath zu entlassen seien. Mieroslawski nahm diese Bedingung an, als aber der Generallieutenant von Wedell am 11. Mai den Uebergabe-Vertrag zur Ausführung bringen wollte, fand er im polnischen Lager nur 35 bewaffnete Leute vor. Die Uebrigen hatten sich zum Theil in herumstreifende Banden aufgelöset, theils einzeln nach ihren Dörfern begeben. Mieroslawski wurde an demselben Tage gefangen in Posen eingebracht. Nachdem auch die herumziehenden Banden zerstreut, war in kurzer Zeit die äußere Ruhe des Landes wiederhergestellt, aber in den Gemüthern gährte es fort, und an Versöhnung war nicht zu denken. Hier müssen wir noch Einiges nachholen.

Die Deutschen im Großherzogthum Posen, die während des Aufstandes manchen Erpressungen und selbst Grausamkeiten von Seiten der Polen ausgesetzt waren, hatten schon gleich im Anfange, in zahlreich besuchten Volksversammlungen, auf Lostrennung derjenigen Bezirke vom Großherzogthum angetragen,

worin die Bevölkerung vorzugsweise deutsch war. Diese Anträge fanden zu Berlin sehr geneigtes Gehör; ehe jedoch der König hierüber entscheiden konnte, mußte er sich mit der Bundesversammlung in Frankfurt deßhalb verständigen. Als diese sich zustimmend ausgesprochen, erklärte der König, daß der größte Theil des Netzedistrictes, die Kreise von Birnbaum, Meseritz, Bomst, Fraustadt, Samter, Buck, die Stadt und Festung Posen und Theile einiger anderer Kreise als vorzugsweise deutsche Landestheile von der Neugestaltung des Großherzogthums ausgeschlossen sein sollten. Diese Anordnung, welche die Polen in Wuth versetzte, und von ihnen die vierte Theilung Polens genannt wurde, erkannte die deutsche Nationalversammlung zu Frankfurt, aller Gegenbestrebungen der Polen ungeachtet, am 28. Juli an, während die preußische Nationalversammlung zu Berlin sie mit 177 Stimmen gegen 174 verwarf.

In Frankfurt nahm man auf diesen Beschluß jedoch keine Rücksicht, vielmehr wurde der hessische Generallieutenant von Schäfer-Bernstein nach Posen geschickt, um die Abgränzungslinie zu ziehen. Die von ihm abgesteckte, von der frühern nur unbedeutend abweichende Gränzlinie wurde, nachdem die frankfurter Nationalversammlung ihre Zustimmung vom 6. Februar 1849 erklärt hatte, von der Reichsgewalt genehmigt. Der Beschluß der preußischen Nationalversammlung vom 23. October wurde durch die Verfassung, welche der König am 5. December 1848 gab, wieder aufgehoben. Bis jetzt ist die den Polen so verhaßte Theilung des Großherzogsthums Posen nicht ausgeführt worden; ja, die im Jahre 1848 in den deutschen Bund aufgenommenen Provinzen, Posen und Preußen, sind, nach einem Bundesbeschlusse vom Monat September 1851, wieder davon ausgeschlossen.

Schließlich bemerken wir noch, daß die angedrohten strengen Maßregeln gegen die Anführer und Leiter des polnischen Aufstandes nicht zur Ausführung gekommen sind, vielmehr wurde vom Könige für alle bis zum 1. Juli 1848 im ganzen Großherzogthum begangenen politischen Verbrechen Verzeihung ertheilt. Hiervon waren nur unmittel-

bare Staatsbeamte, Offiziere, Geistliche und Lehrer an öffentlichen Schulen ausgeschlossen; aber auch diese traf keine strengere Strafe, als Dienstentlassung.

§ 99.

Der schleswig-holsteinische Krieg von 1848—1851.

Das Herzogthum Schleswig gehörte nie zu Deutschland, obschon ein großer Theil seiner Bewohner nach Sprache und Sitte Deutsche sind. Als Gränze galt seit 1027 die Eider. Schleswig gehörte seit 1459 als erledigtes Lehen der dänischen Krone, und nach dem Erbrechte des Königs Christian I. Dänemark an. Dagegen steht Dänemark seit 1459 zu Holstein in einer Personal-Union; da nämlich Graf Adolph von Holstein und Schleswig in dem genannten Jahre ohne Erben starb, fiel Holstein, jedoch als deutsches Reichslehen an Dänemark, oder vielmehr wie Andere es lieber ausdrücken, an seinen Vetter Christian von Oldenburg, der gerade die dänische Krone trug. Die Holsteiner führen nun, wie es scheint, mit Grund für sich an, daß durch ein von dem erwähnten König am 3. März 1460 ausgestelltes, und den damaligen Ständen der Länder Schleswig und Holstein ertheiltes Privilegium eine ewige Realunion (d. h. Vereinigung und Gleichstellung beider Länder durch eine und dieselbe Verfassung) zwischen den genannten Herzogthümern ausgesprochen sei. Die Dänen läugnen dieses, und legen die fragliche Urkunde anders aus. Wie diese alten Verhältnisse der genannten Länder zu einander auch sein mögen, ein königlich-dänisches Patent vom 9. September 1806 erklärte, das Herzogthum Holstein (unzweifelhaft zu Deutschland gehörend) sei mit dem gesammten Staatskörper der dem königlichen Scepter untergebenen Monarchie, als ein in jeder Beziehung völlig ungetrennter Theil derselben, verbunden, und demnach der alleinigen unumschränkten Botmäßigkeit (des Königs von Dänemark) unterworfen. Damals erregte diese willkürliche Entscheidung noch keinen offnen Wider-

spruch, Deutsche und Dänen lebten in Frieden, obschon den Herzogthümern hierdurch ihre Selbstständigkeit und Eigenthümlichkeit genommen war. Der Zwist begann gegen das J. 1816, wo man in den beiden Herzogthümern, wie überall, ständische Rechte und Verfassungen wünschte und erstrebte, Holstein hatte hierbei den Artikel 13 der B. A. für sich, wogegen Schleswig das dänische Königsgesetz entgegen zu stehen schien, welchem man damals unbedingte Geltung für dieses Herzogthum beilegte. Im Jahre 1818 wendete sich die holsteinische Ritterschaft an die deutsche Bundesversammlung, führte ihre alten Vorrechte an, und beantragte, daß die über 100 Jahre aufgelöste ständische Verbindung zwischen Schleswig und Holstein wiederhergestellt würde. Die Bundesversammlung lehnte in ihrem Beschlusse vom 27. November 1823 dieses Gesuch ab, weil die alte Verfassung in Holstein nicht in anerkannter Wirksamkeit bestehe. Der preußische Bundestagsgesandte erklärte noch bei dieser Gelegenheit, „daß das Herzogthum Schleswig nicht zu den deutschen Bundesländern gehöre, und daher ganz außerhalb des Einflusses des Bundes liege."

Nachdem in den Herzogthümern Provincialstände eingeführt waren, wurde der Streit über die alten Verfassungs- und Nachfolge-Verhältnisse von Schleswig und Holstein von beiden Seiten lebhaft, ja erbittert, fortgesetzt. Besonders in Schleswig standen sich die dänische und deutsche Partei schroff gegenüber. Letztere stützte sich auf ihr altes Recht, wornach beide Herzogthümer zusammenbleiben, und nur der Mannesstamm des oldenburgischen Fürstenhauses zur Erbfolge gelangen sollte; sie erstrebte daher den Anschluß an Deutschland, unter dem eingeborenen Herzog von Augustenburg, weil die Erlöschung des dänischen Königshauses bevorstand.

Die Dänen dagegen drängten den König Christian VIII. zu den äußersten Schritten, und eine Folge hiervon war der offene Brief vom 8. Juli 1846.

Um der Unruhe und Bekümmerniß über die Zukunft des gemeinschaftlichen Vaterlandes ein Ende zu machen, hieß

es darin, wenn der Mannesſtamm des königlichen Hauſes ausſterben ſollte, habe er, nach Prüfung aller vorhandenen, hierauf Bezug habenden Urkunden, es beſtätigt gefunden, daß die Erbfolge des Königsgeſetzes, welches nämlich die däniſche Erbfolge beſtimmt, für das Herzogthum Schleswig in Folge Patents vom 22. Auguſt 1721 und die darauf folgende Erbhuldigung, ſo wie der Gewährleiſtungen von England und Frankreich u. ſ. w. in voller Gültigkeit ſei. Dagegen hinderten in Beziehung einzelner Theile des Herzogthums Holſtein Verhältniſſe, ſich hierüber mit derſelben Beſtimmtheit auszuſprechen, doch werde er auf Wegräumung dieſer Hinderniſſe ernſtlich Bedacht nehmen, um das däniſche Reich in ſeinem jetzigen Beſtande unverſehrt ſeinem Nachfolger hinterlaſſen zu können.

Die Stände von Holſtein verwahrten ſich am 15. Juli und die von Schleswig am 21. October 1846 kräftig gegen dieſe Uebergriffe. Da ihre Verwahrungen vom König nicht angenommen wurden, wendeten ſie ſich mit ihrer Beſchwerde an die deutſche Bundesverſammlung, und erwirkten von derſelben eine entſprechende Erklärung.

Als am 20. Januar 1848 Chriſtian VIII. ſtarb, folgte ihm ſein Sohn als König Friederich VII., der anfangs auf dem Wege der Güte den Plan ſeines Vaters durchzuſetzen ſuchte. Er verhieß ſchon gleich nach ſeiner Thronbeſteigung dem däniſchen Geſammtſtaat eine Verfaſſung nach dem Zuſchnitt der franzöſiſchen Charte, Preßfreiheit, gleiche Anzahl däniſcher und deutſcher Abgeordneten u. ſ. w. Dieſe Zugeſtändniſſe befriedigten indeſſen die Schleswig-Holſteiner durchaus nicht. Einige 60 Ständemitglieder verſammelten ſich am 17. Februar in Kiel, und beſchloſſen einſtimmig, zwar die verlangten Wahlen vorzunehmen, zugleich aber zu erklären, daß man der Einführung jeder, auf dem Grundſatz eines däniſchen Geſammtſtaates beruhenden, Verfaſſung widerſpreche, dagegen die Vorlage einer conſtitutionellen Verfaſſung für beide Herzogthümer beantrage. Dieſer Beſchluß wurde überall in Schleswig-Holſtein freudig begrüßt. Der nunmehr durch die franzöſiſche Februarrevolution herbeigeführte raſche Umſchwung aller politiſchen Verhältniſſe in

Deutschland gab den Schleswig-Holsteinern größere Zuversicht, so daß dieselben jetzt kühner ans Werk gehen zu dürfen glaubten.

Am 18. März ging eine Abordnung nach Kopenhagen, welche nicht nur eine besondere Verfassung für Schleswig und Holstein, sondern auch den sofortigen Eintritt Schleswigs in den deutschen Bund verlangen sollten, dem es freilich nie angehört hat. Bereits am 24. bildete sich zu Kiel schon eine vorläufige (provisorische) Regierung, die einen Aufruf erließ, worin unter anderm gesagt wurde, der Wille des Landesherrn sei nicht mehr frei, und das Land ohne Regierung; der dringenden Nothwendigkeit folgend, habe man vorläufig die Regierung übernommen, die man im Namen des angestammten Herzogs führen werde; man wolle sich mit aller Kraft den Freiheits- und Einheitsbestrebungen Deutschlands anschließen. Der König antwortete auf die ihm überreichte Bittschrift, daß er gesonnen sei, dem Herzogthum Holstein, als einem selbstständigen deutschen Bundesstaat, eine auf die Grundlage eines ausgedehnten Wahlrechtes gebaute, in Wahrheit freie Verfassung zu gewähren, — daß er sich darneben den Bestrebungen eines kräftigen und volksthümlichen deutschen Parlaments offen anschließen werde, daß er aber Schleswig dem deutschen Bunde einzuverleiben weder das Recht, noch die Macht, noch den Willen habe, daß er aber dessen Selbstständigkeit durch ausgedehnte provinzielle Einrichtungen kräftig zu schirmen entschlossen sei.

Der Unwillen über diese Antwort war groß, und diese deutschen Gränzländer wurden der Schauplatz großer Erschütterungen und blutiger Kämpfe.

Die vorläufige Regierung in Schleswig-Holstein befahl die Landesvertheidigung, und berief die Landesversammlung auf den 3. April nach Rendsburg. Die von Preußen zugesagten Hülfstruppen wurden berufen. In vielen Gegenden Deutschlands bildeten sich Freischaaren, die den Herzogthümern zu Hülfe eilten. Die im Lande stehenden Truppen, aus Schleswig-Holsteinern bestehend, erklärten, für das Land und dessen Freiheit und Rechte kämpfen zu wollen.

Die Stände der Herzogthümer, welche am 3. April in Rendsburg zuſammen getreten waren, trugen auf Einverleibung Schleswigs in den deutſchen Bund an, beſtätigten die vorläufige Regierung, und gaben derſelben ſo ausgedehnte Vollmachten, daß ſie ſich ſcho am 5. wieder auflöſen konnten.

Die Bundesverſammlun zeigte ſich der Sache der Herzogthümer geneigt. Sie erklärte, daß Gefahr für die deutſchen Nordgränzen vorhanden ſei dankte Preußen für das, was es bereits für die Freiheit der Herzogthümer gethan habe, und erſuchte dasſelbe zugleich, ſich mit den Staaten des zehnten Bundes-Armeekorps in Verbindung zu ſetzen, um weitere Maaßregeln ergreifen zu können. Preußiſche Truppen, denen bald Hannoveraner und Braunſchweiger folgten, rückten in die Herzogthümer ein. Auch die Dänen waren nicht müßig, ſie ſetzten bedeutende Streitkräfte ans Land, und brachten am 8. April bei Bau den Schleswig-Holſteinern eine Niederlage bei. Beſonders hart mitgenommen wurden die Studenten und Turner. Jetzt brachen die Preußen auch gegen die Dänen auf, und beſiegten ſie am 22. in der Nähe der Stadt Schleswig. Am heftigſten wurde geſtritten bei dem Dorfe Buſtorf. Vorzüglich zeichneten ſich die preußiſchen Garden aus, welche ohne ihre Kanonen und die andern Bundestruppen abzuwarten, das befeſtigte Danewirke ſtürmten.

Führer der Preußen waren die Generale von Möllendorf und Bonin, Anführer der Hannoveraner, General Halkett. Zum Oberbefehlshaber ſämmtlicher deutſchen Truppen in den Herzogthümern ward der General von Wrangel ernannt. Nach einigen unbedeutenden Gefechten, die ſämmtlich für die Dänen einen nachtheiligen Ausgang nahmen, räumten dieſelben das Herzogthum Schleswig, und zogen ſich theils nach Kolding in Jütland, und theils nach der Inſel Alſen zurück.

Für dieſe Schlappen rächte ſich Dänemark dadurch, daß es auf alle in däniſchen Häfen befindlichen preußiſchen Schiffe Beſchlag legen ließ, deren Aufbringung auf offner See befahl, und mehrere Häfen der Nordſee in Blokadezuſtand erklärte.

Jetzt, als Deutschland sich Solches von dem kleinen Dänemark gefallen lassen mußte, dachte man an die Beschaffung einer deutschen Kriegsflotte. Obwohl die deutsche Nationalversammlung 6 Millionen zum Flottenbau bewilligte, und dazu von allen Seiten nicht unbedeutende freiwillige Beiträge einliefen, so ist zu dem Werke dennoch bis jetzt erst nur der schwache Anfang gemacht.

Am 1. Mai überschritt der Oberfeldherr der deutschen Bundestruppen, General Wrangel, die Gränzen Jütlands, ohne Widerstand zu finden. Selbst die Festung Friderieia (die später im Jahre 1849 so lange vergebens von den schleswig-holsteinischen Truppen belagert wurde), war von den Dänen verlassen, und wurde vom General Bonin besetzt. Am 28. Mai bestanden die Dänen unter dem Schutze ihrer Schiffe ein siegreiches Gefecht bei Düppel; dagegen wurden sie am 5. Juni zurückgedrängt, als sie von Alsen aus eine Landung versuchten, und erlitten am 7. bei Hoptrup eine Schlappe.

Jetzt wurde unter englischer Vermittelung über einen Waffenstillstand zwischen Dänemark und Preußen verhandelt. Als diese Verhandlungen nicht rasch zum Ziele führten, wurden sie abgebrochen, und ein großer Theil der Truppen des 7. 8. und 9. Bundesarmeekorps erhielt vom Reichsministerium Befehl, das Heer im Norden zu verstärken. Gegen die Mitte des Monats August wurden fast auf allen deutschen Eisenbahnen bedeutende Truppenmassen nach den Herzogthümern befördert. Bald wurden indessen die abgebrochenen Waffenstillstands-Unterhandlungen wieder aufgenommen. Die Stellung Preußens bei diesen Unterhandlungen war äußerst ungünstig. Bei der gefährlichen Lage, worin sich dasselbe und ganz Deutschland befand, mußte Alles vermieden werden, wodurch ein allgemeiner Krieg hätte herbeigeführt werden können. Da Dänemark sich weigerte, mit der neugebildeten deutschen Centralgewalt (deren Errichtung ihm nicht amtlich hatte angezeigt werden können, weil es mit Deutschland im Kriege war), sich in Einvernehmen zu setzen, so verlangte Preußen von dem Reichsverweser eine unbeschränkte Vollmacht, welche ihm jedoch nur unter meh-

reren Bestimmungen ertheilt wurde. Preußen ließ einige derselben unbeachtet, und schloß am 2. September zu Malmö einen siebenmonatlichen Waffenstillstand ab.

Das Bekanntwerden dieses Vertrages erregte sowohl in Schleswig-Holstein, als in der Frankfurter Nationalversammlung und in manchen Gegenden Deutschlands einen Sturm des Unwillens gegen Preußen. Die preußische Regierung suchte ihr Verfahren zu rechtfertigen, indem sie bemerkte, daß die gestellten Forderungen nicht zu erreichen gewesen wären, weil man alle Großmächte gegen sich gehabt; wenn die Vollmacht in einzelnen Punkten überschritten sei, so habe man in andern auch günstigere Bedingungen erreicht; zudem habe man die Lage der Küstenländer in Betracht ziehen müssen u. s. w.

In der Nationalversammlung zu Frankfurt wurde dieser Waffenstillstand zuerst verworfen und dann genehmigt.

Die schleswig-holsteinische Landesversammlung hatte die neue Verfassung, welche indessen erst nach wiederhergestelltem Frieden in Wirksamkeit treten sollte, rasch beendigt. Die von Deutschland und Dänemark eingesetzte neue Regierung für Schleswig-Holstein trat am 22. October ihr Amt an, aber sie hatte mit Schwierigkeiten nach allen Seiten zu kämpfen. Man sah es in den Herzogthümern voraus, daß kein Friede zu hoffen sei, weshalb man sich zu Wasser und zu Lande mit der äußersten Anstrengung rüstete. Wirklich wurde der Waffenstillstand am 26. Februar 1849 von Dänemark gekündigt. Wenngleich Oesterreich, Rußland, Frankreich und vor allen England diesen übereilten Schritt tadelten, so geschah doch nichts, den Ausbruch der Feindseligkeiten zu verhindern. Einem Marschbefehl des Reichsministeriums vom 11. März zufolge brachen 40,000 Mann Bundestruppen (Preußen, Bayern, Sachsen, Badener, Nassauer, u. s. w.) nach den Herzogthümern auf.

Die Dänen überschritten am 3. April die jütische Gränze an drei Punkten, drängten die schleswig-holsteinische Vorhut zurück, und besetzten Apenrade und Hadersleben. Aehnliches geschah im Sundewitt, und am 4. April Abends

erschien eine dänische Schiffsabtheilung, aus dem Linienschiff Christian VIII., der Fregatte Gefion, einer Corvette und zwei Dampfern bestehend, am Eingange des Hafens von Eckernförde, die am nächsten Morgen bei frischem Ostwind in den Hafen einlief, und Truppen an das Land setzen sollte. Hier geschah das Außerordentliche, daß zehn schleswig-holsteinische Geschütze, in zwei Strandbatterien vertheilt, denen später eine halbe nassauische Batterie zu Hülfe kam, den Kampf gegen das überlegene Feuer so großer, mit zahlreichem Geschütz versehener Schiffe annahmen, und einen staunenerregenden Sieg errangen. Durch diesen Sieg wurden alle kleineren Schiffe zur Flucht, die beiden größten aber zur Uebergabe genöthigt, doch flog der in Brand gerathene Christian VIII. in die Luft, noch ehe die Ausschiffung der Mannschaften vollständig bewirkt war.

Ein schöner Zug aus diesem sonst nicht erhebenden Kriege verdient hier Erwägung. Paludaa, der Kapitän, übergab sein Linienschiff und die Fregatte, entfernte sich vom Bord mit seinen Offizieren und 650 Matrosen, und zeigte an, daß Feuer im Schiffe sei. Noch befanden sich dort 250 Schwerverwundete, von ihren Landleuten verlassen, aber ein Gegenstand des Mitleides und Erbarmens von Seiten der gegnerischen Deutschen die ihr Leben wagten, um die Feinde zu retten. Der wackere Preußer bestieg zuerst das brennende Schiff. Bereits schlugen die Flammen aus den Luken, Segel und Taue brannten. Die Zuschauer am Strande harrten mit banger Sehnsucht des Ausgangs. Da entsteht eine schreckliche Explosion, eine Feuersäule erhebt sich gen Himmel, Segel, Masten, Menschen fliegen in die Luft, unter ihnen der hochherzige Preußer.

General von Bonin hatte die schleswig-holsteinische Heeresabtheilung gesammelt; da aber die Dänen zurückgingen, konnte er die Städte Apenrade und Hadersleben wieder besetzen, und am 9. April stand er schon an der Königsau, der Gränze zwischen Schleswig und Jütland.

Obwohl die Hannoveraner am 6. ein hitziges Gefecht mit den Dänen bei Ulderup und Satrup bestanden, und am 13. ihre für uneinnehmbar gehaltenen Schanzen bei Düppel in Verbindung mit den Bayern, Sachsen, Kurhes-

sen u. s. w. erstürmt hatten, obwohl Bonin den Dänen am 23. bei Kolding eine Niederlage beibrachte, so wurde doch von Seiten der Preußen unter Prittwitz der Krieg so wenig mit Nachdruck geführt, daß man schon den Zweifel aussprach, ob es ihm auch Ernst sei. Die Belagerung von Fridericia wurde von den Schleswig-Holsteinern am 16. Mai begonnen. Am 5. Juli, als schon die Waffenstillstands-Unterhandlungen mit Preußen zum Abschlusse fertig waren, machten die Dänen aus dieser Festung einen unerwarteten Ausfall in solcher Stärke und Uebermacht, daß Bonins Truppen demselben nicht zu widerstehen vermochten. Nach hartem Kampfe wurden sie zum Weichen gebracht, worauf die Dänen sich des ganzen Balagerungsgeschützes und der Schanzen bemächtigten. Der dänische General von Rye bezahlte den theuer erkauften Sieg mit seinem Leben.

Am 10. Juli schloß Preußen einen Seperatwaffenstillstand mit Dänemark, in welchem die vorläufige Trennung Schleswigs von Holstein ausgesprochen wurde. Die Schleswig-Holsteiner vernahmen mit Unwillen die Kunde von diesem Waffenstillstand, mußten sich aber in das Unvermeidliche fügen, als allmälig die Bundestruppen aus Schleswig abzogen, und einer preußisch-schwedischen Besetzung Platz machten. Als endlich am 2. Juli 1850 Preußen den Frieden mit Dänemark abgeschlossen hatte, begannen die Schleswig-Holsteiner unter Anführung des Generals von Willisen den Krieg gegen Dänemark auf eigene Hand; gleichwohl hatte der König in seinem Erlasse vom 4. Juli erklärt: „Die etwaige Sorge, daß eine Incorporation dieses Herzogthums (Schleswigs) in Dänemark beabsichtigt sein könne, findet jedenfalls in unserer hiermit erneuerten Zusage, daß eine solche nicht stattfinden soll, ihre definitive Beseitigung.“ — Der König hatte hierdurch also seine frühere Willenserklärung förmlich zurückgenommen. Die Schleswig-Holsteiner trauten indeß dieser Zusage nicht; sie wurden am 25. Juli in der blutigen Schlacht bei Idstädt in der Nähe der Stadt Schleswig trotz der tapfersten Gegenwehr besiegt. Der Verlust an Gefallenen, Verwundeten und Gefangenen war auf beiden Seiten sehr bedeutend. Nach dieser unglücklichen Schlacht zog sich das

schleswig-holsteinische Heer nach Rendsburg und Umgegend zurück, und gab das ganze Schleswig den Dänen preis. Bald darauf wurde auch bei dem Sturm auf Friedrichsstadt ein für die Schleswig-Holsteiner unglückliches Treffen geliefert. Tief bedauern müssen wir soviel vergeblich vergossenes Blut; schwerlich würde aber auch die Lage der Schleswig-Holsteiner durch glücklichere Kämpfe bedeutend verbessert und ihre Hoffnungen erfüllt worden sein, weil die Großmächte über ihr Loos bereits anders entschieden hatten. Der Friede vom 2. Juli wurde von den Staaten des deutschen Bundes bestätigt, und in Folge einer Verabredung, die Ende Novembers zu Ollmütz zwischen dem österreichischen Minister Fürsten von Schwarzenberg und dem preußischen Minister Freiherrn von Manteuffel statfand und unter Zustimmung der bald darauf zu Dresden eröffneten sogenannten freien Conferenz, übernahm eine österreichische Heeresabtheilung unter dem Feld-Marschall-Lieutnant Legeditsch, die im Monat Februar 1851 in die Herzogthümer einrückte, dort die einzelnen Bestimmungen des oben erwähnten Friedens auszuführen. Die Schleswig-Holsteiner ließen es nicht zum Aeußersten kommen, sondern entließen ihr Heer und fügten sich den Forderungen des deutschen Bundes. Die Oesterreicher hielten auf unbestimmte Zeit das Herzogthum besetzt. Die Festung Rendsburg bekam eine österreichische und preußische, und das dazu gehörende sogenannte Kronenwerk eine kleine dänische Besatzung.

Alle Verhältnisse der beiden Herzogthümer sollten auf den Stand von 1846 zurückgeführt werden.

Erst im Februar 1852, hat die Sache der Schleswig-Holsteiner, durch die Bemühungen von Oesterreich und Preußen eine ziemlich befriedigende Beendigung gefunden. Der Abzug der fremden Truppen erfolgte im März. Unsere Theilnahme können wir dem tüchtigen und kernhaften holsteinischen Brudervolke nicht weigern, wenn wir ihm auch nicht in allen seinen Forderungen und in seinem Auftreten gegen die rechtmäßige Obrigkeit unsern Beifall zu schenken vermögen. Damit soll indeß auch der Willkür der Dänen keineswegs das Wort geredet werden.

Aufstände und Bewegungen in Deutschland, im Frühjahr 1849, angeblich zur Durchführung der Reichsverfassung.

§ 100.

Aufstand in Dresden.

Am 27. April war die zweite Kammer in Berlin aufgelöst worden; am 28. erklärte Preußen entschieden, daß es die in Frankfurt beschlossene Reichsverfassung nicht annehme, und bot allen Regierungen, die hierin mit ihm übereinstimmten, seinen Schutz an. Bayern und die meisten Regierungen der größern deutschen Staaten weigerten ebenfalls dieser Frankfurter Reichsverfassung ihre Zustimmung. Am 4. Mai forderte die schon sehr zusammengeschmolzene Nationalversammlung die Regierungen und Gemeinden der einzelnen deutschen Staaten, sowie das ganze deutsche Volk, auf, daß sie diese Verfassung zur Anerkennung bringen sollten. Es fanden auch in einigen Gegenden Deutschlands Bewegungen, angeblich zu Gunsten der Reichsverfassung, im Grunde aber aus ganz anderen Ursachen, statt. In Würtemberg zwang die Landesversammlung, in Verbindung mit einem liberalen Ministerium, den König zur unbedingten Anerkennung. In Sachsen hegte man dieselben Absichten, man wollte eine bewaffnete Revolution haben, oder es doch zum wenigsten machen, wie die Schwaben (Würtemberger), die ihren König so mannhaft gezwungen, zumal sich die Preußen für die Reichsverfassung nicht rückten und rührten. Da die sächsischen Kammern, welche früher gegen die Beschlüsse der Nationalversammlung eingenommen waren, jetzt die unbedingte Anerkennung der in Frankfurt beschlossenen Verfassung verlangten, so wurden sie aufgelöst. Der König nahm auch die Entlassung der Minister Dr. Held, v. Ehrenstein

und Dr. Weinling an, welche ihm den Rath ertheilt, diese Verfassung anzunehmen, indem er die Anmuthung, der drohenden Gewaltthat zu bewilligen, was er der Bitte versagt hatte, mit einer Festigkeit zurückwies, welche alle Anerkennung verdient. Fest entschlossen, keine Wiederholung der Dinge in Stuttgart eintreten zu lassen, berief der König den Geheimrath Dr. Zschinsky zum Vorstand des Ministeriums, in welchem die Herren von Beust und Rabenhorst verblieben, und hatte für alle Abordnungen, womit ihn die Behörden fast sämmtlicher sächsischen Städte und Kreise bestürmten, nur die Antwort, „daß er ohne Preußen und Bayern die Reichsverfassung nicht annehmen werde."

Als dieser Bescheid am 4. allgemein bekannt wurde, brauste der Aufruhr bald in den Straßen Dresdens; das lange vorher bearbeitete Volk rannte wie wild umher, und verlangte nach Waffen. Da dieselben nicht gutwillig hergegeben wurden, so stürmten die Haufen das Zeughaus, um sie dort zu erbeuten. Beim Sturm auf das Zeughaus fand der erste blutige Zusammenstoß mit den königlichen Truppen statt. Gleich darauf ward das Rathhaus vom Volke besetzt, und das königliche Schloß mit Steinwürfen angegriffen. Ueberall in den Straßen erhoben sich Barrikaden; durch alle Thore strömten fremde Zuzügler, besonders aus dem Voigtlande, und beim Beginn der Nacht war der Aufstand in vollem Gange. Ein sogenannter Sicherheitsausschuß, der sich in aller Eile gebildet hatte, ging den König noch einmal drohend um das verweigerte Ja an. Der König bedurfte einiger Minuten, um sich zu sammeln, ehe er Kraft erlangte, seine ablehnende Antwort nochmals zu begründen. Er verließ übrigens am folgenden Morgen in aller Frühe, nachdem das Schloß bereits beschossen und mehrfache Versuche gemacht worden, dasselbe in Brand zu stecken, in Begleitung seiner Minister Dresden. Als dieselben ihren Monarchen auf der Feste Königstein in Sicherheit wußten, kehrten sie nach der Hauptstadt zurück. Mittlerweile hatte der Befehlshaber der königlichen Truppen mit den Aufständischen, auf deren Verlangen, einen Waffenstillstand bis zum Mittage des 5. Mai abgeschlossen. Diese Frist diente nur dazu, die angefangenen Barrikaden zu vollenden, und die noch in Dresden anwesen-

den Mitglieder der aufgelösten Kammern hatten Zeit gewonnen, den Advokaten Tzschirner, den Justizamtmann Heubner und den Geheimrath Todt als vorläufige Regierung einzusetzen. Diese Männer forderten das Militär zum Uebertritt und Eidbruch, und das ganze Land zur Unterstützung des Aufstandes auf. Bei ersterm hatte dieser Aufruf nur geringen Erfolg, während aus dem Lande noch immer bewaffneter Zuzug, namentlich auch aus dem Erzgebirge, ankam.

Der Kampf begann von Neuem, weil die Aufständischen die Bedingungen des Waffenstillstandes nicht gehalten, und erneuerte Versuche, eine Verständigung herbeizuführen, ohne Erfolg blieben.

Da der größte Theil der sächsischen Truppen sich damals in Schleswig-Holstein befand, so hatte die Regierung gleich beim Beginn des Aufruhrs um preußische Hülfstruppen angehalten. Schon am 5. Abends kam von Berlin das Füsilier-Bataillon des Kaiser-Alexander-Grenadier-Regiments in Dresden an; noch ein Bataillon von demselben, sowie eins vom 24. preußischen Infanterie-Regiment folgten. Der Kampf, dessen Einzelheiten wir hier nicht erzählen können, war ein blutiger, und dauerte vom 6. bis zum 9. Mai Morgens. Die Zündnadelgewehre und die Spitzkugeln der Preußen brachten die Truppen gegen die Aufständischen in bedeutenden Vortheil. Die Artillerie der Truppen fügte den Häusern viel, den Kämpfenden wenig Schaden zu. Angriffe auf die äußerst festen Barrikaden fanden, nachdem die ersten abgeschlagen worden waren, nicht mehr statt, vielmehr befolgte man dieselbe Taktik, wie in Wien, nämlich seitwärts vorzudringen, die Brandmauern der Häuser zu durchbrechen, und so den Barrikaden in den Rücken zu kommen. In der Nacht und am Morgen des 9. Mai erstürmten Preußen und Sachsen die letzten festen Stellungen des Aufstandes, nach deren Verlust sämmtliche Hauptstraßen der Stadt mit Geschütz bestrichen werden konnten. Dresden mußte jetzt von den Aufständischen geräumt werden, und ihrer etwa 6000 bewegten sich nach Freiberg hin, auf der einzigen Straße, die noch frei war. Noch sollte der Kampf nicht aufgegeben wer-

den; allein der ungeordnete Haufe löste sich auf, weil sich Trupp auf Trupp allmälig entfernt hatte.

Die Mehrzahl der Urheber und Anführer des Aufstandes entkam nach Baden und der Pfalz, wo jetzt auch die schwarz-roth-goldene Fahne zu einem Banner des Aufstandes geworden war. Nur der russische Flüchtling Bakunin und Heubner, Mitglied der provisorischen Regierung, waren festgenommen worden.

So wurde Sachsen der Revolution um schweren Preis entrissen. Die Regierung bediente sich ihres Sieges mit Mäßigung; die Untersuchung wider die bürgerlichen Theilnehmer am Aufstande wurde den ordentlichen Gerichten überwiesen. Blut ist zur Sühne dieses Aufstandes nicht geflossen.

Sachsen schloß sich dem am 26. Mai in Berlin errichteten, unter dem Namen des Dreikönigsbundes bekannten Vertrage an, wie wir in der Folge sehen werden. Eine königliche Verfügung vom 20. September ordnete hierauf die Landtagswahlen an. Da durch diese Verordnung die Wahlen nach Kopfzahl beseitigt worden waren, so erschienen die Abgeordneten zu dem auf den 30. October nach Dresden einberufenen Landtage so unvollzählig, daß die Sitzungen erst am 26. November mit einer Thronrede eröffnet werden konnten. Ueberhaupt fanden die Maßregeln der sächsischen Regierung im Lande vielen Widerspruch, der später etwas nachließ, wenn auch das Vertrauen zu der Regierung noch lange nicht vollkommen befestigt ist.

§ 101.

Der Aufstand in der Pfalz.

Bayern hatte, wie wir bereits bemerkt haben, die Frankfurter Reichsverfassung nicht anerkannt. Ein großer Theil des Volkes mißbilligte dieses; ein wahrer Adressensturm

brach gegen das kräftige Ministerium von der Pfordten, welches vor Kurzem die Leitung der Regierung übernommen hatte, los. Volksversammlungen, von denen die bei Nürnberg gehaltene die besuchteste war, führten eine sehr herausfordernde Sprache. Auch die zweite Kammer, die am 17. eröffnet worden, entschied sich mit einer Mehrheit von 10 Stimmen für die Annahme einer Adresse in diesem Sinne. Nur in Altbayern und Oberschwaben, wo die Bevölkerung fast ausschließlich katholisch ist, fand die Regierung Unterstützung, und von daher liefen 271 Adressen ein, — darunter eine aus München mit 14,000 Unterschriften, welche einer unbedingten Anerkennung der Frankfurter Reichsverfassung widersprachen.

Nachtheiliger gestalteten sich die Dinge für die Regierung in der Pfalz, wo die vorhandenen Truppen, meist aus Eingeborenen des Landes bestehend, weder zahlreich noch zuverläßig waren, und die Demagogen besonders durch die Märzvereine einer Revolution gründlich vorgearbeitet hatten. In Neustadt beschloß eine Volksversammlung am 28. April, „daß jede der Reichsverfassung entgegenstehende Regierungsverfügung als eine Auflehnung gegen die bestehenden Gesetze, sowie gegen die Souveränität des Volkes betrachtet werden müsse, und für letzteres das Recht der Selbsterhaltung begründe;" am 29. April erließ eine in Speier abgehaltene Volksversammlung die Erklärung, „daß, wenn Bayern bei seiner Politik beharre, der Pfalz nur die Wahl bleibe, mit Bayern von dem übrigen Deutschland, oder sich von Bayern loszusagen, eine Wahl, die nicht zweifelhaft sein könne, weil die Pfälzer vor allem Deutsche sein wollten." Den Ausschlag gab die nach Kaiserslautern ausgeschriebene Volksversammlung (2. Mai) mit ihren Beschlüssen, die Regierung, die Beamten und die Gemeinden zur Anerkennung der Verfassung aufzufordern, die Steuern zu verweigern, die Landeskassen in Beschlag zu nehmen, sich mit den angränzenden deutschen Volksstämmen zu verbrüdern, die Volksbewaffnung in zwei Aufgeboten ins Werk zu setzen, und einen Landesvertheidigungsausschuß zu bilden.

Festern Bestand gewann der Aufruhr in der Pfalz durch das Erscheinen des Reichsbevollmächtigten Eisenstuck, dessen

Entscheidungen das Volk glauben ließen, daß der Reichsverweser mit der Erhebung der Pfalz einverstanden sei. Die Ueberschreitung seiner Vollmachten hatte zwar die baldige Zurückrufung Eisenstuck's zur Folge; doch war man in der Pfalz schon zu weit gegangen, um sofort umkehren zu können; auch hoben die tollen Beschlüsse der Nationalversammlung den Muth, und die von allen Seiten zuströmenden Freischärler und Revolutionäre mahnten zum Ausharren. Dennoch blieb diese „Erhebung" nur ein flüchtiger Rausch, und namentlich wendete die ländliche Bevölkerung dem Aufstande sehr bald den Rücken.

Die in Kaiserslautern eingesetzte provisorische Regierung stand größtentheils nur auf dem Papiere, indem mehrere Mitglieder derselben sich gar nicht in der Pfalz befanden. Statt ihrer betrugen Flüchtlinge aus andern deutschen Ländern, namentlich aus Preußen, sich als die einstweiligen Herrscher des Landes. Zwangssteuern wurden ausgeschrieben, und Verordnungen in Menge erlassen, auch eine den Verhältnissen nicht entsprechende Gemeindeordnung in aller Eile octroyirt.

Die Festungen Landau und Germersheim blieben der gesetzlichen Gewalt erhalten; — ersteres freilich nur durch den beharrlichen Muth der Offiziere und der wenigen ihnen treu gebliebenen Soldaten. Ein von dem sogenannten Obersten Blenker gegen Landau versuchter Handstreich mißlang, eben so wenig hatte die Bemühung, diese Festung unter Wasser zu setzen, Erfolg.

Obwohl die bayerische Regierung keine Mitwirkung Preußens bei der Unterdrückung dieses Aufstandes nachgesucht hatte, so rückten doch am 12. und 13. Juni preußische Truppen an mehrern Seiten zugleich in die Pfalz. Die Besetzung dieses Landes und die Säuberung desselben von aufständischen Schaaren war für Preußen schon aus strategischen Gründen geboten, weil mittlerweile auch der Umsturz in Baden, von dem sogleich die Rede sein wird, stattgefunden, und die revolutionären Regierungen beider Länder ein Schutz- und Trutzbündniß abgeschlossen hatten.

Dem leichten Sinn der Pfälzer wurde das Ding doch zu ernſt, als die Preußen ins Land kamen. Ein wenig Spectakel hatte man wohl machen, den Altbayern wohl Schrecken einjagen, und ſich von ihnen auch wohl ganz befreien mögen, wenn es thunlich geweſen wäre, und ohne Gefahr hätte geſchehen können, weiter aber auch nichts. Es fehlte dem Revolutionsheere an Zahl, Entſchloſſenheit, Führung und kriegeriſchem Geiſt. Bei dem Rückzug lief die Volkswehr größtentheils aus einander; die Landleute gingen den einrückenden preußiſchen Truppen freundlich entgegen. Ein unbedeutendes Gefecht bei Kirchheimbolanden und die Beſchießung Ludwighafens von Mannheim ſind die einzigen kriegeriſchen Ereigniſſe in der Pfalz geblieben.

Am 18. Juni führte der Pole Sznayde bei Knielingen die pfälzer revolutionären Schaaren über den Rhein. Die Preußen folgten ihnen auf dem Fuße.

Gleich darauf rückte der bayeriſche General Fürſt Taxis mit der weſtfränkiſchen Heeresabtheilung in die Pfalz, und verfuhr mit der ihm zur Pflicht gemachten Schonung und Milde. Der Lieutenant Graf Fugger, welcher den Verſuch gemacht, eine Compagnie Artilleriſten aus Landau dem Aufſtande zuzuführen, iſt der Einzige, mit deſſen Blute die Regierung die Verletzung militäriſcher Treue ſühnte. Er ſtarb als Chriſt.

§ 102.

Aufruhr und Umſturz in Baden.

Daß Baden in dem unruhigen Frühjahr 1849 auch ſeine Revolution haben mußte, ließ ſich erwarten. War doch in dieſem Lande ſeit Menſchengedenken Alles revolutionirt, und zwar weit mehr von oben als von unten. Durch einen zweimaligen Aufruhr im Jahre 1848 war die Regierung nicht gewitzigt worden, ſondern hoffte, durch Befriedigung faſt aller Wünſche des „Volkes“ ſich Achtung, Anerkennung

und Unterstützung zu erwirken. Die Partei des Umsturzes, welche wohl in keinem deutschen Lande so zahlreich vertreten war, als in Baden. und welche die Gesinnung des Volkes, namentlich in den Städten, durch und durch vergiftet hatte, blieb jedoch unbefriedigt, und setzte einen erbitterten Kampf gegen die Staatsgewalt fort. Der Aufruhr war in Baden seit Jahr und Tag schon so gründlich einstudirt und eingeübt worden, wie ein Theaterstück, welches endlich in großartiger Weise zur Ausführung kommen soll. Die über ganz Deutschland ausgebreitete Partei, welche die Einführung der Republik mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln bezweckte, hatte sich Baden als den Ausgangspunkt für diese Erschütterung ersehen, und dahin liefen alle Fäden zusammen, aus denen das weite Netz über das ganze Vaterland zusammengezogen werden sollte. Den zuverläßigsten Beweis liefert uns Baden, daß die im Mai 1849 in mehrern Gegenden Deutschlands ausbrechenden Aufstände die Durchführung der „Reichsverfassung" nur zum Vorwande nahmen, und eigentlich der Einführung der Republik galten. Gerade die badische Regierung hatte die Frankfurter Reichsverfassung unbedingt anerkannt, und, in Uebereinstimmung mit einem Beschluß der dortigen Kammern, am 10. Mai, die Beeidigung des Heeres und der Bürgerwehr auf dieselbe vornehmen lassen.

Schon am 5. April hatten sich zu Heidelberg Abgeordnete der Reichsversammlung, so wie der Kammern von Bayern, Sachsen, Würtemberg, Baden, beider Hessen und des aufgelösten Kremsierer Reichstages versammelt, um sich über die gegen die Regierungen zu ergreifenden Maßregeln zu berathen.

Eine Volksversammlung folgte der andern, am 9. Mai vereidete man in Heidelberg die Volkswehr auf den deutschen Freistaatenbund. Am gefährlichsten aber war es, daß auch die Soldaten, diese Stützen der Ordnung, in die Bewegung hineingezogen wurden. Die Besatzung von Rastatt, durch Wühlereien verführt, gab das Zeichen zum Ausbruch der Empörung. Nachdem schon einige Tage vorher dort äußerst bedenkliche Zusammenrottungen stattgefunden, erho-

ben sich die zu der Besatzung dieser Festung gehörenden Truppen am 13. vollständig gegen ihre Offiziere. Auch in Lörrach steigerten unruhige Bewegungen unter den Soldaten sich zu einer vollständigen Zerreissung aller Bande der Kriegeszucht.

Gestützt auf diese unbotmäßigen Soldaten-Rotten versammelten sich am 13. Mai die Abgeordneten von beinah 400 Volksvereinen in Offenburg, wo eine ungeheuere Volksversammlung abgehalten wurde. Man hatte vor, in derselben schon die Republik auszurufen; stand aber noch davon ab und beschloß die bewaffnete Unterstützung der Pfalz, den Eintritt eines Ministeriums Brentano, die Auflösung der gegenwärtigen Landeskammern und die Zusammenberufung einer neuen, aus allgemeinem Stimmrecht hervorgegangenen verfassunggebenden Versammlung; ferner verlangten die Vertreter der vielen Volksvereine, die in Offenburg zusammengekommen waren, augenblickliche Einführung von Geschwornengerichten, Abschaffung des gesammten alten Steuerwesens, Errichtung eines großen Landespensionsfonds, aus dem jeder arbeitsunfähige Bürger unterstützt werden solle, unentgeltliche Aufhebung sämmtlicher Grundlasten, Verschmelzung des stehenden Heeres mit der Volkswehr, so wie freie Wahl der Offiziere für das Heer — und verschiedene ähnliche Gegenstände. Zugleich wurde ein Landesausschuß ernannt, welcher mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln für die Durchführung dieser Beschlüsse Sorge tragen sollte.

Der Großherzog und seine Räthe lehnten die Gewährung dieser unstatthaften Forderungen mit dem Bedeuten ab, daß nur mit der künftigen, nach dem neuen Wahlgesetz zu berufenden Volksvertretung dergleichen Maßregeln berathen werden könnten, eine aus eigener Machtvollkommenheit zusammengetretene Volksversammlung aber nicht berechtigt sei, den ganzen Bau des Staats willkürlich zu ändern.

Zwei Compagnien Fußvolk, welche am Nachmittage des 13. Mai von Lörrach in wilder Auflösung nach Karlsruhe kamen, gaben auch hier das Zeichen zum Ausbruch

der Revolution. Schon am Abend empörten sich die Soldaten in der Kaserne, griffen hierauf das Haus ihres Obersten an, und versuchten sodann das Zeughaus zu stürmen. Zwei Compagnien Bürgerwehr und eine Abtheilung Pioniere wiesen die Meuterer mit Flintenkugeln zurück, und Rittmeister Laroche warf sich ihnen mit seiner Schwadron Dragoner entgegen. Der tapfere Führer sank tödtlich getroffen; der Großherzog verließ während der Nacht seine in den Händen aufrührerischer Soldaten befindliche Hauptstadt, und die Bürgerwehr gab den jetzt vergeblich gewordenen Kampf auf.

Die Revolution war vollbracht. Am 14. gegen Abend hielt der in Offenburg gewählte Landesausschuß seinen Einzug in Karlsruhe und übertrug die ausübende Gewalt an Brentano, Peter, Eichfeld und Goegg. Die Gefangenen in Bruchsal, darunter Struve, Blind und von Bornstadt wurden befreiet. Die Aufrufe an die deutschen Heere und an das deutsche Volk zogen jugendliche Brauseköpfe, Turner, Wühler von Handwerk und arbeitscheues Gesindel, zumal nach dem Scheitern des dresdener Aufstandes, in Masse herbei.

Der Versuch, die Revolution über Würtemberg auszudehnen, scheiterte, indem Fickler, der sich in dieser Absicht dahin begeben, verhaftet und auf den Hohenasperg abgeführt ward. Römer rettete durch Kraft und Entschiedenheit Würtemberg von der Revolution.

Am 30. wurden die Hessen, welche in der Gegend von Heppenheim standen, in der Hoffnung angegriffen, daß sie sofort zu den Aufständischen übergehen würden, allein letztere hatten sich getäuscht, und wurden mit blutigen Köpfen heimgeschickt. Nun hieß es freilich, so etwas hätte man sich von den „blinden" Hessen nicht versehen. Auch die schmählichen Bemühungen, von der französischen Republik Beistand zu erhalten, blieben ohne Erfolg.

Am 1. Juni wurde der Landesausschuß durch eine vorläufige Regierung ersetzt, wobei Struve und Blind sich zu ihrem Verdruße übergangen sahen. Ueberhaupt herrschte

von Anfang an unter den Leitern der Dinge in Karlsruhe arger Zwiespalt. Brentano und die Gemäßigten wollten die Wogen der Revolution eindämmen, und mit dem Großherzoge unterhandeln. Für Brentano war die Mehrzahl der Bürger.

Struve und sein Anhang beabsichtigten eine deutsche, ja eine europäische Revolution. Für Struve waren alle diejenigen, welche man als Rothe bezeichnete, und die zu mehrern Tausenden anwachsenden Flüchtlinge und Freischärler aus allen Theilen Deutschlands, aus Frankreich und der Schweiz. Beide Parteien mißtrauten und haßten sich. In der Nacht auf den 7. Juni suchte die Partei der Rothen, mit Hülfe einer aus der Schweiz unter Bönning's Leitung herübergekommenen verwegenen Freischaar, die provisorische Regierung zu stürzen, um Struve an die Spitze zu bringen. Wieder war es die Bürgerwehr in Karlsruhe, welche die Anordnung Brentano's zur Unterdrückung der neuen Gewaltthat unterstützte, doch war die vorläufige Regierung zu schwach, um die Frevler zu strafen, sondern mußte Struve, Blenker und die andern Verhafteten freigeben, um nur den Abzug der Meuterer aus der Stadt zu erwirken.

Am 10. wurde die verfassunggebende Versammlung in Karlsruhe eröffnet, „welche — es sind Brentano's eigene Worte — ihrer Mehrheit nach aus ganz unfähigen, gewöhnlichen Schreiern bestehend, das kläglichste Bild einer Volksvertretung bot, welche je getagt, und welche ihren gänzlichen Mangel an Einsicht und Kenntnissen verbergen wollte hinter sogenannten revolutionären Anträgen, die heute zum Beschluß erhoben, morgen als unausführbar wieder umgestoßen werden mußten."

Es wurde eine Triumvirat bestellt, bestehend aus Brentano, Werner und Goegg. Allein unter diesen drei Dictatoren war keine Spur von Einigkeit zu finden. Brentano selbst versicherte späterhin, man habe ihm die beiden Andern nur beigegeben, um sich zwar seines Namens zu bedienen, ihn selbst aber im Schach zu halten,

auch habe er seine beiden Collegen fast niemals in Karlsruhe gesehen.

Mittlerweile rückte die Entscheidung durch Waffengewalt näher. Da von der Centralgewalt kein Beistand zu erlangen war, weil die Bildung eines hinreichenden Bundesheeres zu lange Zeit erfordert hätte, so wandte sich der Großherzog um Beistand an Preußen. Dieses war auch in der That die geeigneteste Macht, um Beistand leisten zu können; denn es stand schlagfertig da, und hatte noch vor Kurzem den dresdener Aufstand rasch unterdrückt. Oesterreich war im Kriege mit Ungarn, und mußte zudem ein bedeutendes Heer in Italien unterhalten.

Preußen, das damals bereits mit jenem Entwurf einer deutschen Verfassung hervorgetreten war, knüpfte seine Unterstützung an die Bedingung, daß Baden diesem Verfassungsentwurf beitrete, und daß es keine andere Unterstützung, als die preußische, annehme. Diese Bedingungen wurden vom Großherzog von Baden angenommen.

Am 9. Juni war Mieroslawski in Begleitung mehrerer andern polnischen Offiziere von Paris in Karlsruhe angekommen. Man hatte sich bald mit ihm wegen Uebernahme des Oberbefehls über das badische Revolutionsheer geeinigt. Mieroslawski hatte wenigstens „eine glänzende revolutionäre Vergangenheit", und brachte einen bedeutenden Kriegesruf mit sich, dem freilich die Thaten bisher nicht völlig hatten entsprechen wollen, weder im vorigen Frühjahr im Großherzogthum Posen, noch kurz vorher in Sicilien. Von den übrigen polnischen Offizieren, die jetzt in den Dienst der badischen revolutionären Regierung traten, darf man wohl fast ohne Ausnahme behaupten, daß sie bereitwillig diese Gelegenheit wahrnahmen, um eine kurze Zeit dem Luxus und dem Wohlleben fröhnen zu können.

Gegen die Mitte des Monats Juni waren von Seiten Preußens alle Vorbereitungen zum Einmarsch in Baden getroffen. Am 12. und 13. ging eine preußische Heeresabtheilung unter General von Hirschfeld über die Gränze

der Pfalz nach Kaiserslauten vor, und folgte dem Revolutionsheere der Pfälzer, das in unerreichbarer Flucht am 18. über die Brücke bei Knielingen nach Baden zog. Das preußische Corps unter Hirschfeld bewirkte den Rheinübergang bei Germersheim am 20., obgleich Mieroslawski ihnen einige Truppen entgegengestellt hatte, und suchte, sich mit der am rechten Neckar stehenden preußischen Heeresabtheilung unter dem General Grafen von der Gröben, so wie mit den schon längere Zeit dort befindlichen, von den preußischen Generalen Peucker und von Schäffer befehligten, und aus Hessen, Mecklenburgern und andern Deutschen bestehenden Bundestruppen zu vereinigen.

Den Oberbefehl über sämmtliche preußische und die Bundestruppen übernahm der Prinz von Preußen.

Schon am 15. hatte Mieroslawski einige heftige Kämpfe mit den vorerwähnten Bundestruppen bei Ladenburg und Käferthal zu bestehen, in denen er sich als geschickter General bewies, und einige Vortheile errang; doch mußte er schon am 16. Abends mehr seine Stellung nach Mannheim zu nehmen, um den Preußen entgegen zu gehen, die Gefechte bei Hirschhorn und Philippsburg waren unbedeutend, drängten aber das badische Revolutionsheer schon mehr südwärts. Das erste ernstere Zusammentreffen in Baden fand am 21. bei Waghäusel statt. Mieroslawski griff mit 15,000 Mann an, das Treffen wurde heiß, eine preußische Division war bereits zurückgeworfen, als das Eintreffen überlegener Verstärkungen den Sieg der Preußen entschied. Die Lage des geschlagenen badischen Heeres ward um so gefährlicher, als an demselben Tage auch General von Peucker bei Zwingenberg über den Neckar ging und der General von der Gröben sich Heidelberg näherte. Zwischen diesen Heeren hindurch bewirkte Mieroslawski einen geschickten Rückzug, bestand bei Ubstadt am 23. ein nicht unbedeutendes Gefecht, und stellte sich am 24. bei Durlach zu neuem Kampf. Dies lange anhaltende Gefecht endete mit einer Niederlage der Badener. Der polnische General Sznayde, der den Rückzug decken sollte, war Tages vorher bei Neudorf geschlagen worden.

Am 25. zogen die Preußen in Karlsruhe ein, und den Aufständischen blieb nur noch das badische Oberland mit der Murglinie, Rastatt und den Pässen des Schwarzwaldes. Dort eröffnete sich nun der Kriegsschauplatz. Am 29. und 30. entwickelten sich an der Murglinie verschiedene Gefechte, in denen die Badener mit Entschlossenheit kämpften. Wir nennen nur das bei Gernsbach, Kuppenheim und Dos. Die Stellung der badischen Truppen war hier um so unhaltbarer, weil der General Peucker, der durch würtembergisches Gebiet an die Murg gezogen war, sie von der Seite angriff, Gernsbach bewältigte, und den Fluß überschritt. Dem Prinzen von Preußen gelang es daher, nach kurzem Artilleriegefecht, die Murg zu überschreiten, und bis Dos vorzudringen, wo General v. Peucker gegen die Badener bereits im Gefechte stand, die sich zum letzten Male nachdrücklich wehrten, und sogar ein mecklenburgisches Geschütz eroberten. Hiermit endete der Widerstand im offnen Felde. Auch die amtlichen Kriegsberichte der Aufständischen, welche durch schamlose Lügen Alles übertrafen, was nur jemals in diesem Fache geleistet worden ist, und das unglückliche Volk im Wahne des Sieges erhielten, selbst zu einer Zeit noch, da in der That schon Alles verloren war, mußten jetzt die vollendete Niederlage eingestehen.

Die vorläufige Regierung nebst Landesversammlung hatte sich schon längst aus Karlsruhe geflüchtet, zuerst nach Offenburg, später nach Freiburg. Hier kam es in der Sitzung vom 28. zum offnen Bruch zwischen Brentano und Struve. Letzterer setzte einen Antrag durch, der einer Aechtung Brentano's ziemlich ähnlich sah. Dieser entsagte seiner Stelle, und floh in die Schweiz. Auch Mieroslawski legte den Oberbefehl nieder, und verließ das Land. Die verfassunggebende Landesversammlung hielt am 30. ihre letzte Sitzung, indem sie die Ausgabe von drei Millionen Gulden Papiergeld beschloß, ohne diesem Beschlusse Folge geben zu können. Was von den Aufständischen sich retten konnte, eilte nach der Schweiz. Am 11. Juli traten die letzten Trümmer des badischen Heeres über die Schweizergränze.

Hecker, der Held der ersten badischen Revolution, den ein ausdrücklicher Beschluß des Landesausschusses eingeladen

hatte, aus Amerika herüberzukommen, „um den Triumph seiner Partei zu theilen," traf in Havre ein, als alles schon verloren war, und hatte so den Schmerz, desto früher die Nachricht von ihrer schmälichen Niederlage zu erfahren.

Rastatt, dessen Einschließung am 30. Juni bewerkstelligt worden war, hielt sich noch, des Entsatzes durch Franzosen von der rothrepublikanischen Partei und durch Ungarn harrend, der von den Führern versprochen worden war. Erst am 23. Juli, nachdem die Besatzung durch ausgesandte Boten sich überzeugt hatte, daß es kein Revolutionsheer mehr gebe, wehete die weiße Fahne auf den Wällen der Festung, und die Besatzung von etwa 5500 Mann streckte auf Gnade und Ungnade die Waffen. Die rechtmäßige Gewalt war damit in Baden wiederhergestellt; aber das neue Ministerium, welches bereits am 16. Juni in Wirksamkeit getreten war, trat eine trostlose Erbschaft an. In dem unglücklichen Lande waren alle gesellschaftlichen und staatlichen Bande gelöst. Selbst diejenigen Familien, welche den Aufstand verabscheuet hatten, befanden sich doch meistens in der traurigen Lage, irgend einen Angehörigen in das wirre Treiben verwickelt zu sehen.

Die Hauptleiter und Führer des Aufstandes, welche unsäglichen Jammer über dieses so gesegnete Land, und über dessen sonst so offene und treuherzige, aber seit Jahren mit aller Geflissenheit verführte Bewohner, gebracht, waren fast alle nach der Schweiz oder nach Frankreich entkommen. Nur einige wenige Demokratenhäupter und Freischaarenführer, besonders solche, welche sich in Rastatt befunden hatten, fielen den Siegern in die Hände. Drei Standrechte, zu Manheim, Rastatt und Freiburg, traten in Thätigkeit. Neben diesen sprach noch ein abgesondertes preußisches Standrecht zu Rastatt über die Angehörigen dieses Staates, welche sich dem badischen Aufstande angeschlossen hatten.

Von den von den Standgerichten gefällten Todesurtheilen wurden 27 vollstreckt. Viele Andere an dem Aufstande schwer betheiligte traf langwierige Kerkerstrafe. Der Dichter und Wühler Kinkel kam noch mit dem Leben davon,

und wurde nach einer preußischen Zwangsanstalt abgeführt, aus der er sich später zu befreien wußte. Das Verfahren Preußens in Baden nach der Unterdrückung des Aufstandes wurde in Deutschland von vielen Seiten entschieden gemißbilligt. Selbst der Reichsverweser fand den fortdauernden Ausnahmezustand in Baden durch die Lage der Dinge nicht gerechtfertigt, und ein Abgesandter des Erzherzogs Johann reiste im October nach Karlsruhe, um wegen der über Gebühr verlängerten Standgerichte Einspruch zu erheben. Uebrigens gebührt Preußen das Hauptverdienst, in dieser Zeit die Revolution in Deutschland gebändigt zu haben.

Am 18. August war der Großherzog nach Karlsruhe zurückgekehrt; eine Aenderung in der Lage der Dinge, worauf man im Lande stark gerechnet hatte, trat mit seiner Wiederkehr nicht ein. Eine sehr bedeutende Anzahl preußischer Truppen blieb als Besatzung in Baden zurück; während das neu organisirte badische Heer größtentheils im Frühjahr 1850, trotz der Einsprache Oesterreichs, Bayerns u. s. w. nach altpreußischen Provinzen verlegt wurde, um dort neu gebildet zu werden. Erst im Spätherbste des genannten Jahres, als ein Krieg zwischen den beiden deutschen Großmächten unvermeidlich schien, ward es den badischen Truppen gestattet, in ihr Vaterland zurückzukehren. Gleichzeitig zog auch Preußen seine Truppen aus Baden zurück. Der Kriegszustand währte noch lange fort.

Die badischen Zustände sind noch nicht befriedigend. Die badische Bureaukratie scheint durch die unglücklichen Ereignisse der letzten Jahre noch nicht gewitzigt zu sein. Einen wahrhaft erfreulichen Eindruck macht es, daß die von den Jesuiten in Saeckingen, Constanz, Freiburg, Mannheim und an mehreren andern Orten abgehaltenen Volksmissionen eine über Erwarten große Theilnahme gefunden. Es zeigt dieses, daß das badische Volk noch nicht so verdorben war, als man anderswo glaubte.

Möge die badische Regierung nach dem Vorgange von Preußen und Oesterreich doch endlich der katholischen Kirche die ihr gebührende Freiheit unverkümmert gewähren! Baden

hat auch in dieser Hinsicht noch viel gut zu machen. Sehr gut charakterisirt die allgemeine Zeitung die badensche Revolution in folgenden Worten: „Es fehlt ihr alles, was irgend eine Theilnahme, selbst dramatisches Interesse erregen könnte; wir suchen vergebens große Thaten, Beweise von Muth, Geistesgegenwart; da ist keine Spur von Begeisterung, nicht einmal einzelner edlen Züge, welche sich oft auch bei einer schlechten Sache finden. Alles ist hier gemacht, eine politische Orgie der widerlichsten Art, Abenteurer, demokratische Söldlinge, eben so feig als raubgierig, eine durch Wein und Versprechungen aller Art verführte meuterische Soldateska, welche, war der kurze Rausch vorüber, zum abschreckenden Beispiele ihrer treugebliebenen Waffenbrüder, das tolle Beginnen verfluchte."

§ 103.

Innere Zustände Preuszens.

Wenden wir hier schließlich noch einen Blick auf die innern Zustände Preußens im Frühjahr 1849. Durch die Ende Aprils erfolgte Auflösung der preußischen zweiten Kammer war in manchen Gegenden eine nicht unbedeutende Aufregung hervorgerufen worden. Auch fehlte es nicht an Solchen, welche die unbedingte Durchführung der Frankfurter Reichsverfassung wünschten, und den Wunsch darnach in den Massen des Volkes rege zu machen suchten. Da indessen die Leitung dieser Bewegung in durchaus unreine Hände gerathen war, so konnte die Regierung dieselbe mit leichter Mühe unterdrücken.

In den östlichen Provinzen war es nur Breslau, welches sich für die Sache der Reichsverfassung erhob. Das Verbot einer für den 6. Mai ausgeschriebenen Volksversammlung rief am Abend des 5. Unruhen hervor, welche sich fortpflanzten, und am 7. zum offnen Kampfe führten. Das Militär behielt die Oberhand, stürmte die errichteten Barrikaden, und beendete nicht ohne beträchtliches Blutvergießen diesen Aufstand. Weiterreichend waren die Bewe-

gungen in der Rheinprovinz und in einigen Theilen Westfalens.

Magistrat und Gemeindeverordnete von Köln erließen eine Aufforderung an alle Gemeinden der Rheinprovinz, um Abgeordnete zur Berathung über die Angelegenheit des Vaterlandes auf den 5. Mai nach Köln zu senden. Der Oberpräsident verbot zwar diese Berathung; allein ein Theil der Mitglieder der städtischen Körperschaften betrieb jetzt die Sache als Privatangelegenheit, und ladete zu einer Besprechung auf den 8. Mai ein. Ueber 500 Abgeordnete erschienen in Köln, und erklärten, an der Reichsverfassung festhalten zu wollen, forderten das Volk hierzu gleichmäßig auf, verlangten die Nichteinberufung der Landwehr, den Rücktritt des Ministeriums Brandenburg u. s. w. Von dem Oberpräsidenten erging sogleich die Verwarnung, diesen revolutionären Beschlüssen irgend welche Folge zu geben. Auch ein sogenannter Städtetag, der sich, auf Veranlassung der Stadtverordneten von Paderborn, am 9. zu Münster*) versammelte, sprach sich fast in derselben Weise aus. An mehreren Orten Rheinlands und Westfalens hatten sich manche Landwehrmänner von Wühlern aufhetzen lassen, so daß bei der Einkleidung Widersetzlichkeiten oder Aufläufe stattfanden, die jedoch keine bedeutende Folgen hatten.

Auf das Landwehrzeughaus in Siegburg ging am zehnten Mai eine Anzahl unbewaffneter Freischärler unter Führung des ehemaligen preußischen Lieutnants Annecke los, der sich Professor Kinkel aus Bonn mit einigen Studenten und unbeschäftigten Leuten anschloß. Dreißig Dragoner sprengten diesen Haufen mit leichter Mühe auseinander.

Zu einem ernstern Kampfe kam es zuerst in Düsseldorf, wo man die Absendung von Truppen nach Elberfeld verhindern wollte. (An letzterm Orte hatten sich die Wehrmänner für die Durchführung der Reichsverfassung ausgesprochen, und wollten sich nur für dieselbe verwendet wissen.) Als die Aufständischen durch 15 Flintenschüsse von dem

*) Die städtischen Behörden von Münster hatten an der Berufung und an den Berathungen keinen Antheil.

Bahnhofe zu Düsseldorf vertrieben worden waren, flohen sie in das Innere der Stadt und errichteten Barrikaden. Die Sturmglocke ertönte, und ein Kampf entspann sich, der die ganze Nacht hindurch währte, jedoch mit dem vollständigsten Siege der Truppen endigte. Ernster noch gestalteten sich die Dinge in Elberfeld selbst, in einem Theile des Bergischen und in der Grafschaft Mark, wo der Aufruhr mehr eine confessionelle Färbung annahm. Dort wurde es nämlich sehr übel aufgenommen, daß man keinen protestantischen Kaiser erhalten hatte. Als zu Elberfeld am 10. die Landwehr eingekleidet werden sollte, widersetzten sich, wie eben bemerkt, die Wehrmänner, vom Proletariat unterstützt, dieser Maßregel, die Truppen, welche die Einkleidung der Landwehr bewerkstelligen sollten, wurden mit Verlust aus der Stadt gedrängt. In Elberfeld ging es jetzt, wie an vielen andern Orten. Die „Erhebung des Volkes" ging weiter, als man gewollt hatte. Eine Pöbelherrschaft begann, welche die Sicherheit des Eigenthums und des Lebens bedrohte, und die Stadt wurde nach allen Seiten verbarrikadirt. Die Bürgerwehr suchte, ohne Partei zu ergreifen, Ausschweifungen nach Möglichkeit zu verhindern. Den Oberbefehl über die Aufständischen in Elberfeld übernahm der ehemalige Hauptmann in griechischen Diensten, von Mirbach, mit ausgedehnten Vollmachten. Aber den Elberfeldern, denen das Ding längst nicht mehr gefiel, sank der Muth ganz, als sie von den bedeutenden Rüstungen Kunde erhielten, welche die Regierung angeordnet hatte. Die städtische Behörde unterhandelte mit Mirbach und seiner noch 600 Mann betragenden Schaar, um einen Kampf gegen die Stadt zu vermeiden. Gegen Zahlung einer Summe Geldes (2000 Thlr. für den Anführer und 10 Thlr. für jeden Mann) befreiete sich Elberfeld von dieser Freischaar, die sich angeblich nach der Pfalz durchschlagen wollte, von der aber schon 150 Mann, die v. Mirbach selbst anführte, bei Lütringhausen (in der Nähe von Elberfeld) von den Bauern angegriffen und gefangen genommen wurden. Die Stadt Elberfeld konnte jetzt ohne Widerstand von den Truppen besetzt werden.

Nicht so glücklich endete der Aufstand in Iserlohn. Diese Stadt hatte aus vielen Gemeinden im Märkischen Zuzug

erhalten, so daß die Zahl der Bewaffneten sich dort auf 5000 Mann belief, die durch 25 Barrikaden alle Zugänge abgesperrt hatten. Die Truppen griffen am 17. Mai die Stadt an, welche bald in ihrer Gewalt war. Der Tod des Oberstlieutnants von Schröter vom 24. Regiment, den ein aus einem Versteck gefallener Schuß getroffen, als die Stadt schon übergeben war, erbitterte die Soldaten so sehr, daß sich einige leider zu nicht zu entschuldigenden Grausamkeiten hinreißen ließen. Der Belagerungszustand, der in allen diesen Städten verkündet wurde, machte fernere Versuche zum Aufstande unmöglich.

Gleichzeitig wurde das Zeughaus zu Prüm in der Eifel von etwa 200 Freischärlern aus Trier, Bitburg, Wittlich, Bernkastel u. s. w. gestürmt und geplündert. Der Major, der dasselbe mit etwa 100 Mann besetzt hielt, entwich durch das Fenster, die Mannschaft leistete nur schwachen Widerstand, und so konnte das schmähliche Unternehmen gelingen. Ein Commando Uhlanen kam zwar zu spät, um die That selbst zu verhindern, nahm jedoch den Aufständischen einen Theil der geraubten Waffen wieder ab; viele von den Rebellen gingen nach der Pfalz.

Die Regierung schritt wegen des Prümer-Zeughaus-Sturmes mit Strenge ein. Der Major wurde zur Absetzung und zu 25jähriger Festungsstrafe verurtheilt; manche andere Betheiligte traf vieljährige bis lebenswierige Kerkerstrafe, und die drei beim Angriff mitbetheiligten Landwehrmänner wurden am 14. October zu Sarlouis erschossen.

Preußen gebürt das Verdienst, in dieser Zeit der Hyder der Revolution in Deutschland die Zähne ausgebrochen zu haben. Ohne sein kräftiges Eingreifen hätte die Revolution wohl, wie einst in Frankreich, alle Phasen durchschritten, bis zur Herrschaft der Guillotine. An dem bösen Willen dazu fehlte es wenigstens den Rothen nicht, und ihre Literaten sprachen bereits dieses teuflische Vorhaben deutlich genug aus. Das wollten freilich die zahmen Republicaner und die Constitutionellen nicht, aber die deutschen Girondisten hätten ohne Zweifel den Männern vom Berge den Platz räumen müssen. Der Zug nach Baden hatte für die

Landwehrmänner und sonstigen Krieger auch das Gute, daß sie die Männer näher kennen lernten, die auf der Höhe der Zeit zu stehen behaupteten, die angeblich für Freiheit und Fortschritt kämpften. Sie erblickten unter ihren Gegenkämpfern Gesichter, worauf das Kainsmal deutlich zu sehen war, Massen von Gesindel aus aller Herren Ländern, wahre Pulke südlicher Kosacken, mit ihren Hedmännern an der Spitze. Da wurde mancher von dem allgemeinen Schwindel ergriffene, aber sonst brave Mann über das Vorhaben, die Gesinnungen und den Charakter der Freiheitsmänner recht sehr enttäuscht.

Besonders seit dieser Zeit hat Preußen mit der Revolution immer mehr gebrochen, und manche Märzerrungenschaft zurückgenommen. Die regierungsfeindliche Presse ist mit ernsten Maaßregeln bedroht, und einzelne vormärzliche Einrichtungen sind wieder eingeführt, weil man mit sämmtlichen Bescherungen des Jahres 1848 nicht regieren zu können glaubt. Deswegen haben die Widerstandsparteien und auch viele Gemäßigtere der Regierung den Vorwurf des Verfassungsbruches gemacht.

Als eine für Preußen überaus wichtige Begebenheit des Jahres 1851 führe ich noch den neuen Zollvertrag für Preußen und Hannover an. Dieser Vertrag wird — wie die deutsche Volkshalle bemerkt — die Folge haben, einen großen Theil des Nordmeeres in commercieller Beziehung zu einem wahrhaft deutschen Meere, seine Häfen daselbst zu den wichtigsten Seehäfen des deutschen Handels zu machen. Im gemeinsamen Interesse des gesammten Vaterlands muß man es Preußen danken, daß es diese Vereinigung, einen großen Schritt zur Ausführung der bisherigen handelspolitischen Gegensätze in Deutschland, zu Stande gebracht hat.

§ 104.

Das Dreikönigsbündniß oder die Union.

Da es der Frankfurter-Nationalversammlung nicht gelungen war, einen einheitlichen Bundesstaat zu Stande zu bringen

so wollten die Höfe, und zwar hauptsächlich der preußische, einen solchen schaffen. Schon unterm 15. Mai, also schon gleich nachdem die preußischen Abgeordneten aus Frankfurt abberufen worden, erschien ein Aufruf des Königs an sein Volk, welcher, nach Aufzählung der Irrthümer und Eigenmächtigkeiten, die sich die Frankfurter Versammlung zu Schulden kommen lassen, so wie der Gräuel, welche in Folge dessen theils schon verübt, theils noch in Aussicht ständen, mit der Nachricht überraschte, daß die preußische Regierung in Gemeinschaft mit den Bevollmächtigten der größern deutschen Staaten, die sich ihr angeschlossen, das in Frankfurt begonnene Werk der deutschen Verfassung wieder aufgenommen habe. Diese Verfassung solle und werde in kürzester Frist der Nation gewähren, was dieselbe mit Recht erwarte und verlange: ihre Einheit, dargestellt durch eine Vollziehungsgewalt, welche den Namen und die Vortheile Deutschlands würdig und kräftig nach aussen hin vertrete, und ihre Freiheit, gesichert durch eine Volksvertretung mit gesetzgebender Befugniß. Die von der Nationalversammlung entworfene Reichsverfassung sei dabei zu Grunde gelegt worden, und habe man nur diejenigen Punkte derselben verändert, welche aus den Kämpfen und Zugeständnissen der Parteien hervorgegangen, dem wahren Wohle des Vaterlandes zu entschiedenem Nachtheil gereichen würden. Einem Reichstage aus allen Staaten, welche sich dem Bundesstaate anschließen, werde dieser Verfassung zur Prüfung und Zustimmung vorgelegt werden.

Schon am 28. Mai zeigte die preußische Regierung den sämmtlichen deutschen Regierungen den am 26. desselben Monats erfolgten Abschluß eines, auf die deutsche Verfassungsfrage bezüglichen Bündnisses, mit Hannover und Sachsen an. (Dreikönigsbündniß.)

Ferner erschien die gemeinsame Darlegung der verbündeten Regierungen über die Gründe, welche sie zum Abschluß des Bündnisses bewogen, so wie über die Gränzen, in welchen das Bündniß sich bewegen solle, und endlich als das wichtigste von Allem, der Entwurf der deutschen Reichsverfassung selbst, nebst dem Entwurfe eines Gesetzes, die

Wahlen der Abgeordneten zum Volkshause betreffend. Bayern und Würtemberg hatten sich von dem Bündnisse ausgeschlossen; Sachsen und Hannover waren nicht unbedingt beigetreten. An Oesterreich war nicht gedacht worden. Am entschiedensten und schroffesten sprach sich der König von Würtemberg in seiner Thronrede gegen das Dreikönigsbündniß aus: „Die unparteiische Geschichte wird es einst nicht verschweigen, welche Zwecke und welche Leidenschaften das Bündniß vom 26. Mai gestiftet haben. Die Größe und die Einigkeit der Nation haben nichts mit ihm gemein, auf die Volkssympathien kann es keinen Anspruch machen, es ist ein künstlicher Sonderbundversuch, auf den politischen Selbstmord der Gesammtheit berechnet, und eben deshalb in der Mitte von drei großen Landmächten, ohne Aussicht auf Bestand in den Tagen der Gefahr. Die Durchführung dieses Bündnisses würde nicht zu vollbringen sein, ohne einen offenen Bundesbruch und ohne eine wissentliche Verletzung jener feierlichen Tractate, worauf unsere Stellung und unsere Unabhängigkeit gegen Europa, so wie das politische Gleichgewicht Europa's überhaupt beruht."

Da die Dreikönigsverfassung nie eigentlich ins Leben getreten, so bemerken wir darüber kurz nur Folgendes: Preußen waren in derselben fast dieselben Rechte eingeräumt, wie in der Frankfurter Verfassung: der Oberbefehl über die ganze Kriegsmacht, die Eidesleistung aller Reichsgenerale für den König von Preußen als Reichsvorstand, die Ernennung der Feldherren und Generale, der selbstständig handelnden Truppentheile, der Reichsfestungscommandanten und Festungsbeamten, die Verfügung über die Reichsfinanzen, die alleinige Leitung der auswärtigen Politik, der alleinige Abschluß aller Verträge mit auswätigen Staaten, der Vorsitz in dem zu bildenden Fürstencollegium, das absolute Veto in der Gesetzgebung, die Ernennung aller Reichsminister, aller Beamten und vollziehenden Behörden, endlich das alleinige Kriegs- und Friedensrecht. Durch diese starke Concentrirung der Staatsgewalt stieß die Dreikönigsverfassnng bei den größern Fürsten Deutschlands an. Die kleineren, deren Macht der Maisturm von 1848 fast ganz umgeworfen und gebrochen, die alle gewünschten Zugeständnisse gemacht, alle

mit Trotz und Gewalt geforderten Freiheiten gewähren hatten, sahen jetzt nur noch in dem Anlehnen an einen kräftigen und festen Thron, Rettung für ihren wankenden oder umgeworfenen Thron. Daher schlossen sie sich an Preußen an.

Von dem Volke wurde die Dreikönigsverfassung mit der größten Gleichgültigkeit und Kälte aufgenommen.

Noch bemerken wir, daß es schon gleich anfangs beliebt wurde, die dem Dreikönigsbündniß beitretenden Staaten mit dem gemeinschaftlichen Namen „der Union" zu bezeichnen.

§ 105.

Die Versammlung zu Gotha.

Da es sich erwarten ließ, daß die Demokraten bei der Durchführung der Dreikönigsverfassung sich nicht betheiligen würden, so gedachten die Altliberalen oder sogenannten Gemäßigten, dieselbe zu fördern, um nicht den Regierungen ganz freie Hand zu lassen. Einige Mitglieder der ehemaligen Frankfurter Versammlung, welche der erbkaiserlichen Partei angehörten, schrieben deshalb unmittelbar nach Veröffentlichung des von der Union ausgegangenen Verfassungsentwurfs, eine Zusammenkunft politischer Parteigenossen und Freunde aus. Unter der Einladung fanden sich die Namen Heinrich von Gagern, Dahlmann und andere.

Am 26. Juni fand diese Versammlung wirklich in Gotha statt. Es hatten sich 160 ehemalige Parlamentsmitglieder eingefunden, meistens solche, die zu den Centren der Paulskirche gehört hatten. Es waren aus dem südlichen Deutschland nur 14 erschienen. Die preußische Regierung, in deren Interesse die Gothaer zu handeln glaubten, verbot ihren Beamten, dem Rufe zu diesem „Nachparlament" zu folgen.

Auch der preußische General von Radowitz, den man,

wohl nicht mit Unrecht, als den hauptsächlichsten geistigen Urheber der Union ansieht, und von welchem man offene Mittheilungen über die Absichten und die Politik Preußens erwartete, kam gar nicht nach Gotha. Die dort Versammelten kümmerten sich jetzt nicht weiter darum, daß sie früher mit den feierlichsten Worten gelobt hatten, die Frankfurter Verfassung zu unterstützen, sondern einigten sich vielmehr zu folgenden Beschlüssen, die der Oeffentlichkeit übergeben wurden:

Der Frankfurter Reichstag habe, als er die Verfassung erlassen, derjenigen Stellung gemäß gehandelt, welche die Lage der deutschen Dinge ihm angewiesen habe, allein die Durchführung dieser Verfassung sei jetzt zur Unmöglichkeit geworden. Dagegen sei in der Vefassungsaufstellung, welche die Berliner Conferenz biete, neuerdings ein Weg eröffnet, auf welchem sich der verlorene Einigungspunkt möglicher Weise wiederfinden lasse. Das Betreten dieses Weges nicht zu verschmähen, mahne das von innern und äußern Feinden bedrohte und von Bürgerkriegen zerfleischte Vaterland, ebenso dringend als der Inhalt jenes Entwurfs, der wie entschieden man auch einzelne seiner Bestimmungen verwerfen möge, dennoch die unerläßlichen Grundlagen des deutschen Bundesstaats, namentlich ein erbliches Oberhaupt in der Person des Regenten des mächtigsten rein deutschen Staats, ein Staatenhaus und ein Volkshaus, somit den Kern der Reichsverfassung in sich aufgenommen habe. Darum müße das Volk diese Verfassung annehmen, und die besondere Aufgabe der Versammelten werde die sein, auf den Anschluß der noch nicht beigetretenen Regierungen hinzuwirken, und an den Wahlen zum nächsten Reichstage sich zu betheiligen.

Durch diese Erklärung, das warf man den Gothaern jetzt vor, hatten sie sich offenbar eines Wortbruches schuldig gemacht, und ihre politische Ehre vernichtet. Freilich sei die unnatürliche Verbindung, welche diese Partei mit der Frankfurter Linken eingegangen wäre, um ihre Absichten hinsichtlich des Erbkaisers durchzusetzen, ein höchst unpolitischer, ja unbesonnener Schritt gewesen; aber hätte sie diesen unseli-

gen Schritt einmal gethan, und möchte sie ihn noch so sehr, als einen übereilten, bereuen, so müßte sie sich jetzt ruhig verhalten, und dürfte nicht für die Verfassung der Union wirken. Das verlange ihre Ehre. Aus dem angeführten Grunde fand das Verfahren der Gothaer auch in Deutschland überall entschiedene Mißbilligung.

§ 106.

Die weitere Geschichte der Union, und das Interim, das Vierkönigsbündniß, das Parlament in Erfurt.

Den Absichten Preußens bei der Union stand der Reichsverweser im Wege, den man in Berlin auch nicht weiter anerkannte, und zur Niederlegung seiner Würde aufforderte. Erzherzog Johann erklärte indeß, er sei von den Vertretern deutscher Nation gewählt, und von allen deutschen Regierungen anerkannt, weßhalb er sein Amt nur in die Hände aller Regierungen niederlegen könne. Die Regierungen der meisten kleinern deutschen Staaten, welche durch die Märzstürme zur Nachgiebigkeit gestimmt, früher die Frankfurter Reichsverfassung anerkannt hatten, schlossen sich schnell der Union an, um sich des preußischen Schutzes zu versichern.

Ein Verwaltungsrath, gebildet aus den Bevollmächtigen derjenigen Regierungen, welche der Union beigetreten waren, so wie ein Bundesschiedsgericht in Erfurt sollte sich vorläufig mit den Angelegenheiten dieses neuen Bundesstaates befassen. Die Erwerbung der Fürstenthümer Hohenzollern-Sigmaringen und Hohenzollern-Hechingen in Schwaben, die von deren bedrängten und des Regierens müden Fürsten an Preußen abgetreten wurden, und durch deren Besitz letzteres festen Fuß in Süddeutschland gewann, so wie die Militärconventionen, welche die preußische Regierung mit mehreren kleinen Staaten in Norddeutschland abschloß, und ähnliche Schritte schienen das Ziel anzudeuten, nach welchem Preußen, den Behauptungen Vieler zufolge, strebte. Den Absichten Preußens

trat am meiſten Oeſterreich entgegen, das durch Beſiegung der Revolution wieder erſtarkt war.

Oeſterreich und Preußen vereinigten ſich nun zur Einſetzung einer vorläufigen kurzdauernden Bundesregierung (Interim), die in Frankfurt ihren Sitz nahm, und aus den Händen des Reichsverweſers die Befugniß der Bundesverſammlung erhielt. Bayern und Würtemberg beharrten nicht nur in ihrem Widerſtreben gegen den von Preußen beabſichtigten Bundesſtaat, ſondern auch Sachſen und Hannover, die nunmehr gleichfalls die Sache äußerſt bedenklich fanden, ſagten ſich von dem Dreikönigsbündniſſe los. Kurheſſen folgte bald dieſem Beiſpiele.

Jetzt traten die Regierungen von Bayern und Würtemberg in Verbindung mit den beiden von Preußen abgefallenen Königreichen Sachſen und Hannover (Vierkönigsbündniß) auch mit dem Entwurfe eines deutſchen Verfaſſungsgeſetzes hervor. Da dieſes Vierkönigsbündniß keine weitere Folgen hatte, ſo bemerken wir bloß, daß in dem Verfaſſungsentwurf die Vertretung des Volkes beim Bunde beibehalten war, und zwar ſo, daß Oeſterreich 100, Preußen 100 und die übrigen deutſchen Staaten auch 100 Abgeordnete wählen würden. Bayern hatte gehofft, und dieſe Hoffnung auch öffentlich ausgeſprochen, daß Oeſterreich ſeine Zuſtimmung zu genannter Verfaſſung erklären werde; allein in einer Note des Fürſten Schwarzenberg vom 13. März 1850 wurde nach einer belobenden Anerkennung der Abſichten das Bedauern ausgeſprochen, daß dem Kaiſer, nicht die Möglichkeit gegeben ſei, mit dem geſammten Umfange des Kaiſerreiches dem Bunde ſich anzuſchließen!

Am 20. März 1850 wurden zu Erfurt die Sitzungen des Staaten- und Volkshauſes für die der Union treugebliebenen deutſchen Staaten eröffnet. Die demokratiſche Partei war in dem Erfurter Parlament nicht vertreten. Die Gothaer bildeten in drei Parteiabſtufungen Linke, linkes Centrum und rechtes Centrum, und wollten die Verfaſſung der Union aufrecht erhalten. Die äußerſte Rechte unter von Gerlach, Stahl und Bismark-Schönhauſen und die Großdeutſchen oder Ultra-

montanen, wie sie von den Gothaern genannt wurden, unter Buß und Reichensperger, waren sich in so weit einig, daß beide in der Union nur Unheil für Deutschland erblickten, und daher auf deren Beseitigung hinarbeiteten. Ueber die Verhandlungen selbst bemerken wir nur, daß die Gothaer, um allen Zumuthungen der Regierungen, welche an der Verfassung manche Abänderungen wünschten, so wie den Kämpfen mit den beiden ihnen entgegengesetzten Parteien überhoben zu sein, es durchsetzten, daß der Verfassungsentwurf im Ganzen, in Bausch und Bogen (en bloc), sowohl vom Staate als Volkshause angenommen ward. Die Grundrechte jedoch wurden noch besonders berathen. Von denselben gaben die Gothaer einige auf; andere aber hielten sie gegen die Angriffe der äußersten Rechten und der Großdeutschen aufrecht. So viel sahen die Herren der Kammer jetzt ein, daß der Sache mit dem vielen Reden, Zwischenreden und Schwätzen nicht gedient sei, und sie gelangten daher in einigen Wochen bereits zu einem Ergebniß. Da die preußischen Minister von Manteuffel und Graf Brandenburg nicht selten mit den unionsfeindlichen Rechten stimmten, so glaubten Manche damals schon, daß Preußen wegen der Union es wohl nicht zu einem vollständigen Bruch mit Oesterreich und Rußland kommen lassen werde. Auch dem Erfurter-Parlament ist es also nicht gelungen, die Hoffnung auf eine deutsche Einigung neu zu beleben. Als dasselbe am 27. April auf unbestimmte Zeit vertagt wurde, trennten sich die Abgeordneten, ohne Hoffnung, jemals wieder zusammen zu treten. Der Fürstencongreß, den Preußens König im Frühjahr 1850 in Berlin um sich versammelte, förderte das deutsche Einigungswerk ebenfalls nicht. Alle Beschlüsse dieses Fürstencongresses trugen das Merkmal der Unentschiedenheit und des Hinhaltens an sich. Man vermied ängstlich die Union als etwas Fertiges darzustellen, sondern schuf ein Provisorium (Vorläufiges), das nach zwei Monaten entweder in ein Definitivum (Endgültiges) verwandelt, oder abermals als Provisorium verlängert werden sollte. Auch dieses Provisorium wurde nur von den kleinsten der Union beigetretenen Staaten völlig anerkannt. Sehr gut war es, wie die Folge

zeigt, daß man der Union nicht das Gewicht der vollendeten Thatſache beilegte.

§ 107.

Die Spannung zwiſchen Preuſzen und Oeſterreich. Die Wirren in Kurheſſen; Kriegesrüſtungen. Die Zuſammenkunft in Olmütz.

Die erbkaiſerliche Partei in der Paulskirche hatte Alles aufgeboten, um Oeſterreich aus Deutſchland zu verdrängen. Die unioniſtiſchen Beſtrebungen Preußens waren offenbar gegen Oeſterreich gerichtet. Dieſes und manches Andere hatte zwiſchen den beiden deutſchen Großſtaaten eine bedauernswürdige Spannung verurſacht, dieſelbe wurde noch vermehrt, als Oeſterreich eine außerordentliche Plenarverſammlung des Bundes nach Frankfurt berief. Einige Regierungen folgten dieſer Einladung, Preußen antwortete ablehnend. Die Behauptung der öſterreichiſchen Regierung, daß die nach Frankfurt berufene Plenarverſammlung alle Rechte und Pflichten des alten Bundestages habe, und daher auch ein Zwangsrecht gegen widerſtrebende Regierungen in Anſpruch nehmen dürfe, verhinderte das Eintreten der Bevollmächtigten von den zu der Union gehörenden Staaten, die nur an freien Conferenzen Theil nehmen wollten. Die Berathungen der in Frankfurt erſchienenen Bevollmächtigten endeten damit, daß eine Commiſion vorſchlug, die berufene Plenarverſammlung in einen engern Rath zu verwandeln. Oeſterreich nahm dieſen Vorſchlag nicht an, ſondern lud, durch ein Rundſchreiben vom 19. Juli 1850 gerichtet an alle deutſchen Regierungen, zur Wiedereröffnung des Bundestages, auf den 1. September nach Frankfurt ein. Die Theilnahme an dieſer Verſammlung ſtellte das öſterreichiſche Rundſchreiben als eine Bundespflicht dar, und ſprach ferner aus, daß in der Herſtellung der Bundesverſammlung das einzige Mittel zur Löſung der Verfaſſungsfrage erkannt werden müſſe. Preußen antwortete wieder ablehnend: „Wir maßen

uns nicht das Recht an, den Standpunkt zu beurtheilen, welchen andere deutsche Regierungen eingenommen haben, oder einzunehmen gedenken, wir dürfen aber auf die feierlichen Verheißungen hinweisen, welche von uns, in Gemeinschaft mit allen deutschen Regierungen, dem deutschen Volke, welche von vielen dieser Regierungen ihren besondern Angehörigen gegeben worden sind, und wonach die untergegangene Bundesverfassung, welche sich als gänzlich unzureichend für die Bedürfnisse der Nation erwiesen, nicht wieder ins Leben treten sollte." Dann wurde in der preußischen Note gesagt, „daß man die Versammlung in Frankfurt nicht beschicken könne, so lange sich dieselbe als die hergestellte Bundesversammlung ansehe, und aus diesem Charakter fließende Ansprüche erhebe;" und endlich, daß man das unveränderte Alte unter allen Umständen zurückweisen müsse. Vergebens erklärte die österreichische Regierung, daß auch sie das unveränderte Alte nicht wolle, vergebens wünschte Oesterreich, mit seinem Gesammtstaate in den Bund zu treten, wofür es den für Handel und Verkehr so äußerst wichtigen Beitritt des ganzen Kaiserstaats in einen großen deutschen Zollverein in Aussicht stellte.

Der Bundestag begann zur bestimmten Zeit seine Sitzungen, als das einzige berechtigte Gesammtorgan Deutschlands. Er war von Oesterreich, Bayern, Würtemberg, Luxemburg, Dänemark (wegen Holstein und Lauenburg), Lichtenstein, so wie von den von der Union abgefallenen Staaten, nämlich Hannover, Sachsen, beide Hessen, Mecklenburg-Strelitz und Schaumburg-Lippe beschickt worden. Das Fürstencollegium, obwohl durch viele Austritte sehr geschwächt, beschloß dagegen das Fortbestehen der Union. Welche traurige Aussichten für unser armes Vaterland! Zwei Feldlager in demselben Lande! Ein Brudervolk trennt sich, steht sich feindselig gegenüber! Gerade die mächtigsten Staaten, die allein das unterwühlte und zerrissene Deutschland noch retten könnten, befehden sich!

Durch die Wirren in Kurhessen wurde die Lage der Dinge bald noch verwickelter und bedrohlicher. Dort war

in den Märztagen 1848 ein ultrademokratiſches Miniſterium ans Ruder gekommen. Die ſchon äußerſt liberale Verfaſſung von 1831 erfuhr noch einige Abänderungen, und ſoll, wie vielſeitig behauptet wird, in der That eine ſolche ſein, mit der ſich auf die Dauer unmöglich regieren laſſe.

Am 23. Februar 1850 entließ der Kurfürſt das bisherige Miniſterium, und erſetzte es durch ein anderes, das man gewöhnlich nach ſeinem Haupträger mit dem Namen Haſſenpflug bezeichnet. Dieſer Mann war wegen ſeiner frühern amtlichen Thätigkeit bei den heſſiſchen Liberalen in üblem Andenken. Man nannte ihn Heſſenfluch. Er hatte nach ſeinem Austritt aus kurheſſiſchem Staatsdienſt zuerſt in luxemburgiſchem und dann in preußiſchem Staatsdienſt geſtanden. Aus letzterm hatte ihn der Kurfürſt wiederberufen. Die Kammer gab Haſſenpflug ein Mißtrauensvotum, und er vertagte ſie.

Wieder zuſammengetreten verwarf ſie ein Anlehen von 760,000 Thaler, das der Miniſter ohne Motivirung gefordert, und er löſte ſie auf. Von der neu gewählten Kammer forderte Haſſenpflug die Forterhebung der Steuern, und da dieſe verweigert wurde, ſo war eine nochmalige Kammerauflöſung die Folge (2. September).

Ein Erlaß vom 5. befahl die Forterhebung der Steuern, eine zweite Verordnung vom 7. verkündete für alle heſſiſchen Lande den Belagerungszuſtand, und ernannte den General Bauer zum Oberbefehlshaber der Truppen. Jetzt verweigerten die Oberbehörden dieſen Befehlen und Anordnungen den Gehorſam; ein großer Theil der Bevölkerung machte es ebenſo; jedoch wurde die Ruhe nicht geſtört durch Aufſtände. Man begnügte ſich mit dem paſſiven Widerſtande, mit Aufkündigung des Gehorſams. Zuerſt ging der Widerſtand von den Beamten aus, weswegen man dieſe Vorfälle auch wohl eine Beamtenrevolution, eine Revolution in Schlafrock und Pantoffeln genannt hat. Regierung und Beamten glaubten, im Rechte zu ſein, beide beriefen ſich auf die Verfaſſung.

In der Nacht vom 12. auf den 13. September verließ der Kurfürſt mit ſeinem Miniſterium Kaſſel, und die Re-

gierung ward nach Wilhemsbad bei Hanau verlegt. Eine Verordnung vom 28. untersagte den Gerichten jede der Politik des Ministeriums widerstreitende Thätigkeit. Ferner sollte ein Kriegsgericht einen Jeden bestrafen, der mit Worten oder Thaten den Anordnungen der Regierung ferner sich widersetzte; der General von Haynau wurde nunmehr mit der Aufrechthaltung des Kriegszustandes beauftragt, nachdem Bauer sich als unbrauchbar bewiesen hatte. Fast alle Offiziere, 241 an der Zahl, versagten jetzt den Gehorsam, und forderten ihren Abschied. Sie glaubten, dadurch dem Widerstreite der Pflichten einerseits gegen den Landesherren, andererseits gegen die Verfassung, entgehen zu können. Ein bedenklicher Zustand, wenn die Soldaten über Handlungen der Regierung zu Gerichte sitzen! und in der Zeit der Noth sich zurückziehen.

Mittlerweile hatten der Kurfürst und sein Ministerium um auswärtige Hülfe da nachgesucht, wo sie zu finden war, bei dem Bundestage zu Frankfurt. Derselbe sagte die verlangte Hülfe auch zu. Die Lage der Dinge nahm eine äußerst drohende Gestalt an, als die Monarchen von Oesterreich, Bayern und Würtemberg in einer Zusammenkunft, die am 7. October und den folgenden Tagen in Bregenz stattfand, sich geeinigt hatten. An Preußen stellte man jetzt von aus Frankfurt die Forderung, daß es aus Baden und Hamburg seine Truppen zurückziehe, dann es nicht hindere, daß Schleswig-Holstein zur Unterwerfung unter seinen rechtmäßigen Landesherrn durch Bundestruppen gezwungen werde, und endlich, daß es der Ausführung der Bundesbeschlüsse in Kurhessen Raum gebe.

Am 1. November rückten bayerische Truppen und ein österreichisches Jägerbataillon in Fulda ein; anderer Seits kamen Preußen, um die Etappenstraßen zu besetzen. Die Hessen glaubten, Preußen würde ihnen gegen ihre Regierung beistehen. Schon schien der Krieg zwischen Brüdern unvermeidlich, schon hatten die Mächte ihre Heeresmassen aufgeboten, Preußen allein eine halbe Million, schon standen die Krieger gegen einander, und noch einmal wurde, zur Freude aller Menschenfreunde und aller wahren Deutschen, durch Gottes gnädige Fügung, das Schwert in der Scheide gehalten.

Nachdem die zuerſt unter ruſſiſcher Vermittelung in Warſchau ſtattgefundene Conferenz nicht den gewünſchten Erfolg gehabt hatte, veranſtalteten am 29. November von Manteuffel und Fürſt Schwarzenberg eine Zuſammenkunft in Olmütz, unter Zuziehung des ruſſiſchen Geſandten von Meyendorf.

Oeſterreich ſtand in dieſen Verhandlungen die von Preußen in der deutſchen Frage gewünſchten freien Conferenzen an einem neutralen Orte zu, Preußen gab die Union auf, verſprach, den Bundestruppen in Kurheſſen den Weg zur Execution zu öffnen, und ſagte bei der Entwaffnung des ſchleswig-holſteiniſchen Heeres durch Bundestruppen ſeine Mitwirkung zu. Damit die, größten Theils der Union freundlichen, und ſehr kriegeriſch geſinnten Kammern dem Friedenswerke nicht hinderlich in den Weg treten möchten, wurden ſie Anfangs December aufgelöſt. Der Kriegsminiſter von Radowitz hatte ſchon im Beginne des Novembers ſeine Entlaſſung genommen, und der hinſichtlich der Union mit ihm gleichgeſinnte Miniſter von Ladenberg that ſpäter denſelben Schritt.

§ 108.

Die freien Conferenzen in Dresden. Die Wiedereröffnung der Bundesverſammlung*).

Die von Preußen gewünſchten, und bei der Zuſammenkunft der beiden Premier-Miniſter in Olmütz von Oeſterreich zugeſtandenen „freien Conferenzen" begannen in den erſten Tagen des Monats Januar 1851 in Dresden, und dauerten bis zum 15. Mai. Die Bevollmächtigten aller deutſchen Regierungen nahmen daran Antheil. Auch in Dresden wurde die deutſche Einigkeit noch nicht erzielt. Von den dort gepflogenen Verhandlungen iſt nur wenig zur Oeffentlichkeit gelangt. Am Ende kam man dahin überein, die Verhandlungen in der Bundesverſammlung zu Frank-

*) Nach der A. allgemeinen Zeitung.

furt fortzuſetzen. Preußen und alle früher der Union beigetretenen Regierungen ſandten jetzt auch ihre Bevollmächtigten nach Frankfurt. Dort wurde die Bundesverſammlung am 1. Juni eröffnet. So iſt die alte, ſo ſehr befehdete Einrichtung wieder eingeführt. Möge ſie zu einem neuen, thätigen und dem deutſchen Volke frommenden Leben erſtanden ſein!

Ueber die Conferenzen in Dresden iſt wegen ihrer Erfolgloſigkeit von der Tagespreſſe manches harte Urtheil gefällt worden. Seien wir nicht unbillig! Allerdings iſt wenig beſonders Hervortretendes in Dresden gefördert worden, man vergeſſe aber nicht des Schlimmen, welches abgewendet wurde, und welches ſchwer genug in die Wagſchale der europäiſchen Geſchichte fällt. Die „freien Conferenzen" waren der friedliche Ableiter jenes kriegeriſchen Ungewitters, welches mit den Rüſtungen der letzten Novembertage über Deutſchland ſich zuſammenzog. War einmal die Kriegsfurie entbrannt, wer hätte ſich als Vermittler zwiſchen die brudermörderiſch an einander gerathenen Schaaren ſtellen wollen, wer hätte ihnen ein: Bis hierher und nicht weiter! zugeherrſcht? Etwa das Ausland, die drei europäiſchen Großmächte? Wer hätte wohl größere Urſache innerer Befriedigung über ſolchen widernatürlichen Kampf gehabt, als eben jene Mächte, welche jeden Anlauf zu einer deutſchen Einigung mit eiferſüchtigen Blicken betrachten, wohl gar mit diplomatiſchen Proteſten (Einſprüchen) beehren! Für Frankreich wäre bei einer Einmiſchung der gewünſchte Anlaß gefunden geweſen, ſeiner bald an dem Kraterrand aufkochenden Lava einen Abfluß zu bahnen, und hätte vielleicht England Klagelieder darüber angeſtimmt, wenn dem deutſchen Handel und Gewerbfleiß auf mehr als ein Jahrzehnt die Flügel gelähmt worden wären? Wir können ſchweigen von den Hoffnungen, welche die Umſturzpartei auf die Wechſelfälle eines Krieges zwiſchen Oeſterreich und Preußen baute. Wenn man uns entgegenhalten will, daß nicht ſo wohl die „freien Conferenzen", als vielmehr die Nachgiebigkeit des preußiſchen Premier-Miniſters den Ausbruch des Ungewitters abgewendet, ſo mag dieſes wohl richtig ſein, allein man darf dabei immer nicht vergeſſen, daß Fürſt Schwarzenberg, indem er

auf die preußische Forderung der „freien Conferenzen" einging, dem Feinde die goldene Brücke zu einem ehrenvollen Rückzuge baute.

Die Dresdner Conferenzen waren somit in der That der Schlußstein des Olmützer Friedenswerkes. Zu ihren sonstigen Erfolgen kann man rechnen, daß sie gezeigt haben, woher der Wind des Widerstandes gegen deutsche Einigung und Erstarkung bläst. Aber die Conferenzen haben auch wirklich Vortheilhaftes gefördert, und auf eine Weise in den Vordergrund gerückt, welche die Sympathien nach der Seite ziehen muß, von wo doch etwas mehr als die reine Rückkehr zum Alten geboten wird: wir meinen den Eintritt der österreichischen Gesammtmonarchie in den deutschen Bund und die deutsche Handels- und Zolleinigung. Mit diesen Vorschlägen und Anerbietungen tritt der alte Bundestag eine Erbschaft an, durch welche er sich wohl bereichern kann, wenn er sie im Sinne der Nation ausmünzen will. Jeder Deutsche, der es ehrlich mit seinem Vaterlande meint, kann sich nur freuen, wenn die größten Staaten Deutschland's, Oesterreich und Preußen, Hand in Hand gehen, und das gemeinsame Wohl fördern. Das Ausland wird uns nie das Heil bringen. Wir brechen hier die politische Geschichte unsers Vaterlands ab. Möge der Herr seine Fürsten, in deren Hände der Allerhöchste die Geschicke der Völker wieder gelegt hat, erleuchten, daß sie ihres Landes Wohl als Väter fördern! Gott segne unser ganzes Vaterland!

Werfen wir zum Schlusse unsern Blick auf die ganze katholische Welt, um schon Mitgetheiltes zusammenzufassen und Fehlendes zu ergänzen. Wir können nur gedrängte Umrisse geben.

§ 109.

Gegenwärtiger Zustand der katholischen Kirche.

Der Sturm des Jahres 1848 hat manche Gebäude umgerissen, nicht aber die katholische Kirche, um deren Zinne er so schrecklich brauste. Ja, sie hat am meisten durch die neusten Zeitereignisse gewonnen. Werfen wir einen flüchti-

gen Blick auf ihre Lage in den verschiedenen Ländern. In Portugal ist ihr gegenwärtiger Zustand mindestens erträglich, in Spanien hat er sich bedeutend gebessert. Durch ein in der jüngsten Zeit zwischen dem h. Vater und der gutgesinnten Königinn Isabella von Spanien abgeschlossenes Concordat sind die wesentlichsten Kirchenrechte gesichert, und ist auch die Geistlichkeit ihres Reichthums beraubt, und so gehindert worden, mit demselben soviel Gutes zu stiften, wie etwa der große Ximenes, so ist sie doch geläutert aus dem Feuer der Verfolgung hervorgegangen, und an Tugenden reich geblieben. Die zunächst von England und von geheimen Gesellschaften ausgegangenen Bestrebungen, dem kräftigen und geistreichen spanischen Volke seinen Glauben zu nehmen, ist völlig gescheitert. Die Gebete der ganzen katholischen Welt sind nicht fruchtlos geblieben. Mag auch Frankreich, namentlich seine Hauptstadt, in mancher Beziehung noch im Argen liegen, mag der Communismus nur zu viele Anhänger zählen, es fehlt dennoch auch dort keinesweges an erfreulichen Erscheinungen. Die Bischöfe beweisen Kraft, Geist und hohe Berufstreue. Sie finden jetzt das Heil nicht mehr am Hofe, sondern durch enges Anschließen an den h. Stuhl: daher verwerfen sie entschieden die s. g. gallicanischen Freiheiten, und führen immer allgemeiner den römischen Ritus in ihren Diöcesen ein. Besitzen sie jetzt auch geringern politischen Einfluß, wie vor der ersten französischen Revolution, so ist ihr geistiger um so größer, sind sie von Schätzen entblößt, so ist es freilich für die nothleidende Menschheit zu bedauern, aber sie selbst sind geringern Versuchungen dadurch ausgesetzt, und jetzt keine Gegenstände des Neides mehr. Mit ihnen wetteifert eine sittliche Geistlichkeit. Zahlreiche kirchliche Anstalten bedecken und zieren das Land.

In Lyon hat der Vorstand der großartigen Gesellschaft zur Verbreitung des katholischen Glaubens seinen Sitz, und kein Land der Erde liefert so reichliche Spenden zu diesem Zwecke.

Frankreich liefert auch die bedeutendsten Missionäre, zu deren Bildung es viele Anstalten besitzt, und man braucht nur die Jahrbücher zur Verbreitung des Glaubens zu

leſen, um ſich von dem Eifer und der bewundernswerthen Opferwilligkeit dieſer Glaubensboten zu überzeugen. Louis Napoleon zeigt ſich der katholiſchen Kirche ſehr geneigt, wenn auch vielleicht nur aus Politik, und die franzöſiſche Regierung äußert noch die meiſte Theilnahme für die Katholiken in der Türkei, und hat ſich noch am entſchiedenſten der katholiſchen Wächter am h. Grabe angenommen.

In Deutſchland hat die katholiſche Kirche durch die Zeitereigniſſe offenbar am meiſten gewonnen. In Oeſterreich ſind durch den Erlaß vom 18. April 1850 die joſephiniſchen Ketten gefallen, und in Preußen — das muß mit Anerkennung hervorgehoben werden — iſt ſie gegenwärtig ſo frei, wie irgendwo in der Welt. Wenn aber die größten deutſchen Mächte in der Ueberzeugung, daß die katholiſche Kirche wahrlich ihre Feindinn nicht iſt, ihr ſolches Zutrauen ſchenken, ſo werden die kleinern Mächte ihnen allmälig folgen müſſen. Die einſt ſo geſchmähten, verhöhnten, verfolgten Jeſuiten und Redemptoriſten, denen man in Frankfurt für ewige Zeiten die Thore unſers Vaterlands verſchließen wollte, ziehen jetzt ungeſtört in demſelben herum, halten wahre Triumphzüge, und vor Verſammlungen anderer Art, wie ſie das Jahr 1848 bot, treten dieſe begeiſterten Männer auf, Tauſende lauſchen ihren Worten, und ſelbſt in den unterwühlteſten Gegenden wiſſen ſie ſich Anerkennung zu verſchaffen. Orden blühen an vielen Orten wieder auf, namentlich verbreitet ſich jener der barmherzigen Schweſtern, dieſer Heroinnen chriſtlicher Liebe, in der münſterſchen Diöceſe.

Vereine zu kirchlichen Zwecken, die katholiſchen, Miſſions-, Bonifacius-, Vincentius-, Joſephs-, Borromäus-Vereine bilden ſich überall. Würdige Männer zieren die Biſchofsſitze; kurz, es iſt eine neue Zeit angebrochen, wenn auch immer noch traurige Erſcheinungen genug hervortreten. Was ſo ſchlimm gemeint war, hat ſich für die Kirche zum Beſten geſtaltet, eine höhere Hand, welche ihre Geſchicke leitet, hat ſich hier unverkennbar gezeigt. Es erregte in den letzten ſtürmiſchen Jahren, wo Throne fielen, Fürſten flohen, Verfaſſungen zerriſſen und neue geſchrieben wurden, auch die ſtaunende Aufmerkſamkeit Andersgläubiger, ein Haus zu

ſehen, woran die Blitze unſchädlich niederfuhren, und welches die heftigſten Orkane nicht erſchütterten, einen uralten Palaſt zu erblicken, der mitten aus Trümmerhaufen hervorſchaute, wie die Pyramiden aus Sandbergen. Alle Stützen und Säulen der Königsſchlöſſer fielen, die Pfeiler der Kirchen aber blieben unbeweglich ſtehen. — In der Schweiz ſeufzet die katholiſche Kirche noch immer unter den Skorpionen der radikalen Zwingherren, wie wir in der Geſchichte dieſes Landes nachgewieſen haben.

Ein ſchöneres Bild bietet dagegen die katholiſche Kirche von England. Die Puſeyten in der engliſchen Hofkirche neigen ſich ſehr zur katholiſchen Kirche hin, ſie ſind in ihrem Forſchen auf dem rechten Wege, und die folgerichtigen Denker aus ihnen gelangen auch zum rechten Ziele. Der tüchtigſte von allen, der eigentliche Stifter dieſer Richtung, mit Namen Newman, iſt bereits vor einigen Jahren übergetreten. Viele Männer von Geiſt, Gelehrſamkeit, vornehmer Geburt und hohem Range ſind ihm gefolgt. Nach der „Kirchen- und Staatszeitung" ſind von den Univerſitäten und Collegien von Oxfort 92 (darunter 63 Geiſtliche), von Cambridge 43 (19 Geiſtliche), vom Trinity-Colleg zu Dublin 5 und von Durham 1 katholiſch geworden. Nach der deutſchen Volkshalle traten während des Jahres 1850 24 anglicaniſche Geiſtliche über, im J. 1851 33, worunter Archidiacon Manning, nächſt Newman der einflußreichſte von den Puſeyten; die Zahl ausgezeichneter Convertiten aus dem höhern Laienſtande betrug 70; der überaus zahlreichen Perſonen aus den mittlern und niedern Ständen nicht zu gedenken.

Zu dieſem glücklichen Ergebniſſe hat ſicher der Umſtand beigetragen, daß die engliſche Nation ernſt, folgerecht im Denken und von dem Unglauben und der Religionsgleichgültigkeit lange nicht in dem Grade angeſteckt iſt, wie der Norden des proteſtantiſchen Deutſchlands; zudem hat die engliſche Kirche katholiſche Einrichtungen, Biſchöfe, viele Kirchengebete und Gebräuche aus der katholiſchen Zeit beibehalten, an welche ſich anknüpfen läßt. Die katholiſche Kirche zählt in England mehr als 2 Millionen Seelen, wovon allein 200,000 auf London kommen, und wurde

bis auf die neuste Zeit in 8 Districte getheilt, in den London-, Central-, Ost-, West-, Lancashire-, Nord- und Wallisdistrict. Die Zahl der Katholiken, die unter Heinrich VIII., Elisabeth und Cromwell schienen ausgerottet zu sein, hat sich seit 50 Jahren verzwanzigfacht. Die katholische Gesammtbevölkerung Großbrittaniens wird gegenwärtig geschätzt auf 9,120,000 Seelen, wovon auf England 2 Millionen, auf Irland 7 Millionen und auf Schottland 120,000 kommen. Nach dem katholischen Directorium für 1851 gibt es in England katholische Kirchen und Kapellen 586, in Wales 11, in Schottland 97 nebst 26 Stationen, Collegien in England 10, in Schottland 1, Mannsklöster 16, Frauenklöster 53, Priester in England und Wales 826, in Schottland 118, zusammen mit den Bischöfen 972, 43 mehr, als im vorigen Jahre. In den englischen Colonien wirken 45 Erzbischöfe, Bischöfe und apostolische Vicare. In neuster Zeit sah sich der h. Vater veranlaßt, auch für England Bischöfe zu ernennen, wie in andern Ländern, während früher dort apostolische Vicare an der Spitze der Kirchenverwaltung standen. Er ernannte den als Schriftsteller hochberühmten Wiseman zum Cardinal der h. römischen Kirche und zum Erzbischofe von Westminster. Da erhob sich wieder das alte No-popery-Geschrei, John Bull zeigte sich in seiner frühern Rohheit, verbrannte das Bildniß des Papstes und des Cardinals, und verübte allerlei Frevel und Hohn gegen die Katholiken. Das geschah in einem Lande, welches sich vor allen in der Welt seiner Freiheit und Duldung rühmt. John Russel hatte diesen Sturm durch einen rücksichtslosen Brief hervorgerufen, und eine Bill gegen diese Einrichtung des Papstes eingebracht, die zwar gegen die Freiheit der katholischen Kirche entschieden ist, wohl aber keine weitere Folgen haben wird. Die Bischöfe haben sie bereits wiederholt außer Acht gesetzt, und die Times meinen nunmehr, das Gesetz habe nur ein nationaler Protest sein sollen. Es hat im Gegentheil erwünschte Ergebnisse gehabt: Die Katholiken sind dadurch von allen politischen Parteien abgetrennt worden, die englischen und irischen Katholiken haben sich enger mit einander verbunden; der Vertheidigungsverein ist durch den Angriff hervorgerufen,

und auf die so wichtige Einrichtung einer katholischen Universität werden alle diese so übel gemeinten Vorfälle günstig einwirken. So viel steht jedenfalls fest, daß die katholische Kirche in England in ihrem siegreichen Laufe nicht mehr zu hemmen ist.

Irland ist noch immer die „Niobe der Nationen," das Sclavenland Englands. Man hat es seines Bodens, seiner Freiheit beraubt, und in neuster Zeit hat man von Seiten Englands auch vielfach versucht, ihm seinen Glauben für Geld abzukaufen. Im Ganzen zeigt das Volk aber hohe Glaubenstreue, und seine Bischöfe und Priester hüten mit Wachsamkeit diesen theuren Schatz, den einzigen der Iren. In den letzten Jahren verlassen Tausende dieser Unglücklichen den heimischen Boden, dessen Früchte zu genießen ihnen nicht gestattet ist, um sich vor dem Hungertode zu retten, und schmilzt dadurch die Zahl der Katholiken in Irland zusammen, so wird dieselbe in Amerika wieder vermehrt.

In Holland erfreuen sich die Katholiken jetzt mindestens größerer kirchlichen Freiheiten, als ehedem, wenn sie auch in politischer Hinsicht noch immer zurückgesetzt sind. Belgien ist ein fast rein katholisches Land mit eifrigen Bischöfen und thätigen Priestern, die indeß mit den Liberalen und Freimauern, besonders über die Schule, noch viel zu kämpfen haben. In Dänemark, Norwegen und Schweden ist der katholische Gottesdienst wieder gestattet, wenn auch mit manchen Beschränkungen. Mußte ja noch vor wenigen Jahren der schwedische Maler Nilson wegen seines Uebertritts zur katholischen Religion sein Vaterland verlassen, und stand ja noch in den letzten Tagen, am Tage des h. Ansgar, der katholische Pfarrer in Stockholm vor Gericht, der Proselytenmacherei angeklagt, so wie die Bekehrten der Verletzung der Staatsgesetze, erinnerte der wackere Geistliche bei dieser Gelegenheit doch daran, er möge dieselbe Gerechtigkeit finden bei christlichen Gerichtshöfen, die der h. Ansgar vor 1000 Jahren um desselben Glaubens willen bei heidnischen Gerichtshöfen in demselben Lande gefunden habe. —

Das ganz katholische Italien ist zur Ruhe zurück-

gekehrt. Der h. Vater wohnt wieder im ewigen Rom, und nur in Sardinien steht die Regierung — thöricht genug und zu ihrem eigenen Verderben — gegen den heil. Stuhl, und erlaubt sich frevelhafte Eingriffe in die Gerechtsame der Kirche. Bis in die letzte Zeit übte das protestantische England, der Erzwühler und Katholikenfeind Palmerston an der Spitze, heillosen Einfluß auf die schwache Regierung. Lord Feuerbrand ist aber zur Freude der erhaltenden Partei und aller Katholiken unlängst gefallen. Weder den von ihnen geschützten Mazzinisten ist es gelungen, den den Engländern, noch Italienern ihren Glauben zu nehmen, und wenn manche mißliche politische Verhältnisse in dem so sehr gesegneten Lande wegfallen, und wenn die zahlreiche Geistlichkeit sich der Bildung und Erziehung des hochbegabten Volkes mit allem Eifer widmet, so ist zu hoffen, daß dieses wieder zur hohen kirchlichen Blüthe gelangen werde.

Wenden wir nun unsern Blick auf die katholischen Missionen, wobei wir uns der Berichte der „Jahrbücher zur Verbreitung des Glaubens," einer sichern Quelle, bedienen.

Das Morgenland ist gegenwärtig der Hauptwirkungsort der Lazaristen. Durch sie sind dort nicht allein Irrgläubige und Ungläubige zum wahren Glauben geführt, sondern hat auch unsere h. Religion festen Fuß gefaßt und sich Achtung erworben. Ihre wichtigsten Schöpfungen in jenem Lande sind der öffentliche Unterricht, die religiösen Zeitungsblätter und wohlthätigen Anstalten. Alles dessen bedurfte es recht sehr, um die Schliche der russischen Politik und die Bestrebungen der protestantischen Bibelgesellschaft weniger schändlich zu machen. Aus einer Buchdruckerei zu Constantinopel gingen Vertheidigungsschriften zu Gunsten der Religion, und Gebetbücher in französischer, lateinischer, englischer, italienischer, griechischer, türkischer und persischer Sprache hervor. In weniger als zwei Jahren haben die Lazaristen, um nur dieses hervorzuheben, allein in der apostolischen Präfectur von Constantinopel 5 Erziehungsanstalten gegründet, 12 Freischulen eröffnet, und über 2000 Kinder erzogen. Es ist dem Eifer der barmherzigen Schwestern selbst gelungen, auch für die öffentliche Bildung der im Morgenlande durchaus vernachläßigten Mädchen Ei-

niges zu leisten. In einem Jahre haben die Schwestern des h. Vincentius von Paula zu Constantinopel mehr als 40,000 Verwundete verpflegt, mehr als 63,000 Arme unterstützt, und eben so in Smyrna über 31,000 Nothleidenden Linderung verschafft. Sie haben ferner allen Kranken zu Santorin und auf den umliegenden Inseln, zu Beirut, auf dem Libanon und zu Alexandria, wo oft täglich über 200 gezählt worden, unentgeltlich Heilmittel ertheilt. Diesen Jungfrauen ist es sogar gelungen, durch ihre wohlthätige Wirksamkeit dem Glauben die Zuneigung und Achtung der überaus unduldsamen Ungläubigen zu gewinnen, so daß Jemand gegen einen Missionar der Levante äußerte: Wenn die Türken gegen die Europäer aufstehen sollten, so wäre es weit rathsamer für diese, zu den barmherzigen Schwestern zu flüchten, als sich unter den Schutz der Consuln und der europäischen Mächte zu stellen."

Die sämmtlichen schönen Anstalten der Missionen zu Constantinopel leiten 14 Lazaristen, 17 Brüder der christlichen Liebe und 44 barmherzige Schwestern. 1595 Kinder, welche in diesen Anstalten erzogen wurden, sind deren schönste Zierde.

Santorin und Naxia sind unter den griechischen Inseln die einzigen auf welchen sich die Lazaristen festgesetzt haben. — Dreizehn Priester, 6 Brüder und 21 Schwestern sind an der Mission von Smyrna angestellt, und ihre Schulen werden von 1000 Kindern besucht.

Die Missionen von Syrien waren vor 6 Jahren fast gänzlich in der blutigen Verfolgung verschwunden, sind seitdem aber wieder aufgeblüht. Zwei Schulen zu Damascus, ein Gymnasium zu Antura, ein Krankenhaus zu Beirut, eine Normalschule, in welcher die barmherzigen Schwestern Lehrerinnen für die Kinder der Maroniten bilden, 11 Missionäre, 6 Brüder und 9 Schwestern berechtigen zu den schönsten Hoffnungen. Die Missionen von Persien werden noch sehr in ihren segensreichen Fortschritten beschränkt. Zu Urmiah und Chosrovah befinden sich Lazaristen, die daselbst Knaben- und Mädchenschulen eröffnet haben. Blühend ist die Mission von Alexandria.

Die Missionender Lazaristen in Amerika erstrecken sich von

Parama bis zum Lorenzflusse, von Philadelphia bis nach Mexico, 60 Missionare wirken dort, überall sind Kirchen gebauet, Erziehungs- und Wohlthätigkeitsanstalten errichtet. Aus ihnen gingen die Bischöfe von Buffalo und Galoesdon hervor, sie gründeten die Seminarien von Sancta Maria des Barrens, von Philadelphia und Neuorleans. Durch sie entstanden zu Mexico und Puebla Armenhäuser, und bis nach Brasilien zogen in letzter Zeit einige Mitglieder, um die in diesen verschiedenen Gegenden unherschweifenden Wilden mit den Segnungen des Christenthums zu beglücken.

Die Lazaristen-Missionen in China erstrecken sich von der südlichen Gränze durch das Herz des Reiches bis zur nördlichen, von den Ufern des Oceans bis zur mongolischen Wüste. Es sind folgende: 1) Die Stadt Macao. 2) Das apostolische Vicariat von Honan, welches 4000 Christen zählt. 3) Das apostolische Vicariat von Kiangsi, 12,000 Neubekehrte enthaltend. 4) Das apostolische Vicariat von Tschekiang mit 4500 Christen. 5) Die Diöcese Peking mit 30,000 Katholiken. 6) Das apostolische Vicariat der mongolischen Tatarei, 5000 sehr dürftige Katholiken zählend. 7) Das apostolische Vicariat von Ost-Tibet, vor einigen Jahren erst errichtet. Die Lazaristen streben in China hauptsächlich nach Bildung einer einheimischen Geistlichkeit (und sie wurden im J. 1850 bereits von 45 solchen Hülfspriestern unterstützt), so wie nach Errichtung von Schulen und Wohlthätigkeitsanstalten. In Allem sind es 144 Lazaristen nebst 63 Brüdern der christlichen Schulen und 130 barmherzigen Schwestern, die an der Verbreitung des Glaubens arbeiten, Unterricht ertheilen und Werke der Barmherzigkeit ausüben. Sie sind in 9 Ländern verbreitet, deren bedeutendste in Europa die Türkei, in Asien China, und in Amerika die vereinigsten Staaten sind.

Auch die Jesuiten wirken noch immer höchst verdienstvoll als Missionarien. Die Zahl ihrer Missionen beläuft sich auf 12, nämlich: 2 in Europa, Tine und Syra im Archipalagus, und Trebigno in der Herzegowina; 3 in Asien, China, Madura und Syrien; 2 in Afrika, Algerien und Madagascar; 5 in Amerika, Süd-

amerika, Jamaica, die vom Missouri abhangenden Missionen, die Felsengebirge in Canada. Auf Tine und Syra wirkten im Jahre 1850 sieben Väter und Laienbrüder, und erbauen durch ihren Eifer wie durch ihre Armuth. In der Herzegowina weilten 8 Väter mit 3 Laienbrüdern. Ueber $^2/_3$ des Jahres muß der Missionar auf der Reise sein, um die im Gebirge zerstreuten, und oft vom Hauptorte der Gemeinde weit entfernten Wohnungen der Katholiken, die meist Viehhüter sind, zu besuchen. In China befanden sich im genannten Jahre 26 Väter, 4 Scholastiker und 5 Laienbrüder. Die Erlernung der schweren Sprache, verschieden bei dem Volke und bei den Gelehrten, legt ihnen viele Schwierigkeiten in den Weg. Zu Wandam befindet sich ein Seminar. Die übrigen Missionen sind in verschiedenen Bezirken zerstreuet, und widmen sich eifrigst den Arbeiten des Apostelamtes. In China zählte man im J. 1809 über 50,000 Christen mit 2 Seminarien, gegenwärtig 600,000, trotz aller bisherigen Verfolgungen, in Cochinchina 60,000 mit 1 Bischofe, 4 ausländischen und 20 inländischen Priestern, in Tongking mindestens 300,000 Katholiken mit 4 Bischöfen, 8 ausländischen Priestern (Jesuiten und Dominicanern) und etwa 100 inländischen Priestern. In den beiden letztern Ländern starben noch vor wenigen Jahre nunter dem Wütherich Minch-Menh mehrere katholische Glaubensboten aus Europa und zahlreiche Gläubige des Landes mit der Hingebung und der Glaubensfreudigkeit der Märtyrer der ersten Jahrhunderte. Die Mission von Madura pflegen 40 Väter nebst 13 Scholastikern und 6 Laienbrüdern. Aus dem vor einigen Jahren dort errichteten Novizenhause sind schon einige Väter hervorgegangen. Von den mehr bedauernswerthen, als strafbaren Abtrünnigen, rühren dort die meisten Hindernisse her, welche sich der Ausbreitung des wahren Glaubens entgegenstellen. Das Collegium von Negapatam blühet empor, es ist zunächst bestimmt für Kinder der fremden Familien, und die Schule der Tamuler verspricht eben so kostbare Früchte, als jene der Weißen. Zu Tutucurin wurde vor einigen Jahren eine schöne und große Kirche errichtet. Die Zahl der dortigen Katholiken beläuft sich auf 3,500. Bettachini hat

sein Vicariat in 3 Hauptbezirke eingetheilt, den westlichen Theil, welcher Jaffna in sich begreift, übergab er den Oblaten von Marseille, den östlichen einigen Weltpriestern, die Inseln endlich den Vätern der Gesellschaft Jesu. — Die Hoffnung der Mission von Madagascar beruht hauptsächlich auf der Anstalt, Ressource (Hülfsquelle) genannt, welche für die jungen Malgaschen gegründet worden, und zugleich für die durch hartnäckige Fieber erschöpften Missionare ein Zufluchtsort ist. Darin befanden sich im Jahre 1850 schon 30 Kinder von Madagascar, die noch nicht alle getauft waren, um in ihnen den heißen Wunsch zu dieser Gnade rege zu machen. Als einst diese Knaben ihr Weißzeug wuschen, ließ einer von ihnen ein Stück Seife ins Wasser fallen, an einer Stelle, wo es ziemlich tief war. Es handelte sich darum, die Seife wieder aufzufischen, und schon wollte der Knabe untertauchen, als er sich plötzlich erinnerte, daß er noch kein Christ war. Da wandte er sich an einen Gespielen, und sprach zu ihm: „Du bist ein Christ, tauche dich unter, du hast nichts zu befürchten; denn, ertrinkst du, so kommst du in den Himmel, ich aber nicht, weil ich noch kein Christ bin.“

In Syrien wohnen 13 Väter und 14 Laienbrüder. Bis jetzt beschränken sich die Anstalten dieser Mission auf die Residenzen von Beirut und Bikfaja, auf das Collegium von Ghazir und die Mission von Zahle. Zu Beirut sind 120 Zöglinge, meistentheils katholisch und dem maronitischen Volke angehörend, einige abtrünnige Griechen sind unter ihnen.

In Algerien wirken 27 Väter, 6 Scholastiker und 36 Laienbrüder. Außer dem Seelsorgeramte, welches diese Ordensgeistlichen bei den Soldaten auf ihren Streifzügen und in den Hospitälern versehen, müssen wir des Waisenhauses gedanken, worin sie 200 einheimische, elterlose Kinder aufgenommen haben, und durch die Religion erziehen, so wie des Novizenhauses, worin sie Glaubensboten für die Länder bilden, in welchen das Arabische die Volkssprache ist.

Die Missionen von Südamerika zerfallen in jene von

Neugranada und in die von Paraguay. Sie zählen 62 Väter, 28 Scholastiker und 25 Laienbrüder. Die von Neugranada begreift in sich die Collegien von Santa Fe de Bogota und von Medellin, das Novizenhaus und das bischöfliche Seminar von Popoyan und die Residenz von Pasto. Die ehrwürdigen Väter der Gesellschaft Jesu hatten auch hier das gewohnte Loos, im Jahre 1850 von der Regierung aus dem Lande vertrieben zu werden, worin sie so Segensreiches stifteten. Die Mission von Paraguay, in frühern Zeiten die allerberühmteste der Jesuiten, wo diese eine neue christliche Welt, und die staunenswerthesten Werke geschaffen haben, von denen der Undank und Unverstand sie verjagte, besitzt jetzt wieder 30 Väter, 7 Scholastiker und 9 Laienbrüder, die auf Brasilien, Montevido, die bolivische Republik und auf Chili vertheilt sind. Die auf allen diesen Punkten von den Vätern gehaltenen Missionen sind eben so viele Triumphe der göttlichen Gnade. — In der von 6 Vätern geleiteten Mission von Jamaica wurden allein in der Stadt Kingston 100 erwachsene Personen getauft. — In den Missionen, die unmittelbar von der Missouriprovinz abhangen, sind 6 Väter mit 9 Laienbrüdern beschäftigt. Sie liegen östlich vom Felsengebirge, und sind jene der Osagen und der Potowatomies. In den Felsengebirgen befinden sich 11 Väter und 10 Laienbrüder. Man zählt dort 4 Hauptstationen: Sancta Maria bei den Plattköpfen, das allerheiligste Herz bei den Phriemherzen, Sanct Ignaz bei den Kalispels und Sanctus Franciscus Xaverius zu Vallamette.

Werfen wir nun einen Blick auf die katholische Kirche in den vereinigten Staaten, der eine sehr hoffnungsvolle Zukunft bevorsteht, und die sich schon gegenwärtig einer ehrenvollen Stellung erfreuet. Sechzig Jahre sind erst verflossen, seitdem der erste Bischof America's geweihet worden. Im Jahre 1791 hielt der hochwürdigste Herr Carroll seine erste Diöcesansynode, welcher alle seine Priester, 22 an der Zahl, beiwohnten. In Maryland befanden sich 16,000 Katholiken, in Pensylvanien 700, in den übrigen vereinigten Staaten 1500, im Ganzen 24,500. Es gab damals nur ein einziges Kloster, wenige Kapellen, nur Hütten und Privathäuser.

Jetzt befinden sich dort, wie schon erwähnt, 34 Bisthümer nebst 2 apostolischen Vicariaten, 1832 theilweise große und prächtige Kirchen und Kapellen, 1303 Priester, 34 Männer- und 66 Frauenklöster, 194 Lehr- und 108 Wohlthätigkeitsanstalten, und an 2 bis 3 Millionen Katholiken. Die übrigbleibenden 18 Millionen sind freilich meist Protestanten, aber von den verschiedensten Secten, und unter ihnen gibt es viele Millionen, die sich noch für kein Bekenntniß bestimmt entschieden haben. Sie lösen sich immer mehr durch Gleichgültigkeit und Sectenwesen auf. Dann hat sich die früher verachtete katholische Kirche auch bereits eine Ehrenstelle in der Meinung der Americaner erworben, ein großer Gewinn! Als im Monat August 1846 der hochwürdigste Herr Fenwick, Bischof von Boston, begraben ward, ging der Leichenzug durch die Straßen der puritanischen Stadt, mit Kreuz und Fahnen, die Priester in ihrer Amtstracht, von 2 protestantischen Kirchen scholl Grabgeläute, und die staunende Menge empfing ihn ehrfurchtsvoll, und doch war es dasselbe Volk, welches 12 Jahre früher denselben Oberhirten so bitter gekränkt hatte, indem es seine Kirche Mont-Benedict entweihte und in Brand steckte. Dieselbe ehrfuchtsvolle Haltung bewies das Volk, als im J. 1849, 2 Erzbischöfe und 23 Bischöfe die Straßen von Baltimore, unter dem Geläute sämmtlicher Glocken der Stadt und unter Absingung von geistlichen Liedern, durchzogen, um die letzte Sitzung ihrer 7. Kirchenversammlung zu beschließen.

Die Völkerschaften und Stämme aus allen Nationen und von allen Farben, welche den Gegenstand der Thätigkeit für die katholische Kirche in den vereinigten Staaten ausmachen, bestehen aus 4 Haupttheilen, es sind: die Nachkömmlinge der ersten Ansiedler, die Neueingewanderten, die indianischen Stämme und die Neger-Sclaven.

Die erste Klasse bewohnt die großen Städte, die an den Ufern des Meers und in dem Missisippithale liegen, und ihre Kircheneinrichtung ist jener in Europa ähnlich. Die Geistlichkeit hat dort das Ziel, den Glauben bei den katholischen Stämmen zu erhalten, Andersgläubige durch die Kraft der Beweise mit der Kirche zu versöhnen, und wo möglich für dieselbe zu gewinnen, und für die Zukunft eine

inländiſche Geiſtlichkeit heranzubilden. Gleichgültigkeit gegen alle Religion, wohl hauptſächlich durch die vielen ſich widerſprechenden Secten bei Manchen herbeigeführt, Erwerb- und Genußſucht übertriebenes Achten und Fördern des rein Materiellen ſtehen dem heiligen Werke der wahren Religion hier oft entgegen. Uebrigens iſt der Prieſter in ſeinem Wirken frei, der Staat fördert und hindert es nicht. Dieſe Kirchen-Freiheit in den vereinigten Staaten iſt nur der kath. Kirche zu gute gekommen; ſie braucht ſich an Throne und Bajonnette nicht zu lehnen, weil ſie ſelbſt feſt ſteht durch eigene Kraft; die übrigen kirchlichen Genoſſenſchaften löſen ſich, ohne dieſen Schutz, in Secten auf, wie England und Holland in Europa und die vereinigten Staaten in America beweiſen. Vierzehn periodiſche Blätter kämpfen mit Erfolg zu Gunſten der katholiſchen Religion. Obgleich die katholiſche Geiſtlichkeit in den vereinigten Staaten keine Gelegenheit zum blutigen Märtyrthum hatte, ſo ſind ihre Reihen doch ſchon häufig durch die vielen dort vorkommenden anſteckenden Krankheiten gelichtet worden, und am Krankenbette der von Seuchen Befallenen haben ſie durch Muth und Aufopferung ſich ſelbſt die Anerkennung und Achtung ihrer Gegner erworben. Solche abgeſchloſſenen Pfarreien, wie in Europa, gibt es dort keine. Des Prieſters Sorgfalt erſtreckt ſich über einen großen Raum, hauptſächlich freilich über jenen Theil, der zunächſt ihm anvertraut iſt. Dabei hat ſeine Gewalt keine andere Gränzen, als die der Diöceſe ſelbſt. Seiner Wirkſamkeit iſt ein überaus großes Feld eröffnet. Vor noch nicht langer Zeit regierte ein americaniſcher Prälat ſein Bisthum, war Pfarrer in ſeiner biſchöflichen Stadt, leitete den Bau einer Domkirche, und gab als Profeſſor in ſeinem mehrere Meilen von dem Wohnſitze entfernten Collegium Vorleſungen. Solche Mühe iſt natürlich nicht verſchwendet.

Die Gläubigen der vereinigten Staaten ſind im Allgemeinen von guten Geiſte beſeelt, wenn auch der Prieſtermangel an manchen kleinern Orten es vielen unmöglich macht, ihren kirchlichen Verpflichtungen nachzukommen, und nicht wenige durch das böſe Beiſpiel der Gleichgültigkeit verfallen, oder gar abtrünnig werden. Dafür wird aber die Kirche durch häufige Bekehrungen mehr als entſchädigt. Die

katholischen Schulen, die Festigkeit und Einheit der katholischen Kirche mitten zwischen den zahllosen Sectentrümmern bereiten Vielen den Weg zum Uebertritt. So verhält es sich in den ältern Diöcesen. Die neuern erhalten hauptsächlich durch die Answanderer ihren Zuwachs. Eine jede unserer Trübsale hat in etwas zu Amerika's Glück beigetragen. Ihm hat die Religionsverfolgung ihre Ansiedlungen von Geächteten zugesandt, die Politik ihre Besiegten zugeworfen, der Krieg seine unzähligen Opfer geliefert; die Unruhen und das Elend unserer alten Gesellschaft haben das Uebrige gethan, und thun es noch. Oben an stehen die Irländer, welche sich vor der englischen Unterdrückung und vor dem Hungertode hierhin flüchten, und ihrer Religion überall mit Liebe anhangen. Sie haben den vereinigten Staaten den größten Theil der katholischen Bevölkerung zugeführt, und führen ihnen noch jährlich weit über 150,000 Seelen zu.

Dann folgt das durch innere Zwiste und mißliche Verhältnisse getroffene Deutschland. Man kann die deutschen Ansiedler jährlich auf 80,000 angeben. Die Staaten Ohio, Indiana, Jowa und Missuri wimmeln von Deutschen; ihre Zahl ist allein in Cincinati während 15 Jahren von 5000 auf 40,000 gestiegen, das Gebiet Wisconsin zählt allein mehr als 200,000 Ausgewanderte, meist deutsche. Ihr Vaterland vergessen sie nicht, sie siedeln sich gerne zusammen in denselben Provinzen an. Alles, was sie umgibt, Dörfer, Kapellen, ja die ganze Gegend trägt bald das deutsche Gepräge. Die Trierer begeben sich gern nach Sanct Franz Xaver, die Münsterländer nach Saint Marie, die Bayern nach Mine-Sota oder Germantown, die Luxemburger nach dem Michigan-See. Die Hütten werden allmälig in Häuser, die Kapellen in Kirchen verwandelt, und hört der gemüthliche Deutsche in der Tiefe der Wälder zum ersten Male am Abend die vaterländische Betglocke läuten, dann rollen Freudenthränen über seine Wangen.

Frankreich, Belgien, Spanien und Italien senden jährlich ungefähr 300,000 Fremdlinge in die vereinigten Staaten, wovon mehr als $^3/_5$ Katholiken sind. Im Ganzen kommen also jährlich an 200,000 Katholiken. Besonders früher

waren diese Auswanderer der Gefahr des Abfalles oder der Gleichgültigkeit ausgesetzt, wegen des Mangels an Priestern, Kirchen, Schulen und wegen der Bemühungen der verschiedenen reichen protestantischen Gesellschaften, sie für sich zu gewinnen. Durch die Geldspenden aus Europa sind aber viele dieser Uebelstände gegenwärtig gehoben.

Nach der amtlichen Volkszählung von 1850 beträgt in den südlichen Staaten, auf eine Gesammtzahl von 9,699,472 Einwohnern, die Masse der Negersclaven 3,206,425; jene der freien Schwarzen 224,318. Der Neger ist der Paria und Helot Amerikas, überall zurückgesetzt, schwer gedrückt, tief verachtet. Die katholische Kirche theilt aber keineswegs diese unchristliche Behandlung, wie selbst Protestanten rühmend eingestehen. Schon Papst Paul III. im Jahre 1537 nennt die Sclavenhalter „Lügenschmiede, welche die Indianer für nichts anders, als für unvernünftige, zur Sclaverei geborene Thiere ansehen," und Gregor der XVI. hat noch in seinem apostolischen Schreiben vom 3. December 1839 „den Negerhandel als des christlichen Namens unwürdig verworfen." Sclaverei ist auch gegen alle Menschenrechte, gegen Menschen- und Christen-Würde und Liebe. Daher waren und sind die kathol. Glaubensboten stets die Beschützer dieser unglücklichen Sclaven gewesen, und haben für sie gewirkt, was sie vermochten, und mindestens deren herbe Lage in etwas gemildert. Unterschrieb sich einst der Jesuitenpater Claver: „Petrus für immer ein Sclave der Neger," und blieb er stets deren guter Genius, so sind auch noch jetzt seine Amtsbrüder von derselben Gesinnung durchdrungen. Sie suchen die Strenge des Herrn zu mildern, und den Sclaven zu bessern, wenn sie ihm auch die Freiheit nicht geben können, so sehr sie es wünschen. Suchten sie dieses durchzusetzen, so wäre ihres Bleibens nicht mehr in dem s. g. freien Amerika; sie hätten den armen Schwarzen nicht gedient, und sich selbst den Wirkungskreis benommen. Die Kirche macht im Hause des Herrn keinen Unterschied zwischen Sclaven und Freien, zwischen Weißen und Schwarzen. Die Umstände zwingen sie jedoch, besondere Schulen für die Schwarzen zu errichten. Zu Neu-Orleans widmen sich die Schwestern unserer lieben Frau vom Carmel der Erziehung der schwarzen Mädchen,

und Baltimore besitzt eine klösterliche Anstalt für Negerinnen, welche mit Erfolg die Kinder ihres Geschlechtes und Stammes unterrichten und erziehen.

Die Schaar der Urbewohner Amerika's, der freien Indianer, schmilzt immer mehr zusammen. Einige indianische Familien bewohnen noch den mittäglichen Theil des Landes, worauf ihre Vorfahren lebten. Diese Nachkömmlinge von 20 erloschenen Stämmen sind die Ueberbleibsel der Schactas, der Creeks, der Lenapes, der Scharokis und der Natchez. Sie werden immer weiter dem Meere zu gedrängt, und schon im Anfange dieses Jahrhunderts fühlte ein alter Krieger der Osagen das Loos, welches seinem Volke bereitet wurde. Er sprach unter anderm zu den Vorstehern des Staatenbundes: „Der große Fluß, der Vater der Gewässer, trennte uns von euch: warum kommt ihr zu uns, um euch an unserer Küste nieder zu lassen? Genügt euch das Land des Morgens nicht? — — Ihr schreitet voran, und alles, was Leben hatte, fällt dahin oder verschwindet; die Feuersbrunst geht vor euch her: sie vertreibt jene, denen ihr nicht beikommen könnt, und ihr bemächtigt euch der Wüste, die ihr selbst geschaffen. Ich konnte das Loos vorhersehen, welches auf alle rothen Menschen wartete, als ich von der Höhe unserer Berge herab zusah, wie von der Erde, deren ihr euch bemächtiget, die so schönen Wälder, unsere Zufluchtsörter, verschwanden; als ich zusah, wie sich diese unzähligen Heerden Büffelochsen, Rehe und anderer wilder Thiere in den Ebenen zerstreuten, und blitzesschnell gegen die westlichen Steppen und Wiesen entflohen; sie bildeten unsere Begleitung; sie folgten uns, um nach und nach dahin zu schwinden, und einstens in der Tiefe unserer Wüste gänzlich auszusterben. Unsere Väter sagten uns, daß sich jenseits dieser Berge noch andere Gegenden ausdehnen; allein wenn wir diese Schranken überschreiten, werden die Völker, auf die wir stoßen, uns wohl aufnehmen wollen? Hat der große Geist ihnen nicht den Erdstrich gegeben, den sie bewohnen, auf daß sie dessen Wälder ruhig durchziehen können? Ihr würdet uns sicher auch da noch verfolgen, und so bliebe von den Ueberbleibseln unserer elend zusammengeschmolzenen Nation nichts mehr übrig in diesen weiten Ge-

genden, die ihnen ehemals zugehörten, als die Denkmäler unſeres Durchgangs und unſerer Vernichtung. Vielleicht wird nicht einmal eine Spur davon zurückbleiben. Man ſagt, daß die großen Waſſer gleich einem Gürtel die Erde umgeben, wenn ihr uns nun ſtets gegen deren Ufer hindrängt, ſo wird eine Zeit kommen, in welcher unſere letzten Geſchlechter nicht mehr weiter werden fortrücken können; aber auch dann werden ſie ihr Haupt nicht unter eure Herrſcherhand beugen wollen, und jenen unermeßlichen Abgrund als ihre letzte Zufluchtsſtätte anſehen, und nur dahin trachten, ſich in denſelben hinabzuſtürzen." Dieſe Zeit ſcheint nicht mehr fern. Die Wilden ſollen jedes Jahr um 10 Stunden vorwärts rücken. Nebſt den jetzigen Herren dieſes Landes von europäiſchem Urſprunge haben ſie noch 3 Feinde, von denen ſie vernichtet werden; der Branntwein, der ihren Geiſt und Körper zu Grunde richtet, die Feuergewehre, womit ſie ſich gegenſeitig das Leben nehmen, und die Hungersnoth, welche ſie gleichfalls decimirt. Nach einer Zählung von 1836 wären öſtlich vom Miſſiſippi noch 81,236 Wilde zu finden; 265,567 irren an deſſen weſtlichen Ufern einher; 2,600,000 bewohnen die Oeden von Mexiko und von Texas; mehr als 1,400,000 leben in den engliſchen und ruſſiſchen Colonien. Es gibt alſo nahe an 4½ Million Indianer, die nur zu wählen haben zwiſchen dem Chriſtenthum mit ſeinen Segnungen oder dem Tode. Der Glaubenseifer und die Liebe der katholiſchen Miſſionare hat nie verſäumt, ſie für die wahre Religion zu gewinnen, und dieſe Wilden haben ihnen vor allen auch ſtets eine beſondere Anhänglichkeit und großes Zutrauen geſchenkt. Sie ſprechen dies oft ſelbſt in der ſchönſten und kindlichſten Weiſe aus.

Die Irokeſen, bekannt durch ihre Wildheit, wurden meiſt ſchon im 17. Jahrhundert eifrige Chriſten, vorzüglich durch die Bemühung franzöſiſcher Prieſter aus Quebec in Canada, und gaben dem Evangelium Jeſu ſogar viele heldenmüthige Märtyrer; denn manche neubekehrte Irokeſen ließen ſich freudig von ihren heidniſch gebliebenen Landesleuten für Chriſtum martern und tödten. Als die Engländer ſahen, welche Früchte das Evangelium unter dieſen Naturmenſchen brachte, verſuchten ſie alles, die jungen Gläu-

bigen in Proteſtanten zu verwandeln. Aber es ſchlug fehl; ein Häuptling antwortete dem Prediger, der zu ihnen geſandt war, ſie zu verführen: „Deine Sprache befremdet mich, und ich wundere mich über Deine Dreiſtigkeit. Du warſt ſchon lange hier, ehe ich einen Franzoſen geſehen hatte, und weder du, noch ein anderer aus den Deinen hat mir von dem großen Geiſte oder von dem Gebete*) geredet. Sie fragten nur nach meinen Biberfellen und Orignalhäuten, um dieſe allein bekümmerten ſie ſich, ſo daß ich ihrer nicht genug liefern konnte. Brachte ich ſie in Menge herbei, ſo war ich ihr großer Freund, und dies war auch alles. Aber eines Tages verirrte ich mich, und kam nahe bei Quebec in einen Flecken, wo die Schwarzröcke das Gebet lehren. Gleich bei meiner Ankunft bewillkommte mich ein Schwarzrock. Ich hatte Pelzwerk bei mir, es zu verhandeln; er würdigte aber alle dieſe Waaren kaum eines Blickes, im Gegentheile zeigte er ſich äußerſt geſchäftig, mit mir zu reden von dem großen Geiſte, von dem Himmel, von der Hölle und von dem Gebete, als dem einzigen Mittel, der Hölle zu entgehen, und der ewigen Seligkeit ſich zu verſichern. Seine Worte gefielen mir, und ich blieb lange in ſeinem Wohnorte, und hörte ihm zu. Endlich öffneten ſich meine Augen, ich nahm das Gebet an, und empfing die Taufe. Ich kehrte zurück, und erzählte meiner Familie und meinen Landsleuten, wie glücklich ich geweſen war. Man beneidete mich, ſuchte den Schwarzrock auf, und er bereitete ſie zur Taufe. So betrug ſich gegen mich der franzöſiſche Schwarzrock. Hätteſt du, da wir uns einander das erſte Mal begegneten, von dem Gebete mit mir geſprochen, vielleicht würde ich zu einer Zeit, wo ich zwiſchen dem guten und böſen Gebete noch nicht zu unterſcheiden wußte, zum Unglücke, ſo wie du, gebetet haben. Aber jetzt bete ich wie der Franzoſe, und ich ſage dir, ſein Gebet iſt gut, und dein Gebet iſt böſe, und an ſein Gebet will ich mich halten, bis die Erde brennen und in Rauch aufgehen wird.“ Ein Häuptling

*) So nennt der Irokeſe den Religionsunterricht und die Religion ſelbſt.

derſelben Stämme ſprach ſich gegen den verewigten katholiſchen Biſchof von Charlestown in ähnlicher Art aus, und gibt die Gründe, weswegen ſeine Landesleute vorzugsweiſe den katholiſchen Glaubensboten Gehör ſchenkten, in folgender eigenthümlicher Weiſe an: „Unſere Väter hatten Männer mit ſchwarzen Röcken zu Führern. Dieſe hatten weder Weiber noch Kinder, ergaben ſich ganz dem Gebete und dem Dienſte der Rothhäute. Aßen dieſe Männer, ſo waren ſie ſatt, denn ſie hatten nur Einen Mund, und ſtarb Einer von ihnen, ſo brauchte er gar nichts mehr. Alles was er brauchte, hatte er im Himmel, und wie wir ihn begruben, hatten wir nur für ſeinen Geiſt zu beten. Die Andern aber gaben uns Männer, als Häupter des Gebetes (der Religion), wie wir ſelbſt; dieſe Männer haben Weiber und lieben ſie; ſie haben Kinder und lieben ſie; die Weiber und Kinder haben viele Mäuler und viele Rücken, und die Kinder werden alle Tage ſtärker, und der arme Mann des Gebets hat große Furcht, weil er liebt. Er fürchtet, daß dieſe Mäuler nicht alle ſich füllen, und daß dieſe Rücken nicht alle ſich kleiden werden. Er fürchtet ſich ſehr, zu ſterben, weil dann die, welche er liebt, hungern müßten, wenn nicht wir ſie ernährten. Darum, ſo lange er lebt, ſorgt er für Weib und Kinder, und thut er dies, ſo ſagt er zu der Rothhaut: Ich thue meine Schuldigkeit. Die Rothhaut aber geht weg und denkt an das, was der Vater geſagt hat, daß der Schwarzrock ein Mann war, nicht wie unſer Einer, und daß er die Rothhaut ſehr liebte, weil er einzig den großen Geiſt und ſein Volk zu lieben hatte, kein Weib und keine Kinder, und ein einziges Maul und einen einzigen Rücken hatte; ſtarb er dann, ſo war dieſer Mund geſchloſſen, der Rücken kalt, und er fürchtete nicht, wenn es zum Sterben kam; ſondern blickte nur auf die rothe Haut, die er liebte.“

Auch jetzt ſind die Schwarzröcke bei jenen Stämmen noch nicht vergeſſen. Erſt vor 17 Jahren warfen einige apoſtoliſche Männer ihren Blick auf die unermeßliche Strecke von Seen, Wieſen und Wäldern, die ſich vom Sanct Lorenzfluſſe bis nach Columbien ausdehnt, und unternahmen es, die armen Wilden mit den Segnungen des Chri-

stenthums zu beglücken. Im J. 1839 fährt der hochwürdige Herr Proulx auf einem aus Baumrinde verfertigten Nachen über den Huronen-See, um zu Heilig-Kreuz eine Christengemeinde von 700 Alponquinen zu stiften. Provencho zieht weiter gegen Norden, läßt sich am rothen Flusse nieder, und reicht von Sanct Bonifaz aus die Hand den Glaubensboten, die am Meerbusen von Hudson und Jowa wirken. Noch weiter dringen Blanchet und Demers vor. Im Süden fährt Belcourt bis zur Quelle des Missisippi hinauf, und errichtet seinen wandernden Altar bald im Lager der Mestizen, welchen er auf die Büffeljagd folgt, bald unter den Zelten der Mandanen, der Sauteur und der Assiniboinen, zu denen er im Winter nur auf einen mit Hunden bespannten Schlitten gelangen kann. Auf einer andern Seite sehen wir den P. de Smet, nach tausend Stunden Umwegs, in den Mittelpunkt der Felsengebirge eindringen, um auf den erhabenen Gränzen der atlantischen Welt die Plattköpfe, die Panderas und die Kalispels zu bekehren. In jenen weit entlegenen und ziemlich unbekannten Gegenden sind vor Kurzem 4 bischöfliche Sitze und 2 apostolische Vicariate errichtet worden. Die 6 Bischöfe dieses Landes werden von eifrigen Geistlichen, von 2 Missionar-Vereinen und 2 Frauen-Congregationen unterstützt. Der Bekehrten am hohen See, am Huronen-See, am Michigan-See, am Missouri, zu Pimbina und in den Felsengebirgen sind etwa 8000 auf eine Bevölkerung von 200,000.

Das ist ein Bild von der hoffnungsvollen katholischen Kirche in den vereinigten Staaten. — Auch in Australien fassen katholische Glaubensboten, trotz des Widerstrebens der Methodisten und der Engländer, allmälig festen Fuß.

Die katholische Kirche zählte vor einigen Jahren nach einer Angabe außer dem Papste 12 Patriarchen (Constantinopel, Alexandria, Antiochia, Jerusalem, Venedig, Westindien, Lissabon, Babylon der Chaldäer, Antiochia der Melchiten, Antiochia der Maroniten, Antiochia der Syrer und Cilicien der Armenier), 102 Erzbischöfe und 490 Bischöfe, etwa 81 Diöcesen waren unbesetzt. Im Anfange des Jahres 1851 besitzt die katholische Kirche nach amtlichen

Berichten: In Europa 6 Suburbicanbisthümer, 78 Bisthümer, welche der unmittelbaren Jurisdiction des Papstes unterworfen sind, 101 Erzbisthümer, 419 Suffraganbisthümer, 25 Delegationen und apostolische Präfecturen; in Asien 6 Patriarchate, 6 Erzbisthümer, 46 Bisthümer, 43 apostolische Präfecturen; in Amerika: 16 Erzbisthümer, 85 Bisthümer, und 10 Vicariate; in partibus: 5 Patriarchate, 65 Erzbisthümer und 211 Bisthümer. In Europa wohnen etwa 137,137,000 Katholiken, in Africa 7,888,000, in Asien 8,955,000, in Australien 242,000 und in Amerika 40,852,000; auf der ganzen Erde befinden sich 195,074,200 Katholiken. Ganz genaue und gewisse Angaben lassen sich hierin nicht machen.

Im Verlaufe der Geschichte haben wir bemerkt, daß die katholische Kirche stets eine kämpfende, oft eine leidende war, und trotz der Kämpfe und Leiden eine triumphirende blieb. Muß das nicht in uns die Ueberzeugung ganz lebendig machen, daß nach ihres göttlichen Stifters Weissagung, die Pforten der Hölle sie nicht überwältigen sollen?

§ 110.

Schluß.

Hier bin ich mit meinen Erzählungen zu Ende. Wie viel Schreckliches stellt die Geschichte seit dem 30jährigen Kriege wieder auf! Welche Ströme Blutes haben wir fließen gesehen, in der alten und neuen Welt! Aber selbst das Schreckliche hat seine guten Folgen gehabt; besonders hat die französische Revolution Fürsten und Völker zur Ueberzeugung bringen müssen, daß Tyrannei und Aufruhr nur Verderben bringe, daß nicht Standesvorzüge bei Besetzung der Stellen entscheiden sollen, sondern Verdienst, und daß die Staatslasten auf gerechte Weise zu vertheilen sind. Die Fürsten lernten, oder konnten lernen, daß sie nicht allein wegen der Verantwortlichkeit vor dem Richterstuhle des Königs der Könige, sondern auch selbst zu ihrer zeitlichen Sicherheit Gerechtigkeit und Liebe gegen ihre Unterthanen auszuüben haben. Dann konnten sich auch die Völker über-

zeugen, daß nicht alles Gold ist, was glänzt, und daß nicht jene den Leidenschaften schmeichelnde Anführer, welche sich ihre Beglücker nennen, ihre wahren Freunde sind, sondern daß diese Heuchler, zur Macht gelangt, weder Wahrheit, noch Recht, noch Eigenthum, noch Menschenleben achten. Das Volk mußte begreifen, daß es zwei Anstalten gibt, die man, ungestraft und ohne sich selbst zu schaden, nicht angreifen kann und darf, weil sie göttliche Einrichtungen sind, den Staat und die Kirche, wovon der erste vorzugsweise das zeitliche Wohl, die zweite zunächst sein ewiges Heil zum Ziele hat. Es ward durch die Revolution klar, wohin es führt, wenn man die nöthigen Bande der Religion und der Gesellschaft zerreißt, Pflicht, Gehorsam und Treue mit Füßen tritt, und die vom Allerweisesten und Gütigsten zum Besten der Menschheit eingeführte Ordnung der Dinge mit frevelhafter Hand vernichten will. Jeder Besonnene mußte jetzt gestehen: Es ist verdienstlicher, aufzubauen und zu erhalten, als niederzureißen und zu zerstören; es ist größer, aus Pflichtgefühl und im Kampfe mit dem eigenen Dünkel zu gehorchen, als den Leidenschaften zu folgen; es ist verständiger, Unvermeidliches mit christlicher Ergebung zu ertragen, als Unmögliches zu erstreben, und endlich ist es schöner, zum Wohle des Ganzen Opfer zu bringen, als nur seinen eigenen Vortheil zu suchen. Die Giftfrüchte der Revolution sind im Laufe der Zeit immer offener hervorgetreten. Wie die Cholera-Morbus hat sie ihren Lauf durch die Welt gemacht, und unsägliches Elend angerichtet. Sie hat Altäre und Thronen gestürzt, die einzig festen Säulen, woran Ruhe, Ordnung, Gesetzlichkeit und Volksglück sich lehnen können. Sie hat es wohl verstanden, Trümmer zu schaffen, aber nicht Häuser für die unglückliche Menschheit. Sie hat die Domkapitel, Stifter und Klöster aufgehoben, worin so Manche ein anständiges Unterkommen fanden, und wovon so viele Arme mitlebten. Sie hat die Nachlese von den Gütern der Kirche gehalten, der Kirche, welche immer eine Mutter der Armen gewesen. Sie hat Reiche arm, aber Arme nicht reich gemacht. Durch Aufhebung der Zünfte und Innungen, durch freie Concurrenz, und durch einseitiges Begünstigen der Fabriken hat sie zahllose ehrenwerthe Hand-

werker an den Bettelstab gebracht, und den Proletariat der größern und kleinern Städte hervorgerufen. Durch den Grundsatz der unbedingten Theilbarkeit des Bodens hat sie auch den Grund zu einem ackerbautreibenden Proletariat gelegt, und den Mittelstand, diesen Kern der Bevölkerung, diese Stütze der Ordnung, immer mehr verdrängt. Sie hat das Ansehen aller Vorgesetzten vom Hausherrn bis zum König, vom einfachen Landgeistlichen bis zum Papst unendlich geschwächt, und so die eine Stütze des Volksglücks nach der andern weggezogen. Und nachdem die Revolution der armen Menschheit zahllose Wunden beigebracht, hat sie ihr dieselben wohl gezeigt und vorgegeben, daß nur die Regierungen sie also mißhandelt, und hat noch Essig hineingegossen, und aufgefordert: „Wehret euch gegen solche Unmenschen! Nieder mit ihnen!" sie hat noch keine Wunde geheilt; sie hat nur gehetzt und Unzufriedene geschaffen, nirgend aber die Menschen zufrieden und glücklich gemacht. Sie hat Parteien über Parteien gebildet, die sich befehden wie die nordamerikanischen Stämme, und diese Parteien sollen regieren, nicht der über den Parteien stehende König von Gottes Gnaden! Das hätten Fürsten und Völker lernen sollen, ob aber beide Nutzen schöpften aus der Geschichte der letzten 60 Jahre, das beantworten die jüngsten Zeitereignisse nur zu laut mit einem Nein. Darum sind denn auch beide gezüchtigt, wie träge oder widerspenstige Schüler. Die Revolution ist aber nie so stark und offen hervorgetreten, wie im Jahre 1848. Da wurde uns urplötzlich, wie durch einen Blitz zur Nachtszeit, der Abgrund gezeigt, an dessen Rande die ganze europäische Menschheit steht; das Donnern und Blitzen hat gegenwärtig aufgehört, aber der Abgrund ist nicht gefüllt. Da warfen alle Krater Feuer aus; jetzt bedeckt nur noch der Dampf die Berge, aber in der Tiefe gährt und dröhnt es fort, und wer weiß, wie bald der Krater wieder wirft! Nur der wahre Glaube kann retten, nur die christliche Liebe kann die wunde Menschheit heilen, die hadernden Stände versöhnen und die Kluft ausfüllen, welche beide von einander trennt. An den christlichen Altären müssen sie sich die Hand reichen, zur Vergebung und zum Bunde. Von christlichen

Digitized by Google

Kanzeln müssen Fürsten, Völker und Stände ihre Pflichten ernennen, Reiche Barmherzigkeit, Arme Ergebung, Alle aber insbesondere den Glauben an die wahre Bestimmung des Menschen, an die Unsterblichkeit, an die Ewigkeit, an die Vergeltung.

Einmal drohte Europa schon ganz in Unglauben zu versinken; aber die Wunden, welche Bonaparte den Völkern schlug, haben den Blick Aller wieder auf Gott hingelenkt. In den neuesten Zeiten, nach einem langjährigen Frieden, hat der Unglaube abermals sein gottloses Haupt mit Kühnheit emporgehoben, wir mußten Entsetzliches hören und lesen, was kein alter Heide vorgebracht hätte; wir mußten Gräuel in unserm Vaterlande erfahren, die unsere Wangen mit Schamröthe bedeckten, aber es entstanden auch unzählige Schaaren, welche vor Baal ihre Kniee nicht beugten, und durch Wort und That Zeugniß von ihrem Glauben und ihrer Sittlichkeit ablegten. Wir haben uns sogleich wieder überzeugt, daß es einen Felsen gibt, der bei keinem Sturme wankt, und einen Leuchthurm, dessen Licht nie erlischt, sondern immerdar brennt, wenn rings schwarze Nacht herrschet. Möge der Herr, der uns den holden Frieden gegen alles Erwarten wieder schenkte, nicht, herausgefordert durch die Vermessenheit des Unglaubens, durch dämonischen Stolz und heidnische Sittenlosigkeit der Völker, abermals die Kriegstrrmpete ertönen lassen, um die Frevler aus dem Sündenschlafe zu erwecken, und die Entarteten durch die Bluttaufe zu reinigen!

Viel Herrliches hat auch die neueste Zeit geboren. Die letzten 70 Jahre waren das goldene Zeitalter der deutschen Literatur. Ich müßte aber viele Bogen füllen, wenn ich alle großen Geister vorführen wollte, welche durch ihre Wissenschaft oder Kunst dem deutschen Volke Ehre gemacht haben, und ich begnüge mich, nur Namen zu nennen. Klopstock, Gellert, Rabener, Lessing, Wieland, Schiller, Voß, A. W. Schlegel, Tieck, Göthe glänzen als Dichter, Herder, Kant, Fichte, Schelling, Hegel als Philosophen, Schlözer, Gatterer, Spittler, Möser, Raumer, Voigt, Johannes von Müller als Geschicht-

schreiber. Auch dem Unterrichte der Jugend und der Erziehung schenkten Gelehrte ihre Aufmerksamkeit: Basedow, Salzmann, Campe, Weisse, Pestalozzi gestalteten das Schulwesen ganz um. Ueberhaupt wird jetzt in keinem Lande die Jugend so gut unterrichtet, wie in Deutschland. Die französischen Zeitungen meldeten, daß von den im Jahre 1827 conscribirten 283,822 jungen Leuten Frankreichs 157,510 weder lesen, noch schreiben konnten. In England ist das Verhältniß eben so ungünstig.

Manche von den genannten Männern verdienen jedoch kein unbedingtes Lob, so sehr man ihren Talenten und ihrer Gelehrsamkeit auch Gerechtigkeit widerfahren lassen muß, denn sie halfen den Unglauben vorbereiten, der jetzt besonders bei den Protestanten herrscht. Führen wir nun die Leistungen der Katholiken in der Literatur Deutschlands kurz an, die in protestantischen Büchern fast ganz übergangen werden. Die Fürsehung hat es so gefügt, daß in allen katholischen Gegenden Deutschlands tüchtige Männer durch gediegene religiöse Schriften segensreich wirkten, in Bayern war es vorzüglich Sailer, in Oesterreich Frint, in der Schweiz Geiger, in Würtemberg Möhler nebst Hirscher, in Westfalen Overberg (unter dem berühmten Fürstenberg und auch später), in Baden gegenwärtig der höchst geistreiche und eigenthümliche Verfasser des Kalenders für Zeit und Ewigkeit, Alb. Stolz, der den Volkston in einer Weise getroffen hat, wie kein zweiter in der ganzen deutschen Literatur, und viele andere. In der Philosophie glänzten Stattler, Uebermasser, Günther, Papst, Veith, Friedrich Schlegel, Windischmann, Gengler, Kreuzhage. Hermes und Baader hielten sich nicht von Irthümern frei. Als Theologen sind ausgezeichnet, in der Dogmatik: Dobmayr, Brenner, Liebermann, Drey, Staudenmaier, Klee, Kuhn; in der Moral: Schenkl, Riegler, Hirscher, Stapf; in der gelehrten Bibelerklärung: Jahn, Hug, Herbst, Mack; in der populären: Kistemaker, Schnappinger, Allioli, Maßl. Von allen katholischen Theologen der neuesten Zeit verdient aber Möhler wegen seiner „Symbolik“ besonders hervorgehoben zu werden. Bei ihm ist die tiefste

und ausgebreitetste Gelehrsamkeit mit einer höchst anziehenden, ja classischen Darstellungsweise vereinigt. Wohl in keinem katholischen Werke ist die Lehre der s. g. Reformatoren so erschöpfend und glänzend besiegt worden. In der Kirchengeschichte leisteten Treffliches Fr. L. Graf zu Stolberg, bei welchem besonders die Glaubenswärme und das edle reiche Gemüth anspricht, Katerkamp, Ritter, der gelehrte Döllinger, belesen und scharfsinnig, wie wenige, dann Kerz, der Fortsetzer von Stolberg's Religionsgeschichte, und der geniale Sepp. Im Kirchenrechte zeichneten sich aus Frey, Schenkl, von Droste, Walter, Philips, Büß, in der Pastoraltheologie Reichenberger, der fromme, tiefgemüthliche und eigenthümliche Sailer, Brockmann, Zenner. Als Kanzelredner verdienen unter andern Veith, Sailer, Schneider, Kellermann, Halder, Förster genannt zu werden. Die katholische Kanzelberedsamkeit gewann besonders in der neusten Zeit durch die Reden der Missionäre glänzende Triumphe. Sie stimmten den Ton an, der dem Volke gefiel. Sie trugen keine Vorlesung der Dogmatik und der Moral vor. Sie waren Volksredner. In der profanen Geschichte (auch mit der Kirchengeschichte verbunden) glänzten Ign. Schmidt, Buchholz, Hormayr, Westenrieder, Hammer, Hefele, Höfler, Möller und Hurter. Als Vertheidiger der katholischen Kirche, als christlicher Weiser und katholischer Mystiker im guten Sinne des Wortes steht unübertroffen da Joseph von Görres. Eine solche bilderreiche, männliche, kräftige, beredsame Sprache, wie bei ihm, möchte man schwerlich in der ganzen deutschen Literatur finden. Für die Schule und Erziehung arbeiteten vorzüglich Felbiger, Sailer, Aeg. Jais, Krautheimer, Overberg, Hirscher, Christ. Schmid, Schuster, Lahardbe, Alban Stolz. Bayern hat das Verdienst vor allen, viele und treffliche religiöse Zeitschriften geliefert zu haben. An der Spitze stehen die historisch-politischen Blätter, welche viele Tageslügen und Irrthümer siegreich widerlegt, die entstellte Geschichte mit Geschick berichtigt, die Tagesfragen mit Geist besprochen, und auf diese Weise viel Segen verbreitet haben.

Weil die meisten Mitarbeiter auch einer ausgezeichneten Darstellungsweise sich erfreuen, so hört man sie um so lieber.

Einem oft ausgesprochenen Wunsche nach einem im katholischen Geiste verfaßten Conversations-Lexikon, woraus die s. g. Gebildeten ihre meisten Kenntnisse schöpfen, ist durch die Herausgabe eines solchen, das bei Manz in Regensburg erschien, entsprochen worden. Zwei in neuster Zeit erschienene oder erscheinende encyclopädische Werke umfassen das ganze Gebiet der Theologie, jenes von Aschbach und das Kirchen-Lexikon von Wetzer und Welte, die bedeutendsten katholischen Gelehrten Deutschlands haben sich an denselben durch Beiträge betheiligt, und sie liefern so viel Gediegenes, als man von ähnlichen Schriften nur immer erwarten kann.

Auch die Dichtkunst hat von Seiten der Katholiken ehrenwerthe Bearbeitung gefunden. Als epische Dichter traten auf: der Bischof Ladislaus Pyrker mit seiner Rudolphias, Tunisias und den Perlen der Vorzeit; ferner der katholische Pfarrer Ferdinand Wirth mit der Mariade: Werke, die Klopstocks Messiade würdig zur Seite stehen. In andern Dichtungsarten leisteten Treffliches (außer den Convertiten, Fr. L. Graf zu Stolberg, Friedrich Schlegel und Zacharias Werner) Denis, Sonnenberg, Clemens Brentano, Diepenbrock, Eduard v. Schenk, Christ. Schmid, die beiden Collin und Grillparzer, Guido Görres, Jäck, Pocci, Silbert, Passy, Friedrich Beck, Beda Weber, Wilhelm Smets und von Redwitz, der ausgezeichnetste Romantiker der neusten Zeit. Viele der neusten katholischen Dichter aus Oesterreich nenne ich nicht, obschon sie herrliche Naturgaben und Kunstschönheiten entfalteten, weil manche von ihnen eine unchristliche Richtung genommen, und politische Gedichte, voller Haß gegen Thron und Altar geliefert haben.

Der Raum erlaubt uns hier nicht, mehr als Namen zu geben; aber schon aus dem Angeführten kann man sich überzeugen, daß die katholische Literatur in Deutschland volle Anerkennung mit Recht in Anspruch nehmen kann.

Auch treffliche Erfindungen bezeichnen die neuste Zeit, die trefflichste ist aber wohl die Kuhpockenimpfung. Der englische Arzt Eduard Jenner bemerkte, daß Viehmägde die Blattern bekämen, wenn sie mit verwundeten Fingern Kühe molken, die an ihren Eutern Blattern hatten. Nun impfte er 30 Jahre hindurch 6000 Personen mit dem Kuhpockengifte — sie bekamen dadurch eine ganz gelinde Krankheit. Später impfte er sie alle mit dem Gifte der Kinderpocken, und diese schlugen nicht an. Im J. 1798 machte Jenner seine Erfahrungen durch eine Druckschrift bekannt, und schon im folgenden Jahre errichtete London eine öffentliche Impfanstalt. Die Kinderblattern rafften sonst jährlich Hunderttausende hin, und waren ansteckend; Personen, welche die natürlichen Blattern überstanden, wurden durch dieselben oft ihres Gesichts oder Gehörs beraubt, oder büßten wenigstens ihre hübsche Gestalt ein, nur wenige trugen keine Spuren derselben an sich; die Kuhpocken steckten aber nicht an, ließen keine Spuren zurück, und sicherten gegen die bösen natürlichen Blattern. Nach allen Ländern der Erde mußte Jenner seine treffliche Entdeckung schreiben, weil man ihn von allen Seiten befragte. Der Briefwechsel kostete ihm 1000 Pf. Sterling, und 6000 Pf. betrugen seine sonstigen Unkosten. Aber glänzend ward sein Verdienst auch geehrt: die Stadt London ertheilte ihm das Bürgerecht in einer goldenen Kapsel, die Aerzte der englischen Marine ließen eine Medaille auf ihn prägen mit der Inschrift: Jenner. Alba nautis stella refulsit, und das Parlament bezeugte ihm zweimal den Dank der Nation, schenkte ihm 30,000 Pf. Sterling, und bemerkte, daß keine Summe groß genug sei, ihn für seine Verdienste um die Menschheit würdig zu belohnen. — Gegenwärtig fordern in allen guten Staaten schon die Polizeigesetze, daß Eltern ihren Kindern die Kuhpocken zeitig einimpfen lassen, damit die natürlichen Menschenblattern nicht ausbrechen.

Gegen das Jahr 1772 wurde die wichtige Entdeckung gemacht, daß in der Natur mehrere einfache Luftarten, Gase genannt, vorhanden sind. Verbrennt man Phosphor unter einer Glasglocke, so scheiden sich Sauerstoffgas (Lebensluft) und Stickgas. Im reinen Sauerstoffgas

brennt eine angezündete Stahlfeder lichterloh auf. Aus erhitzten Steinkohlen entwickelt sich ein Gas, welches, durch Wasser geleitet, die besondere Eigenschaft hat, daß es da, wo es die atmosphärische Luft berührt, sich anzünden läßt, und mit weißer Flamme fortbrennt. Es heißt Wasserstoffgas, im gemeinen Leben brennbare Luft. In England erleuchtete man zuerst Häuser und Straßen mit diesem Gase; jetzt auch schon in vielen großen Städten der übrigen Länder.

Da die brennbare Luft 15 Mal leichter als die atmosphärische Luft ist, so kam man bald auf den Versuch, ob eine mit derselben gefüllte Kugel nicht von selbst emporsteige. Zuerst füllten die Brüder Stephan und Joseph Montgolfier, im J. 1782, zu Avignon, in ihrem Garten, einen aus Taffent gebildeten Behälter vermittelst eines darunter angebrachten Strohfeuers mit heißer Luft, und sieh! der Behälter stieg 70 Fuß hoch empor. Eine größere, aber luftdichtere Kugel, 800 Pf. schwer, füllten sie im Juni 1783 auf dieselbe Weise, und die Kugel entschwand in 10 Minuten den Augen der Zuschauer. Die Sache machte großes Aufsehen. Professor Charles zu Paris füllte einen Ballon mit brennbarer Luft, und derselbe stieg ebenfalls auf. Den 21. November 1783 wagten schon Pilatre de Rozier und der Marquis von Arlandes, sich in ein Schiffchen zu setzen, welches an den Ballon gehängt war, und mit dem Ballon aufzusteigen. Nach einer halben Stunde kamen sie glücklich auf den Erdboden zurück. Die berühmteste Luftreise machte Blanchard mit dem Amerikaner Jeffries den 7. Januar 1785 über den 5 Meilen breiten brittischen Kanal: Mittags 1 Uhr verließ er die englische Küste, und gegen halb 3 Uhr war er an der französischen Küste, wobei er den Wind benutzt hatte. Seitdem sind viele andere Luftreisen angestellt, practischen Nutzen hat aber der Luftballon bis dahin nicht gewährt, da man denselben noch nicht nach Belieben richten kann, sondern ihn dem Treiben des Windes überlassen muß. Indessen steht hier noch vieles zu hoffen, und vielleicht kommt noch die Zeit, daß man vermittelst des Luftballons eben

so gut durch die Luft nach Amerika und Ostindien reiset, als auf einem Schiffe über dem Wasser.

Seit 100 Jahren zwingen die Menschen auch den Dampf, für sie schwere Arbeiten zu verrichten. Der Dampf des Wassers muß pumpen, schwere Lasten heben, Baumwolle spinnen, weben, Bücher drucken, Schiffe treiben, u. s. w. Wasserdämpfe setzen nämlich die Dampfmaschine in Bewegung, die gegen das Jahr 1700 in England erfunden ist, und die Dampfmaschine setzt wieder Spinnmaschinen, Druckpressen, Schiffe u. s. w. in Gang. In den letzten 15 Jahren wendet man sie an, Schiffe zu treiben, welche Dampfboote heißen. Die Dampfboote gehen ohne Segel und Ruder sehr schnell; zwei Wasserräder, durch eine Dampfmaschine in Bewegung gesetzt, treiben das Schiff unaufhaltsam vorwärts. Dampfwagen rollen ohne Pferde auf den neu erfundenen Eisenbahnen pfeilschnell dahin, und in einer Stunde legt man mit ihnen einen Weg von 4 bis 5 Meilen zurück.

Der Handel hat durch diese Erfindung, so wie durch den langen Frieden, durch viele treffliche Einrichtungen der Regierungen, durch die vermehrten Posten, durch den großartigen, von Preußen ins Leben gerufene Zollverein, auch in Deutschland sich sehr gehoben, welches jetzt England, Frankreich, Belgien und Holland nacheifert. So sehr indeß einzelne Städte, Stände und Personen an Wohlstand gewannen, so ist auch nicht zu läugnen, daß bei vielen andern die Armuth im Zunehmen ist, theils durch Mangel an Erwerb, durch vandalisches Umstürzen aller alten Verhältnisse, auch der wohlthätigsten, theils durch Aufwand und eigene Schuld. Nie gab es so viele Proletarier, als in unserer Zeit. Wer vermag vorauszusehen, welches Unheil der Welt von dieser unglücklichen Menschenclasse noch bevorstehe, zumal wenn der Damm der Religion ganz durchbrochen wird, welche die richtigen Grundsätze von der Nöthigkeit der verschiedenen Stände und von der Verdienstlichkeit und Größe der Armuth im Geiste mittheilt; welche den Reichen die Pflicht des freudigen Gebens, und den Dürftigen die Pflicht des dankbaren Annehmens so wie des gottergebenen Duldens

einschärft, und welche endlich auf die Fügung der Fürsehung und auf die einstige Ausgleichung aller Mißverhältnisse im andern Leben hinweiset? Nur die Erfüllung der vom Christenthum vorgeschriebenen Verbindlichkeiten kann diesem Elende abhelfen, nämlich Fleiß, Sparsamkeit, Einschränkung der Bedürfnisse, Demuth, Hingabe an des Höch- und thätigesten Willen Nächstenliebe.

Außer den angeführten Erfindungen verdient noch die des Porcellans Erwähnung. Die Portugiesen brachten das erste Porcellan aus China und Japan, die Bereitung war aber den Europäern ein Geheimniß. Da erfand der Apotheker Böttcher in Meißen, gegen 1700, die Kunst, Porcellan zu machen; sein erstes Porcellan war *roth*, bald aber entdeckte man die beste Porcellanerde beim Bergstädtchen Aue unweit Schneeberg, und bei Seidlitz unweit Meißen. Bei Lebensstrafe verbot der Kurfürst von Sachsen, diese Erde auszuführen, und das Bereiten des Porcellans bekannt zu machen. Doch entstanden bald Porcellanfabriken in Wien, Baden, Würtemberg, England und Frankreich, aber keine kam der Fabrik zu Meißen gleich. Die Porcellanfabrik zu Berlin (seit 1760) liefert auf ihrem Porcellan schönere Gemälde, aber an innerm Gehalte steht ihr Porcellan dem meißnischen nach.

Die Franzosen erfanden während der Revolution noch ein vorzügliches Mittel, wichtige Nachrichten schnell zu überbringen. Claude Chappe, ein Gelehrter, der sich gern seinen Freunden mittheilte, verabredete mit ihnen eine Zeichensprache, und errichtete auf Anhöhen hölzerne *Maschinen*, welche durch einige Balken die Zeichen der nächsten Maschine zur Nachmachung mittheilten. Seine Freunde verstanden ihn immer. Deswegen legte er 1792 seinen Telegraphen (Fernschreiber) dem Convent vor, und dieser verordnete gleich telegraphische Linien nach allen wichtigen Punkten des Staates. Die erste Nachricht, welche der Telegraph meldete, war die Eroberung von Condé an der Schelde durch die Franzosen. Der Convent erhielt diese Nachricht am Ende einer Session, beschloß, daß Condé künftig Nordlibre heißen solle, welches der Telegraph sofort zurückberichtete

mußte, und ehe der Convent an diesem Tage seine Sitzung geschlossen hatte, antwortete der Telegraph, der genannte Beschluß sei der Armee in Nordlibre bereits mitgetheilt; Condé liegt aber 30 Meilen weit von Paris.

Aloysius Senefelder, Sohn eines Schauspielers, 1771 zu Prag geboren, kam als Kind nach München, und verfiel dort 1793 auf die Erfindung des Steindrucks oder der Lithographie, über welche er 1819 ein Lehrbuch erscheinen ließ. Man hat die neue Kunst auf Bücher, Landcharten, Musikalien, Bilder u. s. w. angewendet, und sie in neuester Zeit zu einer hohen Vollkommenheit gebracht.

Auch die Glasmalerei, eine verloren gegangene Kunst, blühet in München, das unter König Ludwig ein deutsches Athen oder Florenz ward, neu und meisterlicher, als vormals, und Frauenhofer vervollkommnete daselbst die optischen Gläser, Teleskope u. s. w. auf eine Staunen erregende Weise.

Zu den Erfindungen der neusten Zeit gehört auch noch die Kunst, Lichtbilder (Daguerrotypen nach ihrem Erfinder genannt) zu verfertigen, insbesondere aber die staunenswerthe Erfindung des elektromagnetischen Telegraphen, womit die Leistungen des gewöhnlichen Telegraphen nicht verglichen werden können.

Der kunstkennende und kunstliebende König Ludwig von Bayern ließ großartige Bauten erstehen, und sie mit Kunstwerken ausschmücken. Unter Friedrich Wilhelm IV. machte der Bau an der ehrwürdigen riesenartigen Cathedrale zu Köln bedeutende Fortschritte. Von den Bildhauern der neuern und neusten Zeit nenne ich nur Thorwaldsen, Canova und unsern Landsmann Achtermann. Zu den bedeutendsten Malern der Gegenwart gehört der Deutsche Overbeck in Rom, und Cornelius, sonst in München, jetzt in Berlin, dann sind auch die beiden Schadow hier zu erwähnen. Doch haben die jetzigen Maler, Baumeister und Bildhauer Italiens, Frankreichs, Belgiens und Deutschlands ihre hohen Vorbilder im 16. und 17. Jahrhundert noch lange nicht erreicht. Für die großartige gothi-

sche Baukunst zeigte sich indeß in neuster Zeit große Vorliebe, und viele der jetzigen Meister sind in den Geist der Meister des Mittelalters eingedrungen, und haben deren Werke auf eine würdige Weise fortgesetzt. Haydn, Mozart, Beethhoven, alle 3 Katholiken, waren die bedeutendsten deutschen Tonkünstler dieses Zeitraumes. Ueberhaupt überflügeln die Katholiken in den Künsten alle Andersgläubigen. Wie viele und große Künstler lieferte nicht allein Italien? Auch in den Wissenschaften gibt es keinen Zweig, worin nicht berühmte Katholiken glänzten.

So haben wir uns bestrebt, in flüchtigen Umrissen ein Gemälde der bedeutendsten Ereignisse eines Zeitraumes von fast 6000 Jahren zu entwerfen. Wir sahen Männer in der Blüthe ihrer Kraft und ihren schnellen Fall, wir sahen Völker sich erheben und wieder sinken, Throne aufsteigen und stürzen, und überzeugten uns von der Eitelkeit des Irdischen. Suchen wir also, was bleibt! — Wir lernten Menschen kennen, die das Ebenbild Gottes in sich entstellten, und schauderten vor deren Freveln; wir machten Bekanntschaft mit andern, die ihren Seelenadel an der Stirne trugen, Wohlthäter unseres Geschlechtes wurden, und als Engel in menschlicher Gestalt wirkten. Mögen jene uns das Laster verhaßt machen, und diese uns als Tugendspiegel und Muster der Nachahmung dienen! Lassen wir uns von den edeln Männern der Geschichte anfeuern zum Kampfe für Wahrheit, Tugend und Menschenwohl! — Wir machten die Erfahrung, welche Quälgeister menschliche Leidenschaften sind, welche Opfer sie fordern, und wie sie zuvörderst an jenem selbst nagen, welcher ihnen fröhnt: halten wir daher alle bösen Triebe von uns fern, und lernen wir Selbstverläugnung, Selbstbeherrschung, Selbstbesiegung! Die Tugend erschien uns in ihrer himmlischen Schönheit und Liebenswürdigkeit: wählen wir sie zu unserer Zierde! Indem wir andere Menschen kennen lernten, lernten wir uns selbst kennen, denn jene besitzen dieselbe Natur, wie wir; pflegen wir das Gute, reuten wir das Schlechte aus, was wir in uns entdecken, dann führt die Selbstkenntniß uns zum Glücke. — Wir bemerkten, daß allem Irdischen Unvollkommenheit anklebt, und sollen demnach von Andern keine Vollkommenheit

fordern, die wir selbst nicht besitzen, sondern fremde Schwächen und Blößen mit dem Mantel der Liebe bedecken, und so den Frieden mit Allen erhalten. — Wir schauten, wie aus kleinen Anfängen sich Großartiges entwickelte, und wie auch ein Geringer und Unangesehener oft Segensreiches zum Wohle des Ganzen wirkte, das soll uns bestimmen, unsern, wenn auch unscheinbaren Wirkungskreis ganz auszufüllen, und in ihm nach Kräften zu leisten, wodurch wir der ganzen Gesellschaft dienen. — Wir überzeugten uns oft so lebhaft, daß eine mächtige und weise Vaterhand vom Himmel her die Geschicke der Menschen lenkt. Ihr also sollen auch wir vertrauen bei jeglichem Loose. — Alle, die vor uns lebten, haben sich gefreuet und getrauert. Ihre Freude wie ihr Leid ist längst beendigt. Wer wollte bei so kurzer Dauer der Freude und des Besitzes sein Herz den Sinnengenüssen und Erdengütern schenken, die es doch nicht wahrhaft beglücken können? Wer wollte bei so kurzem Leid mißmuthig werden oder gar verzweifeln, da ihm bekannt ist, welcher das Herbe wie das Angenehme verhängt, nur zwar aus den weisesten und gütigsten Absichten? — Wir haben Erfahrungen jeglicher Art gemacht: prüfen wir Alles, und wählen wir das Beste! Die Erfahrungen von Jahrtausenden dürfen für uns nicht verloren sein. — Wir erblickten den traurigen Zustand der Menschen im Heidenthume, wie sie, dem Irrthume verfallen, des höhern Lichtes entbehrend, Götzen anbeteten und Lüsten fröhnten. Danken wir dem Herrn, der uns seine Offenbarung schenkte, welcher uns glücklich leben, ergeben dulden, muthig, ja freudig sterben lehrt, und uns Kraft zur Ausübung dieser schweren Kunst ertheilt. Sehen wir den wahren Glauben als das köstlichste Kleinod an, und bewahren wir dasselbe sorgfältig, daß kein Dieb es entwende, und keine unreine Hand es besudele. Christi Weisheit sei unsere Führerinn, seine Schätze seien unsere Reichthümer! — Wir lernten in dem beständigen Wechsel, dem Flusse und Sturme der Zeit ein Haus kennen, das nicht altert mit den Jahren, das nicht wankt bei dem Winde, welcher stets um dieses Gebäude tobt, das so viele Verfassungen, Paläste und Throne überlebte, an dem Jahrhunderte, Menschengeschlechter, Umwandlungen jeglicher Art, vorübergin-

gen, ohne daß es je sich änderte, ohne daß es stürzte, obschon stets von grimmigen Feinden bestürmt. Dieses Haus ist die Kirche Christi. Haben wir also nicht Grund genug, sie für die Säule und Grundfeste der Wahrheit zu halten, und den Entschluß zu fassen, nie aus der festen Burg zu scheiden, deren fester Grundstein auf der Erde ruht, und deren Zinne zum Himmel steigt? — Die Lebenszeit eilt so schnell dahin — davon überzeugten wir uns endlich — so manche Menschengeschlechter sind bereits vom Schauplatze der Geschichte abgetreten, so viele Millionen haben sich in dem langen Zeitraume schlafen gelegt, und ihren Richter und ihre Vergeltung gefunden. Wohl ihnen, die ihren Beruf erfüllten, die in der Zeit den Samen zu Früchten für die Ewigkeit ausstreuten! Das lehrt die Geschichte, im Geiste der Religion Christi betrachtet.

Inhalt.

Vierter Zeitraum. Von der Befreiung Europa's bis auf unsere Tage.

	Seite
1. Napoleon zieht nach Rußland	3
2. Moskau brennt	6
3. Napoleon flieht aus Rußland	8
4. Europa erwacht	13
5. Anfang des Befreiungskrieges	18
6. Völkerschlacht bei Leipzig	23
7. Die Verbündeten in Frankreich	26
8. Der Wiener Congreß	35
9. Napoleon flieht von Elba	37
10. Ligny und Belle Alliance	41
11. Die Verbündeten zum zweiten Male in Paris	46
12. Napoleon auf St. Helena. Sein und der Seinigen Ende	51
13. Die allgemeine Congreß-Acte. Die deutsche Bundes-Acte. Der heilige Bund	57
14. Neue Republiken in Amerika	62
15. Revolution in Spanien	64
16. Aufstand in Portugal	70
17. Revolution in Neapel	75
18. Aufstand in Piemont	77
19. Anfang der Griechenінsurrection unter Ypsilanti	78
20. Ostergräuel in Constantinopel	80
21. Aufstand in Morea	82
22. Rußland bekriegt die Türken	87
23. Emancipation der Katholiken in England	92
24. Deutschland	96
25. Frankreich	100
26. Die Juli-Revolution in Frankreich	105

Seite
27. Die belgiſche Revolution 112
28. Aufſtände in Deutſchland nach der Juli-Revolution . . . 122
29. Die polniſche Revolution 125
30. Bewegungen in Italien 132
31. Die Schweiz 134
32. Spanien 145
33. Großbritannien und Irland 157
34. Daniel O'Connell und die Repeal 165
35. Otto, König von Griechenland 176
36. Sultan Mahmud und Mehemed Ali 178
37. Auflöſung der römiſch-griechiſchen Union 183
38. Frankreich nach der Juli-Revolution 190
39. Die nordamerikaniſchen Freiſtaaten 200

Die Ereigniſſe in Deutſchland von 1830—1848.

40. Oeſterreich 208
41. Preußen 211
42. Bayern und die übrigen kleinen deutſchen Staaten 218

Die kirchlichen Ereigniſſe von 1815—1848.

43. Pius VII. Leo XII. Pius VIII. Gregor XVI. 222
44. Die Kölner Wirren und der Erzbiſchof Clemens Auguſt . . 224
45. Der Rongeunfug 232
46. Das Werk zur Verbreitung des katholiſchen Glaubens . . 240
47. Uebertritte zur katholiſchen Religion 244

Die neueſte Zeit oder Revolution in Europa.

I. Frankreich.

48. Die dritte franzöſiſche Revolution 247
49. Weiterer Verlauf der Revolution. — Abdankung und Flucht des Königs 260
50. Ereigniſſe in Paris nach der Flucht des Königs 269
51. Die Republik 270
52. Kampf der Beſitzenden und der Beſitzloſen, des Bürgerthums und des Proletariats in Paris 278
53. Der Tod des Erzbiſchofs von Paris 282

Seite

54. Wahl Karl Ludwig Napoleons zum Präsidenten der französischen Republik 286
55. Frankreich unter dem Präsidenten 290
56. Der Staatsstreich und die allerneueste französische Staatsverfassung 302

II. Italien.

A. Die Ereignisse in Neapel und Sicilien.

57. Die Vorboten des Sturms 313
58. Der Sturm bricht los 316
59. Unterdrückung des Aufstandes in Neapel 321
60. Unterdrückung des Aufstandes in Sicilien 324

B. Königreich Lombardei-Venedig. — Krieg Sardiniens gegen Oesterreich.

61. Aufstand in Mailand und Venedig 326
62. Karl Albert, das Schwert Italiens 330
63. Das Schwert Italiens wird stumpf 333

C. Pius IX., die Revolution in Rom und die römische Republik.

64. Anblick Roms. Ursachen der Bewegung. Zugeständnisse . . 335
65. Noch mehr Zugeständnisse 340
66. Eine Harlekinade von Ciceruachio und die Jesuitenhetze . . 343
67. Verwickelungen mit Oesterreich 348
68. Graf Rossi, Ministerpräsident 349
69. Gewaltthaten zu Rom. Flucht des Papstes 351
70. Schreckensherrschaft in Rom 354
71. Rom, eine Republik 357
72. Die Franzosen in Italien 360
73. Pio nono 363

III. Deutschland.

A. Baden.

74. Der Aufstand in Baden 367
75. Folgen des Aufstandes, weitere Umtriebe der Republikaner . 376
76. Unterdrückung des Aufstandes 379

B. Naſſau.

Seite

77. Auch hier ein Revolutiönchen nebſt den übrigen Errungenſchaften 382

C. Der deutſche Bund.

78. Das Vorparlament 385
79. Die Frankfurter Nationalverſammlung und die Gründung der deutſchen Reichsgewalt 389
80. Erzherzog Johann Reichsverweſer 393
81. Fernere Wirkſamkeit der Nationalverſammlung 395

D. Oeſterreich.

82. Ausbruch der Revolution 412
83. Die czechiſchen Wirren u. der Aufſtand in Prag im Juni 1848 426
84. Der öſterreichiſche Reichstag und die Octoberereigniſſe in Wien 431
85. Frevel in Wien, Ermordung Latours 437
86. Einnahme von Wien 443
87. Folgen der Einnahme Wiens 447
88. Der Aufſtand in Ungarn 452
89. Krieg in Ungarn 464

E. Preußen.

90. Das Feuer der Revolution wird angeblaſen 478
91. Das Feuer ſoll durch Zugeſtändniſſe gelöſcht werden . . . 481
92. Die Revolution in vollen Flammen 485
93. Märzerrungenſchaften und Leichenbegängniß 490
94. Der Zug des Königs durch Berlin 491
95. Die nächſten Begebniſſe nach dem Aufſtande 494
96. Die preußiſche Nationalverſammlung 498
97. Die erſte Verſammlung der preußiſchen Kammern. Die neue Verfaſſung 507
98. Aufſtand in Poſen im Jahre 1848 511
99. Der ſchleswig-holſteiniſche Krieg von 1848—1851 . . . 519

Aufſtände und Bewegungen in Deutſchland, im Frühjahr 1849, angeblich zur Durchführung der Reichsverfaſſung.

100. Aufſtand in Dresden 529

Seite

101. Der Aufstand in der Pfalz 532
102. Aufruhr und Umsturz in Baden 535
103. Innere Zustände Preußens 545
104. Das Dreikönigsbündniß oder die Union 549
105. Die Versammlung zu Gotha 552
106. Die weitere Geschichte der Union, und das Interim, das Vierkönigsbündniß, das Parlament in Erfurt 554
107. Die Spannung zwischen Preußen und Oesterreich. Die Wirren in Kurhessen; Kriegesrüstungen. Die Zusammenkunft in Olmütz 557
108. Die freien Conferenzen in Dresden. Die Wiedereröffnung der Bundesversammlung 561
109. Gegenwärtiger Zustand der katholischen Kirche 563
110. Schluß 584

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Im Verlage der Theissingschen Buchhandlung in Münster ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Der christliche Weltbürger

oder Grundsätze des socialen Lebens.

Ein Versuch

über unsere Pflichten als Menschen und Staatsbürger

vom **Abbé Durosoy,**

Priester aus der Gesellschaft Jesu.

Aus dem Französischen übersetzt

von **Dr. Lucas.**

8. 22¼ Bogen. Geheftet 18 Sgr.

Vorliegendes Werkchen ist zuerst im Jahre 1783 in Frankreich unter dem Titel Philosophie sociale erschienen und darauf in neuerer Zeit in Belgien mit Bischöflicher Approbation mehrmals nacheinander wieder aufgelegt worden. Sein französischer Titel, der sich Deutsch nicht gut beibehalten ließ, gibt die Haupttendenz desselben an und reicht hin, um die Nützlichkeit und Nothwendigkeit eines solchen Buches auch für unsere Zeit zu beweisen. Es enthält die wichtigsten Regeln für alle Verhältnisse des Lebens und eignet sich deßhalb zu einem Hausbuche für alle Stände. Familienvätern und Hausmüttern ist es ein sicherer Rathgeber bei Leitung des Hauswesens und besonders bei der Erziehung der Kinder, Jünglingen und Jungfrauen, vorzüglich der studirenden Jugend, dient es als treuer Führer und Wegweiser auf ihrem von so vielen Gefahren bedrohten Lebenswege und besonders bei der Wahl des Standes; Greisen, Ordens- und Weltgeistlichen bietet es treffliche Winke und Vorschriften.

Alle darin enthaltenen Betrachtungen und Lehren sind aus dem praktischen Leben genommen, so einfach und verständlich, daß man diesen trefflichen Ratgeber nie ohne großen Nutzen und Belehrung zu Rathe zieht.

Bayerische Staatsbibliothek München

Im Verlage der Theissingschen Buchhandlung in Münster erscheinen im laufenden Jahre folgende Zeitschriften:

Monats-Blatt

für

katholisches

Unterrichts- und Erziehungswesen.

Allen Jugendfreunden, insbesondere den Eltern, Lehrern und Geistlichen gewidmet.

Siebenter Jahrgang, in 8 Heften von 3 Bogen. Preis des ganzen Jahrgangs 1 Thlr., durch die Postämter bezogen 1 Thlr. 5 Sgr..

Der wegen des früheren gänzlichen Mangels eines Organs für das Unterrichts- und Erziehungswesen in der münsterschen und mehreren der angrenzenden Diöcesen im Jahre 1846 gemachte Versuch zur Begründung eines solchen hat den Erwartungen vollkommen entsprochen. Denn das Monats-Blatt hat während der sechs Jahre seines Bestehens eine große Verbreitung erlangt und sich einer fortwährend gesteigerten Theilnahme zu erfreuen gehabt. Während durch die Macht der großen Zeitereignisse die Aufmerksamkeit von den eigentlich pädagogischen Fragen abgelenkt und auf die künftige Gestaltung des Unterrichtswesens im Ganzen und Großen hingewendet worden ist, und deshalb Zeitschriften, welche erstere sich zur Hauptaufgabe stellten, wie der „katholische Jugendbildner," die „katholische Zeitschrift für Erziehung und Bildung von Dr. Rottels," im Laufe der letzten Jahre eingehen mußten; hat das „Monats-Blatt" mehr Interesse gewonnen, weil es den Kampf gegen unberechtigte Gewalt auf dem Gebiete des Unterrichts schon lange vor der allgemeinen Bewegung begonnen und nach denselben Prinzipien und stets innerhalb der gesetzlichen Schranken mit Kraft und Ausdauer fortgeführt hat, und fortführen wird. Das Monats-Blatt konnte dabei seinen Blick nicht auf Deutschland beschränken, mußte ihn vielmehr besonders auch auf Frankreich, England und

Belgien richten, weil der Kampf der Katholiken um die Freiheit und Kirchlichkeit des Unterrichts überall derselbe ist. Auch für die eigentliche Pädagogik, welche das Monats-Blatt stets fest im Auge behalten hat, ist die Beachtung der Meinungen, Zustände und Institutionen anderer Länder fruchtbar gewesen; so daß unser Blatt auch in dieser Beziehung als ein Archiv zu betrachten ist, welches einen bleibenden Werth hat. Die richtigen Prinzipien werden aber immerfort, wenn nicht von Unten, dann, wie früher, von Oben angegriffen, deßhalb wird auch jetzt noch den Geistlichen, Lehrern, Gemeinde- und Schul-Vorständen zur Orientirung über die Schulangelegenheiten eine gründliche Erörterung derselben, wie sie das „Monats-Blatt" sich zur Aufgabe stellt, erwünscht sein. Da es übrigens nicht angeht, Fragen, welche in den vorhergehenden Jahrgängen schon erschöpfend besprochen sind, aufs Neue zu behandeln, so müssen wir die neuen Abonnenten auf die früheren Jahrgänge, von welchen noch vollständige Exemplare zu haben sind, zu verweisen uns erlauben. Zur Erleichterung der Anschaffung hat die Verlagshandlung den Preis derselben auf 15 Sgr. pro Jahrgang herabgesetzt.

Sonntags-Blatt

für

katholische Christen.

Unter

Mitwirkung von Geistlichen

der

Erzdiöcese Cöln und der Diöcesen Hildesheim, Münster, Osnabrück, Paderborn und Trier

redigirt und herausgegeben von Conrad Theissing.

Elfter Jahrgang.

Es sind bereits zehn Jahre verflossen, seit das „Sonntags-Blatt für katholische Christen" in die Reihe

der religiösen und kirchlichen Zeitblätter, eintrat. Religiöse Bildung des Geistes und sittliche Veredlung des Herzens fördernd, die Interessen der katholischen Kirche wahrend und vertheidigend, den verderblichen Richtungen der Zeit entgegentretend, die erfreulichen Lebensäußerungen auf kirchlichem Gebiete treu und wahr mittheilend, wollte es allen Anforderungen an ein zeitgemäßes, religiöses Volksblatt genügen und namentlich katholischen Familien eine erbauende und belehrende, anregende und unterhaltende Sonntags-Lectüre bieten. Die große und lebhafte Theilnahme des katholischen Publikums in vielen selbst weit entfernten Diöcesen, die hochgeneigten Empfehlungen mehrer hochwürdigster Bischöfe, die steigende Zahl achtbarer und tüchtiger Mitarbeiter und Correspondenten, die Aufnahme vieler Original-Aufsätze unseres Blattes in weit verbreitete und angesehene katholische Blätter, berechtigen die Redaction zu der Hoffnung, daß das Sonntags-Blatt bisher seine wichtige und schwierige Aufgabe zur Zufriedenheit gelöst, und ermuntern und ermuthigen dieselbe, auf dem errungenen Felde rüstig fortzuarbeiten. Da der Kreis der Mitarbeiter und Correspondenten sich fortwährend erweitert und diese sämmtlich ihre fernere Theilnahme zugesichert haben, so kann die Redaction nicht allein versprechen, daß auch die ferneren Jahrgänge des Sonntags-Blattes nur gediegene und tüchtige Arbeiten bringen werden, sondern es wird ihr auch die freundliche Aufnahme und Unterstützung, welche sie bisher überall gefunden hat, ein fortwährender Antrieb sein, alles aufzubieten, daß das Sonntags-Blatt immer mehr seinen Zweck erfülle und den Katholiken aller Stände eine lehrreiche und nützliche, wie auch angenehme und unterhaltende Lectüre darbiete.

Wochentlich erscheint 1 Bogen in gr. 8. — Der Jahrgang, der mit den Beilagen an 1000 Seiten füllt, kostet im Buchhandel nur 1 Thlr. 10 Sgr.; bei den Postanstalten 1 Thlr. 17½ Sgr. Pränumeration. — Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an.

NB. Um den Abonnenten die Anschaffung oder Vervollständigung der früheren 10 Jahrgänge (1842—1851 zu erleichtern, ist die Verlagshandlung bereit, jeden der früheren Jahrgänge, — so weit der geringe Vorrath reicht — à 20 Sgr. abzulassen.

Katholische Zeitschrift.

Herausgegeben
von einem
Verein von Geistlichen und Laien.

Zweiter Jahrgang.

Das Bedürfniß, für die ausgedehnten Bisthümer des nordwestlichen Deutschlands eine katholische Zeitschrift zu besitzen, welche in enger Beziehung zu dem kirchlichen Leben für entsprechende Bestrebungen auf dem Gebiete der Wissenschaft, besonders der Theologie und Philosophie, einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt und ein geeignetes Organ abgäbe, hat im vorigen Jahre diese Zeitschrift ins Leben gerufen. Die Redaction derselben hat sich nach Kräften bemüht, den Anforderungen ihrer geehrten Abonnenten zu entsprechen, und da der erste Jahrgang sich allgemein beifälliger Aufnahme erfreuet hat, so hofft sie, mit den Bedürfnissen der Zeit näher vertraut und an Erfahrung reicher, getrost den neuen Jahrgang beginnen zu dürfen, wobei sie jedoch an Alle, denen die Interessen der katholischen Kirche am Herzen liegen, die Bitte erneuert durch geeignete, an die Verlagshandlung einzusende Beiträge und durch Abonnement die Zeitschrift auch fernerhin unterstützen zu wollen.

Dieser 2te Jahrgang wird gleichfalls aus 8 Heften von 5—6 Bogen bestehen; der Preis ist unverändert: im Buchhandel 2 Thlr. 20 Sgr., durch die Post bezogen 2 Thlr. 25 Sgr.